UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ
3 2106 01993 6167

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SANTA CRUZ

Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

Sechste Folge

Heft 1–10

Oktober 1919–Juni 1921

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT

A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

DER BRENNER

AP
30
B71
1919-21

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 1*

Ludwig Ficker: Vorwort zum Wiederbeginn

Der Sonnengesang des hl. Franziskus

Carl Dallago: Weltkrieg und Zivilisation

Anton Santer: Stationen (Türkei 1918)

Ferdinand Ebner: Fragment über Weininger

Sören Kierkegaard: Eine Möglichkeit

Lorenz Luguber: Rückblick auf Galizien

Erik Peterson: Der Himmel des Garnisonspfarrers

Kanso Utschimura: Wahre und falsche Propheten

Theodor Haecker: Ausblick in die Zeit

** OKTOBER 1919 **

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. / Alle Rechte vorbehalten.

HELLERAUER VERLAG / JAKOB HEGNER

SÖREN KIERKEGAARD / DER BEGRIFF DES AUSERWÄHLTEN

Preis Mk. 7.— geheftet, Mk. 10.— in Halbleder.

Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. Aus dem Nachlaß veröffentlicht, dänisch 1916 erschienen.

Daraus einzeln:

TH. HAECKER / EIN NACHWORT

Preis Mk. 2.— geheftet, Mk. 4.— gebunden.

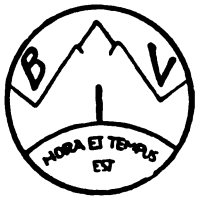
Vom strengen Christentum Kierkegaards befeuert, die zornbebende Streitschrift gegen das Europa, das nun zusammenbricht. Zugleich ein Buch, geeignet, Aufruhr zu stiften und Umsturz: Aufruhr des Gewissens, Umsturz der Gesinnung.

GARTENSTADT HELLERAU BEI DRESDEN

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Sechste Folge
Erster Halbband



Oktober 1919 bis Juni 1920

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT

		Seite
Der Sonnengesang des hl. Franziskus *(Franz Brentano)*		5
Das 18. Kapitel der Offenbarung Johannis *(Luther)*		321
Carl Dallago:	Der große Unwissende, II. Teil:	
	Weltkrieg und Zivilisation	7
	Die Geburt des Religiösen	81
	Religion und Kirchentum	89
	Eröffnungen	178
	Wider Hanswurst	299
	Das Christliche und das Soziale	372
F. M. Dostojewski:	Über persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste	122
Ferdinand Ebner:	Fragment über Weininger	28
	Kultur und Christentum	141
	Das Kreuz und die Glaubensforderung	200
	Das Wort und die geistigen Realitäten	241
	Wort und Menschwerdung	324
Ludwig Ficker:	Vorwort zum Wiederbeginn	1
	Notiz (Vorlesung Karl Kraus)	238
	Nachtrag (Karl Kraus)	315
Theodor Haecker:	Ausblick in die Zeit	72
	Versailles	161
	Einfälle und Ausfälle	230
	Wandel der Tragik	272
	Übersicht	341
Friedrich Hölderlin:	Patmos	252
Sören Kierkegaard:	Eine Möglichkeit	47
	Die Sünderin	133
	Tagebücher	225, 259, 336
Lorenz Luguber:	Rückblick auf Galizien	60
Erik Peterson:	Der Himmel des Garnisonspfarrers	62
Anton Santer:	Stationen (Türkei 1918)	18, 96
	Bruchstücke I (Ankündigung für einen Autor ohne Werke / Vorworte / Vor einer Madonna mit dem Kinde)	107
	Bruchstücke II (Aus Briefen eines Zweiflers an schönen Künsten)	215
	Zu Bildern des Malers E. L.	173
	Stoische Episode I: Wien	285
	Stoische Episode II: Das Bergland	362
Kanso Utschimura:	Wahre und falsche Propheten	65

LUDWIG FICKER:
VORWORT ZUM WIEDERBEGINN

„Einfältig ist, was wir zu sagen haben.
Vielfältig ist, was ohne uns geschieht.
Und unsre Sache ist's, den Sprung zu wagen,
Den niemand sieht."

A. Santer.

Als im Frühjahr 1915 der Brenner auf Kriegsdauer sein Erscheinen eingestellt hatte, da war es ungewiß, ob er jemals würde wieder erscheinen können. Erstes und schmerzlichstes Opfer des Krieges: *Georg Trakl*, der Dichter, war tot, die übrige Schar mitwirkender Gefährten durch Einberufungen „gelichtet" und mancher von ihnen, dessen innerlichsten Anspruch auf künftige Bedeutung der Brenner in ein helles Licht gesetzt hatte, ins äußerste Dunkel dieses außenweltlichen Verhängnisses gestellt. Wie hätten wir, je weiter und unabsehbarer das Unheil seinen Lauf nahm, je unnachsichtiger es das Los der Draußenstehenden ins Ungewisse mitriß, nicht besorgen sollen, ob mit jenem Jahrbuch 1915, das des verewigten Freundes „Offenbarung und Untergang" und das Vermächtnis seiner letzten Visionen barg, der Brenner nicht am Ende von sich selber Abschied genommen habe. Sind doch fernerhin nicht weniger als sieben (wenn auch meist nur gelegentliche) Mitarbeiter: *Hans Bachgarten, Karl Berger, Viktor Bitterlich, Hermann Koch, Isidor Quartner, Ludwig Seifert und Robert Zellermayer* im Krieg gefallen, gestorben, verschollen. Ihrer, die zumeist den schwierigen Anfängen des Brenner angehören, sowie auch manches wertvollen Getreuen aus der Leserschaft, den uns der Krieg entriß, sei hier in tiefster Dankbarkeit und umso inniger gedacht, als durch die Wiederkehr der Wenigen, die als die Träger unserer Bewegung auch fürder in Betracht kommen, der Fortbestand der Zeitschrift nun doch gesichert erscheint.

*

Als ein abschließendes Dokument seiner Entwicklung, das kaum mehr eine Spur des Beiläufigen aufwies, enthielt das Jahrbuch

des Brenner zugleich die volle Andeutung seiner künftigen (der einzig möglichen, somit notwendigen) inneren Gestalt. Denn nicht von ungefähr war es erfüllt vom Widerschein der beiden großen Geistesrichtungen, die nur im tiefsten und bedeutungsvollsten Sinne eines Zufalls — im Sinne einer Fügung — die Schicksalspole unserer geistigen Bewegung werden konnten: der hohen Weisheit Chinas, die aus des *Laotse* Entrücktheit durch zweieinhalb Jahrtausende zu uns herüberschimmert, und der leidenschaftlichen Denk- und Glaubensinbrunst *Sören Kierkegaards*, die unheimlich unverrückt, ein endlos flammendes Gewitter, den stürzenden Horizont des Abendlandes überragt. Im Bannkreis dieser beiden Geistausstrahlungen, die dort, wo sie sich scheinbar durchkreuzen, die Tiefe ihres göttlichen Ursprungs oft am seltsamsten erhellen, im Brennpunkt ihrer gegenseitigen Durchleuchtung hat vielleicht eine Entscheidung zu fallen, die für die geistige Orientierung dieser Zeit, soweit sie ihrer religiösen Bestimmung habhaft werden will, von größter Wichtigkeit ist. Denn daß die christliche Welt, die diesen Weltkrieg auf dem Gewissen hat: die christlich-jüdische Welt, ins letzte Stadium ihrer irdischen Vermessenheit getreten ist, das haben nicht erst heute Menschen unter uns, das hat — außer Kierkegaard — vor nahezu vierzig Jahren auch schon Dostojewski in einer erschütternden Voraussicht der heutigen Ereignisse aufs deutlichste erkannt. Und wenn — den Spuren dieser sehenden Geister, den großen Dichtern und Künstlern folgend, die (nach einem Ausspruch Theodor Haeckers) die Apologeten unserer Zeit sind und nicht Gelehrte und weltfremde Theologieprofessoren — der Brenner nun das Christentum in den Mittelpunkt seiner Betrachtung rückt, so soll es mit jenem letzten Ernst zur Verantwortung vor einem höchsten Richter geschehen, der seiner führenden Männern entspricht und jede, auch die tiefste Gegensätzlichkeit, die in den Divergenzen ihrer geistigen Anschlußrichtungen zutage treten mag, in ihrer fraglosen Berufenheit zur Aussage, in der Rückhaltlosigkeit ihres Bekenntnisses und in der Lauterkeit ihrer Gesinnung bedingterweise ausgleicht und versöhnt.

*

Zurückgezogen also auf die Wahrnehmung der Wenigen, die — unabhängig von einander — das Schicksal des Brenner als das einer Bekenntnisschrift von Grund auf gestalten, indem sie nirgends sonst zum Wort sich melden als eben hier, und somit ganz nur aus der festumrissenen Begrenztheit seiner Innenweltlichkeit heraus will der Brenner das Beispiel einer geistigen Erhebung bieten, die nach wie vor nichts anderes bezweckt als den Ausdruck der Bewegtheit im großen Unbewegten, das uns umgibt, den Anschluß an ein Urheimatliches, das der Welt verloren ging, eindeutig gegen alle Zweideutigkeiten einer aus den Fugen ihrer Selbstherrlichkeit geratenen Außenwelt zu verteidigen und zu vertiefen.

Da aber Weltgeschichte letzten Endes nichts anderes bedeutet als das ewige Nachsehen, das eine verblendete Menschheit der Vorsehung gegenüber hat, und diese Zeit (in welche Ewigkeit, o Grau'n!, schwindet s i e hin?) sich in dem Werk des Karl Kraus bereits ihr unvergängliches Grabdenkmal gesetzt hat, so kann der Brenner über alle zeitläufigen Bestrebungen hinweg Aktualität und Wirkung in die Zukunft nur im Zusammenhang mit jener tieferen Voraussicht gewinnen, die Theodor Haecker zu einer Zeit, da dieser Krieg noch unentschieden war, in seinem „Nachwort" zu Kierkegaards „Begriff des Auserwählten" angedeutet und deren Schwierigkeiten und Verheißungen er in den Worten ausgesprochen hat:

„E s g e h t u m e i n e n e u e G e s i n n u n g. E u r o p a i s t g e k l e i d e t i n b l u t b e f l e c k t e L u m p e n; e s w i r d d i e I r o n i e d e s e v a n g e l i s c h e n W o r t e s j e d e n t r e f f e n, d e r a u f d a s a l t e s c h m u t z i g e K l e i d n u r n e u e L a p p e n f l i c k e n w i l l. I n d e m l a n g e n K a m p f z w i s c h e n S t a a t u n d K i r c h e h a t, w a h r l i c h n i c h t o h n e S c h u l d e i n e r w e l t g e i l e n K i r c h e, e n d g i l t i g d e r S t a a t g e s i e g t, d e r e i n M ö r d e r i s t, a b e r f r e i l i c h s e i n e S c h u l d d u r c h S e l b s t m o r d s ü h n e n w i r d. D e r U m s t u r z d e r G e w a l t e n u n d S i t t e n, v o n d e m d i e n ä c h s t e n G e n e r a t i o n e n E u r o p a s l e b e n u n d i n K r ä m p f e n d e s H a s s e s u n d d e s Z o r n e s u n d d e s N e i d e s b e b e n

werden, ist nur zu verhindern durch den Umsturz der Gesinnung. Dann könnte vieles bleiben, weil alles neu würde. Aber wer braucht nicht zu fürchten, daß sie einzig uns erhalten bleibt, daß dieser Konservativismus der teuflischen Mächte über Länder und Meere alle „Feinde" einen wird, um zu verhindern, daß in ihm der einzige wahre Feind erkannt werde?! Einige aber wird es wieder geben, die das Reich Gottes mit Gewalt an sich reißen werden, und da diese Gewalt alle Gewalt der Zeit und der Welt verachtet und bricht und überwindet, so ist ihnen der Erfolg im Ewigen so verheißen wie gewiß".

So ist denn die Bestimmung des Brenner im letzten: Wegbereiter zu sein, der Erkenntnis der Kommenden, der Tieferberufenen, Herz und Verstand der Gegenwart zu weiten, und dieser selbst vorläufig im wahrsten Sinn des Wortes heimzuleuchten aus dem ungeheuerlichen Angst-Dickicht, in dem sich der Geist der Zeit verfangen hat und darin er sich vom Auge des Ewigen, das er zu blenden wähnte, nun wie von etwas Furchtbarem fixiert fühlt. Dieser Andeutung einer Charakterzeitschrift, die sich keinem Vorbehalt von Seite der Welt, und sei er noch so hartnäckig, doch umso stürmischer dem Gebot des Augenblicks, der jeweils ihre geistige Sendung erhellt, in Demut unterwirft, nach Möglichkeit gerecht zu werden, scheint uns eines wohlbedachten Wagnisses der Begeisterung wert. Mag auch die Aussicht davon sich vorerst in die lichte Vorbedeutung eines Dunkels verlieren, aus dessen Tiefe jenes unverlorene Bild aufsteigt, mit dem einst Georg Trakl seine Vision „An die Verstummten" beschlossen hat:

„Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit,
Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt."

DER SONNENGESANG DES HEILIGEN FRANZISKUS

(In freier Uebertragung des Franz Brentano)

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Schwester der königlichen Sonne; denn sie ist schön und strahlend und gibt Morgenrot und Mittagshelle und die glühen Farben des Abends. Und die Blüte des Lenzes gibt sie und des Sommers goldne Aehre und die labende Traube des Herbstes. Und kein anderes Geschöpf zeigt so wie sie im Bilde das Walten Deiner Herrlichkeit.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Brüder. des Mondes und der Sterne; denn sie verklären die Nacht und Friede trinkt die Seele, wenn sie zu ihnen aufblickt; denn sie schauet das Bild der Ewigkeit inmitten der wandelnden Zeit.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Schwester der Luft, die mit ihrem sanften Auge auf mich niederblickt und mich lind umkost und mich tränkt mit dem Odem des Lebens. Und die Wolken trägt sie hin über die Lande, Segen träufelnd der dürstenden Erde.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meines Bruders, des Feuers; denn schön ist er und stark, also, daß er die Kraft des Erzes bändigt und mild und demütig naht er mir und bereitet mir die Speise, erwärmt mir die winterliche Kammer und verscheucht ihr Düster mit seinem freudigen Glanze.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Schwester, des Wassers, denn keusch ist sie und aufrichtigen Herzens und alles Schöne nimmt sie freudig darin auf und verklärt es neu in dem rhythmischen Spiele ihrer Wellen. Und dem Wanderer labt sie die vertrocknete Zunge und kühlt ihm die brennenden Glieder in ihren Fluten.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere in meiner Schwester und Mutter, der Erde, der schön gegürteten; denn die Gräser läßt sie sprießen und die Kräuter allzumal und die Sträucher und die ragenden Bäume und die Tiere, von den unsichtbar kleinen bis zu den Riesenungetümen des Meeres. Und auch meinen Leib hat sie gebildet wundersam, ihn, der wehrlos scheint; doch in der Hand besitzt er das Werkzeug vor allen Werkzeugen und mit der Zunge schnellt er das Wort in des anderen Brust, so daß e i n Gedanke mich und ihn vereinigt und e i n Werk unserer beiden Kraft entspringt.

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Brüder, der Weisen und Heiligen, ihrer, die lieben auch jene, die sie hassen, segnen auch die, welche ihnen fluchen, und Dich mit hohem Sinne dankbar verehren, auch dann, wenn Deine Hand schwer auf ihnen ruht!

O Gott, ich preise Dich in Dir und in allen Deinen Werken, und insbesondere wegen meiner Brüder, der Schmerzen und des Todes; denn die Trauer wird in Freude verwandelt werden und der Tod erschließt uns die Pforte des besseren Lebens.

Selig, die im Herrn sterben, denn sie werden den zweiten Tod nicht schauen.

CARL DALLAGO:
WELTKRIEG UND ZIVILISATION

Siehe, wie starrt die Schönheit der Erde mich wehe an! War ich abwesend im Traume? Wo waren meine Wünsche, meine Hoffnungen. meine Begierden? Spähte ich nicht nach sanften Gewalten aus, die mich fortführen sollten, hinaus in ein Land lichter Freiheit? War ich abseits allem Geschehen dieser Welt mit meiner ganzen Sehnsucht, und konnte doch nicht fort, da ich mich eingekerkert fühlte in die Tätigkeiten einer Menge, die von eitlem Wahn gelenkt und zusammengehalten, durch Gewalt willfährig gemacht wird? Wo war ich? Wie kam das? Diese Kettenlast noch im Traume die alle meine Schritte einengt und mich abhält, zu mir zu kommen. Dieses Verhängnis einer Willkür, die mir oft wüste Kameradschaft aufdrängt und mir noch in meinem vorgerückten Alter alles Tun und Lassen vorschreiben will!

Was ist das, dieses Netz von Gewaltsamkeiten, das heute über die ganze Welt hin ausgespannt ist? In dessen Maschen der Einzelne wie die Menge sich verfängt und zugrunde geht? Dieses gewalttätige Ordnen, das sich durch Länder und Reiche verzweigt und um alles Leben seine Fesseln legt, in solcher Weise der Ordnung der Natur wie blind entgegenwirkend! Das den Einzelnen wie die Menge ohne Richterspruch und Erwägung zur Zwangsarbeit verurteilt. Das keinen auf seinem natürlichen Platz läßt und für jeden erst einen Platz schafft ohne danach zu fragen, ob der, dem es den Platz zuweist, auch die Fähigkeit hat, ihn auszufüllen. Das den Gottesbegriff aufhob und statt seiner das Wort Befehl setzte, das nicht zu Anfang war als Gott war (und niemals ist noch sein wird, wo Gott ist), dies Machtwort eines Menschlichen, das allen Sinn für geistige Gewalt aus sich verloren hat. Was Wunder, daß solch ein Menschliches allmählich in ein Fahrwasser hinein trieb, darin es einer Lenkung nicht mehr fähig ist, so daß es nun nur noch befiehlt, weil es sich das Befehlen angewöhnt hat; befiehlt, ohne zu bedenken, daß anderen befehlen vor allem die Verpflichtung in sich begreift, das Tun dieser anderen auch völlig zu verantworten.

Was ist das, dieses Fehlgreifen in Allem? Dieses Abkommen von aller natürlichen Ordnung? Das Unwesentliche hat das Wort, und das Wesentliche ist dabei immer stiller geworden, bis es sich lautlos gleichsam in sich selbst zurückgezogen hat und nicht mehr aufzufinden ist.

Was ich um mich höre, in seiner Wirkung fühle, ist nur noch dieses Wort Befehl, das nachgerade zum einzigen Machtwort geworden ist in der verstörten Welt. Wie es Menschen und Dinge nun in seinem Bann hält! Wie es seine Macht zeigt in der Verödung der Weiten, in der Brachlegung der Fluren, in der Zerstörung von Wohnstätten, im Entstehen von Verhauen und Stacheldrahtfeldern, von Kavernen und Schützengräben, im Anwachsen frischer Gräberreihen! Wie es zugleich — in dem Maße, als es sein Machtbedürfnis übertreibt — immer kreischender wird aus Tonnot, immer vielspältiger aus Mangel an Einsicht, immer hohler und hinfälliger aus innerer Leere! Und wie diese Leere überall sich ausbreitet, wie sie schon grauenhaft gefühlt wird, so daß an Abhilfe gedacht werden muß! Doch siehe, wie es sich da schon wieder aufgerafft hat, dieses entsetzliche Machtwort des Befehls, um nun auch die Religion sich und seinen weltlichen Plänen dienstbar zu machen! Wie es, selber haltlos, dieser aufzuhelfen und sie zu stützen trachtet mit dem ganzen Aufgebot der ihm zur Verfügung stehenden Gewaltmittel! Doch kommt dabei nur das Kommandoregister zur Bereicherung, die Religion hingegen noch mehr zu Verweltlichung, der Gottesbegriff zu völliger Entgeistigung. Und eine Entgottung beginnt umzugehen in der Welt, ungeheuerlich grotesk in ihren Anordnungen, die im Gewande sittlich-religiöser Forderungen auftreten und sich nicht scheuen, auch noch auf Gott hinzuweisen, dessen Beistand anzurufen diese Welt freilich als Letztes nötig haben mag, um ihre Abkehr von Gott als dem Geiste gründlich durchführen zu können.

*

Meine Wahrnehmung geht weiter wie suchend nach einem Ausgang aus dem Labyrinth der Geschehnisse, das eine gewalttätige Umwelt um mich aufgerichtet hat. Dieses fruchtlose Suchen schlägt sich so schwer auf mein Gefühl, daß es völlig von ihm

darniedergebeugt wird. Immer mehr beginne ich diese Welt als eine ungeheure Faust zu empfinden, die sich drohend auf das Auge des Geistes legt. Doch am seltsamsten erscheint mir, daß im Umkreis dieser Verblendung auch die Vertreter der Religion, die doch als Diener Gottes die Verkünder eines Geistigen sein sollten, nur mehr als Vorspann für die Beförderung weltlicher Angelegenheiten Verwendung finden. Und ich muß staunen darüber, wie willfährig dieser geistliche Vorspann den Angelegenheiten der Welt entgegenkommt, ja wie gut er sich abfindet mit Rang und Auszeichnungen, die ihm in einer geistig derart unhaltbaren Situation von Seite der Welt zuteil werden. Diese Wahrnehmung greift weiter, bis ich Wahrnehmender in meiner Vereinsamung ganz auf mein Gefühl gestellt, das äußerst angespannt aufnimmt, endlich aufatmend, als sollte ein Gebeugtwerden seinen Abschluß finden, noch erkenne: daß der geistliche Vorspann vom weltlichen Karren nicht mehr zu unterscheiden ist, und nun auch die Annahme von mir weise, als sei in solchem Vorspann je eine geistige Kraft lebendig gewesen, die erst später durch weltlichen Einfluß erloschen ist.

Eine Niedergeschlagenheit hat sich meiner bemächtigt, die nicht mehr weiter kann. Das äußerliche Geschehen belastet, einem Alp gleich, allzu andauernd mein Empfinden. Eine Stimmung ist in mir grenzenloser Vereinsamung. Aber wie seltsam: diese Vereinsamung arbeitet der Niedergeschlagenheit entgegen, je mehr sie sich ihrer selbst bewußt wird. Schon erbringt sie eine Klärung dem Gefühl, das erkennt: Vereinsamung ist der beste Wegweiser zu innerer Festigung. Der Mensch wird durch sie auf sich selbst gestellt, auf das Bewußtsein seiner Herkunft aus dem undurchdringlichen Dunkel, das ihm immer mehr zu einem Licht auf seinem Wege wird. Es geschieht ihm schließlich wie einem Schiff, das von Sturm umtobt, plötzlich sicheren Grund findet und Anker wirft. Wie nun der Anker zur Tiefe fährt und sich eingräbt in den sichernden Grund — dieser Anker des Gefühls, von der Vereinsamung ausgeworfen! Und wie der Ankerhaken in der Folge sich gleichsam immer mehr verzweigt, um nimmermehr einen Grund loszulassen, der dem Ankernden einzig Halt und Sicherung gewährt in diesem auf-

gewühlten Meer von Leidenschaften einer blind wütenden Welt! ... Je mehr ich mich solcher Stimmung und ihren Vorstellungen überlasse, umsomehr schaue ich die Menschheit als Welt von allem Gedeihlichen abgekommen. Immer ungeheuerlicher und unverständlicher in seinem Tun und Wollen steigt der Weltkrieg vor mir empor. Immer weher und gefurchter zeigt sich mir dabei das Antlitz unserer schönen Erde. Und ich frage mich immer besorgter, wieso es mit den Menschen so weit kommen konnte, daß sie nicht mehr davor zurückschrecken, ihr kurzes Dasein auf dieser Erde, die doch für alle überreichlich Raum hat, damit auszufüllen, daß sie sich gegenseitig zerfleischen und vernichten.

Not ist nicht der Beweggrund; sie schlösse das Gewaltsystem aus, mit dem man zum Kriege anhält. Auch Tatendrang ist nicht der Beweggrund; er schlösse die Stumpfheit und Unlust aus, die doch den Großteil der Kämpfenden beherrschen. So sehr ich danach ausschaue, ich finde keinen Beweggrund für dieses Morden, der eine einigermaßen elementare Berechtigung aufwiese. Was da täglich die Presse, das größte Zeitübel, von allen Seiten den Geist betäubend vorbringt mit Schlagworten wie „für die Nation", „für Freiheit", „für Gerechtigkeit", „für Kultur und Zivilisation" läßt genugsam erkennen, daß die Nationen verführt und verdorben sind, die Freiheit völlig verkannt wird, Unrecht durch Gewalt zu Recht erhoben und unsere so gepriesene Kultur nur ein Abkommen von der Natur ist, das uns nun den Errungenschaften der Zivilisation mit allen ihren Schrecknissen ausliefert. Jedenfalls wäre eine Welt außerhalb der Zivilisation — eine Welt von Naturvölkern — niemals fähig zu einer derartigen Selbstverwüstung und Vernichtung.

*

Mein Verweilen bei der Zivilisation erschließt mir indessen eine Wahrnehmung, in deren Bann sich der Beweggrund für das furchtbare Kriegstreiben mit dem Begriff Zivilisation höchst bedenklich zu verbinden beginnt. Hat doch dieser Weltkrieg die zivilisierte Welt mit ihren Errungenschaften als Voraussetzung nötig. Auch läßt sich nicht bestreiten, daß die Zivilisation an sich in der Welt ständig im Fortschreiten begriffen war, wäh-

rend zugleich mit diesem Fortschritt die Vorbedingungen für den Weltkrieg immer mehr geschaffen wurden. Entweder also lag der Kriegserreger bereits im Wesen der Zivilisation, oder es mußte etwas, das den Krieg vorbereitete, wenn auch insgeheim, mit ihr gegangen sein; denn sicher ist: was geerntet wird, muß vorher gesät sein. Und fest steht: was unsere zivilisierte Welt geerntet hat ist der Weltkrieg.

Diese zivilisierte Welt aber ist aus der Zivilisation hervorgegangen. Es entsteht nun die Frage: ob in der Zivilisation als solcher bereits die Aussaat gelegen war, die eine Welt, welche aus jener hervorgegangen ist, den Weltkrieg ernten ließ. Im Zusammenhange mit dieser Erwägung ergäbe sich wohl auch, was eigentlich Zivilisation ist.

Je mehr ich den Begriff Zivilisation, wie er auf uns überkommen ist, in mich aufzunehmen trachte, umsomehr setzt sich dagegen etwas in mir zur Wehr wie gegen eine Bedrohung durch Trug und Lüge. Oder sollte es nicht zumindest Selbstbetrug sein, wenn die Zivilisation vorgibt, erst sie trage Gesittung und Ordnung in die Menschen hinein? In Wahrheit ist ihr Tun ein gewaltsamer Eingriff in die Ordnung der Natur und als solcher schon verwerflich. Sie hat hochmütige Verblendung dem Begriff Natur gegenüber zur Voraussetzung und sie erhält ihre Speisung von Gewinngier und Berechnung. Trug und Lüge sind dabei unentbehrlich. Ist es doch so, daß die Träger der Zivilisation zu sogenannten wilden Völkerschaften kommen, nicht um ihnen aufzuhelfen, sondern um von ihnen Gewinn zu ziehen und sie sich untertan zu machen.. Der Weltkrieg hat es wiederum bewiesen, beweist es Tag für Tag; er hat aufgedeckt, wo Wildheit im häßlichsten Sinne ist, wo sie die verheerendsten Formen angenommen hat, wo sie im großen auftritt und ihr unmenschlichstes Gesicht zeigt. Auf Seite der Zivilisation ist diese Wildheit; die Träger der Zivilisation sind die schlimmsten Wilden, als Vertreter und Nutznießer einer Welt, die schlimmster Gewinngier und Berechnung erlegen ist.

Wie friedlich und licht nimmt sich dagegen der sogenannte Wilde aus, der vielleicht zur Sonne betet, manches Tier verehrungswürdig findet, seine Einfalt bewahrt und aus seiner

Natur heraus noch Anhänglichkeit und Treue in Fülle zu offenbaren imstande ist. Wohl mag es sein, daß in solcher Umgebung das Große selten oder auch gar nicht dazu kommt, sich im besonderen zu äußern, weil eben alles schon groß ist, was sich da äußert, als harmonisch der Natur eingefügt.

Sicher ist auch, daß auf Seite der Zivilisation das Sichäußern eines Großen immer ein Gegnerisches darstellt. Ja, es zeigt sich zumeist, daß, was sich da an Großem äußert, umsomehr von Belang ist, je mehr es der Zivilisation ferngerückt ist. Wenn Gelehrte es mitunter anders lehren, so mag dies in vielen Fällen aus ihrer menschlichen Beschaffenheit zu erklären sein, die eben nur zu oft noch von der Art der Zivilisation ist. Tatsächlich hat die zivilisierte Welt kein Volk aufzuweisen, bei dem das Große wie der Große nicht ausgesetzt und vereinsamt wären, bei dem sie nicht die Gegnerschaft der dominierenden Gewalten hervorriefen, und zwar umsomehr, je mehr ein Großes wahrhaft groß ist, und anderseits, je mehr in dem betreffenden Volke die Zivilisation überhand genommen und sich die Ueberzeugung festgesetzt hat, daß mit den Errungenschaften der Zivilisation auch schon alles erreicht sei. Die äußerste Veräußerlichung des Menschen käme darin zum Ausdruck, und solchermaßen — auch rein geistig gewertet — dessen denkbar größte Entartung.

*

Die Betrachtung ergibt, daß Zivilisation veräußerlicht. Mit der Ausbreitung der Zivilisation breitet sich die Veräußerlichung des Menschen gleichsam nach innen aus. Dies muß notwendigerweise zu einer völlig veräußerlichten Anschauung führen. Und auf dem Grunde dieser völlig veräußerlichten Anschauung ersteht erst die zivilisierte Welt. Da ist es kein Wunder mehr, wenn in einer solchen Welt alles auseinanderfällt, indem alles aneinandergerät, weil eben alles nur mehr an der Oberfläche zuhause ist. Das Unbegrenzte ist abhanden gekommen, so trachtet jeder nach Grenzerweiterung, um möglichst viel Platz für sich zu erringen. Es ist der große innere Verlust, und dieser erst bewirkt es, daß der Erdenraum den Menschen zu klein wird.

Das mag so gekommen sein: Mit dem Erreichen von rein

äußerlichen Errungenschaften glaubte man, wie angedeutet, auch schon alles erreicht zu haben. Und: „Wie wir es so herrlich weit gebracht!" stand bald am Glaubenshorizont der ganzen zivilisierten Welt. Zunächst eben als Ausdruck einer maßlosen Ueberschätzung jener rein äußerlichen Errungenschaften, die für die Menschheit im besten Fall nur eine Bereicherung ihrer Einrichtungen bedeuten können. Dann aber wohl auch als Ausgeburt des allgemein verbreiteten Wahnes einer beständigen Aufwärtsentwicklung, der gleichsam den Boden düngte für das Aufgehen solch verdorbener Glaubenssaat. Indem man sich durch den blendenden Hinweis, wie wir es so herrlich weit gebracht, immer wieder jeder besseren Einsicht verschloß, wurde man schließlich ganz verblendet. Schlimmste Veräußerlichung war Trumpf geworden.

Immer fragwürdiger wird mir so das Ergebnis der Zivilisation. Immer offener und unverhüllter zeigt sich mir ihr wahres Wesen. Schon sehe ich, daß sie es ist, die den großen inneren Verlust am Menschen bewirkt.

Welche Anmaßung überall dort, wo die Zivilisation einsetzt und die Natur unterjochen will, angespornt von Gewinngier und Berechnung! Wie sie den Menschen auf abschüssige Bahn bringt, gerade durch die Vorspiegelung, daß sie ihn beständig aufwärts führe. Und welche Verblendung, die Zivilisation als die eigentliche Bildnerin des wohlgeratenen Menschen hinzustellen und Begriffe wie Ordnung, Gesittung, Gerechtigkeit und dergleichen erst von ihrer Machtsphäre und deren falschen Tugendbegriffen herzuleiten. Die Folge ist, daß schließlich selbst die Religion als solche mit der Zivilisation wie untrennbar verbunden erscheint, und zwar offenbart sich dies zunächst so, daß durch diese jene erst in weltlichem Sinne herrschend wird. Diesem Umstande verdanken wir wohl die fast unglaubliche Tatsache, daß heute diese zivilisierte Welt zugleich die sogenannte christliche Welt ist.

Es frappiert, aber es ist so. Es ist wiederum die Faust vor dem Auge des Geistes. Es veranschaulicht deutlich den inneren Verlust des Menschen durch die Zivilisation. Man stelle sich vor: durch eine rein äußerliche Angelegenheit soll die innerste

Angelegenheit des Menschen zur Herrschaft gekommen sein! Welch ein Unmaß von Widerspruch!

Die Spekulation und das Vermögen, sich äußerlich einzurichten, sind in der Zivilisation das Führende. In diesem Sinne freilich ist sie auch die Lehrmeisterin der landläufigen Begriffe von Gesittung und Ordnung, insoferne in diesen die Menschennatur auf ein rein Aeußerliches hin zurechtgeschnitten erscheint. Nun maßt sich dieses spekulative Vermögen — das dort, wo es die Führung übernimmt und so am Menschen zur Hauptsache wird, dem Vermögen des Menschen sein Inneres zu erschließen und zu entfalten, direkt entgegenwirkt — die Fähigkeit an, auch die Führung des Innerlichsten am Menschen zu übernehmen. Welch folgenschwerste Verirrung! Anstatt jeder Errungenschaft der Zivilisation — als einer Gefahr für die Innerlichkeit durch Ueberschätzung eines Aeußerlichen — größtes Bedenken entgegenzubringen, anstatt vor jeder derartigen Errungenschaft nach einem Gegengewicht zur Erhaltung der Innerlichkeit zu suchen und sich zu sagen: wieder eine Sache mehr, die den Menschen verarmen läßt, wieder ein Fortschritt mehr, der den Geist zurückdrängt, ergeht man sich in Selbstbewunderung über die vermeintliche Aufwärtsentwicklung, lebt im Wahne eines geistigen Fortschritts und tut nachgerade, als hätte man mit der Zivilisation auch ein non plus ultra im Religiösen erreicht durch geglückte Einführung des Christentums in das Weltliche; eine Operation, deren fragwürdiges Ergebnis das Zustandekommen unserer „christlichen Welt" ist.

Nun zeigt sich mir: Zivilisation ist Betrieb, und zwar rationeller Betrieb. Der griff immer weiter um sich, bis er auch die Religion als Objekt aufgriff. Zivilisation ist also auch der rationelle Betrieb der Religion, und insoferne eine Religion vom Religiösen nicht zu trennen ist, der rationelle Betrieb auch des Religiösen. Das Religiöse aber ist das Irrationellste. Demnach erscheint die Zivilisation als der rationelle Betrieb des Irrationellsten. (Das Irrationale ist darum nicht durchsichtiger geworden. Oder erhellt sich etwa das Dunkel der Herkunft des Menschen, wenn heute im rationellen Betrieb Millionen Menschen sich gegenseitig zerfleischen und vernichten?)

Also wiederum die Faust vor dem Auge des Geistes, den man weder greifen noch begreifen konnte. In Ermangelung dessen bezog man Religion wie Rohmaterial, das erst Berechnung der Bestimmung zuführt. Der äußerlichste Betrieb setzte ein, um das Innerlichste sich dienstbar zu machen. Berechnung gestaltete gewaltsam das Berechnungsloseste, das von keiner Gewaltsamkeit berührbar ist. Und noch immer berechnender, immer rationell umfassender gestaltete sich der ganze Betrieb. Dabei blieb diese zivilisierte Welt noch immer die „christliche" Welt. Das Religiöse aber bleibt unabänderlich irrational als das Religiöse. — Wer fühlt hier nicht bereits, was aus dem Christlichen geworden ist?

Einer nun wie ich, der glaubt, daß das Schaffen der Natur dem Geiste in verborgener Weise ewig untertan ist, sieht es daraufhin nur mehr als ein natürliches Wachstum an, wenn der vermeintliche Segen der Zivilisation, als die Frucht eines solchen Weltbetriebes, der Menschheit zum Fluche wird. Denn er erkennt — und die Zeitereignisse bezeugen es in furchtbarer Weise — daß alle Zivilisation Trug und Lüge ist, daß sie nur Maske ist, darunter kalte Berechnung lauert, zu jeder Grausamkeit bereit um vermeintlichen Vorteil. Daß es höchster Frevel ist, wenn sie im Gewande des Christentums auftritt und dieses als Weltreligion ausposaunt, sie, die Zuhälterin dieser Welt, im Dienste einer Menschheit, der der Sinn für das Religiöse völlig abhanden gekommen ist.

Und mein Erkennen wächst und sieht: Wie die Zivilisation alle Erbärmlichkeiten der rationell operierenden Menschheit in sich aufnimmt und weiterleitet, einzig darauf bedacht, immer mehr Ausbreitung und Macht zu gewinnen. Wie sie dabei die Hilfe des Christentums in Anspruch nehmen muß, um sich die Wege zu ebnen. Wie auch diese Hilfe immer unzulänglicher wird, so daß die Zivilisation ihr wahres Wesen schließlich nicht mehr länger zu bemänteln vermag und sie sich heute ungescheut als das enthüllt, was sie von jeher war und ist: als die Welthändlerin mit Idealen, voll von List, Feigheit und Gewinngier; als die drohende Faust vor dem Auge des Geistes, die bislang versteckt gehalten wurde; als der Wolf im Schafpelz; als die Banner-

trägerin einer Weltverbrüderung, die nun im Weltkrieg ihre mörderischen Triumphe feiert.

Als einer, der solches geschaut hat, verkünde ich der Zivilisation entgegen: die Zivilisation an sich ist der Weltkrieg. Gewaltsames Ordnen ist ihr Wesen. So stellt sie gleichsam eine Art Prokrustesbett dar, darin das Reine Menschliche, das dem Geiste Untertane, das Unmeßbare und Unverbildbare, mit Gewalt hineinzuzwängen versucht wird, wobei in rohester Weise alles verstümmelt wird, was sich dieser Einzwängung nicht fügen will. Während anderseits das Kleine und für die innere Gestaltung des Menschen Bedeutungslose, das der Zivilisation Gefüge, mit allen Mitteln zu unzukömmlicher Größe und Bedeutung ausgereckt wird, mit dem mehr als fragwürdigen Erfolg, daß dieses Kleine, dem gerechten Maß seiner ursprünglichen Einstellung entrissen, für den unbefangenen Betrachter ein jämmerlich entstelltes Aussehen bekommt.

Prokrustes ist deshalb heute kein Fabelwesen mehr. Dieser Unhold der Sage lebt und wütet heute noch in Gestalt der Zivilisation, ja er lebt und wütet wohl immer dort, wo Menschenanmaßung in tollem Wahn die Ordnung des Weltalls an sich reißen will.

*

Damit wäre die Zivilisation als solche für mich abgetan. Sie kennzeichnet sich selbst am besten durch ihren Machtspruch: Wie wir es so herrlich weit gebracht! Der Weltkrieg offenbart die erreichte Herrlichkeit. Wer Mensch genug ist, fühlt daher auch übergenug, was mit der Zivilisation erreicht ist. Er sieht, wie der unverwüstliche Verschenkungssinn der Natur dem entsetzlichen Verwüstungssinn der Menschen begegnet, die durch Selbstüberhebung von der Natur abgekommen sind. Es bedeutet: die durch vermeintliches Wissen vom Geiste abgekommen sind. Denn die Natur als unergründliche Schöpferkraft ist etwas, das vom Geiste nicht zu trennen ist. Wie einsam und noch immer einsamer wird in solcher Umgebung der Mensch! Wie zurückgezogen in sich selbst! Wie verliert er sich immer mehr in sein Herkommen, das in tiefem Dunkel liegt! Und doch schöpft dieser

Mensch seine Helle aus diesem Dunkel. Denn es ist das Wesentlichste an diesem Menschen, daß er sein Licht nicht von der Aufklärung, nicht von der Einsicht, nicht vom Wissen, sondern von der Verhangenheit, vom Versagen der Einsicht, von der Ohnmacht des Wissens, von der Unergründlichkeit des Daseins erhält. Und gerade dem Umstande, daß es mit ihm so bestellt ist, verdankt dieser Mensch seine untrennbare Verbundenheit mit dem Geistigen und Religiösen.

Bei solcher Betrachtung entfernt sich auch immer mehr der Begriff Zivilisation von dem Begriff Mensch; er verliert sich vor diesem etwa wie Kälte vor Wärme, wie Leere vor Fülle sich verliert. Ja, die Zivilisation müßte dort völlig begraben sein, wo der Mensch als der Reine Mensch aufersteht.

Was mich noch anhält, nach der Zivilisation zu sehen, ist nur noch der Umstand, daß sie — wenigstens ihrer räumlichen Ausbreitung nach — wie schon dargetan, auch die sogenannte christliche Welt in sich begreift. Es ist ja das eigentlich Fluchwürdige an ihr. Der Weltkrieg bezeugt es: Es ist die „christliche" Welt, die ihn führt; es sind die „christlichen" Völkerschaften und Regenten, die ihn führen, und wo andere Völkerschaften und Regenten mittun, sind sie von jenen hiezu gezwungen oder dafür gewonnen worden. Von dem Untergrund meiner Betrachtung erhebt sich daher auch fortwährend die Frage: Was aus dem Christlichen durch die Zivilisation geworden ist?

Für die Zivilisation an sich sehe ich keinen Raum mehr in meinem Menschen, und es müßte, so denke ich, im allgemeinen um so weniger Raum für sie übrig sein, je mehr die Menschen anfingen Ernst zu machen, um dem Begriff Mensch zu entsprechen. So wird, was ich bisher dargetan habe, nur wie ein Vorspiel zur Haupthandlung, in der ich mir zur Aufgabe mache, das ursprünglich Christliche sowohl wie unser gangbares Christentum auszuhorchen, das Gehör dabei eingestellt auf das Geistige und Religiöse. Denn was uns umgibt, was in dieser Welt der Zivilisation als Religion und Christentum umläuft, ist wie ein Widerspiel zum ursprünglich Christlichen sowohl wie zum Geistigen und Religiösen.

Man halte nur nochmals Umschau: Mit dem Menschen ur-

sprünglich verbunden das Geistige als das Religiöse. Dieser Mensch zur Zivilisation sich so verhaltend, daß er umso mehr verliert, je mehr diese in ihm überhand nimmt und führend wird. Das ursprünglich Christliche, als ein Reines Menschliches, auch ein Geistiges und Religiöses und als solches völlig irrational. Die Zivilisation durch und durch rationeller Betrieb.

Und ungeachtet alles dessen: die Zivilisation Wegebnerin des Christentums. Die zivilisierte Welt zugleich die „christliche Welt" und wiederum auch diese Welt, von der das Reich Christi nicht sein soll. Ja noch mehr: Das Christentum bei seinen lautesten Anhängern sogar ein Förderer der Zivilisation. Und diese Eignung und Willfährigkeit des Christentums, die Zivilisation zu fördern, noch ein Vorzug des Christentums in den Augen der christlichen Welt.

Welch ein gordischer Knoten, geknüpft von einer kaum faßbaren Entartung des Religiösen!

Ich will versuchen, ihn zu zerhauen.

Pietramurata im Frühling und Schwaz im Sommer 1918.

ANTON SANTER: STATIONEN (TÜRKEI 1918)

ANKUNFT

Es gab den Schrei des Dichters nach der Gnade,
zu meistern was wie irre Macht ihn hielt.
So irre Mächte haben am Gestade
des blauen Bosporus mit mir gespielt
gleichviel ob es mir nütze oder schade.

Schönheit und Elend sah ich nie so nah
so tief und ohne gute Tat gesellt,
wie ich sie oft im schönen Stambul sah.
Nie litt mein Herz mehr an der schönen Welt
und wußte weniger was ihm geschah.

Tiefblau und weiß erstand in altem Schweigen
das Bild der Stadt die viele Völker narrt.
Nie wird ein schöneres Bild dem Auge eigen
als diese Stadt nach öder Steppenfahrt
wenn ihre Türme aus dem Meere steigen.

Die schwarzen Augen in den engen Gassen,
in Schleiern weißes Antlitz, mattes Haar —
lockt die Levante. Hagar stirbt verlassen.
Verlassener als je ein Alter war
sterben die Kinder in belebten Straßen.

Ein Bettler singt am blauen, sanften Meere.
Er zählt nicht diese Zeit, in leere Luft
verzückt, vergißt er seine böse Schwäre.
Dir aber wird als ob ein Ruf dich ruft
aus deiner Kindheit ersten Bibellehre.

Vergiß mein Herz die komplizierten Leiden
der faulen Staaten und die Niedertracht
maskierter Freunde nun und sei bescheiden
wie dich das tote Kind in Gassen macht.
Du und das Kind: Ein Geist steht hinter beiden.

Als Christus war ich älter schon um Jahre
und wußte nicht wie heut was Armut sei.
Vielleicht damit ich dieses auch erfahre
trug mich der Krieg bis tief in die Türkei
und zeigte mir noch dieses Sonderbare.

Denn nur wo Bettler an der Straße sterben
fast wie von Gott berufen und gestellt
erlernt dein Herz, die Frage ganz zu erben:
wie kams, daß Christus aus der Juden Welt
die Armen selig pries die so wie diese sterben?

Dich, noch ein Weltkind das in Räuschen träumt,
erfassen die Gelübde alter Orden
wie Räusche: nicht mehr buhlen, geizen, morden,
keusch, arm, gehorsam sein, hast du es nicht versäumt?
Ein Träumer bist du, der auch dies nur träumt.

KADIKÖJ

Vielleicht wird hier mein Himmel wieder tief,
der Himmel zwischen Asiens Zypressen.
Den Wald bestrahlt die Abendsonne schief,
viel weiße Steine sinkend und vergessen,
für den der sinkt ein gutes Leitmotiv.

Spätabend wird es, feurigrot und blau
mischt sich in schweren Wolken über Weiten,
die vielgeteilt zu oft besungener Schau
uns leicht verführen in vergangene Zeiten.
Ich aber will, was ist, im schönen Gau.

Und sei es auch was ich noch nicht erfasse,
nichts als die tief bestaunte Gegenwart
die hier wie dort bis ich mein Leben lasse
mich stets in Fragen ohne Antwort narrt:
Ich will das Unhistorische an jeder Rasse.

Ich lasse als ein Kind der großen Zeit,
ich lasse gern an allen Landschaftsbildern
was an Geschichte mahnt: Verlogenheit
und Vergewaltigung hat sie als Sieg zu schildern.
Ich bin ein Mensch, kein Volk, das so gedeiht.

Zuweilen wohl will Antichrist mich fassen.
Ich spür sein Wehn als wär das Leben neu,
wenn ich vermag mein kindisches Ich zu lassen
und mich verwerfe ohne jede Scheu
seis an der Front, sei es in dunklen Gassen.

Denn oft will mir verworfen jeder scheinen
der nicht von sich und jedem anderen glaubt
daß er nur einmal lebt. Sein Lachen und sein Weinen
nie wiederkehrt und nie sein müdes Haupt
zum zweitenmale stirbt, sich Gott zu einen.

Und wieder anderemale sagt die Stimme
und weiß ich nicht, ob meine Schlange spricht:
Erlöst wirst du nur dann vom eitlen Grimme
verruchten Daseins und vom Hochgericht
wenn du erlernst wozu ich dich bestimme.

Vor mir sind alle gleich. Auch du kehrst immer wieder.
Du bist. Unwert, daß du dir Sorgen machst
bist du ein Glied wie meine anderen Glieder,
lebst tausendmal und ob du weinst und lachst,
du bist ein Glied, steig oder sinke nieder.

Ist es nicht sie, wirds eine andre werden.
Bist du es nicht, so wirds ein andrer sein.
Es lebt das Kind und weint und lacht allein.
Du aber bist ein Glied der großen Herden.
Wenn du es weißt, bist du erlöst und mein.

So spricht ein Geist aus jeder höheren Einung.
Ob es ein Satan oder Engel sei,
wer weiß? Doch immer ist er die Verneinung
des bangen Ichs und lehrt ein Einerlei
in bunter Zeiten fliehender Erscheinung.

PERA UND STAMBUL

Was hat mich je so ganz vorbeigenarrt
an allem anderen, am Gleichmaß tätigen Lebens,
wie jene Sucht auf bunten Lebens Fahrt
im Weib zu finden Einhalt allen Strebens.
Was hat mich je so ganz vorbeigenarrt!

Noch lebt das Volk das einstens Eros fand
verbuhlt wie je und reich an schönen Worten
und leichtgesinnt und haust im selben Land
mit stillen Türken an Europas Pforten,
verschieden, wie im Geiste, im Gewand.

Verschieden wie ein Türke und ein Christ,
wie der Balkan und Asiens Gelände,
wie Gottes Knecht und Weibes Knecht verschieden ist,
sei was ich war und was ich bin am Ende!
Der Friede sei mit euch, die ihr es also wißt!

Heut tut es wohl, von Pera abzulassen.
Will später erst Europas Anwalt sein.
Ich such in Stambul stille Türkengassen
von Spötterei und eitler Liebe rein,
fast wie die Bibel — könntet ihr es fassen.

WEGSCHEIDE

Satan, wie Gott ein Anwalt der Gewalt,
aus junger Völker halbvergangenen Zeiten
spricht noch zu uns, die wir so halbgestalt
das Chaos, das Geschichte wird, durchschreiten.
Er spricht zu uns, als wär er jung, wir alt.

Und es gibt Stunden die ich auch bekenne
wo seine Stimme bis zum Herzen ging.
Was liegt daran, ob ich mit Namen nenne
was deutscher Dichter deutscher Dichterling
vereint besingen, die ich ungern trenne.

Es war ein Volk — vielleicht bin ich sein Sohn
weil ich im tiefsten Herzen mich befrage:
Was will dies Volk? Was will ich ohne Lohn
als jenen, daß ich manche Wahrheit sage,
trotz mancher Sicherer allzusicherem Droh'n.

Wer ist der Waffen stärkster Hort auf Erden?
Ein Volk, das wahrlich weidlich rings umstellt,
vielleicht weil es mit reiferer Kunst zu werben
noch nicht verstand, vielleicht weil es die Welt
der Schwächeren sich schickte, zu beerben.

Vielleicht — ich laß es gerne andere sagen.
Was lernt wer den Erfolg der Waffen lernt?
Dies ist die Frage, welche Stille fragen.
Es ist die Frage welche sie entfernt
von Lauten, die den Ruhm der Toten tragen.

Und es gibt Stunden, die ich ungern zähle
wie Sündenfälle meiner wahren Art
wo ich mich ganz dem Geist des Volks vermähle
an allen froh und gegen jeden hart
und mich mit keiner einzlen Seele quäle:

Der Schwache stirbt, bist du ein Schwacher, stirb.
Der Sieger siegt, bist du ein Sieger, siege.
Der Händler handelt, bist du klug, erwirb.
Bist du ein kranker Bettler, so erliege.
Liebst du, so liebe alle und verdirb.

Mach was du bist, an keiner Kinderseele
die weint und lacht als läge was daran
ob sich die einzle freue oder quäle.
Laß Kindes Einsamkeit und alles ist getan,
daß dir die ewige Ruhe nicht mehr fehle.

Ist dies die wahre Scheide beider Wege
und dies die Stimme, die mich weise weist? —
Daß sich der fromme Zweifel endlich lege,
wirkt vieles, was ihr große Zeiten heißt.
Ein Zweifel bleibt, den ich mir auferlege.
Ich zweifle an der großen Zeiten Geist.

GEMLEK

Das Meer liegt weit in dunklen Wolkenhallen
und spiegelt wie Metall ein fernes Blau,
sich leise regend, niemand zu gefallen,
dem Zufall, dem mit Gott geteilte Schau,
dem ewiges Spiel, und blanke Schönheit allen.

Die schweren Wolken hüllen warm und weich
und bergen vor der Welt die leeren Berge.
Zehn Höfe zähl ich rings, den vielen and'ren gleich,
Friedhöfe für Armenier ohne Särge
nun still genug für dieses stille Reich.

Aegir und Amphitrite sind uns tot
auch wo die Kinder noch Thalassa sagen
am Strande Trojas und der Himmel loht
wie in Odysseus' oder Byrons Tagen.
Es schweigt des bunten Himmels Blau und Rot.

Ein Pascha, noch aus Abdul Hamids Mauern,
von Griechen und Armeniern tief gegrüßt
ergeht sich würdig, ohne eitles Trauern
an Tagen, wo er jene Tage büßt
bei armen Fischern und verlausten Bauern.

Wie viel ist eine einzige dunkle Nacht,
allein, gezählt vom lauten Wellenschlage
des nächtigen Meeres, unbedacht,
mehr alt, mehr neu als jede Menschensage
für keine große Menschenzeit gemacht.

Vielleicht soll mich sein Ton geleiten
als Widerspiel bis in das fremde Land,
in dem die sieben Seligkeiten
der Armen Jesus Christus fand,
der Menschen Sohn in anderen blutigen Zeiten.

KUMLA

Es spiegelt sich des blassen Himmels Blau
im Meere rings in gleicher, leiser Färbung.
Die ersten Frühlingstage oft noch rauh,
oft schon erfüllt von tausendfacher Werbung,
sie locken tief in diese neue Schau.

Des Meeres Regung, des Gebirges Starre,
wie oft sind beide unser Widerspiel!
Vielleicht, daß sich das Herz nicht weiter narre
aus einer Stunde die uns ganz gefiel
im blauen Rauch der schweigenden Zigarre.

Krieg, Liebe, Arbeit, alles war nur Irrung.
Auch, daß ein Leser Asien suchen soll,
das du besingst, ist eine schnöde Kirrung.
Er bleibe heimatlichen Geistes voll.
Er kommt so weit wie du in seiner Schirrung.

Er kommt dahin, wo andere Brüder warten,
gewärtig, daß das Leben endlich sei
und also leben wir in Gottes Garten,
erstaunend an dem schönen Vielerlei,
tief in der Heimat oder weit auf Fahrten.

Und wahrlich, nicht um mehr zu sein als andre,
preis ich euch heute diesen schönen Tag!
Der mysische Olymp dem ich entgegen wandre,
das Meer, das so vor Xerxes' Heere lag:
Was wärs mir, wenns nicht wäre wie das Andre!

NIKOMEDIA

Ein Nußbaum breitet heimatlichen Schatten,
mit heißer Sonne mischt sich Feuerglut,
die Quelle rauscht. Es blühn am Rand der Matten
neuartige Blumen, purpurbraun wie Blut,
und Aasdunst hauchend, Fliegen sich zu gatten.

Das Meer erstirbt in unbewegter Bucht.
Zusammen spielen Wind und Mückenschwärme
den Fieberreigen dieser bösen Luft,
Rinnsale schlingen sich wie leere Därme
kärglichen Unrat führend, üblen Duft.

Da, dort, sehr alte reglose Zypressen,
türkische Gräbersteine, schief und weiß.
Apostel Paul, wie bist du hier vergessen!
Bei sonnigen Platanen ein Geleis
gleist in der Sonne, leere Zeit zu messen.

Rosen umringen rötend alte Mauern,
Glyzinien blauen hell an Haus und Zaun
aus grauem Holze. Müßige Türken kauern.
Die Störche klappern, stehen und vertraun
die Brut dem stillen Friedhof ohne Trauern.

Ich halte eine Rose vor das Blau
des tiefen Himmels, froh der bunten Farben.
Der Rosenduft löst auf, was hart und rauh
war gegen mich und andere, die da starben.
Rund, weiß und neu ersteht ein Kuppelbau.

BEKLEME

Wie Schnee vom winterlichen Wind bewegt
gestalten sich die Dünen gelben Sandes
vor blauen Himmel, blaues Meer gelegt,
fremdartiger Saum unheimatlichen Landes,
Sandwüste, die der reine Seewind fegt.

Verhau und Graben halb vom Sand verweht —
der Krieg erstarb und keiner war hier Sieger —
duchziehn die Küste, fern ein Lager steht
ärmliche Zuflucht der erkrankten Krieger
mit weißen spitzen Zelten dicht besät.

Ein schmales Rinnsal tiefbegrünt durchzieht
die gelben Sande, einzle Frösche lärmen.
Dies ist das Einzige was hier geschieht.
Dies — ah, die müßigen Gedanken schwärmen
zurück nach manchem, was ich damals mied,

als ringserfüllt vom Girren geiler Tauben
und von der Frösche Lärm der Garten lag,
in dem ich es erlernt daran zu glauben:
Du bist nicht mehr ihr Herr seit jenem Tag —
und eure goldenen Horte, sie vertauben.

*

Die Brandung blau und weiß hält nimmer ein.
Die Sonne strahlt durch frische Küstenwinde.
Die gelben Dünen unberührt und rein
begrenzen jede andere Schau gelinde
als Meer und Himmel. Ja ich bin allein!

Ich bin allein und dem Gebirge ferne.
Doch rauscht die Brandung wie ein Bach im Tal
tief in der Heimat und es birgt die Sterne
der heitere Tag am Himmel noch einmal
so still bei all dem herrlichen Gelärme.

Mir wird als solle mich kein andrer fragen
als ich, ob ich genutzt vergangene Zeit,
da ich mich sonnte an den schönen Tagen:
Ich lernte leben ohne Zeitlichkeit
und weiß die eitle große Zeit zu tragen.

Und was ich hinter ihren Lärmen las
war nichts als das: Ich liebe mehr die Ruhe.
Und was ich tat war nichts als das:
Es ist mir einerlei, ob ich es tue.
Das Stille ist des Lauten letztes Maß.

(Schluß folgt)

FERDINAND EBNER:
FRAGMENT ÜBER WEININGER

Als der Idealismus des Abendlandes an sein geschichtliches Ende gekommen war, nach einem fast zweitausend Jahre langen längst nicht mehr berechtigten Dasein, da gab er noch einmal ein freilich etwas krampfhaftes Lebenszeichen von sich — in Otto Weiningers „Geschlecht und Charakter". Der Idealismus deutscher Universitätsprofessoren aber, solcher Leute, die mit Kierkegaard zu reden Jahrhunderte oder wohl gar Jahrtausende zwischen sich und den Erschütterungen des Daseins haben und nicht befürchten, daß dergleichen sich wiederholen könne; dieser Idealismus, der voll optimistischen Vertrauens im „Ganzen der weltgeschichtlichen Bewegung" die „selbständige Innerlichkeit" sich entfalten sieht, er hat wahrlich nicht viel zu besagen und wurde gründlichst — wir, die wir die Jahre zwischen 1914 und 1919 erlebten, wissen es, — ad absurdum geführt — durch das Ganze der weltgeschichtlichen Bewegung.

Weininger hatte, und das gehört ja zum Idealismus überhaupt, keine Ahnung von den Realitäten des geistigen Lebens. Hätte er sie gehabt, dann müßte er auch begriffen haben, daß die Sexualität, der Gegensatz der Geschlechter eine biologische Tatsache ist, aber keine des Geistes; er hätte auf die geschlechtliche Neutralität alles Geistigen aufmerksam werden müssen und sich den tieferen Irrtum seines Werkes erspart, vielleicht aber dann auch dieses selbst. Wohl sah er die „Asexualität" des Geistes, aber innerhalb des Gegensatzes Mann und Weib im reinen Mann und das heißt aber auch: er sah sie in ihrer Realität nicht.

Weil die Sexualität eine Tatsache der Natur ist, konnte es der Wissenschaft gelingen, sie in ihre Gewalt zu bekommen — wie froh wäre die Moral, wenn sie auch schon so weit wäre — die Geschlechtsdrüsen des einen Individuums in das andere verpflanzend und dessen Männlichkeit oder Weiblichkeit nach ihrem Gutdünken bestimmend. Die Geschlechtsdrüsen, aus deren Funktion sich ja die primäre, sekundäre und tertiäre sexuelle Be-

stimmtheit des Individuums ergibt, sind eben nur ein Werkzeug im Dienst des organischen Geschehens, die Sexualität eine Maßnahme des natürlichen Lebens zu seiner Erhaltung. Darum kann sich das Individuum, in der Realisierung seiner Individualität eine Tatsache des Geistes, niemals mit ihr schlechthin identifizieren.

Selbstverständlich wird die geschlechtliche Neutralität des Geistigen auch in den Evangelien nachdrücklich bezeugt; nicht nur als eine letzte Forderung des geistigen Lebens in dieser Welt, die vom Menschen erfaßt zu werden Jesus selber bezweifelt, sondern auch in den Worten: Wenn sie von den Toten auferstehen, werden sie weder heiraten, noch verheiratet, sondern wie die Engel Gottes im Himmel sein. In der Geistigkeit seiner Existenz ist der Mensch weder Mann noch Weib und das dokumentiert auch die Sprache, die ja eine aus dieser Geistigkeit entsprungene Schöpfung ist: die Personalpronomina der ersten und zweiten Person unterscheiden kein Geschlecht. Das Ich und das Du sind, eben nicht nur als Fürwörter genommen, geschlechtlos. Substantiviert man sie sprachlich, so sind sie Neutra. Wenn Fichte „d e r Ich" sagt ,so ist das nicht nur ein sprachlicher Mißgriff und wider den Geist der Sprache, sondern wider den Geist überhaupt. Aber auch noch in einem anderen nicht weniger bedeutsamen sprachlichen Moment kommt die geschlechtliche Neutralität des Geistigen zum Ausdruck: die nordische Form des Wortes Gott — *gudh, godh* — ist ebenso wie die gotische *guth* neutral, während jedoch das Genus maskulinisch ist; wozu Kluge bemerkt, daß G o t t überhaupt als das Wort für das ,,angerufene Wesen" (sanskr. *hû*) ursprünglich neutrale Wortform hatte. Das Geistige ist weder Mann noch Weib, ist „keines von beiden", ist *neutrum*.

Ebensowenig wie mit dem „Selbsterhaltungs"- hat der „Fortpflanzungstrieb" im Menschen ursprünglich etwas mit dem Ich zu tun. Dieser schafft kein Verhältnis zum Du und setzt es auch nicht voraus, jener, schlechthin genommen, bedeutet keine Abschließung vor dem Du und kann das nicht bedeuten, weil er innerlich nicht vom Ich, sondern einem Instinkt des natürlichen Lebens getragen wird. Wenn diese zwei Triebe in ur-

sprünglicher Ungebrochenheit und Ungehemmtheit sich durchsetzen, wird das Ich einfach ausgeschaltet und selbstverständlich verschwindet dann auch das Du — der Mensch benimmt sich „wie ein Tier". Freilich ist das an sich geschlechtslose Geistige im Menschen zum sexuellen Leben in Beziehung getreten — so daß vielleicht jeder Mann in seinem Verhältnis zum Weibe das Verhältnis seines Ichs zum Du zu realisieren sucht; was ganz in der Ordnung ist, wenn es eben ernst und nicht poetisch-erotisch gemeint wird. Denn diese „Liebe der Dichter" — und viele Menschen bilden sich ja ein, sie müßten, wenn sie eine Beziehung zum andern Geschlecht haben, wie die Dichter lieben; was diese auf dem Gewissen haben — diese Liebe der Dichter ist ja immer ein Mißverständnis, einerseits dem Weib, andererseits dem Geist gegenüber.*) Daß in der Beziehung des Geistigen zum Sexuellen beide einander beeinflußen, ist nicht unbegreiflich. Jenes sucht sich in diesem auszudrücken und bestimmt es auch dadurch, gerät aber dabei in Gefahr, sich selbst preiszugeben. Es entfremdet das Sexuelle seiner natürlichen, sich selbst aber seiner geistigen Bestimmung. Daß es sich im Zustande seiner Icheinsamkeit und der Verschlossenheit vor dem Du in das sexuelle Leben hineinmischt, hat nichts anderes als dessen Brechung und Pervertierung zur Folge. Die Wurzel der verschiedenen sexuellen Perversionen ist nicht im natürlichen, sondern im geistigen Leben zu suchen, wenn dabei auch das Moment des „somatischen Entgegenkommens" — wie beim Wahnsinn — eine „organische Minderwertigkeit" des Sexualapparates die gleichsam die Einmischung des Geistigen erleichternde oder provozierende Rolle spielt und psychisch ausgenützt wird. Perversionen sind ein verfehlter Versuch der individuellen Existenz, sich aus dem „Leben der

---

* Man achte übrigens doch auf das auffällige Neutrum des Wortes Weib: klingt das nicht so, als ob der Mann einmal das Bedürfnis gehabt hätte, das Sexuelle und den Geschlechtsgegensatz zu „neutralisieren"? In Kluges Wörterbuch wird Weib zu sanskr. *vip* = begeistert, innerlich erregt sein (von Priestern) gehalten und dazu bemerkt, die Germanen hätten darnach die Bezeichnung Weib geschaffen, weil sie im Weibe *sanctum aliquid et providum* verehrten.

Generation" — d. i. aus dem „natürlichen" Leben — zu entwurzeln. Hermann Swoboda sagt in seiner Schrift über Otto Weiningers Tod, bloße Sinnlichkeit gäbe es nur dort, wo Geist sei. Er meint die geschlechtliche Sinnlichkeit, die des im Menschen durch die Einmischung des Geistigen gebrochenen sexuellen Lebens.

Auch der „Haß der Geschlechter" wurzelt im Geiste und in ihm verschafft der Gegensatz von Geist und Sinnlichkeit sich einen Ausdruck. Aber auch in ihm, weil in ihm die Sexualität fast noch stärker betont wird als in der sexuellen Anziehung und damit der Gegensatz der Geschlechter, anstatt daß er im Geiste aufgehoben würde; auch in ihm mißversteht sich das auf Irrwege geratene Geistige. Vielleicht liegt ihm auf Seite des Mannes das Mißlingen des Verhältnisses seines Ichs zum Du im Weibe zugrunde — woran jedoch gar nicht das Weib die Schuld trägt, sondern der Mann. Der Antifeminismus des Psychologen ist leicht geneigt, wie im Haß des Mannes das Zutagekommen seiner geistigen, in dem des Weibes das ihrer sexuellen Unbefriedigtheit zu erblicken. Jedenfalls spielt in den Haß der Geschlechter die Gebrochenheit des Lebens und insbesondere des sexuellen Lebens mit hinein, an der aber immer das Geistige einen von der Psychologie nicht immer recht und oft auch direkt verkehrt verstandenen Anteil hat. Die Gebrochenheit des Lebens hat eine eigentümliche Zweideutigkeit in ihrer Beziehung zum Geist. Einerseits ist sie die vielleicht nicht zu umgehende Bedingung der Aufhebung des Geschlechtsgegensatzes im Geiste; andererseits aber droht sie, das geistige Leben zum Fall zu bringen. Die Sexualität, eben in ihrer Gebrochenheit im Menschen, ist und bleibt der Abgrund, in den hinein das Geistige verloren zu gehen droht. Es gibt vielleicht keine Geistesverlorenheit und geistige Verlorenheit des Menschen, sei es im Wahnsinn, sei es im Verbrechen, an der nicht die nihilisierenden Mächte des gebrochenen sexuellen Lebens mitgewirkt hätten.

Je geistiger ein Mensch ist, desto mehr leidet er an seiner Sexualität — solange diese nämlich, könnte man sagen, durch die „Wiedergeburt" seiner Existenz im Geiste noch nicht neu-

tralisiert worden ist. Den Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit nennt Swoboda die Berufskrankheit des Genies. Aber nicht nur das Genie krankt an ihr.

Es ist übrigens wahr: der sexuelle Mensch braucht die erotische Illusion. Wie vertrüge er auch — als Mensch, in der Geistigkeit seines Wesens — das physiologische Erlebnis seiner Sexualität ohne sie? Es ist aber sein Traum vom Geist, der die Sexualität in den Schleier der erotischen Illusion einhüllt. Wenn er nun erwacht aus ihm: muß dann nicht der Schleier zerreißen und seine Sexualität wieder, aber längst nicht mehr ungebrochen, als rein physiologisches Erlebnis ohne physische Zutaten und poetische Euphemismen vor ihm stehen? In der Perspektive des Geistes fordert sie die Ehe in ihrer Unauflösbarkeit — diese Vergewaltigung der Natur durch den Geist — oder wird zur Sünde. Der natürliche Mensch freilich — vom Geist zwar träumend, aber nicht erwachend zu seinen Realitäten — weiß nichts von Sünde. Er fühlt sich von ihr losgesprochen durch die Natur. Und hierin täuscht er sich. Denn eine Unschuld der Sinne gibt es beim erwachsenen Menschen nicht — nur beim Kinde, dem eben das Sexuelle noch fremd ist.

Tiefere Dichter wissen es, und hinterher sind auch die Psychologen und Psychoanalytiker auf ihre Weise daraufgekommen, daß das Begehren des Mannes nach dem Weibe nichts anderes ist als das Verlangen nach der Mutter; daß der Mann im Weibe die Mutter sucht, die seiner künftigen Kinder, aber auch seine eigene, und daß er im Weibe diese und die Erinnerung an sie liebt. Hinter seiner Sexualität — diesem Janusgesicht, das in die Zukunft und in die Vergangenheit in einem schaut — steckt, als ein ihrer Natürlichkeit wesensfremdes Moment, die Sehnsucht nach der Geborgenheit im Mutterleib; was vielleicht doch auch mit dem biologisch gegebenen Moment einer gewissen im Keim schon liegenden Hinfälligkeit des männlichen Individuums in irgend einem Zusammenhange stehen mag. Damit ist etwas Zweideutiges und Sichwidersprechendes in die männliche Sexualität hineingekommen. Denn einerseits will ja der Mann, wenn er das Weib sexuell begehrt, die Erneuerung seines Lebens, seines irdischen Lebens: er will zur *gaia*, zur Mutter Erde, aus der alles

irdische Leben herausgeboren wird, zur *mamma*, wie die Tataren die Erde nennen. Die heimliche Sehnsucht aber nach der Geborgenheit im Mutterleib, die da mitspielt, ist nichts anderes als das Bedürfnis der „Zurücknahme" des irdischen Lebens: Nie geboren werden ist weitaus das Beste. Hier findet ein von biologischen Momenten unterstütztes geistiges Bedürfnis seinen Ausdruck — das sich aber nicht versteht. Es hat sich, indem es sich in das Sexuelle hineinmischte, eine falsche Richtung gegeben.

Ob nicht auch in das sexuelle Begehren des Weibes ein Moment seines geistigen Lebens sich verirrt habe und was dieses bedeute, wer könnte das sagen außer dem Weibe selbst? Das aber schweigt.

*

Weininger hat — und darin liegt jedenfalls die eigentliche Bedeutung seines Werkes — eine Konsequenz des Idealismus gezogen, auf die man vor ihm nicht so recht achtgehabt hat. Das ist der Antifeminismus. Der Idealismus ist etwas durchaus Männliches, die „Konzeption der Idee" ein geistiger Akt, der in seiner Ursprünglichkeit und Reinheit nur im Geist des Mannes, niemals in dem des Weibes sich vollzieht. Von weiblichen Genies zu reden, ist einfach ein Mißverständnis. Wenn aber Genialität — die geistig immer die Konzeption der Idee, oder aber auch die musikalische Intuition, zur Voraussetzung hat, der Idee freilich vor allem in ihrer ästhetischen und metaphysischen Bedeutung — wenn sie etwas Männliches ist, dann heißt das auch, daß sie am letzten Ende nicht eine Tatsache des geistigen, sondern des natürlichen Lebens ist — was der Idealismus und am allerwenigsten der Weiningers nicht begreift. Tatsächlich gehören ja zu den Bedingungen des genialen Schaffens gewisse anatomische und physiologische Momente, Momente also des natürlichen Lebens. Genialität ist eine natürliche Tatsache der Natur — der Natur auf ihrem „Weg zum Geiste", diesem niemals zuendegegangenen, niemals sein Ziel erreichenden Weg. Vergessen wir jedoch nicht, daß wir uns, vom Genie sprechend, in der Sphäre des Aesthetischen und Metaphysischen bewegen und da, wenn wir vom Geist reden, nicht wissen, wovon wir eigent-

lich reden. Dem geistigen Leben des Genies kommt die Natur entgegen und muß ihm entgegen kommen, sonst ist kein geniales Schaffen möglich. Dem wahren geistigen Leben eines Menschen aber kommt sie niemals entgegen. Es wäre denn, man wollte ihr Entgegenkommen darin sehen, daß sie zerbricht. Aber darauf steht die Macht und Gnade Gottes, die die Toten zum Leben auferweckt, nicht an.

Die Geistigkeit des Idealismus setzt zwar den Geist der Sexualität entgegen, ist aber in dieser Gegensätzlichkeit ganz und gar befangen und betont sie darum auch, wenn sie sich des ihr innewohnenden Antifeminismus bewußt wird. Sie überwindet die Sexualität nicht und auch nicht den Gegensatz der Geschlechter, den sie vielmehr vertieft und verewigt: ihr wird das Männliche zum Prinzip des Geistigen überhaupt, das Weib als solches aber schließt sie vom Geist und der Menschwerdung des Menschen aus und drückt sie zum sexuellen Wesen schlechthin herab. Der Antifeminismus ist die Gebärde eines unfreien Geistes, den heimlich noch immer die Fesseln der Sexualität drücken, d. h. also eines Geistes, der noch nicht zu seinem wahren Leben und zur wahren Freiheit im Geiste gekommen ist. Wenn sich der Idealismus zu ihm entpuppt, verliert er sich in das Geschlechtsproblem hinein — das einerseits ein biologisches, andrerseits aber beim Menschen ein wesentlich psychologisches ist — und der Geist fühlt sich vor einer Gefahr stehen, der gegenüber er sich nicht anders als in krampfhafter Anstrengung zu behaupten vermag. Auch die tiefste Metaphysik der Geschlechtsbeziehungen bleibt im Psychologischen stecken — die Psychologie aber dringt niemals bis zum Geist vor — und so geistig sich auch ihre Gebärde geben mag, mit der sie sich um die Enthüllung des „Nichts" der weiblichen Psyche bemüht, sie ist doch mehr eine Gebärde der Sexualität als eine des Geistes. Im Antifeminismus haßt der Mann seine eigene Sexualität, weil er sie geistig noch nicht überwunden hat, weil das in sie hineinverirrte Geistige seiner Existenz in ihr stecken geblieben ist. Und er haßt das Weib in zweiter Linie erst, weil sie ihn an die von ihm verschuldete Unzulänglichkeit des geistigen Lebens in ihm mahnt. Da nun aber hierin der Antifeminismus jedenfalls niemals sich selbst

ganz versteht, darum gibt er der psychologichen Kritik ein Angriffsobjekt ab.

*

Hand in Hand mit dem Antifeminismus geht bei Weininger der prinzipielle Antisemitismus, der aber nicht weniger als jener auf einem Mißverständnis beruht. Das kann und muß ja zugestanden werden, so schmerzlich es auch für einen Juden sein mag, so über ihn geurteilt zu wissen oder gar noch es selbst zuzugeben: Der Jude ist ebensowenig wie das Weib genial. Er träumt weder in der Konzeption der Idee, noch in der musikalischen Intuition den Traum der Menschheit vom Geiste. Zu jener kann er sich noch — durch seine „eminente begriffliche Veranlagung" und Fähigkeit und Dreistigkeit, so vieles zu begreifen — in ein abstraktes Verhältnis setzen, wofür ja Weiningers Werk selber ein Beweis ist. Mit dieser aber weiß er geistig gar nichts anzufangen. Er ist — trotz allem gegenwärtigen Singen und Musizieren und Komponieren — der unmusikalischeste und musikfremdeste Mensch und erst, als die abendländische Musik mit Beethoven anfing, sich von ihrem geistigen Ursprung in der musikalischen Intuition immer mehr zu entfernen und aus deren „Innerlichkeit" heraus zur Aeußerlichkeit des Lärms und des Geräuschs zu drängen — um endlich bei Wagner und Strauß diesem Ursprung ganz fremd und also unmusikalisch zu werden; dann erst bekam er Mut, auch zu komponieren und Musik zu betreiben. Weil die Juden in der ihnen angeborenen Ungenialität den Traum der Menschheit vom Geist nicht schöpferisch mitträumen können, erweisen sie sich als die berufenen Kritiker des Idealismus, obgleich dann ihre Kritik zu einem verkehrten Ergebnis führt. Trotzdem mag es die geistige Aufgabe des modernen Judentums sein, mitzuhelfen an der Zerstörung dieses Traumes und dem Menschen der weißen Rasse die letzten Fetzen des längst schon fadenscheinig gewordenen Idealismus vom in Phrase und Lüge schmählichen Leibe seiner „Kultur" zu reißen. Daß der Jude nicht genial ist, kann und darf ihm nicht als geistiger Mangel angerechnet werden. Eben, weil er es nicht ist und darum nicht verführt wird, vom Geist zu träumen, steht er „von Haus aus" der Realität des

geistigen Lebens nahe. Die Juden sind das geistigste, sie sind das von Gott „auserwählte Volk". Ihnen hat Gott sich unmittelbar in seiner geistigen Wirklichkeit geoffenbart und in das natürliche Leben ihrer Rasse hinein ist er Mensch geworden, um uns zu erlösen und zur Wirklichkeit unseres geistigen Lebens zu erwecken. Das Heil kommt von den Juden, heißt es im Johannesevangelium. Die Juden lebten einmal — als „Generation": und leben auch heute noch — geistig von der Messiasverheißung und Messiashoffnung; wie die anderen Nationen und Generationen der Erde geistig von ihrem Traum vom Geist leben. „Christ" werden aber heißt: sich ganz aus dem Leben der Generation, nicht nur ihrem natürlichen sondern auch geistigen Leben entwurzeln — „Gottes Kinder werden, die an seinen Namen glauben; welche nicht von Geblüt, noch vom Willen des Fleisches, noch vom Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind" (Joh. 1, 12; 13). Und das vermochten die Juden nicht und darum verwarfen sie Christus. Das vermochte aber auch der abendländische Mensch nicht und darum gab er seinen von den Griechen so genial konzipierten Traum vom Geist nicht auf; er nahm vielmehr die Menschwerdung Gottes selber — dieses für die Realität des geistigen Lebens entscheidende Faktum der „Geschichte" — in diesen Traum mit hinein und „entwirklichte" sie in endlosen metaphysischen Spekulationen und den Werken einer sich christlich nennenden Kunst. Ist es ein Wunder, wenn nun der Traum vom Geist immer mehr und mehr mit schlechtem Gewissen, das sich nur nicht immer selbst recht verstand, geträumt wurde?

In einer der Schriften Kierkegaards wird gesagt, der Mensch müsse entweder poetisch oder religiös leben oder er lebe dumm. Daß aber in einer „Dichterexistenz" nicht der Ernst des geistigen Lebens sei, das kann nur religiös wahrgenommen werden. Von einem anderen Standpunkt aus — dem des „Bürgers" z. B. oder des Politikers — behauptet, wäre es nicht nur nicht wahr sondern auch ein Angriff auf den Geist. Nun — der Jude ist nicht genial, das besagt nicht, daß für ihn eine „Dichterexistenz" ausgeschlossen oder eine der Welt vorgespielte Komödie schlechtweg sei. Auch er kann „poetisch" leben, aber es hat mit

einer solchen jüdischen Dichterexistenz eine merkwürdige Bewandtnis, die man freilich nicht versteht, solange man alles Geistige nur „ästhetisch" versteht: sie macht es nämlich unmittelbar offenbar, daß in ihr nicht der Ernst des geistigen Lebens ist. Nicht, weil der Jude nicht genial ist und darum das Poetische nicht ernst zu meinen vermag; sondern weil er in sich, in einer Tiefe seines Gemüts, die ihm selber verborgen sein kann, und „von Haus aus" den Standpunkt des Religiösen einnimmt, der es an sich unmöglich macht, das Poetisch-Aesthetische ernstzunehmen. Und das wieder ist der Grund, warum gerade er des allergrößten geistigen Verrats, der tiefsten Irreligiösität fähiger ist als irgend ein anderer Mensch. Diese spezifisch jüdische Religiösität, die einmal ein reales Gottesverhältnis in sich begriff, ist freilich seit dem Tode Christi in der überaus peinlichen Lage, zur „Unwahrheit" geworden zu sein.

Zwischen dem sogenannten Arier und dem Juden besteht schließlich nur der Unterschied, daß diese schon seit zwei Jahrtausenden und mehr das sind — ohne daran zugrundezugehen — was jene unausweichlich werden, w e n n sie zugrundegehen. An der so viel beklagten „Verjudung" des abendländischen Geisteslebens — sowohl geistig als auch biologisch eine Verfallserscheinung, die in der Romantik, diesem Traum des Traumes vom Geiste, ihr erstes Symptom hatte — trägt nicht der Jude die Schuld. Als „biologisches Verfallsphänomen" erscheint ja eigentlich auch die jüdische Rasse. Das Merkwürdige ist eben nur, worauf Theodor Haecker aufmerksam macht, daß sie noch immer nicht vom Erdboden verschwunden ist. Wie die Juden zu leben, hielte keine Nation auch nur zwei Jahrhunderte aus. Sie aber leben so schon zehnmal so lang, weil sie — als Generation und als solche die einzige in derWelt — von den schöpferischen Kräften der Natur zwar im Stich gelassen, unmittelbar vom Geist getragen werden. Ihr biologisch nicht zu erklärender Bestand in der Welt gibt Zeugnis für die Realität des Geistes. Sie sind noch immer, seit Christi Tod jedoch im umgekehrten Sinne, das von Gott auserwählte Volk.

Von Zeit zu Zeit verführt das Weib den geistigen Mann zum Antifeminismus, der Jude zum Antisemitismus. Aber man lasse

sich nicht verführen zu dieser immer falschen Position des Geistes. Der „Arier" wird immer am Juden zu leiden haben — wer weiß übrigens, wieviel Zeit ihm noch zugemessen ist zu leiden? Er soll dieses Leiden und sich selbst in ihm recht verstehen. Er soll es sich nicht durch seinen Antisemitismus leichter machen wollen. Er nehme auch dieses „Kreuz" auf sich.

*

Der allerschwerste Mißgriff des Weiningerschen Idealismus, wieder aber im Idealismus überhaupt begründet, ist seine Auffassung des Lebens und der Persönlichkeit Jesu. Wenn ein Philosoph jemals in seiner Philosophie sich selbst verstünde, dann müßte er durch dieses Leben und das Wort dieses Lebens sich in die ärgste Verlegenheit gebracht sehen. Dann müßte er sich klar sein darüber, daß, wenn dieses Wort und Leben wahr ist, wenn er glauben soll, daß es die Wahrheit ist, es auch aus ist mit aller Philosophie, wenn auch nicht mit dem Denken. Denn Philosophie und Metaphysik n i c h t retten wollen heißt keineswegs aufhören Denker zu sein. Die Philosophie ist wahrhaftig nur ein von Gott bis auf Widerruf freigegebener Weg durch das Reich des Geistes, auf dem der Mensch, wenn er ein Genie ist, zwar spazierengehen nicht aber zum Ziel seines geistigen Lebens kommen kann. In Weininger drängte etwas auf einem gänzlich verfehlten Wege zum Christntum hin und in der ihm selber verborgenen Verzweiflung dieses Dranges wußte er sich nicht anders zu helfen, als indem er Jesus, um ein Verhältnis zu ihm und zu seinem Wort zu gewinnen, als Genie, wenn auch als eines ganz besonderer Art, verstand. Wäre nun Jesus ein Genie gewesen, dann bedeutete sein Leben nichts wesentlich anderes als das eines jeden Menschen, der in der Erdgebundenheit seiner Existenz den Traum vom Geist träumt; sein Wort wäre nicht das absolut verbindliche, geistiges Leben in seiner Realität erzeugende Wort Gottes, sein Tod am Kreuze ein Wahnsinn gewesen, eine Torheit nicht nur in den Augen der Griechen. Das geistige Leben Jesu aber war nicht, wie im Grunde genommen das jedes Genies, Angelegenheit einer individuellen Existenz in ihrer Icheinsamkeit, sondern das direkte Gegenteil davon. Jesus ein Genie nennen ist Blasphemie. Und wenn dann hinterher ein Journalist es wagte, ihn einen „hin-

reißenden Idealisten" zu nennen, so war das die Potenzierung dieser Blasphemie, die hierauf — wie dies bei allem Blasphemischen so leicht möglich ist — die Wendung ins Lächerliche nahm, als ein Feuilletonist voll Begeisterung vom „Dichter von Nazareth", der ein „größerer Dichter als Shakespeare" war, faselte: die Zeichen einer Zeit, in deren geistigem Niedergang und Chaos alle Wertmaßstäbe vorlorengegangen waren. Was für ein entsetzlicher Mißgriff war es doch von Weininger, den größten, aber deswegen noch lange nicht genialen Komödianten, den größten unter allen jenen, die es je verstanden haben, einer geistlos gewordenen Menschheit als Genie zu imponieren, den größten Menschen nach Christus zu nennen. Und wenn er meinte, die „herrlichsten" Aussprüche Christi — war aber das Wort Jesu jemals „herrlich"? — seien sicherlich verloren gegangen, weil die synoptischen Evangelisten sie nicht verstehen und also nicht behalten konnten, so ist das ebensosehr der Ausdruck für das typische Mißverständnis des Idealismus gegenüber dem Leben und Wort Jesu als Geistesverlassenheit und Geistlosigkeit und hat überdies das Wort Jesu selbst gegen sich, das da sagt: Den Weisen und Gelehrten ist es verborgen, den Unmündigen aber und Kindern offenbar. Gewiß mögen uns viele Aussprüche Christi nicht überliefert worden sein. Was wir aber damit verloren haben, kommt nicht in Betracht. Denn einzig und allein das entscheidet: daß wir im überlieferten Worte Jesu die Orientierung und Rettung unseres geistigen Lebens finden, vorausgesetzt daß es uns ernstlich um ein Leben des Geistes zu tun ist. Und angesichts dessen darf man wohl sagen, der Mensch habe in dem, was uns von Christi Aussprüchen nicht überliefert ist, nichts verloren.

Niemals durch die Philosophie, die, um im Sinne Kierkegaards zu reden, das für den Glauben entscheidende Moment des „Aergernisses" spekulierend beiseiteschaffen will, um sich nicht unter das Leben und Wort Jesu beugen zu müssen; niemals durch eine geniale Intuition, sondern nur durch den Glauben gewinnt der Mensch zu Christus, der der wahre Gegenstand des Glaubens ist, weil aller Glaube durch den Glauben an ihn hindurch muß, das richtige Verhältnis. Weininger hat das innere Faktum des Glaubens auf den Glauben an den Identitätssatz, den er wieder

auf den in sich unsinnigen Glauben des Menschen an sich selbst zurückführte, reduziert und dadurch entleert; eben deswegen weil ihm in seiner philosophischen Befangenheit ganz entging, daß, an die Göttlichkeit des Lebens Jesu glauben, nicht heißt und heißen kann: in ihm die Gottwerdung des Menschen sehen — was an und für sich gar keinen Glauben fordert, wohl aber die Konzeption der Idee des Göttlichen zur Voraussetzung hat — sondern umgekehrt und dann buchstäblich zu nehmen in Jesus die Menschwerdung Gottes, die eo ipso den Glauben fordert und aber auch die Idee des Göttlichen und den Idealismus überhaupt für alle Zeiten abschafft. Weil Weininger zu Christus, statt vor ihm alle Philosophie kurzerhand fahren zu lassen, d u r c h sie in ein Verhältnis zu treten suchte, sah er in ihm einerseits die Idee der Gottwerdung des Menschen und andrerseits, im Hinblick auf den historischen Christus, ein Genie, das diese Idee — aber in seinen Augen vielleicht auch nur nahezu, relativ also — realisiert hatte. Damit, daß ein Mensch in Jesus oder in irgend einem anderen die Gottwerdung des Menschen erblickt, ist er, weil ja das die Konzeption der Idee des Göttlichen voraussetzt, aus seinem Traum vom Geiste nicht aufgewacht zur Wirklichkeit des geistigen Lebens; er kann aus der Icheinsamkeit seiner Existenz nicht heraus und in ein Verhältnis zum Du, zu Gott in seiner geistigen Realität treten, er verharrt im Zustande seines Von-Gott-Abgefallenseins und verewigt ihn sogar.

Die Menschwerdung Gottes ist der „Einsatz" seiner Persönlichkeit im Leben dieser Welt und im Wort, und da im Wort etwas ist, das geglaubt werden muß, impliziert sie die Glaubensforderung, deren Erfüllung wieder das „Einsetzen" der Persönlichkeit im menschlichen Existieren bedeutet. Der Glaube des Menschen an sie ist im letzten Grunde und wahrsten Sinne Glaube an das Wort — an den *Logos*, der den Glauben an seine Göttlichkeit fordert. Der Glaube, der die persönliche Entscheidung des Menschen für die Geistigkeit seiner Existenz — und das heißt ja für ihre Personalität — ist, erweckt diese im Menschen und verhilft ihr zum Durchbruch. Wie Jesus im Johannesevangelium sagt: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, hat das ewige Leben. Die Menschwerdung Gottes, die im

Aufschrei Jesu am Kreuze *Eli Eli lama sabachthani* — diesem fürchterlichsten Schrei, der jemals in dieser Welt aus dem Munde eines lebenden Wesens kam und der die Erde erbeben machte — absolut geworden war, ist das größte Geheimnis im Geschehen der Welt, das niemals anders als im Glauben erfaßt werden kann. Der Mensch aber, der durch diesen Glauben ein reales Verhältnis zu Gott gewinnt, das sich in seinem Verhältnis zum Menschen erprobt, wird in der Einsamkeit seiner Todesstunde nicht einsam sein, denn Gott wird bei ihm sein. Soll jedoch die Menschwerdung Gottes wirklich geglaubt werden, nicht mit dem Munde bloß und mit Worten und in abstrakten Gedanken, von denen das Herz nichts weiß, dann muß der Mensch gleichsam durch die ganze Menschlichkeit Jesu, sie sich in jedem Augenblicke seines Lebens vergegenwärtigend, hindurch. Er darf nicht etwa mit der Göttlichkeit anfangen, um aus ihr die Menschlichkeit dieses Lebens zu glauben und zu verstehen, um von der Göttlichkeit aus bis zur Menschlichkeit hinzukommen — da wäre er auch schon wieder mitten ins Bereich der Idee hineingeraten, der metaphysischen Spekulation, der Phantastik, die ihn seiner eigenen Daseinsmöglichkeit ebenso sehr entrückt wie der des Lebens Jesu: er brächte an dieses seine Vorstellung, seine Idee vom Göttlichen heran und am Ende stellte sich heraus, daß er ja gar nicht an die Menschwerdung Gottes, sondern umgekehrt an die Gottwerdung des Menschen glaubt, das heißt daß sein Glaube überhaupt keiner ist.

An die Göttlichkeit Jesu in jenem einzigen Sinne, den sie haben kann, ohne nicht idealistisch phantastisch mißverstanden zu werden, muß unbedingt geglaubt werden, denn es gibt kein einziges äußeres Moment, aus dem sie erschlossen werden könnte. Auch die Wundertaten Jesu, die Krankenheilungen, die Brotvermehrung, die Auferweckung Toter, selbst seine eigene Auferstehung, deren Faktizität keineswegs angezweifelt werden soll, zeugen nicht unmittelbar für sie. Denn aus ihnen ersehen wir zunächst nur, daß Jesus, wie es ähnlich auch der protestantische Theologe Daab ausführt, zur Natur und dem Geschehen in ihr in einem ganz anders gearteten Verhältnisse stand, als wir es haben oder auch nur mittelst unsrer na-

turwissenschaftlichen Erkenntnisse verstehen können. Dieses selbe Verhältnis könnte ja auch ein anderer „gottgewordener" Mensch gewinnen, um dann aus ihm heraus dieselben Wunder zu bewirken. Aber ein Beweis und Zeugnis für Göttlichkeit, in buchstäblichem, nicht irgendwelchem ideellen Sinne, ist es an und für sich nicht. Glaube und Wunder haben viel weniger miteinander zu schaffen, als es auf den ersten Blick scheint. Wunder gibt es überhaupt nur in der Relation zur Beschränktheit unsrer an sich relativen Naturerkenntnis und Naturerfahrung, im letzten Grunde zur wohl niemals zu behebenden inneren Beschränktheit unsres Lebens und Erlebens. Es handelt sich da um den Begriff des Möglichen und Unmöglichen. Wunder wäre das an sich Unmögliche, das heißt in keiner Weise Ausdenkbare, und aber trotzdem Wirkliche. In diesem Sinne Wunder gibt es ja — aber nur nicht in der Natur, wo der Mensch das Wunder gewöhnlich sucht und allein sehen will, sondern im Leben des Geistes. Ein solches „Wunder" haben wir z. B. darin zu erblicken, daß Gott dem Menschen die Sünde verzeiht oder daß die göttliche Liebe auch den ihrer Unwürdigsten — freilich, wer wäre denn ihrer würdig? — umfängt, und diese Wunder müssen, jedoch auch nicht schlechthin und an sich, sondern auf das Wort Jesu hin geglaubt werden. Die „Möglichkeit" ist ein Entwurf im Gedanken des Menschen. Unmöglich ist nur, was mit den Denkgesetzen nicht in Einklang zu bringen ist, sie vielmehr außer Geltung setzt und damit das Denken aufhebt; nicht aber, was zu den sogenannten „Naturgesetzen" gehört, d. h. zu unsrer an sich beschränkten Einsicht in den Zusammenhang des Geschehens in der Natur im Widerspruch zu stehen scheint. Daß Gott dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken könne, steht freilich nicht im Einklang mit unsrer Naturerkenntnis und Erfahrung, widerspricht aber auch nicht unseren Denkgesetzen. Bei Gott ist alles möglich und der Mensch aber ist es, der das Mögliche denkt. Er denkt das Mögliche — und möglich ist, wenn wir auch nicht begreifen können wieso, die Speisung von 5000 Männern mit 5 Broten, die Auferweckung von Toten usw. — aber der Unglaube in ihm heißt ihn im selben Augenblick auch schon den Gedanken wieder zurücknehmen, das Mögliche als unmöglich denken.

Der Glaube an die Wunder Jesu ist insofern belanglos, als wir an ihn und seine Gottheit auch glauben müßten, wenn er sie nicht getan hätte. Nun hat er sie aber getan, so haben wir auch an sie zu glauben. Aber wir glauben ja nicht an sie, sondern an die Göttlichkeit Jesu und an die glauben wir, nicht weil er Wunder gewirkt hat, sondern — weil wir, uns persönlich einsetzend, an i h n glauben und an sein W o r t, das den Glauben an seine Göttlichkeit fordert und uns die Rettung unsres geistigen Lebens in diesem Glauben und durch ihn verheißt. Der Glaube an Christus, in dem wir unser geistiges Leben in seiner Wirklichkeit und Wahrheit haben, ist und kann nichts anderes sein als der hier direkt und buchstäblich zu verstehende Glaube ans Wort.

Der Geist des Christentums fordert vom Menschen den Glauben an die Menschwerdung Gottes im Leben Jesu und es wird keiner ein Christ ohne die innere Erfüllung dieser Forderung. Aber sie muß auch einen ohne die Zuhilfenahme metaphysisch-theologischer Spekulation genau anzugebenden Sinn für die Praxis des menschlichen Lebens haben. Und der ist: an die Menschwerdung Gottes glauben heißt in Jesu den Weg, die Wahrheit und das Leben und in seinem Wort die absolut für jeden verbindliche Vorschrift sehen, wie der Mensch zu leben habe, um das r e c h t e Leben zu leben, von dem doch jeder insgeheim in der letzten Tiefe seines Gemüts fühlt, daß er es n i c h t lebe. Erfüllt der Mensch innerlich diese Glaubensforderung — und darin erst hat er die wahre „Innerlichkeit" seines Lebens — in dem einzigen Sinn, den sie haben kann, dann freilich hat sein Leben in dieser Welt, das ihn Tag für Tag und Stunde für Stunde verlockt, ohne Christus und an Christus vorbei zu leben und seine Abrechnung mit Gott auf eigene Faust zu wagen, einen Riß bekommen, an dem es, in den Augen dieser Welt, krankt; dann aber auch weiß er, d a ß Gott ist und w a s Gott ist und das „Geheimnis seines Lebens" wird ihm offenbar. Denn er steht vor den wahren „Problemen" seines geistigen Lebens, in deren Lösung er die unendliche Aufgabe seines Daseins hat.

Zwischen dem Glauben an Gott und dem an seine Menschwerdung kann und darf nun nicht innerlich eine „Pause" gemacht werden — in der sich der Mensch gleichsam Zeit nimmt,

überlegend nach jenem auch für diesen sich zu entscheiden. Beides gehört wesentlich und untrennbar zusammen. Wer nicht an die Menschwerdung Gottes glaubt, glaubt auch nicht an Gott und kann gar nicht an ihn glauben. D. h. er lebt geistig wesentlich als „Heide" und hat die im menschlichen Geiste liegende „Ungläubigkeit" nicht überwunden. Vor Christus konnte tatsächlich niemand, die Juden selbstverständlich ausgenommen, an Gott in seiner Realität glauben, zu ihm ein geistig reales Verhältnis haben. Seit dem Leben Jesu aber ist alles ganz anders geworden und auch die Juden, weil sie Christus verwarfen, haben ihr einst reales Gottesverhältnis eingebüßt und ihre Messiashoffnung, ohne die sie ja gar nicht in der Welt bestünden, ist nun zu einem überdies vielleicht sehr irdisch gemeinten Traum vom Geiste geworden.

Zum Glauben an die Menschwerdung Gottes im Leben Jesu, der rückwirkend den Glauben an die Auserwählung des jüdischen Volkes durch die Messiasverheißung fordert, gehört aber auch der an die einstige Wiederkunft Christi am Ende der Welt. Im Glauben an die Göttlichkeit Jesu wird die Zeit, in der unendlichen Bedeutung der Gegenwart, des „Augenblicks", aber auch als Vergangenheit und Zukunft in einer Realität „gesetzt", an der Kants trasszendentale Aesthetik, die es ja nur mit der „abstrakten" Zeit zu tun hat, wahrlich vergebens rüttelt. Die Setzung der Zeit als Zukunft aber ist eben der Glaube an die Wiederkunft Christi. Kein Mensch weiß um den Tag und die Stunde. Darf man eine Vermutung wagen, ohne damit frevelhaft in das Geheimnis des göttlichen Ratschlusses eindringen zu wollen, was aus der Menschheit einmal wohl geworden sein mag, wenn jener Tag, den niemand weiß, da sein wird, an dem sie an ihr Ende kommt? Es hat den Anschein, als ob allemal dann — in Zeiten, deren Kommen und Gehen vielleicht tatsächlich einem selbstverständlich nur biologisch gültigen Gesetz der „Periodizität" unterworfen ist — wenn einer einzelnen Generation der Atem des Lebens auszugehen droht, in den Gemütern vieler der Glaube an die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi besonders lebendig ist. Vielleicht liegt nun dieser Selbsttäuschung die Ahnung eines an und für sich nicht unrichtigen Sachverhaltes zugrunde. Die

Generation kann ohne den Traum vom Geist nicht in der Welt existieren. Nicht sie erwacht aus ihm, sondern immer nur der Einzelne, und wozu dieser erwacht, darin fällt die endgültige Entscheidung seiner Existenz — für oder wider Gott. Wenn eine einzelne Generation ihren Traum vom Geist, also die geistige Bedingung ihres Bestandes in der Welt überlebt — und das ist ja möglich — dann bleibt ihr nichts anderes übrig, es wäre denn, sie bräche den natürlichen Willen der Generation, als in einem dunklen, verzweifelten Drang zum Chaos und zur Selbstvernichtung, dem sie selbst ganz ohnmächtig unterworfen ist, auch ihre biologischen, politischen, wirtschaftlichen Bestandsbedingungen zunichte zu machen. Einmal aber wird die Menschheit an und für sich als die Gesamtheit der Nationen und Generationen alle Möglichkeiten ihres Traums vom Geiste durch- und zuendegeträumt und erschöpft haben; denn diese Möglichkeiten sind ja keine unendlichen und unterliegen in ihrer Beschränktheit dem Werden und Vergehen alles natürlichen Geschehens in der Welt. Und dann wird die Menschheit, nicht nur im Einzelnen, sondern als Generation, an ihrem Ende angelangt, aus diesem Traum aufwachen — und das ist der Augenblick der Wiederkunft Christi. Mit dem Ende der Menschheit ist auch das Ende der Welt gekommen. Das alles ist eine Vermutung und ob es sich einmal wirklich so verhält, das weiß ja nur Gott.

Daß uns Gott in seiner Menschwerdung den wahren Gegenstand des erlösenden, uns zum geistigen Leben erweckenden Glaubens gab, war und ist die Offenbarung seiner göttlichen Liebe. Selbstverständlich aber konnte diese Liebe, die den Menschen zu einem geistigen Leben geschaffen, d. h. ja in ihn die Personalität des Existierens gelegt hatte, die persönliche Freiheit dieses geistigen Lebens nicht wieder aufheben. Darum wurde auch nach Gottes Menschwerdung des Menschen persönliche Entscheidung im Glauben nicht überflüssig, im Gegenteil, dadurch erst aktuell. Das Leben und Wort Jesu bringt und zwingt den Menschen zu seiner geistigen Entscheidung, er mag wollen oder nicht. Wie ja auch Jesus selbst gesagt hat: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Sodaß also einer, der auf die Entscheidung verzichtet — weil er es so macht wie die meisten, die

mit ihrer Personalität nichts rechtes anzufangen wissen, sie an falscher Stelle anbringen oder auch gar keinen Gebrauch von ihr machen — sich eben damit schon entschieden hat — wider Christus; aber auch wider sich selbst, wider die Personalität, d. i. die Geistigkeit seines Daseins, mag er sie auch in ihrer Scheinexistenz bis zum Augenblick des Todes behaupten.

Es gibt nur eine Religion und die ist etwas Göttliches und nichts Menschliches — das Christentum. Nur in ihr kann der Mensch ein reales Verhältnis zu Gott gewinnen. Alle anderen sind Religion nur dem Namen nach, bloße menschliche Versuche zur Religion, menschliche und darum in sich mißlingende Versuche der Erhebung des Geistes zu Gott. Denn wie sollten sie in der Erdgebundenheit unserer Existenz, in der die Wucht und Schwere des Abfalls von Gott immer wieder nach abwärts zieht, jemals gelingen, wenn nicht Gott selber uns zuhilfekommt? Und er ist uns zuhilfe gekommen. Nimmt man rationalistisch aus dem Christentum den buchstäblich zu verstehenden Glauben an die Menschwerdung Gottes hinweg oder mißversteht man die Göttlichkeit des Lebens Jesu mystisch im umgekehrten Sinne, dann steht der Mensch geistig genau so hilflos da wie im Heidentum — wenn ihn auch sein Hochmut des Geistes das zunächst nicht wahrnehmen läßt. Freilich fühlte sich der Grieche nicht hilflos, aber nur, weil er die Gefahr seiner geistigen Verlorenheit nicht erkannte. Und wir sind ohne Christus und den Glauben an ihn nicht nur ohne jede Orientierung, sondern auch geistig verloren. Denn keineswegs ist der Mensch in seinem dunklen Drange des rechten Weges sich bewußt. Sieht man im Christentum von der Göttlichkeit Jesu ab — in jenem Sinne genommen, in dem Gott sich uns als geistige Realität offenbarte und der von uns den Glauben fordert — so träumt man den alten Traum vom Geist weiter. Man wacht vielleicht sogar einmal aus ihm auf. Aber dann ist dieses Erwachen ohne Christus etwas Entsetzliches: die geistige Verlorenheit unserer Existenz als f a i t a c c o m p l i.

*

Das alles begriff und verstand der blendende Scharfsinn und ja wirklich staunenswerte Tiefsinn Otto Weiningers, dieses wahrhaft letzten Philosophen des Idealismus, nicht. Auch er war

Zeichen einer Zeit, die es in furchtbarer Weise offenbar machen sollte, was aus der Menschheit wird, wenn sie es wagt, am Leben und Wort Christi, ohne den Glauben und ohne die Liebe, vorbeizuleben.

SÖREN KIERKEGAARD:
EINE MÖGLICHKEIT

Die lange Brücke hat ihren Namen von der Länge. Als Brücke ist sie nämlich lang, als Weg freilich nicht ebenso: wovon man sich mit Leichtigkeit überzeugt, indem man den Weg über sie zurücklegt. Ist man aber auf der anderen Seite, in Christianshafen, so meint man doch wieder, daß man einen weiten Weg gegangen sei, denn man ist weit, weit weg von Kopenhagen. Man merkt sofort, daß man nicht mehr in einer Haupt- und Residenzstadt ist; man vergißt in gewissem Sinne das lärmende Gedränge auf den Straßen, worin man sich so zufällig trifft und so zufällig verliert; man ist wie außerhalb seines Elements, wenn man aus der hastigen, aufgeregten Menge herausgetreten ist, worin jeder gegen den andern sich in gleicher Weise geltend macht und jeder mit dem andern zu dem allgemeinen Spektakel das Seinige beiträgt. In Christianshafen herrscht eine stille Ruhe. Da scheint man das sich kreuzende Streben nicht zu kennen, das die Bewohner der Hauptstadt zu einer so geschäftigen Tätigkeit antreibt. Da ist es nicht mehr, als bebte die Erde unter den Füßen; da steht man so sicher, wie es ein Astronom für seine Beobachtung nur wünschen kann. Man sieht sich vergebens um nach jenem sozialen *poscimur* der Hauptstadt, wo es leicht geht eben mitzugehen; wo man jeden Augenblick sich selbst los werden kann, weil man überall von „Leitern" umgeben ist; wo man jederzeit einen Platz in einem „Omnibus" findet. Man fühlt sich verlassen und gefangen in der Stille, die einen isoliert; wo man sich selbst nicht los werden kann, weil man überall von „Nicht-Leitern" umgeben ist. In manchen Quartieren sind die Straßen so leer, daß man seinen eigenen Tritt hört. Auch aus den großen Packhäusern hat sich das geschäf-

tige Treiben von ehedem verloren; in den öden Räumen hört man nichts als den Widerhall seiner eigenen Stimme. Dann gibt es auch bevölkerte, ja übervölkerte Quartiere. Da ist wohl Leben in den Straßen. Aber die Menschen machen keinen lauten Lärm, nur jenes gedämpfte Geräusch, das wie das Summen an einem heißen Sommertag auf dem Lande die Stille mehr vernehmbar macht als daß es sie störte. Wohin du aber in Christianshafen blickst, kommt dir Wehmut entgegen: dort die wehmütige Erinnerung an eine größere Vergangenheit; hier das wehmütige Idyll der Armut und des Elends . . . . . Nur einen schmalen Meeresarm hat man überschritten, und man ist weit, weit weg in einer ganz andern Welt. An die nahe Hauptstadt erinnern nur gewisse verdächtige Gestalten, denen die Polizei ihre spezielle Aufmerksamkeit widmet. Alles andere ist ärmliche Kleinstadt. Und wie in der Kleinstadt kennt jeder den andern. Jeder weiß, daß jener arme Tropf morgen wie heute betrunken durch die Straßen taumelt; jeder weiß, daß dieser da ein Schwachsinniger ist, der von allen gekannt, um niemand sich bekümmernd sein einförmiges Leben für sich abspinnt.

Vor einigen Jahren sah man so in dem südlichen Teil des Strandwegs zu einer bestimmten Zeit des Tages einen mageren, hochgewachsenen Mann mit abgemessenen Schritten auf dem Trottoir hin- und zurückgehen. Er mußte jedermann auffallen; denn der Weg, den er zurücklegte, wa so kurz, daß auch der Fremde auf ihn aufmerksam werden mußte, und er ging weder wie ein Mensch in Geschäften noch wie sonst ein Spaziergänger. Wer ihn öfters betrachtete, konnte in ihm ein Beispiel für die Macht der Gewohnheit sehen. Der Schiffer, der vom Schiff her gewohnt ist nur auf das Deck hin- und zurückzugehen, sucht sich auf dem Lande eine Strecke von derselben Länge und geht nun dort ebenso mechanisch hin und zurück. So auch der Buchhalter, wie man ihn nannte. Wenn er an das Ende der Straße kam, so war es wie wenn er gegen eine unsichtbare Schranke anstieße: er machte halt, stand eine Weile stille, hob den Kopf, drehte sich um, schlug die Augen wieder nieder und ging darauf seinen Weg zurück.

Er war natürlich im ganzen Quartier bekannt. Obschon er aber

schwachsinnig war, hatte er unter keiner Zudringlichkeit zu leiden; im Gegenteil, er wurde von den Umwohnern mit einer gewissen Ehrerbietung behandelt. Das hatte er seinem Vermögen zu verdanken und seiner Gutherzigkeit und seinem vorteilhaften Aeußeren. Wohl hatte sein Gesicht den monotonen Ausdruck, der für eine gewisse Art Schwachsinn so charakteristisch ist; aber er hatte schöne Züge, war schlank und gut gebaut und äußerst sorgfältig, ja elegant gekleidet. Auffällig trat sein Schwachsinn auch nur vormittags zwischen 11 und 12 hervor, wenn er zwischen der Waisenhausbrücke und dem südlichen Ende der Straße auf dem Trottoir hin und her ging. Den übrigen Teil des Tages hing er wohl auch seinen unseligen Gedanken nach, aber es verriet sich nicht so deutlich. Da sprach er mit den Menschen, machte auch längere Spaziergänge, ließ sich auf dies und das ein; aber zwischen 11 und 12 brachte man ihn auf keine Weise dazu, daß er seinen Spaziergang unterlasse oder weiter ausdehne; da antwortete er nicht, wenn man ihn fragte, dankte nicht einmal für den Gruß, er, der sonst die Höflichkeit selbst war. Ob diese Stunde eine besondere Bedeutung für ihn hatte, oder ob der Grund seines sonderbaren Benehmens ein körperlicher Zustand war, der sich (wie es ja wohl vorkommt) regelmäßig wiederholte; das habe ich nie erfahren können, solange er lebte, und nach seinem Tode war niemand, von dem ich eine zuverlässige Aufklärung hätte erhalten können.

Während nun das Verhalten der Umwohner gegen ihn fast an das der Indianer gegen ihre Geisteskranken erinnerte, denen sie eine besondere Verehrung erweisen, machten sie sich doch vielleicht in der Stille manche Gedanken über den Grund seines Unglücks. Es ist ja nicht gerade selten, daß die sogenannten Klugen durch solche Vermutungen reichlich ebensoviel Disposition zur Verrücktheit oder vielleicht noch mehr Albernheit verraten als der Geisteskranke selbst hat. Diese sogenannten Klugen sind nämlich nicht selten dumm genug, alles zu glauben was ein Verrückter sagt; und nicht selten sind sie dumm genug, in allem was er sagt nur eben Verrücktheit zu sehen. Und doch weiß ein Geisteskranker manchmal mit verwunderlicher Klugheit zu verbergen, was er verbergen will; und manches Wort eines

Verrückten enthält eine Weisheit, deren sich der Weiseste nicht zu schämen brauchte. Aber wie mancher Kluge meint, daß die zufälligste Bagatelle für das Geschick einer ganzen Welt den Ausschlag geben könne, so meint mancher Kluge auch, der Wahnwitz habe keinen tieferen Grund, sondern könne durch ein Nichts veranlaßt werden: eine Weisheit, die auf ein denkfaules Publikum des Eindrucks nicht verfehlt. Uebrigens behielten die Bewohner von Christianshafen ihre Gedanken über den Buchhalter für sich, wohl weil er allgemein beliebt war; und eigentlich habe ich nie mehr als eine Vermutung über die Ursache seines Unglücks gehört. Vielleicht ist sie überhaupt die einzige gewesen; und um nicht selbst in den Verdacht zu kommen, daß bei mir eine Schraube los sei, will ich nicht obstinat auf der Idee beharren, daß es unter den Bekannten des Buchhalters nicht weniger kluge Leute gegeben habe, als sonstwo. Also mir ist nur eine Vermutung zu Ohren gekommen und die war, daß er sich in die Königin von Spanien verliebt habe. Das war nun freilich ganz ins Blinde hineingeraten; und die klugen Leute, die darin des Rätsels Lösung fanden, hatten nicht einmal das hervorstechendste Symptom seiner Verrückheit beachtet, nämlich seine entschiedene Vorliebe für Kinder. Er verbrauchte eigentlich sein Vermögen dazu, Kindern Gutes zu tun; darum war er auch von den armen Leuten aufrichtig geliebt und deren Kinder wurden streng angewiesen, ihn ehrerbietig zu grüßen. Aber vormittags zwischen 11 Uhr 12 Uhr erwiderte er keinen Gruß. Ich war öfter selbst Zeuge, wie ein armes Weib mit ihren Kindern an ihm vorüberging und alle ihn ebenso freundlich wie ehrerbietig grüßten; er aber sah nicht auf. Wenn dann das arme Weib vorbei war, so schüttelte sie nur den Kopf. Die Situation war eigentlich rührend, denn er erwies seine Wohltaten in einem ganz besonderen Sinne umsonst. Wie das Leihhaus für sechs Prozent hilft, so nimmt mancher Reiche und Mächtige und Glückliche und mancher Mittelsmann zwischen ihm und dem Armen Wucherzinsen von der Gabe: nämlich eine entwürdigende Dankbarkeit, die dem Armen sein Unglück noch empfindlicher macht. Nicht so der Buchhalter. Das arme Weib, das er mit Geld unterstützte, fühlte sich kaum versucht, ihn um sein

Glück zu beneiden, und über ihr eigenes Unglück noch mißmutiger zu werden: ach, sie sah nur zu deutlich, daß ihr „hochwürdiger und edler Wohltäter" weit unglücklicher war als sie selbst. Sein Geld half ihr, ihm konnte es nicht helfen.

Doch beschäftigte er sich mit den Kindern nicht bloß, weil sie ihm Gelegenheit zum Wohltun gaben; nein, sie interessierten ihn selbst, und zwar auf eine ganz besondere Weise. Sobald er außerhalb der Stunde von 11 auf 12 ein Kind sah, belebte sich der monotone Ausdruck in seinem Gesichte und mancherlei Stimmungen spiegelten sich darin. Er ließ sich mit dem Kinde ein, unterhielt sich mit ihm, und währenddessen betrachtete er das Kind mit einer Aufmerksamkeit, als wäre er ein Maler, der nur Kindergesichter malte.

Das konnte man auf der Straße sehen; wer aber in sein Zimmer kam, sah noch viel Verwunderlicheres. Es ist nicht eben selten, daß man von einem Menschen einen höchst verschiedenen Eindruck bekommt, wenn man ihn in seinem Heim sieht, und wenn man ihn draußen sieht. Bei Magiern, Alchimisten und Astrologen gehört das sozusagen zum Begriff; wie der berühmte Dapsul von Zabelthau unter den Menschen aussah wie andere Menschen, in seinem Observatorium aber trug er einen hohen spitzen Hut, hüllte sich in einen Mantel von grauem Kalamank, hatte einen langen weißen Bart und sprach mit einer verstellten Stimme, so daß seine eigene Tochter ihn nicht kannte und für den Knecht Ruprecht hielt. Aber diese doppelte Existenz ist gar keine so seltene Ausnahme und es gibt noch ganz andere Differenzen zwischen dem Menschen innerhalb seiner vier Wände und dem Menschen draußen im Leben. Das war nun bei dem Buchhalter doch nicht der Fall; aber man sah in seinem Zimmer mit Verwunderung, wieviel Ernst in seiner Beschäftigung mit den Kindern lag. Er hatte sich eine nicht unbedeutende Bibliothek gesammelt. Alle Bücher waren physiologischen Inhalts, manche mit den wertvollsten Kupferstichen illustriert. Außerdem aber hatte er ganze Serien eigener Handzeichnungen. Da fand man Gesichter, die bis zur Porträtähnlichkeit ausgeführt waren, und dann eine Reihe von Gesichtern, in denen die Aehnlichkeit sukzessive bis auf einen kleinen Rest ver-

schwand. Man fand Gesichter, die nach mathematischen Proportionen ausgeführt waren; an anderen wurde dann veranschaulicht, wie sich durch Verschiebung der Verhältnisse der Gesamteindruck veränderte. Man fand Gesichter, die nach physiologischen Beobachtungen konstruiert waren, und diese waren dann wieder kontrolliert durch andere Gesichter, die auf Grund von Hypothesen entworfen waren. Insbesondere war es die Familienähnlichkeit, die Art, wie sich die Abstammung offenbart, was ihn physiologisch, physiognomisch und pathologisch beschäftigte. Es ist vielleicht zu bedauern, daß seine Schriften nicht veröffentlicht wurden; denn wohl war er schwachsinnig, aber ein Schwachsinniger ist nicht eben der schlechteste Beobachter: die fixe Idee kann den Spürsinn bis zu einem hohen Grade entwickeln. Wer durch Neugier zum Beobachter wird, sieht viel; der Beobachter, den ein wissenschaftliches Interesse treibt, wird Achtungswertes leisten; wenn der Kummer beobachtet, entdeckt er manches, was andere nicht sehen: am meisten aber sieht vielleicht ein schwachsinniger Beobachter. Er beobachtet schärfer (wie die Sinne gewisser Tiere schärfer sind als die der Menschen), und er hat mehr Ausdauer. Nur müssen seine Beobachtungen (das versteht sich von selbst) immer erst verifiziert werden.

Wenn er sich leidenschaftlich mit seinen Forschungen beschäftigte, hätte er den meisten wohl nicht den Eindruck des Schwachsinnigen gemacht, obgleich er gerade dann ganz im Banne seiner fixen Idee war. Wie allem wissenschaftlichen Forschen ein x zugrunde liegt, das gesucht wird, und wie andererseits das wissenschaftliche Forschen von einer ewigen Voraussetzung getragen ist, deren Gewißheit sich durch die Beobachtung zu bekräftigen sucht: so hatte auch seine bekümmerte Leidenschaft ihr x, das sie suchte (er wollte das genaue Gesetz der durch die Abstammung vermittelten Aehnlichkeit finden, um mit seiner Hilfe zu erfahren, was er wissen sollte); und sie ruhte auf einer Voraussetzung, der seine Phantasie eine fatale Gewißheit gab: daß ihm seine Forschung eine traurige Tatsache bekräftigen werde, die ihn selbst betraf.

Er war der Sohn eines Unterbeamten, der in dürftigen Ver-

hältnissen lebte. Früh wurde er in dem Geschäft eines der reichsten Kaufleute untergebracht. Er war still, zurückhaltend, etwas verlegen, besorgte aber seine Geschäfte mit einer Einsicht und Pünktlichkeit, die ihm bald das volle Vertrauen seines Chefs erwarb. Nebenher las er viel, übte sich auch in fremden Sprachen, und entwickelte ein entschiedenes Talent für das Zeichnen, das er hatte. Jeden Tag machte er seinen Besuch bei den Eltern, deren einziges Kind er war. So lebte er hin, unbekannt mit der Welt. Als Buchhalter hatte er eine angenehme Stellung und schon früh auch ein recht ansehnliches Einkommen. Geld schafft Tugend, sagt der Engländer; Geld schafft aber auch Laster. Doch wurde diesem jungen Manne das Geld, das er hatte, nicht zur Versuchung. Ihm ging nach wie vor ein Jahr um das andere dahin, und er entfremdete sich der Welt immer mehr. Er selbst merkte das kaum, denn seine Zeit war stets ausgefüllt. Nur je und je ging ihm eine Ahnung in der Seele auf, die ihn über sich selbst stutzen machte. Da war ihm plötzlich, als müsse er sich auf etwas besinnen, das er vergessen haben mußte, ohne daß er doch begreifen konnte, was es sein sollte . . . Und in der Tat hatte er etwas vergessen: er hatte vergessen jung zu sein und sich seiner Jugend zu freuen, als es Zeit dazu war.

Da lernte er ein paar andere junge Kaufleute kennen, die in der Welt besser zu Hause waren. Sie entdeckten bald seine Unbehilflichkeit, aber sie hatten doch auch so viel Achtung für seine Tüchtigkeit und seine Kenntnisse, daß sie ihn seinen Mangel kaum je merken ließen. Bisweilen luden sie ihn auch ein, daß er an einer kleinen Belustigung teilnehme, einen kleinen Ausflug mitmache, mit ins Theater gehe; er tat das und es behagte ihm. Auch die andern hatten unfraglich keinen Schaden von seiner Gesellschaft: seine Verlegenheit legte ihrer Lustigkeit einen wohltätigen Zügel an, daß sie nicht zu ausgelassen wurde; seine Reinheit gab dem Vergnügen einen edleren Anstrich, als es ihn sonst wohl hatte. Aber Verlegenheit ist keine Macht, die sich behaupten und geltend machen kann; und ob nun einmal jene Wehmut in ihm revoltierte, die je und je den Weltfremden überkam, oder was sonst der Grund sein mochte: eine der

Touren endete mit einem ungewöhnlich glänzenden Souper. Mutwillig waren die beiden immer; jetzt wurde ihnen seine Verlegenheit zum Inzitament, und das peinliche Gefühl davon wurde ihm wieder zu einem Inzitament, und das wirkte immer stärker, je mehr sie durch den Wein erhitzt wurden. Nun nahmen ihn die anderen mit sich. In der Exaltation war er ein ganz anderer Mensch geworden . . . und er war in schlechter Gesellschaft. So besuchten sie auch eines der Häuser, wo man, sonderbar genug, die Verächtlichkeit eines Weibes mit Geld bezahlt. Was hier vorfiel, wußte er selbst nicht mehr.

Den folgenden Tag war er verstimmt und unzufrieden mit sich selbst. Der Schlaf hatte die Eindrücke verwischt; aber so viel war ihm doch geblieben, daß er die Gesellschaft dieser Freunde nicht mehr aufsuchte. War er zuvor fleißig gewesen, so wurde er es jetzt noch mehr. Der Schmerz darüber, daß ihn seine Freunde so verleitet hatten, oder darüber, daß er überhaupt solche Freunde gehabt hatte, machte ihn noch zurückhaltender. Dazu trug der Tod seiner Eltern noch weiter bei.

Bei dem Chef der Firma hingegen stieg sein Ansehen mit seiner Tüchtigkeit. Er wurde dessen Vertrauensmann, und es war schon im Werk, daß er Teilhaber des Geschäftes werde; da wurde er krank bis zur Gefahr des Todes. Als er dem Tode am nächsten war und schon im Begriffe „die ernste Brücke der Ewigkeit" zu betreten, erwachte plötzlich eine Erinnerung in ihm, eine Erinnerung an jene Begebenheit, die bis dahin für ihn eigentlich gar nicht existiert hatte. In der Erinnerung nahm die Begebenheit eine bestimmte Gestalt an, die ihm sein Leben mit dem Verlust seiner Reinheit abschloß. Er wurde geheilt; als er sich aber gesund wieder von seinem Lager erhob, nahm er eine Möglichkeit mit sich. Diese Möglichkeit verfolgte ihn, und er verfolgte diese Möglichkeit in seinem leidenschaftlichen Forschen. Diese Möglichkeit verschloß ihm den Mund, so daß er in ein brütendes Schweigen verfiel; und diese Möglichkeit belebte seine Züge, wenn er ein Kind sah: die Möglichkeit, daß ein anderes Wesen ihm das Leben schulde. Diese Möglichkeit machte ihn vor der Zeit alt. Was er mit solcher Bekümmernis suchte, das war eben dieses unglückliche Kind, oder ob ein

solches vorhanden sei. Daß ihm jeder Weg zur Gewißheit abgeschnitten war (jene beiden fatalen Freunde waren längst in Amerika verschollen), das machte ihn schwachsinnig. Und sein Schwachsinn wurde dadurch so dialektisch, daß er nicht einmal wußte, ob er sich im Fieber nur etwas eingebildet hatte oder ob angesichts des Todes die Erinnerung an etwas Wirkliches in ihm erwacht war. Sieh! So endete es damit, daß er zwischen 11 und 12 schweigsam, mit gebücktem Haupte den kurzen Weg auf und ab wandelte, und daß er die übrige Zeit des Tages den ungeheuren Umweg durch die verzweifelten Verschlingungen aller möglichen Möglichkeiten durchwanderte, um womöglich eine Gewißheit und dann das Gesuchte zu finden.

Indessen konnte er zunächst noch seine Geschäfte auf dem Kontor ganz wohl versehen. Er war genau und pünktlich wie immer. Er schlug sein Hauptbuch und seine Kopierbücher nach: aber dann durchzuckte ihn der Gedanke, daß das eine unnütze Mühe sei und er etwas ganz anderes nachzuschlagen hätte. Er machte zum Schlusse des Jahres seinen Rechnungsabschluß; und dann durchzuckte ihn der Gedanke, daß diese Abrechnung nur eine Bagatelle sei gegenüber der Abrechnung mit der ungeheuren Schuld, die vielleicht auf ihm liege.

Da starb der Chef der Firma und hinterließ ein großes Vermögen. Da er kinderlos war und den Buchhalter immer wie einen Sohn geliebt hatte, setzte er ihn zu seinem Erben ein. Und darauf gab der Buchhalter das Geschäft auf und widmete sich seiner Forschung.

Nun hatte er ja otium. Doch wäre seine gramvolle Erinnerung vielleicht nicht zur fixen Idee geworden, wenn nicht ein Nebenumstand dazu gekommen wäre, wie ein solcher ja im Leben manchmal den Ausschlag gibt. Er hatte noch einen einzigen Verwandten, einen Vetter seiner verlorbenen Mutter, kurzweg „der Vetter" genannt. Zu ihm, der schon ein alter Junggeselle war, war er nach dem Tode seiner Eltern gezogen; mit ihm nahm er seine tägliche Mahlzeit ein, erst als Buchhalter und dann auch noch als wohlhabender Privatier. Der Vetter gefiel sich in einer Art zweideutiger Witze, die man (was psychologisch leicht zu erklärne ist) bei älteren Leuten häufiger hört als

bei jüngeren. Kann das simple, einfältige Wort, das zurückbleibt, wenn alles gehört und das meiste vergessen ist, in dem Munde des alten Mannes ein Gewicht bekommen, das es sonst nicht hat, so kann auch eine leichtfertige Zweideutigkeit in dem Munde des Aelteren gefährlicher werden als sonst, namentlich wenn man so disponiert ist wie der Buchhalter es war. Unter anderen Witzen, die der Vetter stereotyp wiederholte, konnte er auch den nicht oft genug preisgeben, daß kein Mann, auch der verheiratete nicht, mit Bestimmtheit wissen könne, wie viele Kinder er habe. So war der Vetter nun einmal. Sonst ein guter Kerl, ein angenehmer, aufgeräumter Gesellschafter, konnte er nun einmal ohne Zweideutigkeit und Schnupftabak nicht sein. Der Buchhalter hatte ohne Zweifel das ganze Repertoire des Vetters und darunter auch jenen Witz schon manchesmal über sich ergehen lassen, ohne daß er ihn eigentlich gehört und erfaßt hätte. Nun aber zielte das zweideutige Wort beständig nach seiner schwachen Seite; es war wie berechnet darauf, ihn da zu verwunden, wo er am empfindlichsten war. So erging er sich in seinen Grübeleien, und der Witz, mit dem der Vetter nur die Unterhaltung würzen wollte, wurde die Veranlassung dazu, daß sich der Gedanke an jene Möglichkeit immer tiefer in sein Gemüt eingrub. So arbeitete die Schweigsamkeit des Verschlossenen und die Geschwätzigkeit eines Witzbolds im Verein so lange an dem Unglücklichen, bis dessen Verstand es in diesem wunderlichen, unheimlichen Haushalt nicht mehr aushielt. Da kündigte er den Dienst, und an seine Stelle trat der Schwachsinn.

In der Hauptstadt ist lärmendes Leben; in Christianshafen dagegen herrscht stille Ruhe. Da scheint man die Zwecke und Ziele nicht zu kennen, die die Bewohner der Hauptstadt in eine so geschäftige Bewegung versetzen, noch auch die Differenzen zwischen den Menschen, die das letzte Motiv dieses aufgeregten Lebens sind. Der arme Buchhalter wohnte in Christianshafen; da hatte er seine Heimat im bürgerlichen Sinne, da war er auch in einem anderen Sinne, im Sinn des Dichters, zu Hause. Ob er nun aber zum Ursprung jener Erinnerung durch spezielle historische Nachforschung zu gelangen suchte; oder ob er auf dem ungeheuren Umweg allgemeiner Betrachtungen mit Hilfe trüge-

rischer Hypothesen jenes unbekannte x in eine benannte Größe zu verwandeln suchte: er fand nicht was er suchte. Bisweilen wich es ihm zurück in eine weite, unbestimmte Ferne; bisweilen sah er es so greifbar nahe, daß er nur die Anklage seines eigenen Gewissens vernahm, wenn ihm die armen Leute im Namen der Kinder für seine reichen Gaben dankten. Da schien es ihm, als kaufte er sich von seiner heiligsten Pflicht los, als gäbe er, der Vater, dem eigenen Kinde ein Almosen. Wie fürchterlich! Darum wollte er keinen Dank haben: der Dank klang in seinem Ohre wie ein Fluch; aber er konnte es auch nicht lassen zu geben. Und arme Leute haben selten einen so edlen und würdigen Wohltäter gefunden, eine Hilfe, die ihnen auf so ansprechende Weise zuteil geworden wäre.

Aber hätte nicht ein verständiger Arzt etwas für ihn tun können? Er hätte versuchen können durch ein allgemeines Räsonnement jene erste Möglichkeit zu entfernen, aus der alles weitere folgte. Oder er hätte sich dem Kranken darin akkommodieren können, daß er die Möglichkeit als eine traurige Tatsache behandelte, und hätte dann mit Hilfe seines ärztlichen Wissens eine weitere Folge aus dieser Tatsache als so unwahrscheinlich erweisen können, daß jedermann jeden Gedanken daran aufgegeben hätte — nur der Schwachsinnige nicht. Ueberhaupt hätte der Arzt, ob er ihn so oder so hätte anfassen wollen, gewiß nur das genaue Gegenteil von dem erreicht, was er bezweckte. Denn er hätte doch nur versuchen können, die Möglichkeit, die den Buchhalter ängstete, durch andere Möglichkeiten zu verdrängen. Bei einem robusteren Menschen mochte das gelingen. Der arme Buchhalter, bei der Hyperästhesie seines Gemüts, hätte aus jeder neuen Möglichkeit, die er entdeckte, nur neue Nahrung für seine selbstquälerische Bekümmernis gezogen. Hätte ihm jemand helfen wollen, es war ihm nicht zu helfen . . . . .

Ich sah ihn öfters, wenn er den Strandweg auf und ab wanderte, und auch sonst je und je an andern Orten. Einmal traf ich ihn in einem Café. Bald erfuhr ich, daß er dort alle vierzehn Tage den Abend zubrachte. Er las dann die Zeitungen, trank ein Glas Punsch und unterhielt sich mit einem alten Schiffskapitän, der dort Stammgast war. Der Kapitän war hoch in den

Siebzigern, ganz weiß, von gesundem Aussehen und noch kräftig; seine ganze Gestalt deutete nicht darauf hin, daß er sich noch in anderer Weise denn als Seemann im Leben umgetrieben habe. Das war denn auch nicht der Fall. Wie sich diese beiden kennen gelernt hatten, weiß ich nicht; sie hatten sich eben im Café getroffen und trafen sich immer nur dort. Dabei sprachen sie bald englisch, bald dänisch, bald auch beide Sprachen durcheinander. Der Buchhalter war ein ganz anderer Mensch, sowie er seinen Freund sah. Er grüßte ihn auf englisch, was den alten Seemann immer in eine gute Laune versetzte; er sah dabei so schalkhaft aus, daß man ihn kaum wieder kannte. Der Kapitän hatte nicht mehr das beste Gesicht; auch hatte er mit den Jahren die Fähigkeit verloren, das Aeußere der Menschen zu beurteilen. So konnte der Buchhalter, der erst in den Vierzigern stand und hier gerade jünger aussah als sonst, dem Kapitän einbilden, daß er sechzig Jahre alt sei. Diese Fiktion führte er konsequent durch. Der Kapitän war als Seemann in seiner Jugend ein lustiger Bruder gewesen; aber gewiß in allen Ehren: seine Miene war so würdig und sein ganzes Wesen so ansprechend, daß man wohl für seine Vergangenheit einstehen konnte. Seine Liebhaberei war lustige Geschichten zu erzählen von den Tanzböden in London und von dem Verkehr mit den Mädchen, und dann von Indien. Im Laufe des Gesprächs stießen sie an. Der Kapitän sagte: „Ja, so wars in unserer Jugend, aber nun sind wir alt. Aber ist denn das richtig: wir? Wie alt sind Sie denn?" „Sechzig Jahre", antwortete der Buchhalter. Und dann stießen sie wieder an . . . . Armer Buchhalter! Das war also der einzige Ersatz für eine verlorene Jugend; und auch da schlug nur der brütende Ernst des Schwachsinns in sein Gegenteil um . . . . Die ganze Situation war so humoristisch angelegt; der Betrug mit den sechzig Jahren war so kindlich und so tiefsinnig: daß ich hier wieder einmal sah, wieviel man von einem Schwachsinnigen lernen kann.

Endlich starb der Buchhalter. Er war nur wenige Tage krank. Als es damit Ernst wurde, daß er im Tode die schreckliche Brücke der Ewigkeit betreten sollte, da schwand die Möglichkeit dahin, die doch nur ein Irrtum gewesen war. Aber seine Werke folgten ihm nach und der Segen der Armen und die dankbare

Erinnerung der Kinder, wieviel er für sie getan hatte. Ich geleitete ihn zu seiner letzten Ruhestätte. Auf dem Heimweg kam ich zufällig in den gleichen Wagen mit dem Vetter. Ich wußte, daß er ein Testament gemacht hatte, und der Vetter war auch gar nicht geldgierig; so erlaubte ich mir die Bemerkung, es liege etwas Wehmütiges darin, daß er Junggeselle geblieben sei und deshalb keine Kinder habe, denen er sein Vermögen hinterlassen könnte. Obschon der Vetter durch den Todesfall wirklich ergriffen war, stärker als ich erwartet hatte, konnte er sich doch nicht enthalten zu sagen: „Ja, mein guter Freund, kein Mann, auch der Verheiratete nicht, kann wissen, wie viele Kinder er hat". Es war ja nur eine Redensart, bei der er vielleicht überhaupt nichts dachte; das milderte den Eindruck; aber es ist doch etwas Fatales, sich eine solche Redensart angewöhnt zu haben. Ich habe Verbrecher gekannt, die sich wirklich gebessert hatten, wirklich einen Eindruck von etwas Höherem bekommen hatten und das auch durch ihr Leben bezeugten; und doch konnte es ihnen begegnen, daß sich in ei. ernsthafte religiöse Aussprache die abscheulichsten Reminiszenzen einmengten, ohne daß sie selbst das merkten.

Die „Lange Brücke" hat ihren Namen von der Länge. Als Brücke ist sie nämlich lang, als Weg nicht ebensosehr; wovon man sich mit Leichtigkeit überzeugt, indem man den Weg über sie zurücklegt. Aber wenn man dann auf der anderen Seite ist, so glaubt man über die Brücke doch einen weiten Weg zurückgelegt zu haben. Denn man ist weit, weit weg von Kopenhagen.

LORENZ LUGUBER:
RÜCKBLICK AUF GALIZIEN

Wenn die Abende, die fernen,
Tiefer in die Seele dunkeln,
Trauer vor verhängten Sternen
Milder will die Nacht durchfunkeln,

Geist der Stunden, die uns glichen,
Sich entwand dem hellen Wahn —
Welt ist tot und Zeit verblichen,
Ewigkeit weit aufgetan!

Heiß umfängt noch letzter Blick
Die zerwühlte Gotteserde:
Opfer, trägt sie ihr Geschick
Stumm wie letzten Glücks Beschwerde —

Und da diesem Blick ergeben
Blinde Schwermut heimwärts trachtet,
Heimwärts in dies ird'sche Leben,
Das vom ew'gen schon umnachtet:

Laß noch, Irrsinn, vor dem Ende,
Wildfang zwischen Totenhügeln,
Spuk am Kreuz der Zeitenwende,
Deinen Fluch mich überflügeln!

Denn die Liebe, die im Lachen
Eines Weibs wie Schnee hinknistert,
Ist der Leidenschaft des Schwachen
Wie ein letzter Trost verschwistert.

Ueber Trümmer, über Leichen
Tanzt ein Schwarm verstörter Lüste.
Unterm Schatten finstrer Eichen
War es eine, die mich küßte.

O wie glüht an wundem Munde
(Distelkind, du stachst mich gut!)
Leid und Lust der einen Stunde:
Luscha! Liebling! Wunderblut!

Wie ein Schwert, das Gott geschliffen,
Lag sie quer mir überm Knie.
Waffe, gegen mich ergriffen,
Gott sieh her: noch wäg ich sie!

Kann es nimmermehr vergessen,
Wie die Welt nach Abschied roch:
Hab dich doch und nie besessen —!
Judenmädchen! Lebst du noch?

Schicksalsfrage, nie verstummt,
Ueber fernstem Wald verwittert . . .
Tief in Daseins Last vermummt
Traumgast stehst du, ganz erschüttert:

Denn du fühlst, um Stirb und Werde
Ewig Ungebornes kreist,
Dessen Schrei Wehmutter Erde
Bang in Gottes Schweigen weist.

ERIK PETERSON:
DER HIMMEL DES GARNISONSPFARRERS

Ich las kürzlich die Akten eines Prozesses, in welchem ein Soldat im Jahre 1916 vor dem Gouvernements-Gericht Grodno angeklagt war, weil er während des evangelischen Gottesdienstes — als der Garnisonspfarrer von der Begeisterung in den denkwürdigen Augusttagen 1914 gesprochen hatte — sich zu dem Zwischenrufe hatte hinreißen lassen: „Du sollst nicht töten!" Das Gericht verurteilte den bisher noch Unbescholtenen, dessen Zwischenruf nach richterlichem Urteil nicht als Aufwiegelung betrachtet werden konnte, wegen öffentlicher Störung des Gottesdienstes zu der Höchststrafe von drei Jahren Gefängnis.

„In Erwägung, daß in der jetzigen schweren Zeit, die des Gottesdienstes so notwendig bedarf, jede Störung als besonders schweres Vergehen erscheinen muß."

Der Verurteilte legte ein ärztliches Zeugnis vor und bat um Milderung der Strafe, weil er sonst nicht lebend das Gefängnis verlassen würde. Umsonst. Die Strafe blieb. Der Pfarrer erklärte, es handelte sich um einen „völlig verhetzten, zielbewußten Sozialdemokraten", der den Zwischenruf absichtlich herbeigeführt habe, „um auf längere Zeit ins Gefängnis zu kommen und sich dem Dienst für das Vaterland an der Front zu entziehen." Er wanderte ins Gefängnis und war nach zwei Jahren tot.

Nehmen wir nun an, der Garnisonspfarrer sei zur selben Stunde gestorben — es ist nur eine dichterische Möglichkeit, im übrigen wünschen wir, daß der Garnisonspfarrer noch recht lange lebe und sich eines guten Gewissens erfreue — nehmen wir es also an, so wäre ja der Fall denkbar, daß beide zur selben Zeit an der Himmelstür erschienen wären. Der Garnisonspfarrer hätte den Angeklagten bei der Hand genommen und ihn zu dem Sohne Gottes, zu dem allerhöchsten Gerichtsherrn, geführt, den er ja schon seit langem kannte. Dann wäre Jesus ohne Zweifel auf einen Wink des Garnisonspfarrers drohend auf den Soldaten-

zugegangen und hätte ihm gesagt: „Was, du wagst es, einen christlichen Gottesdienst durch Erinnerung eines göttlichen Gebotes zu stören! Gebote sind für die Kinder da, welche sie auswendig zu lernen haben, für Erwachsene aber ist die frohe Botschaft bestimmt, welche die Waffen einsegnet, hast du das noch nicht begriffen? Hat dir denn dein Pfarrer nie gesagt, daß du das Vaterland über alles zu stellen hast, auch über die Gebote des Katechismus? Hast du nie das Wort des „Gottesmannes" Luther gehört, welcher sagt, das „Kriegs- und Schwertamt" sei ein an sich göttliches Amt und „der Welt so nötig und nützlich wie Essen und Trinken"? Begreife es doch, wenn du essen und trinken willst, so mußt du auch töten, lügen, betrügen, Politik treiben und Gewalt antun! Dein Arzt hatte recht, als er in seinem Gutachten schrieb, daß du durch „komplizierte Schrift- und Machwerke auf religiösem und politischem Gebiet" glaubtest, ..das Alleinseligmachende und Menschenbeglückende gefunden zu haben, dabei aber die Hälfte davon nur verdaut hast." Begreife es doch: die eine Hälfte heißt: du sollst nicht töten. Die andere Hälfte aber heißt: du darfst töten, um Geld und Gut zu verteidigen — zumal wenn du selber keines hast. Berufe dich doch nicht auf die Bibel. Man muß sie richtig verstehen. Man muß sie so verstehen, wie Staats- und Militärbeamte sie verstehen und auf der Kanzel auslegen. Du behauptest, ich hätte mich früher anders geäußert? Das ist ein Irrtum. Ich habe nicht den Armen, sondern den Reichen selig gepriesen, nicht den Friedfertigen, sondern den, der die meisten Kanonen und die besten Giftgase hat. Ich habe nie etwas für die Barmherzigkeit übrig gehabt, sondern war immer der Meinung, daß in dem Leben, das ihr auf der Welt zu führen habt, Unbarmherzigkeit die beste Barmherzigkeit ist. Ich habe auch stets gesagt, es sei besser Hammer als Ambos zu sein, besser Unrecht zu tun, als Unrecht zu leiden, besser um der Ungerechtigkeit willen gelobt, als um der Gerechtigkeit willen verfolgt zu werden. Begreife es doch: die Menschen sind nicht dazu da, um einander zu beglücken, sondern um sich zu beunglücken, nicht um selig, sondern um unselig zu werden. Und darum bin ich in die Welt gekommen. Frage doch den Pfarrer, der neben dir steht. Hat er jemals etwas

anderes gepredigt, als was ich dir jetzt sage? Du hast dich bei ihm beklagt, daß du in der Woche geschunden, am Sonntag aber in der Kirche mit Freund und Bruder tituliert seist. Du Tor! Weißt du denn nicht, daß die Menschen nur einmal in der Woche, am Sonntag zwischen 10 und 11 eine Stunde lang Brüder sein dürfen? Du willst mir wohl meine Vergangenheit vorhalten? Du sagst, ich hätte doch das Ende aller Dinge und die Nähe des Reiches Gottes verkündigt. Ich weiß nicht, ob das richtig ist. Viele Theologen bestreiten es. Vielleicht habe ich es getan. Wenn ich es wirklich getan haben sollte, so habe ich seitdem eben umgelernt. Du dachtest wohl, daß man im Himmel nicht mehr umlerne? Du irrst. Man entwickelt sich nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel. Wenn du erst längere Zeit bei uns sein wirst, wirst du merken, welche Fortschritte wir im Himmel gemacht haben. Ich habe Mitleid mit der Schwäche deines Geistes. Du bist lungenkrank und wirklichkeitsfremd. Nein, ich muß dir jetzt gleich unsere Fortschritte zeigen. Komm, steige mit mir auf diesen Berg. Der Garnisonspfarrer kann hier unten stehen bleiben, er weiß ja schon lange Bescheid. Er hat ja studiert. Also komm mit. Du wunderst dich, daß der Himmel anders aussieht, als wie du es dir vorgestellt hattest? Du vermißt etwas? Du kannst nicht darauf kommen, was es ist? Kind, ich will es dir ins Ohr sagen und dann wirst du alles begreifen. Wir haben die große Kluft, die zwischen Himmel und Erde war, zuschütten lassen. Jahrhunderte haben wir gebraucht, um diesen größten aller Fortschritte zu erreichen. Jetzt ist das Verkehrshindernis beseitigt! Siehe, jetzt sind alle im Himmel, alle in der Hölle!"

Da aber schrie der Mensch mit seinem ganzen Leibe: „Satan, hebe dich weg von mir!" Und Satan, der sich in einen Engel des Lichtes, ja in den Sohn Gottes verstellt hatte, entwich, und sein Blendwerk zerrann und sein Ort wurde offenbar.

KANSO UTSCHIMURA:
WAHRE UND FALSCHE PROPHETEN

In der Bibel ist oft die Rede von falschen Propheten oder Lügenpropheten: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten" (Matth. 7. 15), „es werden sich viel falscher Propheten erheben und werden viele verführen" (Matth. 24, 11), „ein Zauberer und falscher Prophet, der hieß Bar-Jesus" (Apostelgesch. 13, 6), „es waren auch falsche Propheten unter dem Volke, wie auch unter euch sein werden falsche Lehrer" (2 Petr. 2, 1), „es sind viel falscher Propheten ausgegangen in die Welt" (1 Joh. 4, 1). Dies sind Stellen aus dem Neuen Testament. Im Alten Testament fehlt zwar der Ausdruck „falscher Prophet", weil das Hebräische kein Wort besitzt, wie das griechische Pseudoprophetes, aber wenn es Jesaja 9, 15 heißt: „die Propheten, so falsch lehren" oder Jeremia 14, 14: „die Propheten weissagen falsch in meinem Namen; sie predigen euch falsche Gesichte, Deutungen, Abgötterei und ihres Herzens Trügerei", so ist damit selbstverständlich der Sache nach ganz dasselbe gemeint wie mit dem neutestamentlichen Ausdruck.

Was waren nun eigentlich diese „falschen Propheten" für Leute? Waren es Leute, die man nur so als verächtliche Schwindler, gemeine Heuchler und Wölfe in Schafskleidern bezeichnen und deren Unwahrheit auf den ersten Blick erkannt werden konnte? Mit andern Worten: waren diese „falschen Propheten" notwendig Bösewichte, die mit Lug und Trug umgingen? Der Name „falsche Propheten" legt ja diese Vermutung nahe; er erweckt in uns ganz ohne weiteres Gefühle der Verachtung und des Abscheus.

Jedoch die biblische Ueberlieferung widerspricht dieser Vorstellung. Die Leute, die sie als „falsche Propheten" bezeichnet, galten ihrer Zeit nicht als solche; sie wurden von ihren Mitmenschen keineswegs gehaßt, ihr Umgang wurde von maßgebenden Männern und Frauen keineswegs gemieden, im Gegenteil. Sie heißen „falsche Propheten" nur von dem Standpunkte der ver-

schwindenden Minorität der wahren Propheten aus, eines Jesaja, Jeremia, Hesekiel, Amos oder Hosea, vom Standpunkt der Welt aus aber nicht. Ob ein Mensch echt ist oder falsch, war damals so schwer zu unterscheiden wie heute. Nur wer die Wahrheit kennt, weiß, was Lüge ist. Nur wahre Propheten konnten die falschen Propheten richtig beurteilen. Die Welt, die selbst voll Lügen ist, nennt die falschen Propheten nicht falsch, nur Gottesmänner konnten sie so nennen.

Was waren nun das für Leute? Es waren in erster Linie die sogenannten „Patrioten" ihrer Zeit. Leute, die bei allem den Vorteil ihres Landes im Auge hatten, die für den Ruhm ihres Volkes eintraten und nichts sehnlicher wünschten, als ihr Vaterland reich und mächtig, stark und glücklich zu sehen. Darum beteiligten sie sich an der Politik, betrieben Bündnisse mit anderen Mächten, verhüllten unbedingt alles Schlechte an ihrem Lande und priesen es dafür der Welt als ein Land ohne Flecken und Tadel, um so weithin Sympathien zu gewinnen. Die „falschen Propheten" waren also Leute, die ihr Vaterland Juda oder Israel mehr liebten als alles andere, mehr als Recht und Gerechtigkeit, ja mehr als ihren Gott Jehovah. Sie priesen die Tugenden des Königs und sangen von dem Lobe ihres Volkes. Auch die Religion benützten sie gerne als kräftige Stütze für den Staat.

Dem gegenüber nahmen Propheten wie Jesaja, Jeremia, Hesekiel, Amos, Hosea und Sacharja genau die entgegengesetzte Stellung ein. Auch sie liebten selbstverständlich ihr Vaterland, aber mehr als dieses liebten sie Gott und seine Gerechtigkeit. Darum zögerten sie nicht, ihrem Volk unter Umständen auch entgegenzutreten. Der Ruhm des Vaterlandes lag nicht im Kreis ihrer Interessen. Das einzige Motiv, das ihren Eifer entflammte, war Gottes Ruhm und Gottes Gerechtigkeit. Micha hat gesagt (Kap. 3, 8): „ich bin voll Kraft und Geists des Herrn, voll Rechts und Stärke, daß ich Jakob sein Uebertreten und Israel seine Sünde anzeigen darf."

Dem Vaterland „sein Uebertreten und seine Sünde anzeigen", das war es, was die falschen Propheten nicht konnten; nicht notwendig deshalb, weil sie das Volk gefürchtet hätten, sondern einfach, weil sie ihr Vaterland zu sehr liebten.

Um zu sehen, was die falschen Propheten waren, braucht man sie nur den wahren gegenüberzustellen. Wenn wahre Propheten auftraten, erschienen ja immer auch falsche. Dem Propheten Micha steht Zedekia, der Sohn Knaenas (1 Könige 22, 24 und 25), dem Propheten Amos der Priester von Bethel Amazia (Amos 7, 10—17), dem Jeremia ein Prophet von Gibeon, Hananja, der Sohn Assurs (Jerem. 28) und Semaja von Nehalam (Jerem. 29, 24 ff.) gegenüber. Auch andere Propheten, wie Jesaja und Hesekiel, hatten sicher mit falschen Propheten zu tun, obwohl deren Namen nicht ausdrücklich genannt sind (Hesek. 13, Sach. 13, 2 usw.). Eine Gegenüberstellung der beiderseitigen Gegner wird am besten zeigen, was unter wahren und was unter falschen Propheten zu verstehen ist.

Nehmen wir einmal das Beispiel des Micha und seines Gegners Zedekia. Ahab, der König von Israel, hatte in der Absicht, die Stadt Ramoth in Gilead zu erobern, vierhundert seiner Propheten versammelt und sie gefragt: „Soll ich gen Ramoth in Gilead ziehen zu streiten, oder soll ichs lassen anstehen?" Und diese hatten aus Furcht, dem König zu widersprechen, und aus Eifer für den Ruhm ihres Landes geantwortet: „Zieh hinauf, der Herr wirds in die Hand des Königs geben." Als nun aber Ahab dieselbe Frage dem Micha, dem Sohn Jemlas, vorlegte, da antwortete dieser furchtlos: „Der Herr hat Böses über dich geredet." Er scheute sich nicht, dem Könige statt guter Dinge schlechte zu weissagen. Darum wurde der König böse auf ihn. Zedekia, der Sohn Knaenas, war wohl einer der vierhundert, die dem König Gutes geweissagt hatten. Als der hörte, wie Micha sagte: „der Herr hat einen falschen Geist gegeben in aller dieser Propheten Mund," soll er Micha im Zorn auf den Backen geschlagen haben. In diesem Fall ist also Zedekia mit seinen Gesinnungsgenossen deutlich Vertreter der Königstreue und Vaterlandsliebe. Um des Königs und Vaterlandes willen stimmten sie Ahabs Plan bei und redeten ihm zu, den Eroberungszug zu unternehmen. Nur der eine Micha widersprach. Er kannte den Charakter Ahabs und wußte, daß dessen Absichten gegen Recht und Gerechtigkeit stritten. Ihm war es nicht um Eroberung des fremden Landes zu tun, sondern um Erneuerung des eigenen

Landes, nicht um die Niederwerfung des Königs Ramoth, sondern um die Bekehrung des Königs von Israel. Die falschen Propheten erstrebten die Vergrößerung ihres Landes, die wahren Propheten die Buße ihres Volkes; jene suchten Ruhm nach außen, diese Reinigung im Innern. Hier liegt der Unterschied zwischen falschen und wahren Propheten klar am Tage. An der Frage: Ruhm oder Gerechtigkeit? Macht oder Reinheit? entschied sichs, ob die Propheten wahr waren oder falsch. Diejenigen, die ihr Land reich und mächtig wünschten, das waren die falschen Propheten, und diejenigen, die ihr Land rein und heilig wünschten, das waren die wahren Propheten.

Ebenso ist es bei Amos und seinem Gegner Amazia. Amos hatte über die Sünde seines Volkes geklagt und ihm gedroht, wenn es nicht Buße tue, so „sollen die Höhen Isaaks verwüstet und die Heiligtümer Israels verstört werden und der Herr werde sich mit dem Schwert über das Haus Jerobeam machen." Der Priester Amazja aber nahm solche Sprache für Frechheit und ließ dem König Jerobeam sagen: „Der Amos macht einen Aufruhr wider dich im Hause Israel." Er verklagte also Amos beim König als Rebellen und Hochverräter; Amos war in seinen Augen ein Unruhestifter, der sich gegen den König auflehnte und Gottes heiligen Tempel entweihte. In Amos' Augen dagegen war gerade dieser Amazja, der ihm Schweigen gebot und ihn beim König verklagte, der wahre Rebell, Hochverräter und falsche Prophet. Derjenige, der Gottes heiligen Willen verkündete, der war der wahre Prophet; derjenige, der dem König entgegenkam, der war der falsche Prophet. Das muß nicht notwendig ein Bösewicht gewesen sein; er war vielleicht ein Mann von ergebener, liebenswürdiger, ernster Gesinnung. Aber wie Petrus dachte er „nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist," und darum mußte er in den Augen eines wahren Propheten als falscher Prophet gelten.

Die falschen Propheten, diese Patrioten ihrer Zeit, waren außerdem auch die Lobredner militärischer Kraft, die Befürworter politischer Bündnisse. Sie glaubten, zum Bau des Reiches Gottes auf Erden sei es nötig, sich menschlicher Hilfe zu bedienen. Sie legten nicht allzuviel Wert auf die Gerechtigkeit als

solche, sie versuchten, die Heiligkeit Israels und Judas mit Hilfe des weltlichen Arms zu wahren und ihrem Vaterland auch durch Bündnisse mit fremden Mächten Vorteile zu verschaffen. So haben einige von ihnen den König Hiskia zum Bund mit Aegypten bewogen, einige dem König Iojakim zum Abfall von Babylon. Sie zögerten nicht mit dem Versuch, das Geschick ihres Landes durch Anwendung der gewöhnlichen politischen Handgriffe zu fördern. Sie glaubten nicht nur an Gott, sondern auch an die Kraft des Schwerts. Glaube, Kriegsmacht und politische Klugheit zusammen sollten ihnen helfen, ihr Land zu schützen und Gottes Reich auf Erden zu bauen.

Solch verwirrten und widerspruchsvollen Methoden gegenüber vertraten die wahren Propheten genau das Gegenteil. Sie nahmen das erste Gebot buchstäblich: „D u s o l l s t k e i n e a n d e r e n G ö t t e r n e b e n m i r h a b e n." Sie betätigten den Monotheismus in seinem eigentlichen Vollsinn. Sie bleiben unerschütterlich und strenge dabei, daß, wer sich auf Jehovah verläßt, sich auch ganz auf ihn verlassen muß und auf nichts anderes neben ihm. Einer von ihnen hat gesungen: „Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse; wir aber denken an den Namen des Herrn, unseres Gottes" (Psalm 20, 8). Das ist ein kräftiges Wort wider alle Kriegsrüstungen. Der Prophet Jesaja ferner hat den Befürwortern politischer Bündnisse entgegengerufen: „Weh denen, die hinabziehen nach Aegypten um Hilfe, und verlassen sich auf Rosse und hoffen auf Wagen, daß derselbigen viel sind, und auf Reiter, darum daß sie sehr stark sind, und halten sich nicht zum Heiligen in Israel und fragen nichts nach dem Herrn" (Jes. 31, 1). Und ebenso Hosea: „Assur soll uns nicht helfen, und wollen nicht mehr auf Rossen reiten" (Hos. 14, 4). So wissen die wahren Propheten für die Regierung ihres Landes immer nur den e i n e n Weg: Verzicht auf Militär und Diplomatie und einzig und allein Vertrauen auf Jehovah.

„Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein" (Jes. 30, 15). Nicht durch Rosse und Wagen, nicht durch Diplomatie und Bündnisse, sondern nur durch stilles Warten auf Gott den Herrn kann ein Land gerettet werden und erstarken. Und die Geschichte des auserwählten Volkes beweist das durchweg durch die Tat-

sachen. Wenn Gideon die Midianiter besiegte, wenn Hiskia die Assyrer zurückschlug, wenn die vereinigten Streitkräfte von Juda und Israel die Moabiter überwältigten. so geschah das alles in der Kraft dieses Wartens auf den Herrn. Gottes Volk braucht nicht das Schwert zu ziehen und zu fechten, braucht nicht Hilfe bei fremden Völkern zu suchen. Es ist genug, wenn es betet und wartet. Das war der wahren Propheten fester Glaube. Sie waren vorchristliche Gegner des Krieges, vorchristliche Friedensapostel, sie haben ernst gemacht mit dem Versuch, nicht nur aus dem Leben des einzelnen, sondern auch aus dem der Staaten den Gebrauch von Waffengewalt und politischen Künsten zu verbannen.

An diesem Punkt kam es zwischen den wahren und falschen Propheten beständig zum Zusammenstoß. Die einen schalten die anderen und bezichtigten sie der Falschheit. Der Unterschied zwischen beiden lag nicht notwendig in ihrem persönlichen Charakter, er lag in ihrem Glauben und ihren Grundsätzen. Unter den sogenannten falschen Propheten waren gewiß ehrliche Patrioten, und unter den von der Nachwelt als wahr anerkannten Propheten befanden sich Barbaren wie Elia, Schwächlinge wie Jona oder Gefühlsmenschen wie Jeremia. Aber die falschen Propheten weissagten eben falsch, sie verleugneten den wahren Monotheismus und suchten bei einer andren Kraft als bei der Gottes Rettung für ihr Land und Volk. Sie meinten es vielleicht gut; nur vom Standpunkt eines strengen Gottesglaubens aus, wie ihn die wahren Propheten vertraten, waren die Methoden und Künste durch und durch verfehlt.

Damit ist der Unterschied zwischen wahren und falschen Propheten klar: wahre Propheten sind solche, die auf gar nichts und niemand vertrauen als allein auf Gott, falsche Propheten solche, die neben Gott auch noch auf die Macht dieser Welt vertrauen. Nicht in ihrer persönlichen Anlage und ihrem Charakter liegt der Unterschied, sondern in ihrem Glauben und ihrer Stellung zu Gott.

Falsche Propheten, falsche Bischöfe, falsche Missionare, falsche Prediger — was sind das für Leute? Es sind Leute, die das Evangelium predigen und zugleich die Ausdehnung der Kriegsrüstungen für notwendig erklären; Leute, die sich Diener

Gottes nennen und dabei auf den Schutz ihrer Regierung rechnen, Leute, die sich ihrer vielen Freunde in dieser Welt rühmen, die bei der Ausbreitung des Evangeliums darauf bedacht sind, daß alles glatt und ohne Verletzung der Umgangsformen zugehe, Leute, die sagen, solange man in dieser Welt lebe, müsse man sich auch der Art dieser Welt anbequemen, und darum alle in der Welt gebräuchlichen Methoden für die Aufrichtung des Reiches Gottes benützen wollen. Ihrer Gesinnung ist vielleicht nichts vorzuwerfen, sie verdienen nicht notwendig den Namen Bösewichter, Heuchler, Schmeichler; aber gleichwohl gehören sie zu der Klasse der falschen Propheten. Auch wenn sie es gut meinen, predigen sie doch das Evangelium falsch. Der Geist des Evangeliums Christi ist von dem Geist ihrer Grundsätze im tiefsten Grunde verschieden. Man kann auch bei guter Gesinnung ein falscher Prophet sein; es gibt Menschen, die sich selbst betrügen. Solcher Art waren die falschen Propheten der alten Zeit. Sie waren zu sehr des Glaubens, eine gute Sache zu vertreten, und so fälschten sie den heiligen Willen Gottes.

THEODOR HAECKER:
AUSBLICK IN DIE ZEIT

Wir sind historisch anders situiert als Kierkegaard, der eine europäische Katastrophe zwar als Gewißheit prophezeite, aber doch faktisch als Möglichkeit erlebte, während sie uns als aufdringlichste Wirklichkeit erreicht hat. Wir stehen in ihr und sollen nun sehen, wie wir mit ihr fertig werden. Und zwar handelt es sich für uns darum, nicht zu verzweifeln, und daß kein Edler verzweifle. Die Möglichkeit der Verzweiflung an der Gerechtigkeit der Weltordnung (Matth. 24, 12) ist uns wichtiger — warum sollten wir so feig sein, es zu leugnen — als die Möglichkeit, daß Throne stürzen und längst gezeichnete Dynastien früher oder später verschwinden. Wäre unser Glaube nur von dieser Welt, wie sollten wir es denn ertragen, daß wirkliche Menschen in jeder Minute der sinnlosen Gewaltmaschine eines abstrakten Staates, dessen innerster Kern gottlos und frech ist und der das wüsteste Wort, das seit Christi Geburt gesprochen wurde, das Wort: Menschenmaterial erfunden hat und offiziell gebraucht — alles Offizielle ist Schmach! — mit Leib und Seele als wehrlose Opfer der allgemeinen Wehrpflicht, dieser Lüge, die gestattet, daß Sklaven und Knechte — Helden heißen, ausgeliefert sind. Lebten wir nicht eines Glaubens, der nicht von dieser Welt ist, wie wollten wir, ohne zu verzweifeln, zusehen können, wie hundertfach ein ressentimenterfüllter Trottel einen geistigen Menschen einen Trottel schimpft; wie tausendfach ein graduiertes Vieh einen anständigen Menschen wie Vieh behandelt; wie der „Staat" die Wucherer schützt, die das Volk aushungern, und behauptet, die „Feinde" täten es; wie der „Staat" das alles tut, nicht schweigend, in verborgener Scham, oder als Erfüllung eines Fluches, als Erleiden einer Strafe, sondern durch seine Cherubim und Seraphim, die den deutschen Namen Professoren tragen, da ihn die Römer längst als ekles Fremdwort empfunden haben werden, mit Gebrüll verkündigend: siehe da, wie herrlich alles ist, wie wunderschön! Hörrah,

hörrah, hörrah! Daß ein von Natur edler und stolzer Mensch über Demütigungen, denen er notwendig in einer der Kommandogewalt des rohesten geistigen Pöbels, dem Wahn und der Habsucht übergebenen Welt ausgeliefert ist, sich erheben kann und soll, indem er zurückgeht auf den unendlichen, jenseits aller diesseitigen Schmach beheimateten, in Gott und im Ewigen gegründeten Wert seines geistigen Selbst, ja daß dies der Weg ist, den der Mensch gehen soll in dieser Welt, das ist, so wahr mir Gott helfe, gewiß. Dagegen ist es doch eine ungeheure Gefühls- und Begriffsverwirrung und ein seelenmörderischer Unfug, wenn das Zuchthaus und der Abtritt des „Staates" das Paradies schon sein soll. Wie sollten wir, wenn unser Glaube diesen Vorgängen nicht einen Sinn gäbe, und da wir Ohren haben, zu hören und Augen zu sehen und Nasen zu riechen, die tägliche Sprachgeilheit einer offiziellen geistigen Impotenz aushalten und den Lügenkult und Idealersatz aller derer, denen ja doch der Bauch ihr Gott ist oder das goldene Kalb. Statt daß sie uns von der Blutarbeit so sachlich wie möglich berichten, belieben sie geistreich zu sein und „der Engländer", „der Russe" zu sagen, belieben sie, viel schlimmer noch, Witze zu machen, die dann mit der Hartnäckigkeit des Automaten immer von neuem wiederholt werden, Witze wie „Aushebung von Engländernestern" — im amtlichen Bericht eines „christlichen" Staates! —, „Zuaven und andere Franzosen", Witze, die meinen Satz beweisen: alles Offizielle ist Schmach! Jene gewaltigen Herren, die von farbigen Engländern und Franzosen reden, sind ja Gruben der Heuchelei, ohne Engländer zu sein, da sie doch je eher, je lieber Neger, farbige Deutsche, drillen und für das Vaterland kämpfen lassen würden, wenn sie sie nur hätten. Oder ist da ein Kriegsminister oder General, der mir das in die Augen hinein abstreiten will? Er melde sich! Sie schreiben nicht einfach: „die „F e s t u n g" Paris wurde erfolgreich mit Bomben belegt", wiewohl das genügen würde, um zu beweisen, daß, wenn ein solcher Staat sich christlich nennt, auch die Bestialität, auch der Mord ein Recht haben, sich — christlich zu nennen; jedoch sie schreiben: Z u r S t r a f e! Zur Strafe? Du großer Gott im Himmel! Zur Strafe! Ja, wer straft denn da?! Wo halten wir denn? An welchem Ab-

grund der Verlogenheit entarteter Furche-Pietisten?! Es sind nicht die Henker auch die Richter. Richter ist ein andrer. Und das Amt des Henkers ist ohne Ruhm. Sie malen auf Gasgranaten grüne und r o t e K r e u z e! Aber hier ist die Grenze, denn siehe: d i e s e s S y m b o l i h r e r C h r i s t l i c h k e i t s e h e n s i e n i c h t e i n m a l! Sie kennen und wenden nur an die Sprengstoffe, welche die Leiber zerreißen; in ihrem Geist wird nie etwas explodieren. Hier ist die Grenze, und Welten trennen uns von ihnen. Versöhnt fast müssen wir sagen: s i e w i s s e n n i c h t, w a s s i e t u n.

Der Sinn aber, den unser Glaube diesen Dingen gibt, ist der, daß ein Gericht ergeht über die sogenannte „christliche" Welt, daß Gott eine Geißel gemacht hat aus dem Geistlosesten, Seelenleersten, aber Härtesten, das Europa noch hatte. Das war, um es in einem Symbol zu sagen: der preußische Parademarsch. Wie in einer höheren Sphäre der Teufel der Affe Gottes ist, statt des Schöpfers den Schaffer und Macher macht, und seine Strafe ist, sich selber den Spiegel seines Mangels vorhalten zu müssen, sich selber anzugeben; wie kein Engel, wenn wir ihn als Künstler und Satiriker dächten, imstande wäre, dem Teuflischen einen so bloßstellenden Ausdruck zu ersinnen wie der Teufel selbst, sondern nur das eine könnte, was aber wieder nur er, der Engel, kann: sein Licht scheinen lassen auf den Ausdruck, so daß dessen Sinn offenbar wird; denn alles, was offenbar wird, wird es durch das Licht; — so macht sich auch zuweilen unter den Menschen der Mangel selbst einen Ausdruck, der paßt, und weil er so sehr paßt, niemals aus eines ganzen, unversehrten Menschen Ueberfluß fließen könnte. Die Deutschen, die bloß Preußen sind, sind schon lange dröhnende Expressionisten aus einem reinen Defekt. Wie könnte denn die Fülle an Herz und Phantasie dem Mangel an ihnen einen so herzumkehrenden (écoeurant!), einen so stupend-stupiden Ausdruck geben wie er selbst, ganz selbstverständlich, aber freilich ihm selber nicht, nur dem Licht verständlich, etwa — im Parademarsch! Wer den einmal gesehen hat und dann immer noch an der Erbsünde zweifelt, der ist u n s e r Antipode. Wie erfüllt von dunkelm, im dumpfen Gefühl eines unausfüllbaren Mangels verwurzelten Haß gegen die freie Schöpfung

Gottes, gegen die Schönheit der f r e i e n Bewegung muß doch eine Stockseele sein, da sie ja ihre Freude, nein, dieses Wort ist zu heilig, ihr Vergnügen, nein, auch für dieses Wort ist es zu schade, sagen wir lieber, wie Bürger und Prinzen in Berlin sagen, wenn sie zur lustigen Witwe oder zu Reinhardt oder zur Parade gehn, ihr Amüsement an diesem Natur und Menschen und Geist beleidigenden Rausche des Mangels haben. Hier haben Menschen aus einer Not ein Laster gemacht, Gott aber hat daraus eine Geißel gemacht, zu züchtigen das „christliche" Europa und auch noch jene Menschenkinder, die er anfänglich nicht dazu erschaffen hatte, vor Menschenersatz die Hände stramm an die Hosennaht zu legen. Die Geißel aber, und das macht die Tragödie zur tragischen Farce, meint, selbst Geist und Gott und Weltenrichter zu sein. Aber sie wird zerbrochen werden, wie von altersher noch jedes Werkzeug, das hart und stolz und hochmütig und rasend dumm wurde und sich „selbständig machte", zerbrochen und weggeworfen worden ist, nachdem es den Plänen der Vorsehung gedient hat. Und doch möchten wir, die auf die Erfüllung der Ewigkeit hoffen, wahrlich nicht kahl dastehn auch in Raum und Zeit und bar der irdischen Hoffnung: daß das letzte Wort der Deutschen doch nicht das freche Sklavenwort „Menschenmaterial" und auch nicht die neupreußische Kasernenhofsprache, die Hof- und Kasernensprache, welche sich zusammensetzt aus der Drusch- und Druffsprache und der Börsensprache — daß diese doch nicht das letzte Wort der Deutschen war. Aber wer glaubt, daß der Weg in das Land, wo ein neues und schöneres Wort gesprochen werden soll, das Viktoriaschießen und Flaggenhissen sei und ein andrer sein könne als Demütigung und ein Zerbrechen des Harten und Frechen, das die Welt in Aufruhr bringt und Sanftmütige das Hassen lehrt, der ist ein Narr und hat noch nicht einmal buchstabieren gelernt im Buche der Weisheit, die für uns Menschen gilt seit dem Tage des Sündenfalls. Wenn unter den vielen Dingen, die sich, wie jedem gesagt wird, mit dem Soldatsein und dem Beamtersein nun einmal nicht vertragen, auch das simple Menschsein ist, dann bin ich schon dafür, daß man das Soldatsein und das Beamtersein aufgibt.

Der überzeugte Christ hat über die Erfüllung seiner Pflichten hinaus, die aber ganz bestimmter Natur sind und in gar keiner Weise grenzenlos, wie es die preußischen Götzenanbeter wollen, kein Interesse an dem Bestehen einer bestimmten Staatsform. So ist zum Beispiel auch der Komplex „Thron und Altar" keiner, der zum Christentum w e s e n t l i c h gehört; eine solche Behauptung ist falsch und lächerlich! Christus nannte seinen rechtmäßigen König und Landesherrn einen Fuchs, wiewohl er doch auf einem Throne saß. Zwischen dem Christentum und der Monarchie einen metaphysischen Zusammenhang urgieren, sind nichts als Reminiszenzen einer nur menschlichen Kirchenpolitik, die aber durch diesen Krieg jeden Sinn verloren hat. Es werden für die Christen, die sich auch mit dem Staate beschäftigen wollen — schöner ist, was Tertullian noch sagen konnte: „nichts ist uns Christen fremder als Politik" — wieder Zeiten kommen, da man sich Cromwells erinnern wird. Auch die Kirche lernt ja leicht um; es werden Tage kommen, da sie sich an die Verkündigung machen wird, daß das Christentum die einzige wahre Grundlage der Demokratie sei; wir werden diese Tage noch erleben. Vor der Verbindung Weihwedel und Säbel vollends, die doch eine Verbindung von Weihwedel und Stinkgas geworden ist, sollte es dem Weihwedel übel werden. Es hat seine eigene Bewandtnis mit der Ritterlichkeit des europäischen Adels. Man sagt, die Ritter seien durch die Erfindung des Schießpulvers unmöglich geworden; ich aber sage: nicht weil das Schießpulver e r f u n d e n wurde, haben die Ritter aufgehört, sondern das Schießpulver wurde a n g e w e n d e t, weil die Ritter aufhörten. Es gab zu Zeiten der Ritter auch U-Boote, giftige Gase und Fliegerbomben, nämlich vergiftete Pfeile und Speere: aber die anzuwenden, galt eben als Infamie. Doch der Fortschritt seitdem, der Fortschritt! Was vor vierzig Jahren unmöglich gewesen wäre, wurde in diesem Krieg fabelhaft überboten. Und ohne den Einspruch des Adels! Er hätte vielleicht nichts ändern können; der chemische Pöbel hätte immer gesiegt, wiewohl doch auch dies im Hinblick auf die groteske Kommandogewalt (so daß man ja weiß, wer die Verantwortung für das erste Bombenschmeißen auf Frauen und Kinder trägt) noch nicht sicher ist. Aber seis; so

hätte es ihm doch weh tun können in der Seele. Ihm aber wars ganz kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säuen. Wir haben gesehen, daß seine tägliche Andacht sein Amüsement, und sein Amüsement das Bombenschmeißen ist, sein Amüsement, o Scheler!, nicht seine schweren Herzens übernommene Kriegerpflicht; wir haben die Scherl- und Ullsteinbücher des deutschen Adels bekommen, vor denen der Genius des Krieges, o Scheler! schon längst geflüchtet ist, weil er sich doch nicht in einemfort die Nase zuhalten kann. Wir haben einen Ubootsadel gesehen, der das Notsignal jener Schiffe, die er „christlich" torpediert, das S. O. S., das save our souls heißt, mit — nun ratet, Freunde, wenn ihr es noch nicht wisset, ratet! doch ihr werdets nie erraten, mit: Sitz in der Soß übersetzt. Welche Offenbarungen welcher Seelen! Seitdem wir das alles täglich sehen und hören müssen, sagen wir in aller Ruhe: Genug, o genug, und grüßen die adlige Seele: Apage, anima foetida! Es ist töricht, zu meinen, ein Adel könne seinen Adel anders beweisen als dadurch, daß er edel ist und edel handelt. Edel in diesem Krieg war nur eines: Aufhören, aufhören, aufhören mit der ehrlosen Menschenschlächterei oder dafür sorgen und arbeiten, daß aufgehört wird. Doch der Adel hetzte nur! Seine Füße sind eilend, Blut zu vergießen, und den Weg des Friedens sucht er nicht. Die Ersten, die sich gegen die furchtbaren Verbrechen einer verworfenen Staatsgesinnung warfen, waren die Armen, die dem Reich Gottes immer näher stehen — an diesem klaren Satz soll nicht gerüttelt werden! — und ihre Vertreterin, die Sozialdemokratie, der die Welt gehörte, wenn sie nicht atheistisch wäre — aber auch so wird ihr das weder Gott vergessen noch die Menschheit, die nach diesem Krieg mit dem Psalmisten beten wird: Dissipa, d i s s i p a gentes, quae bella volunt! Dann kamen die Katholiken, außer den kapitalistischen, die alle a priori Diener des Teufels sind, angelockt durch den Ruf eines edeln Papstes, und aus vielen, doch wollen wir annehmen, auch aus menschlichen Gründen, einige Liberale. Auf der andern Seite stand ein harter, versteinerter oder besessener gieriger Freß- und Raubadel, „Schulter an Schulter" mit den kapitalistischen Verbrechern und Wucherern, welche die internationalen Stützen aller Vaterländer sind, und ohne die der „christliche" Staat nicht

einen, Monat lang leben könnte. Das wird dem Adel, der keiner mehr ist, das politische Leben kosten; mit Recht, mit vollem Recht! Ist es auch ästhetisch ein peinvoller Anblick, wie Graf York von Herrn Dernburg an die Wand gewitzelt wird: das macht nichts; das müssen wir in Kauf nehmen; da müssen wir hindurch, bis Besseres kommt. — Der überzeugte Christ hat über die Erfüllung seiner Pflichten hinaus kein besonderes Interesse an dem Bestehen eines bestimmten Staates, ja nicht einmal eines bestimmten Volkes. Das lehren die Evangelien und die Geschichte des Christentums vom ersten Augenblick an, und es ist nur Feigheit und das Zeichen arger Verlottertheit, wenn die Kirche das nicht mehr weiß oder zugibt. Wenn da z. B. ein Professor, diesmal zur Abwechslung ein katholischer, schreibt: Möge unser Volk das wie die erste Christengemeinde einer ganzen feindlichen Welt gegenübersteht . . . , so müßten wir das im absoluten Fall für eine Blasphemie ansehn, da wir von einem christlichen und vollends einem katholischen Theologen zu verlangen das Recht haben, daß er wisse, daß die erste Christengemeinde einer ganzen feindlichen Welt nicht deshalb gegenüberstand, weil sie vierzig Jahre lang das Messer wetzte; weil sie als Symbol das M. W. hatte und den preußischen Parademarsch; weil sie mit den merkwürdigsten Manieren der ganzen Welt in die Nase stach, so daß sie es nicht mehr aushielt, o nein, nicht deshalb, sondern aus ganz andern, ja entgegengesetzten Gründen; da es das Mindeste ist, das man von einem christlichen Theologen verlangen kann, daß er wisse, daß die erste Christengemeinde leidend kämpfte und nicht mit dem Schwert, geschweige denn mit giftigen Gasen die Welt eroberte. So aber rechnen wir solche infam dummen Aussprüche einmal jener Atmosphäre von falscher Würde und echter Dummheit zu, in der deutsche Universitätsprofessoren leben und wirken, und zum andern dem nicht ganz zu verschweigenden Umstand, daß die „christlichen" Theologen einem Staat, dessen Christlichkeit von äußerster Fragwürdigkeit ist, dienen und schmeicheln müssen, weil sie von ihm die Gehälter beziehen. Das Reich Gottes wurde zuerst den Juden gezeigt, aber, als sie es nicht haben wollten, den Heiden. Es ist nur lächerlicher Materialismus und

aus diesem entspringender Nationalismus, nur die Frucht eines grotesken Rassenaberglaubens, oder eine radikal heidnische philosophische Konstruktion wie bei Scheler, zu meinen, Gott, der Abraham aus den Steinen Söhne erwecken kann, wenn die natürlichen von ihm abfielen, könne nicht Chinesen, Japaner und Neger zu Werkzeugen sich wählen. Es werden die Letzten die Ersten sein; keine Prophezeiung erfüllt sich so absolut gewiß wie diese, wenn nämlich die Ersten durch Schuld die Letzten wurden. Was von einem ehrlos schlachtenden Europa Rühmenswertes übrig bleiben wird, werden ein paar Missionare sein, die das Wort Gottes weitertragen. Und aus diesem Wort Gottes leuchtet zum erstenmal in der Fülle der Klarheit die Erkenntnis, deren Bekennung von nun an bis in Ewigkeit ein Merkmal des wahren Christen sein wird, die Erkenntnis: daß Krieg Sünde ist vor Gott; daß Gott die Scheußlichkeit des Menschenschlachtens nicht will; daß er nur eines will: die Liebe, und daß unsere steinernen Herzen fleischern werden.

ANMERKUNGEN

Die Uebertragung des *Sonnengesangs des hl. Franziskus* wurde mit Erlaubnis der Witwe Franz Brentanos aus dessen unveröffentlichtem Nachlaß dem Brenner zur Verfügung gestellt.

„Weltkrieg und Zivilisation" von Carl Dallago leitet eine Kapitelfolge ein, die den zweiten Teil seines Werks „Der große Unwissende" bildet und deren Veröffentlichung innerhalb der sechsten Brenner-Folge zum Abschluß gelangt. Die weiteren Kapitelüberschriften lauten: Die Geburt des Religiösen; Religion und Kirchentum; Eröffnungen; Wider Hanswurst; Das Christliche und das Soziale; Weltbildung und Sündenfall; Thron und Altar; Die Gefangennahme der Liebe; Augustinus, Pascal und Kierkegaard; Der Anschluß als religiöses Erlebnis.

Die *„Stationen"* von Anton Santer gehören einem Zyklus von Gedichten an, die — 1915 bis 1918 entstanden — seit Beginn dieses Jahres in einem Privatdruck vorliegen.

Das *„Fragment über Weininger"* von Ferdinand Ebner stellt das 16. Kapitel eines grundlegenden Werks „Das Wort und die geistigen Realitäten" dar, das im Frühjahr 1920 im Brenner-Verlag erscheinen wird.

Auf die Bedeutung der Novelle Kierkegaards *„Eine Möglichkeit"* innerhalb seiner Leidensgeschichte „Schuldig-Nichtschuldig" (1845), übersetzt von Christoph Schrempf, hat außer diesem (in der Diederichs'schen Ausgabe der „Stadien auf dem Lebensweg") auch Theodor Haecker in seinem Vorwort zum „Pfahl im Fleisch" (Brenner-Verlag) hingewiesen.

Die Betrachtung *„Wahre und falsche Propheten"* des Japaners Kanso Utschimura — als wesentlich in den Zusammenhang dieses Heftes eingestellt — ist dem Anhang zu seinem Bekenntnisbuch „Wie ich ein Christ wurde" (erschienen 1911 bei Gundert in Stuttgart) entnommen.

„Ausblick in die Zeit" von Theodor Haecker ist das Schlußstück seines Nachworts zu Kierkegaards „Begriff des Auserwählten" — 1918 im Hellerauer Verlag erschienen — und wird unter Hinweis auf Haeckers im Brenner-Jahrbuch 1915 veröffentlichten Aufsatz „Der Krieg und die Führer des Geistes" als charakteristisch für die Konsequenz der geistigen Haltung eines unserer Hauptmitarbeiter während der Kriegszeit an dieser Stelle nachgetragen.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

BRENNER-JAHRBUCH 1915

Als fünfter Jahrgang des Brenner herausgegeben von Ludwig Ficker

GEORG TRAKL: Die letzten Gedichte / SÖREN KIERKEGAARD: Vom Tode / GEORG TRAKL: Offenbarung und Untergang / RAINER MARIA RILKE: Verse / CARL DALLAGO: Der Anschluß an das Gesetz (Versuch einer Wiedergabe des Taoteking) / THEODOR HAECKER: Der Krieg und die Führer des Geistes.

Mit einem Bildnis Georg Trakls.

* * *

MARSYAS (BERLIN): Seit Jahren abseits und unaufdringlich verkündet der Brenner, der in Innsbruck von Ludwig Ficker herausgegeben wird, diese Lehre der Entschlossenheit. Seine Zeitschrift, von der vier Jahrgänge existieren, ist echtester Ausdruck dessen, was uns im Innersten bewegt. Seine Mitarbeiter, ein Carl Dallago, unter den Philosophen der unsystematischste und echteste, . . . und insbesondere jener von dieser Zeitschrift entdeckte Georg Trakl, der der Lyrik von heute das schmerzhafteste und unbedeckteste Gesicht gegeben hat . . . Das Brenner-Jahrbuch bringt die letzten Gedichte Trakls, der am 3. November 1914 in einem Garnisonsspital in Krakau gestorben ist. Es folgen Ausführungen von Kierkegaard, bisher unveröffentlicht, die Theodor Haecker übersetzt hat. Der strenge Christ Kierkegaard leuchtet der ganzen Brennerbewegung voran. Der strenge Geist Haecker, Apostel und Verkündiger, gehört der Zukunft. In diesem Jahrbuch spricht er über den Krieg und die „Führer des Geistes" mit Keulenschlägen. Man muß schließlich im selben Buch bei Dallago über den Taoismus lesen, die ungewöhnliche Uebertragung von Tao in „der Anschluß."

DIE WAGE (WIEN): Dieses Jahrbuch ist Zeichen eines schönen und wahrhaftigen Tuns, dem der Krieg ein hoffentlich nur zeitweiliges Ende gemacht hat. Es ist dem Brenner und seinem Herausgeber zu danken und stellt den fünften Jahrgang der Zeitschrift dar. Er ist der reichste, der wertvollste, der geläuterteste, in dem keine Zufälligkeit des jeweiligen Erscheinens stört und fast Endgiltiges erreicht ist. Von Trakl sind die letzten Gedichte und Prosa aus dem Nachlaß zu lesen, unsagbarer Schwermut voll, das reine Bild dieses Träumenden noch einmal, gewissermaßen im Abschiednehmen zeigend; dann von Rainer Maria Rilke Verse, merkwürdig spröde, denen ein bewußtes Entfliehen dem leichten, süßen Rilkevers anzumerken ist. Dallago gibt einen interessanten Versuch einer Wiedergabe des Taoteking, den er den „Anschluß an das Gesetz" nennt. Für Philologen mag durch die Art dieser Wiedergabe Problematisches, Anfechtbares werden, für Fühlende aber ein Reizvolles: Ausdruck eines Menschen an fremdem Material. Theodor Haecker übersetzt zum ersten Mal eine Rede Kierkegaards „Vom Tode" und schreibt seinen ganz prachtvollen, blitzdurchzuckten Aufsatz „Der Krieg und die Führer des Geistes", der als Dokument von dem kläglichen Zusammenbruch unserer geistigen Führer bleiben wird.

PREIS BROSCHIERT Mk. 7.— (Kr. 8.—).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
DER PFAHL IM FLEISCH

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM VORWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

. . . Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgend welchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zuhause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter annonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne das keiner herrschen darf, leichter, sage ich, als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhängigen Redaktionskollegien in Massenauflagen erscheinender Zeitungen und Zeitschriften, leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymer Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

. . . Wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, jawohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz" an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Kierkegaard mit.

Kierkegaards Aufgabe aber war, der Menschheit wieder einzuschärfen, daß sie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geistes anzugehören, ja daß diese Anlage und Möglichkeit die wichtigsten seien, weil sie den Menschen in Verbindung mit Gott bringen, dessen Ebenbild er nur im Geist ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 2.— (Kr. 2.40).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
KRITIK DER GEGENWART

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Nachwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM NACHWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

Kierkegaard kann anscheinend seine Untersuchungen noch aus der Distanz einer in Wolken thronenden philosophischen und religiösen Weltanschauung führen, manchmal in der Sprache der deutschen Philosophie, als entwickle er den Zustand der Welt aus Grundsätzen a priori. Man will ja auch nicht recht glauben, daß es im Jahre 1846 schon so ausgesehen habe wie im Jahre 1914; vieles muß Kierkegaard doch antizipiert haben, meint man. Es ist ja auch wahrscheinlich, daß das Jahr 1846 und die Stadt Kopenhagen sich nicht in dem Spiegel wieder erkannten, den ihnen ihr größter Geist entgegenhielt, da der Spiegel schon Dinge sah, für die die neuen Augen erst geschaffen werden mußten. Aber aus dem Jahre 1846 wurde ganz von selber das 20. Jahrhundert und aus dem kleinen Kopenhagen das Riesenpublikum Europas, und diese beiden gigantischen Erscheinungen gibt der kleine Dänenspiegel heute wieder, als wäre sein Bild das Ideal gewesen, das die Entwicklung und der Fortschritt, immer strebend sich bemühend, erreichen wollten.

. . . Dostojewski war ja bekanntlich des Glaubens, daß die westeuropäischen Völker vollständig dem Judentum verfallen seien. Und die Entwicklung hat ihn nicht etwa Lügen gestraft, im Gegenteil; er sah vielleicht noch grau, wo doch schon schwarz war, und sein eigenes Volk wird wohl demselben Schicksal entgegengehen. Das ist nicht einmal eine Anklage gegen das Judentum — man suche die Schuld nur immer zuerst im eigenen Haus — wohl aber eine Anklage gegen die westeuropäischen Völker. Denn wenn sie für jüdisches Geld sich dem jüdischen Geist verkauft und diesen durch die unbestechliche Gerechtigkeit des Daseins als Zugabe bekommen haben, so war das ja nicht ein Unglücksfall, der ihnen von ungefähr nach mechanischen Gesetzen zustieß, sondern eine Handlung, die im Reich der Freiheit und unter Verantwortung geschah. Sie wollen von der Ewigkeit nichts mehr wissen, alle Ethik soll in der Zeit und in der Sorge für die nächste Generation beschlossen, soll „biologisch" sein. Gut, aber glauben sie wirklich, das was sie getan haben und tun, heiße in Wahrheit für Kinder und Kindeskinder sorgen? Kurzsichtige Narren das! Aber auch hier gilt: jetzt ist es zu spät. Die Rettung des Einzelnen kann nur unter religiösen Voraussetzungen geschehen; nur so kann er zu neuer Unmittelbarkeit kommen, ohne die das Leben doch nur eine Farce ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 2.50 (Kr. 3.—).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO: SCHRIFTEN

KARL RÖCK IM „BRENNER": Dallagos ureigenstes Philosophieren geht jenen selteneren Weg, den lebendige Philosophie immer auch noch zu gehen tief innerlich sich sehnt; einen heute gleichsam winterlich verschneiten Weg, den unmittelbar tatmäßigen, in einem hoheitsvollen Sinne praktischen: den Weg der leibhaftigsten Selbstauswirkung, der befreienden Entfaltung reiner und voller Menschennatur . . . Sein Tun scheint mir dem Tun jener Neuerer vergleichbar, welche die plastische Darstellung des Menschen aus jener hieratischen Gebundenheit und karyatidenhaften Unterordnung unter die Architektur der Tempel emanzipierten und damit erst eine selbständige Plastik schufen; jene Plastik, welche den Menschen erst in seiner natürlichen freien Leibhaftigkeit zeigt. Denn am meisten die Machtgenossenschaften der Menschen haben von jeher den Einzelnen und die volle Menschennatur wie eine Karyatide behandelt, die vor allem ihre Gebäude tragen und stützen helfen solle.

* * *

PHILISTER. ESSAY. Preis brosch. M. 1.40 (K 1.60).

OTTO WEININGER UND SEIN WERK. STUDIE. Preis brosch. M. 1.60 (K 2.—).

UEBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis brosch. M. 2.— (K 2.40).

DIE BÖSE SIEBEN. ESSAYS. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort).
Preis brosch. M. 6.— (K 7.20), geb. M. 8.— (K 9.60).

Demnächst erscheint:

DER CHRIST KIERKEGAARDS. STUDIE.

In Vorbereitung (nach Abschluß der Veröffentlichung im Brenner):

DER GROSSE UNWISSENDE. Erster Teil: Eine Lebensführung (Familie / Wachstum / Waldgänge / Wintertage / Das Kind / Sommerlust / Die beiden Mütter / Das große Vielleicht / Wege des Vergehens / Die Rasse der Menschen). — Zweiter Teil: Versuch einer Wiederherstellung des Menschen. (Weltkrieg und Zivilisation / Die Geburt des Religiösen / Religion und Kirchentum / Eröffnungen / Wider Hanswurst / Das Christliche und das Soziale / Weltbildung und Sündenfall / Thron und Altar / Die Gefangennahme der Liebe / Augustinus, Pascal und Kierkegaard / Der Anschluß als religiöses Erlebnis).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO: Karl Kraus, der Mensch / LUDWIG FICKER: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / KARL BORROMÄUS HEINRICH: Karl Kraus als Erzieher / Mit einer Zeichnung von MAX ESTERLE.

Diese Studien beanspruchen nicht ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und mit lauterem Bemühen so dargestellt zu haben, daß der Umriß der Gesamterscheinung deutlich werden dürfte. Sollte darüber hinaus auch noch der Eindruck einer Einheitlichkeit entstehen, der den hier vereinigten Bekenntnissen einen ernst zu nehmenden, wenn auch bescheidenen Anteil an der geistigen Bewegung der Zeit zumißt, so hat diese Darbietung vollends ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS

Die Rundfrage über Karl Kraus enthält Antworten von:

ELSE LASKER-SCHÜLER, RICHARD DEHMEL, FRANK WEDEKIND, THOMAS MANN, PETER ALTENBERG, GEORG TRAKL, ADOLF LOOS, OTTO STOESSL, S. FRIEDLÄNDER, PETER BAUM, KARL BORR. HEINRICH, KARL HAUER, ROBERT SCHEU, ALBERT EHRENSTEIN, J. LANZ VON LIEBENFELS, HERMANN WAGNER, HERMANN BROCH, ALFRED MOMBERT, THADDÄUS RITTNER, RICHARD SCHAUKAL, MARCEL RAY, WILLY HAAS, OTTO ROMMEL, FRANZ WERFEL, OSKAR KOKOSCHKA, STEFAN ZWEIG und ein Vor- und Nachwort des Herausgebers LUDWIG FICKER.

PREIS BROSCH. JE Mk. 2.— (Kr. 2.40).

URTEILE UEBER DEN BRENNER AUS DER VORKRIEGSZEIT

J. V. Widmann im Berner „Bund": Seit kurzem geht uns aus Tirol eine Zeitschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Bergpaß, dessen uralte Straße Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. Im ganzen ist „Der Brenner" eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt . . .

Karl Kraus in der „Fackel": Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

„Frankfurter Zeitung": Es gibt einen Geist, es gibt einen Zeitgeist, der an verschiedenen Orten und verschiedenen Menschen dieselben Forderungen an die Seele stellt und dieselben Taten hervorruft. Denn was ist die Beschäftigung des „Brenner" in Innsbruck mit Kierkegaard anderes als die Wirkung, die die Berliner moderne Literatur von Dostojewski und Tolstoi, von Claudel und Francis Jammes empfangen hat. Und was ist dieser Kult anders als das Verlangen nach einer religiösen Macht. Es ist daher auch sehr interessant, daß jetzt, wo das Interesse unserer Generation sich auf Laotse ausdehnt, wiederum, sicher ganz unabhängig von Deutschland im „Brenner" eine neue Deutung des Werkes von Laotse als erstaunliches Zeichen dessen erscheint, daß sich die scheinbar so wirre Entwicklung der deutschen Literatur doch nach irgendwelchen geheimen Gesetzen gleichmäßig vollzieht.

„Pester Lloyd". Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

„Der Bund" (Bern): So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner" zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft . . .

„La Voce" (Florenz): Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner" per sapere che cosa sia vivo nell'Austria intellettuale d'oggi.

„The Nation" (Newyork): *The literary life of Austria* ... Recently Innsbruck has come in for its share of literary activity as the home of a new magazine and a publishing house, Der Brenner and Brenner-Verlag, which attract independents and secessionists from varions standards, yet preserve a wholesome reverence for the masters of the past. (Folgt Besprechung der Brenner-Schriften.)

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 2*

Carl Dallago: Die Geburt des Religiösen / Religion und Kirchentum

Anton Santer: Stationen «Türkei 1918» (Schluß)

Anton Santer: Bruchstücke (Ankündigung für einen Autor ohne Werke / Vorworte / Vor einer Madonna mit dem Kinde)

F. M. Dostojewski: Über persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste

Sören Kierkegaard: Die Sünderin

Ferdinand Ebner: Kultur und Christentum

* *DEZEMBER 1919* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. / Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). / Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MUHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 1 (OKT. 1919):

Ludwig Ficker: Vorwort zum Widerbeginn / Der Sonnengesang des heiligen Franziskus / Carl Dallago: Weltkrieg und Zivilisation / Anton Santer: Stationen (Türkei 1918) / Ferdinand Ebner: Fragment über Weininger / Sören Kierkegaard: Eine Möglichkeit / Lorenz Luguber: Rückblick auf Galizien / Erik Peterson: Der Himmel des Garnisonspfarrers / Kanso Utschimura: Wahre und falsche Propheten / Theodor Haecker: Ausblick in die Zeit

VERLAG HERMANN MEISTER IN HEIDELBERG

Einladung zur Subskription auf

DIE ERFRORENE GRIMASSE

Novellen von Viktor Friedrich Bitterlich †

Aus dem Nachlaß herausgegeben.

Leser des Brenner dürften sich der wenigen, herben Verse eines jungen Dichters entsinnen, der sich im Schatten Georg Trakls erhob, um aufzuglühen, hinzuglühen und gleich diesem in die Schattenwelt der Ewigkeit zu sinken: Viktor Friedrich Bitterlich wurde zu Beginn des Krieges, 1914, in Galizien schwer verwundet und ist seitdem verschollen. Sein Gedächtnis zu ehren, geht nun — nach mehr als 5 vollen Jahren, da er der Welt verloren ging — dieses sein erstes Buch in die Welt: die Verlassenschaft eines Denkwürdigen, der seinen hartumirrten eigenen Weg verfolgte, bis ihn das Schicksal zwang, sich auf den Wegen fremden Wahnes zu verbluten. Wessen Herz also bereit ist, hier mitzufühlen, möge nicht erst gebeten sein, den nachgelassenen Novellenband Viktor Friedrich Bitterlichs zu subskribieren. Ludwig Ficker.

Preis des Buches: geheftet Mk. 4.— (K 9.—), gebunden Mk. 7.— (K 15.—). Bestellungen aus Österreich und den Succesionsstaaten sind zu richten an die „Literarische Vertriebs- und Propaganda-Ges. m. b. H." Wien I., Tuchlauben Nr. 11, Postsparkassenkonto 176.833.

CARL DALLAGO:
DIE GEBURT DES RELIGIÖSEN

O machtvolle Stille der Natur! Wie durch ein offenes Tor schaue ich durch dich Wege, die ins Unermeßliche führen. Du erschließest mir zugleich mein Inneres und legst diese Wege in mich hinein. Ich will sie begehen und dabei redlich nach dem Religiösen suchen, das den Menschen dieser Welt abhanden gekommen ist.

Das uranfänglich aber im Menschen vorhanden gewesen sein muß. Denn es ist nicht zu denken, daß dieser Mensch mit seinem Uranfang — als aus diesem hervorgegangen — nicht verbunden war. Diese Verbundenheit bedingt jedoch weitere Verbundenheit mit dem Hervorbringer dieses Uranfangs. Es würde bedeuten: mit der Wesenheit des Ewig-Seienden, des Unbedingten, des Absoluten — mit der Wesenheit Gottes. Und diese Wesenheit des Hervorbringers müßte sich als Verlautbarung dem Hervorgebrachten mitteilen. Die Verbundenheit wäre demnach wie eine Angeschlossenheit an die Verlautbarung des Hervorbringers, der erste Mensch: ein Sich-Betätigendes der Verlautbarung Gottes.

*

Die große Stille der Natur ist mir Labsal und Stärkung. Sie ist wie ein Raum, der die Welt von mir fern hält und mein Inneres aufschließt, sodaß, was in mir ist, sich in den Raum der Stille ausgießt. In solcher Weise aufgetan, abseits allen weltlichen Einflüsterungen, alles, was von der Welt kommt, als gering ansehend, nicht achtend auf Kränkung noch auf Ehrung von dieser Seite, ledig auch des Widerwillens, den der ekle Götzendienst des Zeitungsschrifttums oft gewaltig in mir aufkommen ließ, — so will ich nach dem wahrhaft Religiösen suchen, das uranfänglich dem Menschen als dem Ebenbilde Gottes doch zu eigen gewesen sein muß, und von dem ich immer bestimmter glaube: daß es wohl der Welt als solcher, aber niemals im einzelnen Menschen völlig verloren gegangen ist; daß es wie ein Licht mit

Christus wiederum in diese Welt gekommen, aber von der Kirche und der Christenheit immer mehr getrübt und schließlich bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist.

Ob dieser mein Glaube recht behält, darüber soll mein Suchen und Untersuchen Aufschluß geben.

*

Freilich darf ich nicht wie Augustinus Gott gegenüber sagen: „Ich werde nur Wahres sagen, wenn Du es mir eingibst", und solche Eingebung für meine Deutungen und Auslassungen in Anspruch nehmen; ich dürfte diesen nicht wie jener, weiterhin Gott gegenüber, vorausschicken: „Damit ich also Wahrheit rede, will ich von dem Deinen reden", weil ich nicht beurteilen kann, wie viel Eigenes, Allzumenschliches meiner Darstellung anhaftet, und weil ich außerdem Gottes Wesen nicht so zu erkennen vermag, um von dem, was ich sage, je annehmen zu dürfen, daß es Eingebung Gottes sei.

Was ich allenfalls vor den Vielen voraus habe, ist: daß ich jede Spekulation von mir getan habe, daß mein Denken und Dartun wohl ein natürliches Wachstum ist, genährt von dem Aufenthalt im Freien, von dem Dufthauch der Wiesen und Wälder, von durchsonnter Luft und sommerlichen Höhen, von dem Kommen und Gehen der Jahreszeiten, überhaupt vom Wesen und Walten der Natur der Landschaft, als einem Teil der Schöpfung, an dem Menschenhand und Einsicht noch am wenigsten dauernde Verwüstung anrichten konnte. Diesen Teil der Schöpfung weder aus dem Sinn noch aus den Augen verlierend, halte ich mir eine Zuflucht und Einkehr offen, die mir auch bei größter Ermüdung immer wieder Erquickung bringt.

*

Wenn ich, zurücksehend, mein Leben gewahr werde, sehe ich in meinen Handlungen dem Ergebnis nach umsomehr ein Mißlingen, je mehr sie einem Erzwingen gleich kamen. Sehe anderseits aber auch ein Beginnen umsomehr gelingen, je mehr es inneren Einsatz aufweist. Aeußerer Zwang bewirkt demnach das Gegenteil von innerer Kraft. Und wo jener einsetzt, wird man dieser ferner gerückt. Es ist daher ein Unding, mit äußerem

Zwang das erreichen zu wollen, was einzig durch innere Kraft erreichbar ist. Alles Kirchliche nähert sich in seinem Gebahren bedenklich äußerem Zwang. Was aber bedürfte mehr der inneren Sammlung, also einer inneren Kraft, als der Drang, des Religiösen habhaft zu werden? Schon hier wird mir das Kirchliche ein Gegensätzliches zum Religiösen.

Darum fühle ich, der ich das Religiöse suche, daß ich mich auf meinem Wege von allem Kirchlichen entfernen muß. Das Christentum als Kirche ist auch ein Kirchliches. Meine Aufgabe auf dem Wege zum Religiösen ist daher weniger darin gelegen, gegen dieses Kirchenchristentum anzukämpfen, zumal die Kirche von ihrer Machtstellung bedeutend eingebüßt hat — als vielmehr darin, das Kirchliche als Begriff und dessen Verhältnis zum Religiösen, dem ich vorerst noch das Christliche gleichstelle, darzutun.

Das Christentum als Kirche oder das Kirchenchristentum ist ein Kirchliches, das sich des Christlichen bemächtigt hat. So bemächtigt sich ein Aeußerliches eines Innerlichen, wobei dieses sich zu verlieren beginnt. Die Kirche als ein Kirchliches ist eine Institution. Diese verlangt zwar den Glauben, doch sie frägt nicht weiter nach Werken, die ihn bezeugen; sie verlangt also einen Glauben, der eigentlich kein Glaube ist. (Denn der Glaube als innere Kraft zeigt sich erst im Werke).

Der Kirche genügt es, daß einer sich zu ihr bekennt, indem er sich ihren äußeren Anordnungen fügt, womit das Religiöse noch gar nicht berührt, geschweige denn erreicht ist. Sie nimmt den Schein beflissentlich für Sein. Sie gleicht hier völlig weltlichem Machthabertum, das durch Vermehrung der Anzahl seiner Untertanen ein Wachstum seiner Macht bekunden will.

Nun ist die Kirche die Trägerin und Vertreterin der Religion. Ist aber eine Religion zur bloßen Institution geworden, so ist sie entartet. Der Werdegang dieses Prozesses (bei der Religion als der Grundlage eingesetzt) kommt besser so zum Ausdruck: Wo eine Religion zur Institution entartet ist, wird sie Kirche. Die Kirche entpuppt sich dabei immer mehr als ein weltlicher Körper, dem die Religion gleichsam die Seele oder den Geist geben soll. Und merkwürdig: die Kirche befolgt auch auf-

fällig in ihrem Tun und Lassen das Beispiel dieser Welt, das fast nur auf das Wachstum des Körpers Bedacht nimmt und der Entfaltung der Seele wenig Raum übrig läßt. Das wird immer mehr ersichtlich, je mehr eine Kirche in dieser Welt floriert. Zugleich tut sich immer mehr eine Kluft auf zwischen dem Kirchlichen und dem Religiösen.

Diese Wahrnehmung berechtigt zu folgenden Gegenüberstellungen. Die Kirche ist äußerer Behang; das Religiöse ist inneres Wachstum. Die Kirche organisiert; das Religiöse desorganisiert. Die Kirche verdunkelt mit ihrem Licht; das Religiöse schöpft sein Licht aus dem Dunkel. Die Kirche verschließt; das Religiöse erschließt. Es mag dazu führen: daß das Religiöse dort schwindet, wo die Kirche sich festgesetzt hat. Der Weltkrieg bezeugt es heute: Es ist der Boden der Zivilisation, der Boden, auf dem das Christentum als Kirche sich festgesetzt hat, der den Weltkrieg erstehen ließ. Es ist die sogenannte christliche Welt, in der er wütet und die er nun völlig überflutet. (In mir hinterläßt diese Wahrnehmung die Anschauung: der unglaubliche Gewaltakt, diese Welt der Zivilisation, diese Welt der Heuchelei und Erbärmlichkeit, diese Welt ruchlosester Gewinngier, für die Welt des Christlichen als des Religiösen, für die Welt des Geistigen — das ist: der Herrschaft einer göttlichen Ordnung von jeher, der jeder nur als einzelner durch tiefe Willigkeit in sich nachzuspüren vermag — auszugeben, diese verhängnisvolle Saat hat reife Frucht getragen, die nun zu pflücken die Menschheit dieser „christlichen" Welt vom Geschick gezwungen wird.)

*

Das Gegensätzliche von kirchlich und religiös, beziehungsweise von kirchlich und christlich (meiner vorläufigen Gleichstellung des Christlichen mit dem Religiösen nach) haben erlauchte Männer des Religiösen wie Pascal und Kierkegaard nicht nur bemerkt, sondern auch dargetan. Die grandiose spekulative Veräußerlichung des Religiösen durch die Kirche ließ sie an dieser scharfe Kritik üben. So gelten dem Jesuitismus innerhalb der Kirche die Worte Pascals: „Ihr wollt, daß die Kirche urteile weder über das Innere, denn das ist Gottes, noch über

das Aeußere, denn Gott sieht nur aufs Innere; und da ihr ihr also die Auswahl der Menschen raubt, behaltet ihr in der Kirche die Zuchtlosesten und diejenigen, welche sie dermaßen entehren, daß die Synagogen der Juden und die Schulen der Philosophen sie als Unwürdige würden ausgestoßen und verabscheut haben".

Und Kierkegaard sagt, die ungeheure Fälschung des Christlichen in der ganzen Christenheit, und besonders im kirchlichen Protestantismus, erkennend: „Das ist das Empörende. Vielleicht ist es auch ohne Analogie in der Geschichte, daß eine Religion auf diese Weise abgeschafft wurde: dadurch, daß sie floriert — und man nun unter Christentum das Gegenteil dessen versteht, was das Neue Testament darunter versteht . . . Das ist das Empörende, daß die Schwierigkeiten für das Christentum nun womöglich doppelt so groß sind, als da es in die Welt kam. Denn nun hat es nicht mehr Heiden und Juden sich gegenüber, deren Erbitterung es wecken muß, sondern C h r i s t e n — und muß doch diese C h r i s t e n ganz in derselben Weise gegen sich aufreizen, wie einst Heiden und Juden, da ihnen die geistliche Betrügerzunft eingebildet hat, sie seien Christen . . ."

(Ich habe hier den Ausspruch Kierkegaards nur insoweit gegeben, als ich unbedingt mitgehen kann, und er mir hier auch völlig für den römischen Katholizismus am Platze zu sein scheint.)

Mein Bemühen kehrt nun wieder zum Aufspüren und Dartun des Begriffes des Religiösen zurück — ein Bemühen, das mich von allem Kirchlichen immer weiter entfernen muß.

*

Festgestellt ist: Das Religiöse ist eine innere Kraft. Kraft bedeutet hier ein ganz anderes und viel mehr als Macht. Macht ist auch Leidenschaft; diese kann einen auch zu grunde richten, aber eine innere Kraft muß immer den heben, in dem sie lebendig wird. Das Religiöse ist somit ein Geistiges, in Zusammenhang mit Gott gestellt, mit Gott als dem Geiste. Es ist umso geistiger, je klarer es in seiner Vorstellung von Gott ist. Das bedeutet: je klarer es sich darüber wird, daß Gott unvorstellbar ist. Im selben Grad gewinnt es als Religiöses an Bedeutung.

(Wobei auch hier wiederum das Geistige in die Sphäre des Gefühls verlegt wird.)

Gott ist also nicht faßbar für das Vorstellungsvermögen. Aber die Klarheit des Gefühls, das das Unvorstellbare in sich aufgenommen hat, bringt sich selbst nun diesem Unvorstellbaren immer näher und näher dadurch, daß es alles Vorstellbare und mit ihm alles Tun, das immer erst durch ein Vorstellbares — durch eine Absicht oder einen Zweck — ausgelöst wird, aus sich entläßt. Nun mag durch das Entlassen alles dieses Tuns in der großen Ruhe und Klarheit des Gefühls immer mehr eine Willigkeit aufkommen gleich einer Tiefe, die ins Unergründliche weist und dieses Unergründliche in sich aufnimmt. Für eine solche Willigkeit mag es schließlich erreichbar sein, daß das Dasein noch zu einem völligen Aufgehen in das Walten dieses Unergründlichen und Unermeßlichen, des Unbedingten und Ewigen, wird.

Eine Lebensführung, die ein solches Aufgehen als Ziel vor Augen hätte, wäre zweifellos religiös. Sie wäre zugleich abseits von allem Kirchlichen; sie wäre aber auch wie ein Weg zum reinen Menschentum.

*

Das Religiöse, als das Aufkommen einer Willigkeit dem Unergründlichen gegenüber, hat als Herleitung das Abkommen von dem Ergründlichen. Dieses Abkommen bedeutet ein Aufgeben alles Wissens. Der Ausspruch „Wissen ist Macht" erweist sich als ein Festhalten an Veräußerlichung. Veräußerlichung aber ist Einkerkerung. Das Aufgeben des Wissens untergräbt nun gleichsam diesen Bau der Veräußerlichung und durchbricht diese Einkerkerung. Das Wissen, das weiß, daß es weiß, bricht zusammen vor dem Wissen, das weiß, daß es nicht weiß. Das heißt mit anderen Worten: Das Wissen um sein Wissen verliert seine Macht vor dem Wissen um sein Unwissen. Denn: Wissen um sein Unwissen ist der Beginn der Uebermacht.

Auf diesem Vorgang beruht das Aufkommen des Religiösen, als ein Aufkommen der Willigkeit dem Unergründlichen gegenüber. Denn erst dieser Vorgang stellt einen existenziell einem Unergründlichen gegenüber, vor dem alle Menschenmacht und Einsicht machtlos ist.

In diesem Vorgang ist also auch der Zeitpunkt inbegriffen, mit dem das Aufleben des Religiösen, das Aufleben des geistigen Lebens beginnt. Man verläßt dabei die Grenzen seines Wissens und tritt hinaus in das Grenzenlose seines Unwissens. Der Raum ist geklärt, die Aussicht in einem ist völlig frei geworden. Nun erst steht man eigentlich vor Gott.

*

Ich habe gezeigt, wie man erst vom Wissen um sein Unwissen das empfängt, was in einem das Aufleben des Religiösen bewirkt. Damit habe ich aber die Geburt des Religiösen aus dem Geiste der Unwissenheit dargetan.

Indem ich mir nun Wachstum und Entfaltung des Religiösen vor Augen halte, versuche ich in den Begriff des Religiösen immer mehr Klarheit zu bringen. Vorerst sehe ich, wie er das Gewölk kirchlicher Machenschaften zerrissen hat und nun duch die Anhäufung getrübter Vorstellungen dringt wie blauender Morgen durch ein Nebelmeer. Dabei erweist sich das Religiöse als ein Wegweiser in das Endlose, das es in einem ausbreitet, als ein Raumklärer, der die Grenzen tilgt und das Unbegrenzte aufleben läßt. Es hat zur Folge, daß einem alle äußerlichen Verbindungen mehr und mehr verloren gehen, bis man zuletzt völlig isoliert dasteht, sich selber erschlossen bis ins tiefste Dunkel. Denn die äußerlichen Verbindungen, als Verbindungen mit dem Unbeständigen und Bedingten, müssen umso mehr aufgehoben werden, je mehr die Verbindung mit dem Ewigen und Unbedingten hergestellt wird. In meiner Vorstellung zeigt sich nur: Der religiöse Mensch, dieser Welt gegenüber dastehend in überwältigender Isolierung, in sich aufgetan bis ins tiefste Dunkel.

Wie dieses Dunkel sein Licht erhält, wird nun zum Hauptmoment des Religiösen.

Dieses Licht aber — um es vorweg zu sagen — entsteht durch Unterwerfung. Der Vorgang mag etwas Plötzliches an sich haben, ähnlich einer Enthüllung. Die Hüllen werden weggezogen und das Begehrte erscheint greifbar vor Augen. Im Religiösen entfernt die Unterwerfung diese Hüllen. Der Eigenwille verliert sich in den Willen, der da herrscht von Ewigkeit her. Es be-

deutet: Dieser Wille wird einem als das Begehrte gleichsam existenziell greifbar vor Augen gerückt.

Was einen nun erhellt, ist das Licht der Freiheit. Es wäre die Freiheit des religiösen Menschen. Auf diese Freiheit beziehe ich den Dichterausspruch, den ich in meiner Weininger-Schrift zitiert und dahin abgeändert habe: „Von dem Gesetz, das alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich zu ihm findet." In diesen Worten ist eine Aneignung durch Hingabe ausgedrückt. Der Vorgang befreit vom Gebundensein durch Erfüllung; das heißt: durch Aufgehen in die Kraft, die bindet. Man hat sich dem tiefsten Dunkel ergeben, und es ist in einem wunderbar licht geworden. Man hat sich erniedrigt bis zur Preisgabe seines Willens und ist Anteilhaber am Höchsten geworden. Man hat sich in sich hinein verloren, und der Anschluß an das Ewige und Unbedingte ist dabei gewonnen worden.

Dieses Ewige und Unbedingte, dieses Unerfaßliche und Unentwegte, wird einem nun immer mehr Urquell und Inbegriff aller Macht, es verdichtet sich gleichsam zu einem Bilde, das in der Vorstellung das Wesen eines Herrschers und Richters über alles Geschehen annimmt. Sich vor ihm beugend in völliger Willigkeit, bekennt man sich zu ihm als zu Gott dem Herrn. Was die ganze Bewegung erfüllt, kommt nun zum Ausdruck in den Worten: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit."

Der mögliche Zustand der Klarheit Gott gegenüber ist damit erreicht.

*

Mit dem Vorgebrachten habe ich das Religiöse als geistige Bewegung dargetan bis zu dessen Mündung in Gott. Soweit meine Kräfte reichten, habe ich mich bemüht, getreu meiner Vorstellung auszusagen. Nun ist wiederum der Abend vorgerückt, auch der Abend meiner Klarheit, und ich bedarf des Ausruhens.

Noch wie vor der höchsten Macht stehend, der die Abhandlung mich zutrug, fühle ich mich wie durchdrungen von dem Wunsche: es möge aus meiner Darstellung des Religiösen doch noch eine Wirkung hervorgehen, die wie ein Schlag ist, der den Knoten trifft und zerhaut, den das Unmaß religiöser Entartung einer sich

christlich nennenden Welt aus unvereinbaren Begriffen spekulativ geschlungen und den die Macht der Gewohnheit schon so verhärtet hat, daß er auf andere Weise nicht mehr zu lösen ist.

RELIGION UND KIRCHENTUM

Es obliegt mir nun, meine Darstellung des Religiösen ihrer eigentlichen Bestimmung zuzuführen. Das geschieht wohl durch besondere Beachtung alles dessen, was aus ihr hervorgeht. Es ist zunächst: Daß man außerhalb einer jeden Kirche, wie abseits jeder bestimmten Religion, nur im Verkehr mit sich als Schöpfung und der Schöpfung um sich, die überall in Verhangenheit mündet, zur Aufnahme und Entfaltung des Religiösen bis zur völligen Unterwerfung Gott gegenüber bewegt werden kann. Daß ein solches Verhältnis zu Gott in der Ausübung des Religiösen bereits eine Erfüllung bedeutet, womit wiederum das Religiöse als völlig unabhängig von Religion und Kirche dargetan ist. Daraus folgt: Das Religiöse ist weder Religion noch Kirchentum.

Nun ist das Religiöse — wie ich des weiteren dargetan — das, was die Verbindung mit Gott als dem Geiste herstellt und unterhält. Als seine Vollendetheit erscheint die Hingabe an Gott, die bis zum Einswerden mit Gott gelangt ist. Gott aber ist nur Einer. Was im Einswerden mit ihm erst seine Vollendetheit findet — das heißt: erst sich selbst zum vollendeten Ausdruck bringt — kann auch nur eines sein. Darum: Wie es nur *einen* Gott gibt, kann es nur *ein* Religiöses geben. Religionen aber gibt es verschiedene. Daraus folgt: Das Religiöse ist mehr als jede Religion. Und jede Religion muß bereits eine Verkümmerung des Religiösen sein.

Darum ist es ein Unding, wenn eine Religion als die einzig wahre ausgegeben wird. Jeder lautere Bekenner einer Religion hält die seine für die einzig wahre. Dieses einzig Wahre erhält die Religion erst durch die Gläubigkeit einer lauteren Bekennerschaft. Diese Gläubigkeit gibt der Religion erst religiöse Kraft und nicht umgekehrt, nicht die Religion als solche ihren äußer-

lichen Bekennern. Solche Gläubigkeit ist als innere Kraft ein Religiöses, hervorgehend aus dem Geiste der Unwissenheit. Als geistige Bewegung ist sie Unterwerfung einem Nichtzuerkennenden gegenüber. Ich bekenne, daß mein Erkennen nicht ausreicht. Darum begebe ich mich in die Hand dieses Nichtzuerkennenden: so schafft man in sich Raum für den Glauben. Wohl in jedem Bau einer Religion findet der lautere Bekenner noch Raum für diesen Vorgang. Es besagt mit anderen Worten: Wohl jede Religion enthält in ihrem Wesenskern das Religiöse. Dieses erscheint gleichsam als Seele in dem Körper der Religion, der nicht ein von Gott Erschaffenes, sondern erst ein von den Menschen Hinzugefügtes ist. Dieses Hinzugefügte mag bei mancher Religion im Laufe der Zeit so sehr zur Hauptsache geworden sein, daß es den Wesenskern — das ist das Religiöse als das Geistige — völlig erdrückt. Dieser Fall scheint bei der sogenannten christlichen Religion, die bereits als Welt-Religion ausposaunt wird, eingetreten zu sein. Jedenfalls ist ihre Beschaffenheit heute fragwürdig geworden. Ist doch diese christliche Welt, in der die sogenannte christliche Religion längst offiziell geworden ist, zugleich die Welt der Zivilisation, die Welt des Weltkriegs!

*

Der Bau oder der Körper der sogenannten christlichen Religion, der freilich den Wesenskern kaum mehr erkennen läßt, ist mir nahe genug gerückt, um ihn als Kirchentum, beziehungsweise als ein Kirchliches erkennen zu können. Von dieser sicheren Wahrnehmung an der in Rede stehenden Religion aus auf die Beschaffenheit einer jeden Religion als solcher geschlossen, ergäbe sich: Eine Religion besteht aus dem Religiösen und einem Kirchlichen, wobei die Ausbreitung dieses Kirchlichen die Einengung des Religiösen bedingt. Es erlaubt weiter zu folgern: Je mehr Kirchentum in einer Religion, umsoweniger ist in ihr das Religiöse, umsoweniger eigentliche oder wesentliche Religion. Denn je mehr eine Religion im Kirchlichen ihren Ausdruck findet, umso mehr muß ihr das Religiöse abhanden gekommen sein. Eine Religion nun, die nur noch als Kirchentum existiert — das ist: als kirchliche Institution —, muß das Religiöse völlig aus sich verloren

haben. Die sogenannte christliche Religion existiert in der sich christlich nennenden Welt — und wo sollte sie sonst existieren? — wahrnehmbar nur noch als Kirchentum: so steht sie bereits außerhalb des Religiösen.

Alles Kirchentum ist also Veräußerlichung des Religiösen. Das geht schon daraus hervor, daß die Kirche bereits Institution geworden sein muß, ehevor es Kirchentum gibt. Das Religiöse als das Geistige aber läßt sich nicht institutieren in dieser materiellen Welt. Es steht nur dort fest, wo es in keine äußere Formel gezwängt ist. Wo man es durch Institution festgelegt glaubt, ist es bereits abhanden gekommen. Die Kirche als solche ist von jeher beständig geneigt, das Religiöse zu institutieren. Daß sie sich diese Geneigtheit noch als ein Verdienst in religiöser Hinsicht anrechnet, beweist, wie wenig ihr an einer innigen Erfassung des Religiösen als des Geistigen gelegen ist. Auf diese unzulängliche und spekulative Erfassung des Religiösen durch Vertreter der Kirche sind wohl auch deren große Verirrungen zurückzuführen.

*

Heute, da sich jeder redliche Betrachter eingestehen muß, daß die Christlichkeit in der sogenannten Christenheit völlig versagt hat, daß gerade die christlichen Staaten — die Staaten, die sich zur christlichen Kirche bekennen — nur um Besitztümer dieser Welt zu erringen, ihre Völker zwingen, sich gegenseitig zu zerfleischen und zu vernichten — heute, da die sogenannte christliche Kirche sich dem allen nicht im geringsten entgegenzustellen vemag, im Gegenteil: ihre Vertreter in den jeweiligen Lagern nach Berechtigungsgründen für den Massenmord suchen, um ja nichts von ihrer weltlichen Stellung und Versorgung einzubüßen — heute ist es an der Zeit darauf hinzuweisen, daß ein derartiges Versagen seine Herleitung haben muß, daß eine Institution von so bedeutender zeitlicher und räumlicher Ausdehnung wie die christliche Kirche, die sich als die einzige berufene Vertreterin der Lehre Christi ausgibt, zu einem derartigen Versagen nicht von heute auf morgen und ohne Verschulden kommen kann, daß vielmehr eine große und langher rührende Verschuldung vorhanden sein muß, die immer mehr ein Abkommen vom Vor-

bild mit sich gebracht haben mag, bis schließlich das Christliche ganz Kirchentum geworden war und in der Welt so sehr Fuß gefaßt hatte, daß es heute eine christliche Welt gibt, die zugleich die Welt der Zivilisation und die des Weltkrieges ist.

Der redliche Betrachter hat nun vor sich: Ganz in der Ferne, der Wahrnehmung fast entrückt durch das Tun der Welt, den Heiland, der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Dessen Lehre und Leben verkünden die Apostel. Die Bekenner dieser Lehre die ersten Christen. Deren Bestreben die Einstellung des eigenen Lebens nach der Lehre und dem Leben des Vorbildes. — Heute die Kirche, deren Wesen Institution ist, die Stellvertreterin Christi auf Erden und die Verkünderin des Christentums als der „allein selig machenden christlichen Religion". Die Gesamtbekennerschaft dieser Religion die sogenannte Christenheit. Deren Errungenschaft die sogenannte christliche Welt, die zugleich die Welt der Zivilisation darstellt, deren Errungenschaft wiederum der Weltkrieg ist. Und dieser geführt um eitel Gut dieser Welt innerhalb der Welt der Zivilisation, die zugleich die christliche Welt ist.

Man erkennt: Als Frucht des Auftretens Christi die ersten Christen, die ihr Leben, der Welt entgegen, nach dem Vorbilde zu gestalten strebten. Als Frucht des Auftretens der sogenannten christlichen Kirche die heutige Christenheit, deren führende Völker in Gier nach Gütern dieser Welt sich gegenseitig zerfleischen und vernichten.

Ein Ausspruch Christi aber lautet: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln?" Er bekundet mir wiederum: daß die Lehre Christi und das Kirchentum der Kirche ein völlig Verschiedenes sein muß. Daß die sogenannte christliche Religion nur als Kirchentum existiert und dieses Kirchentum im Bereich der christlichen Kirche als das Christliche und Religiöse angesehen wird. Daß die Kirche damit der Selbsttäuschung bei den Gläubigen Tür und Tor geöffnet, wie sie sich selbst die Welteroberung des Christentums durch das Anwachsen der Anzahl und der äußeren Macht ihrer kirchlichen Bekenner, die noch gar nicht Bekenner sind, vorgetäuscht hat. Wobei die Kirche völlig dem

Apostelwort entgegen handelte: „Werdet Täter des Wortes und nicht bloß Hörer; das wäre Selbstbetrug".

Die sogenannte christliche Religion ist also n i c h t die Lehre Christi, ist n i c h t Christentum. Was unter diesem Namen in der Welt existiert, ist Machenschaft der Kirche, ist Kirchentum und als solches Veräußerlichung. Diese Veräußerlichung ist bereits völlige Verweltlichung dort, wo sie sich die Welt erobert hat, wo sie als die sogenannte christliche Welt ihren bezeichnenden Ausdruck findet. Denn die Welt und das Religiöse lassen sich nicht vereinen. Wo das Christliche, als das Religiöse, Welt geworden ist, muß entweder die Welt das Weltliche oder das Christliche das Religiöse aus sich verloren haben. Nun ist die Welt noch immer sich gleich als Welt, ist noch immer der Inbegriff alles Weltlichen. Die „christliche Religion" aber ist Weltreligion geworden: Religion der zivilisierten Welt, die Religion der Weltlichkeit, die Religion auch jener, die in Veräußerlichung völlig aufgegangen sind. Es bedeutet: es ist der größtmögliche Verfall einer Religion, daß sie Weltreligion wird; sie wird es nur dadurch, daß sie das Religiöse aus sich verliert.

*

Der Begriff Religion wird mir immer fragwürdiger, je mehr ich ihm gerecht werden will. Schon hat sich gezeigt: Je mehr eine Religion in der Welt zur Herrschaft gelangt, umso mehr schwindet aus ihr das Religiöse. Wo sie sich die Welt erobert hat, ist ihr das Religiöse bereits abhanden gekommen. Schließlich verbleibt einem von der ganzen Religion nur noch ein Formenkram, das Kirchentum. Dieses beruht auf lauter Menschengebot. Von den leeren Befolgern dieses Kirchentums gilt das Wort der Schrift: „Dieses Volk ehrt mich mit dem Munde, aber ihr Herz ist fern von mir. Vergeblich ehren sie mich, ihre Lehren sind Menschengebote". Und Christus fügte hinzu: „Gottes Gebot laßt ihr beiseite und haltet die Ueberlieferung der Menschen". Ich höre es so: das Religiöse laßt ihr beiseite, und überlaßt euch dem Kirchentum; dabei brüstet ihr euch mit Religion! Es offenbart mir R e l i g i o n a l s K i r c h e n t u m.

Je mehr ich hinzusehe, umso verfänglicher scheint mir alles Kirchentum für das Aufkommen des Religiösen im Menschen. Es nimmt dem Religiösen gegenüber immer mehr dasselbe Verhalten an wie die Zivilisation der Menschennatur gegenüber. Gleichwie die Zivilisation den Begriff Menschennatur trüben möchte, um im Trüben zu fischen — das heißt: um sich Geltung zu verschaffen — so auch die Kirche den Begriff des Religiösen, um das Kirchliche zur Geltung zu bringen. Das Kirchentum, das als Religion von der Kirche zutage gefördert wurde, erscheint wirklich als das Ergebnis einer Art Züchtung und Zähmung des Religiösen durch die Kirche. Die Natur des Religiösen aber ist das Geistige. Das Kirchentum wäre demnach die Züchtung und Zähmung des Geistigen. Wie sehr entspricht dieser Vorgang dem Begriff Zivilisation!

Was ich von der Zivilisation gesagt habe, erlangt darum auch Geltung für das Kirchentum als Religion. Es bedeutet hier: für das Kirchenchristliche, wo dieses als Christentum im Sinne der Lehre Christi oder als das Religiöse auftritt, dem es so wenig gerecht wird wie die bloße Form dem Inhalt, wie der tote Körper dem Leben. Es erweist sich oft genug als Verstellung, Feigheit und Berechnung, ja auch als Betrieb, gleichwie als Faust vor dem Auge des Geistes. Es stellt dem Religiösen gegenüber auch gleichsam ein Prokrustesbett dar, in das die Kirche das Religiöse hineinzwängt, alles Uebermächtige an diesem gleichsam verstümmelnd durch Ausdeutung. Anderseits muß es der Kirche dazu dienen, allem, was erst sie geschaffen hat, die Größe und Bedeutung des Religiösen gewaltsam aufzuzwingen, wodurch dieses Geschaffene seinem Sinne nach verunstaltet und entstellt wird.

*

Mit dem Gesagten habe ich die sogenannte christliche Religion als Kirchentum und dieses wiederum als etwas dargetan, das dem Religiösen als dem Geistigen gegenüber denselben Verfall aufweist wie die Zivilisation gegenüber der Menschennatur. Vielleicht gleicht meine Darstellung ihrer Wirkung nach doch einem Schlag, der so geführt ist, daß er den Knoten, den das Unmaß

religiöser Entartung geschlungen hat, trifft und zerhaut, und nun auseinander zu fallen beginnt, was nicht zusammengehört. Wobei ersichtlich wird: wie ein Kirchentum, das immer eine Verweltlichung des Religiösen bedeutet, wohl Hand in Hand mit der Zivilisation zu gehen und deren Errungenschaften auch ihrerseits als Errungenschaften anzusehen vermag, aber niemals etwas gemein haben kann mit dem Vorgang, der das Aufleben des Religiösen bedingt. Denn das Religiöse als das Geistige steht allem Weltlichen, als einem Machwerk der Menschen, in ewiger Unbotmäßigkeit gegenüber. Es kennt die Zivilisation nicht. Das Religiöse ist das Wilde. Es steht dort, wo die Menschennatur im Anfang war, als der Mensch noch bei Gott und Gott noch das Wort war. Es stellt gleichsam die vom Menschen gehörte und befolgte Verlautbarung Gottes dar. An keine Form gebunden, vermag auch keine Form es festzuhalten. In sich die Langmut der Ewigkeit, widersteht es jeder Züchtung und Zähmung durch die Zeit. Und je reiner es zum Ausdruck gelangt, umso weniger kann es Kirchentum, kann es Religion sein.

*

Schon ist es Herbst geworden. In Dämmerung hüllt sich der müde Tag. Auch ich bin müde vom vielen Sinnen. Um meine Rast am Waldhang beginnt es zu dunkeln. Nur der Waldgrund flammt noch herbstlich im hinterlassenen Schimmer der untergegangenen Sonne. Rings wird es immer mehr einsam und stille.

Die Stille des wachsenden Dunkels dringt in mich hinein. Das Suchen und Untersuchen verliert sich in mir vor dem Beispiel der Bäume, die regungslos aufragen in die klare Unermeßlichkeit des nächtlichen Himmels, daraus vereinzelte Sterne funkeln.

Schwaz, im Oktober 1918

ANTON SANTER: STATIONEN (TÜRKEI 1918)

(Schluß)

NUSCHEDJE

Mein Zelt umkreisen hungerige Hunde.
Kater und Esel schreien brünstige Not.
Mein Diener schnarcht und langsam kommt die Stunde
in der nichts mehr der tiefen Muße droht
die ich erwarte aus der sternigen Runde.

Du Süden Asias, der sie alle wiegte,
die je Europa mit dem Stoff versahn,
der über andere schwächere Seelen siegte,
dir kann man nur in tiefer Muße nahn.
Dein Geist ist Muße, die sie alle wiegte.

Ob jung wie Buddha, ob in Lebens Mitte
wie Jesus, ob als kluger harter Mann
wie Mohammed sie weckten neue Sitte,
sie haben für die Muße viel getan,
für die ich Armut litt und immer litte.

Im Sold Europas tu ich diese Fahrten,
für sie, die Christus aus den Tempeln wies.
Die Bank, die Wissenschaft führen zum alten Garten,
weltliche Pläne bis ins Paradies,
zur Muße derer die Geschäftige narrten.

Goldlockiger Tabak, Olivenöl und Rosen,
Einfalt und Würde biblisch alter Zeit,
und Milch und Honig, fremder Augen Kosen,
des Zeltes seltsam irre Einsamkeit,
die Träume von des Krieges finsteren Losen.

Der Schlaf am sanften, lullenden Gewässer,
Schildkröte, Krabbe, Schlange, mir zum Spiel,
und jene leise Frage: willst du's besser
als es den anderen ohne dich gefiel?
und Kains braune Hand am blutigen Messer.

O meine zweite Welt, soll ich dir hier begegnen?
Welt hinter anderen Welten immerdar
so still und stets bereit mein Leben umzusegnen,
was ruft mich, wenn ich nie der deine war?
o sag, was soll ich diesem Ruf entgegnen?

Mein Zelt umkreisen hungerige Hunde,
Kater und Esel schreien brünstige Not.
Die andern schlafen, langsam kommt die Stunde
in der nichts mehr der tiefen Muße droht
die ich erwarte aus der sternigen Runde.

NACHRUF

Ich ließ des Krieges eitles Einerlei,
von blinden Mächten die ich heimlich führe
auf den Balkan gesandt, der blutigen Bürden frei,
frei für die Arbeit, deren Sinn ich spüre:
zu fragen wie gemischt mein Herzblut sei.

Unschätzbar sind der Völker Wiegengaben.
Gemischten Blutes Stimmen sind mein Teil.
Sie waren in der Heimat schwer zu tragen.
Nun spenden sie dem Wanderer ihr Heil:
sie lehren mich nach meinen Vätern fragen.

Mein Weg glich einem rosigen Dornenpfade
auf dem mich Eros führt, der mich erschuf
als Mischling. Oft in launenhafter Gnade
von Arm zu Arm berief sein starker Ruf
mein Blut, das ich ihm ja zu danken habe.

Was in Europa Frau und Liebe hieß
treibt mir zuweilen alles bunt vorüber.
Oft mehr als alles, was ich je verließ,
bewegt es mich und macht mein Auge trüber.
Oft sah ich dennoch bis ans Paradies.

Am Tor des Paradieses stand geschrieben:
Laß Eva Eva sein und tue was du mußt.
Zum Manne macht dich nur, was du dem Weib verschwiegen.
Der Kinder und des Leibes Zucht und Lust
teile mit ihr an deines Hauses Wiegen.

Willst du die Früchte solcher Härte sehen,
jahrtausendlang geübte sanfte Hand,
die dunklen Augen, die nur dich verstehen,
wandre und warte tief im Morgenland:
Erzvaters Tochter wird dir auferstehen.

Ihr, halbvergessner Vaterländer Kinder,
die mir erstehen, ihr der Erde nah,
ihr, ferne von dem Heiligen und Sünder,
lehrtet mich schweigend, wie mir wohlgeschah,
daß ich ein Mann ward, eurer Fremdheit Künder!

Kurz war auch dieser Liebe gute Zeit,
noch nicht für Kinder und nicht mehr für Alte,
war eines heißeren Tags Gelegenheit
zu fragen was ich heimlich stets gestalte:
Was ist mein Leben jenseit dieser Zeit.

GUEBZEH

Bäume und Wolken groß und rundgeballt
im weiten Himmelblau, still wie die Sonne selber.
Oliven silbergrün und vielgestalt,
grüner als sonst der Wein, die weiten Saaten gelber.
Im blauen Meere Mittags stummer Halt.

Ein Halt für alles, das in Zeiten west.
Am Grabe Hannibals geschlossne Runde.
Der du die Weltgeschichte nicht verstehst
bleib mit der Welt im zeitlos tiefen Bunde
und hier vergiß den trügerischen Rest.

Im schnellen Werdegange neuen Lebens
muß vieles wieder sein was früher wahrlich war.
Vielleicht harr ich der Inbrunst nicht vergebens,
die einst beseligte der Heiligen Schar,
ein eiliger Schüler ihres langen Strebens.

Vom Grabe Hannibals, der noch in andren Welten
fern meiner Zeit als Feind der Römer west,
wallfahrt mein Sinn von rastlosen Gezelten
zu Säulenheiligen annoch unerlöst,
zeitlos noch irgendwo wo sie als Heilige gelten.

Zeitlos vielleicht und ohne zu geschehn
ist alles je vor Gott. In dieser Starre
bleibst du was du schon bist. Mach deine Augen sehn.
Nur daß ich seh, geschieht was ich erharre,
und mußt' ich alles was ich tat begehn.

Und was ich hinter jenem Schleier bin
von dem die Weisen aller Zeiten reden,
ich weiß es nicht. Es ist ohne Beginn.
Darin liegt alles was die weisen Veden
mir Weises sagen: ich bin der ich bin.

So gilt es denn mein dunkles Ich zu tragen
das mir der Bilder Flucht nicht offenbart
und hier mein einziges Gebet zu sagen:
In wessen Hand liegt heimlich meine Art?
Er mag sie ewig kosen oder schlagen!

KARA MURSAL

Gutem Schlafe günstig regt sich das Meer
selten und leise am Ufer unter dem Fenster,
schönen Erinnrungen holder und ferner hartem Begehr.
Leise ladet die Stunde vergangner Stunden Gespenster,
schöne Bilder, erlöst ohne mich, um mich her.

Wieder zum Unbekannten am dämmernden Ufer vorüber
— dunkel geballte Bäume umschwiegen den Pfad —
über das reglose Wasser zum Honighofe hinüber
führen und wiegen die Ruder den Fremdling der naht
unbekannten Freunden am dunklen Ufer vorüber.

Zwiesprach mit deutscher Stimme durch reifende Nacht,
nur zwei Stimmen gemischt in der Stille der Stunde.
Liebe Grüße geschlafen, geträumt und gewacht
kommend vom Ufer aus nie gesehenem Munde,
unsere Stimmen vereint in der Stille der Nacht.

Viele Hände am Ufer zum Gruße gegeben,
fremde Laute, für Fremdlinge sorgendes Wort,
Hausen im Hofe, der Frauen geborgenes Leben,
das der Blick eines Fremdlings verstört und verdorrt,
nur dem Herren verschlungener Sippe ergeben.

Weite Ritte durch Siedlungen aller Arten,
türkische Dörfer in tiefen Wäldern versteckt,
griechische Fischerdörfer die klüglich der Wendungen warten,
bunter Kähne Reihen und Brunnen von Dächern gedeckt,
klarerer Zeiten Ruinen auf einsamen Fahrten.

Hoch auf den Bergen verlassene Höfe und Gärten.
Alte Befürchtung von kolchischer List und Gewalt
riß und vertrieb in des Lebens bitterste Härten
jene Armenier von England beschützt und bezahlt.
Betteln sah ich Medea mit Kindern ohne Gefährten.

Hodschas kosten mir brüderlich Schulter und Haar.
Glänzenden Auges teilte pfadlose Beschwerden
mancher fastende Asker und brachte mir dar
was die Gehöfte boten mit wirtlich bescheidnen Gebärden.
Patriarchen sah ich hart gütig und wahr.

Solche Dinge beträumend dehn ich mich gerne
in der Gemeindekanzlei im Feldbett und zähle vor mir
alle die türkischen Akten von jeher und lerne:
türkische Städtlein amtieren noch ohne Papier.
Unserer Aemter gedenkend genieß ich die Ferne.

ANWANDLUNG

Schon wieder rundet sich ein Tag des Lebens,
kein Tag wie ihn die Uhr, die Sonne mißt,
ein längerer Tag, deß Abend sagt: Vergebens
suchst du in dir was du nun nicht mehr bist.
Laß ab von Zielen allzu alten Strebens!

Und schau! Vielleicht am neuen Horizonte —
Ungerne hört ich heute solchen Ruf.
Der Tag der Einsamkeit in der ich gern mich sonnte
war aber wirklich um, da er mir nichts mehr schuf
als Pein, daß ich sie nicht mehr lassen konnte.

Da ging ich dran, die Einsamkeit zu lassen.
Es war ein langer Weg den ich so fand.
Noch weit vom Ziel vermag ich kaum zu fassen
was viele andere aneinander band
in übermenschlich herzlos tätige Massen,

bis da und dort die neue Sonne lacht,
vielleicht mit wenigen aber klaren Strahlen
im Lande rings die Farben neu entfacht,
mit denen arme Maler gerne malen
der Schönheit dienend wahr und unbedacht.—

Das gallige Lachen alter Junggesellen
erschreckt mein Herz und macht es ahnungsvoll.
Fast wird es alt wo alte Hunde bellen.
Impf dich, mein gutes Herz, sonst wirst du toll.
Und meide jede Art von Narrenzellen.

Von der Zersetzung geilen Zeichen wende
den Blick zum Himmel der mit Sternen starrt
hinaus weit über unser eitles Ende,
hinaus — und vieles wird dir Gegenwart
frei von den Schwächen deiner alten Lende.

Und lieber flieh als allzu oft zu klagen
in bunte Vielheit die du nicht verstehst,
wo Türken singende Gebete sagen
und du durch der Sophia Tore gehst,
die noch die Kreuze ohne Arme tragen.

Wohl immer öfter kehrt auch dir die Frage:
Wann war es, daß ich mein Geschick bestimmt
und was mir heut geschieht entschieden habe?
Und war ich heimlich sehend oder blind
oder von Gott geführt an jenem Tage?

War ich geführt auch dieses nur zu sehen
als eines, das nicht meines Amtes war,
das Glück des Erdenbürgers zu verstehen,
der sich erlebt in seiner Kinder Schar
bereit sein Dasein wieder zu begehen?

ENTSCHLUSS

In diesen Zeiten ohne jede Kunde
von allem was mir jemals Heimat hieß
entsteigen finstere Träume mancher Stunde.
Es ist als ob ich alles längst verließ
was ich noch Liebe nenne mit dem Munde.

Was je mein Sinn von bösen Dingen ahnte
wird reif zur Ernte — niemals trog mein Sinn.
Ich weiß, der Sturm der sich nun Wege bahnte
reißt mich von euch und reißt mit sich dahin
was ich für euch ihr Lieben, Guten, plante.

Treu wie die Toten will ich immer bleiben
euch, die ihr mit mir wart in jener Zeit,
aus der wir nun ins Unbekannte treiben.
Ihr Hoffnungen, fahrt wohl, ich bin bereit
der Zeiten neue Zeichen mitzuschreiben. —

Doch hinter solchen Worten hör ich schlagen
drei Herzen, die nicht leben ohne mich,
und bäume mich und weiß nicht mehr zu sagen. —
Wohl, unsere alte Welt verdunkelt sich.
Ich aber wills für euch noch einmal wagen.

MALTEPE

Der Tag ist da und endlich kommt die Stunde,
in der, wer leben will, bekennen muß.
Aus unermessener Verwüstung Runde
kam ohne Glocken ihr verschwiegner Gruß:
Bekennt euch neu, viel Altes ging zugrunde.

Ihr, die ihr uns in dieses Leid geführt,
nehmt euer Kreuz und tragt es zum Gerichte.
Das Leid macht frei von euch und ungerührt.
Ihr, die ihr unreif bleibet zum Verzichte,
reift langsam für die Gluten, die ihr schürt.

Mehr lebt als je was ohne Worte warb
von Aug zu Auge und im stummen Munde.
O wieviel Münder, deren Wort erstarb,
hör ich noch immer flüstern in der Stunde,
in der die schöne Welt für sie verdarb!

Die Sieger reden, die Besiegten schweigen.
Sie sehen tiefer in die neue Zeit —
und was sie sahen wird auch euch zueigen:
Der einzige Weg zum Geiste führt durch Leid
zur Tiefe, der die Mächte stets entsteigen.

*

Noch immer umgibt mich bunte Welt und Gestalt
und bannt mich, wo ich Wege ins Jenseits suchte.
Meerwinde beblasen am Morgen mit alter Gewalt
die roten Dächer Maltepes, denen ich fluchte,
und wandeln in Schönheit den unfreien Aufenthalt.

Die letzten Reste der Zeit, die Uniformen und Orden,
Lügen und eitle Gewalten, die Eingeweide
des Krieges, hier unter Abschluß faul geworden,
k. k. Konservengifte vergeß ich und meide
Europa im Anblick der stoischen Türkenhorden.

Und um es rund und füglich herauszusagen:
Für jene, die ihre Sache auf sich gestellt,
sind gute Weiblein oft leichter zu ertragen
als mancherlei Schwätzer aus überlebter Welt.
Schöner sind die, die nicht vieles zu sagen haben.

Die sieben Inseln ein Bild aus zeitlosen Zeiten.
Stambul, das gefallene, Raubes und Mordes voll,
besetzt von den Mächten die sich ihr Erbe bereiten.
In dunklen Augen träumende Trauer und Groll.
Meeres und Himmels Gleichmut und zeitlose Weiten.

*

Es ist an uns, die wir so lange schwiegen,
den Sturz der alten Maße zu bestehn,
im Chaos junge Hoffnungen zu wiegen.
Es ist ein Weg, es ist ein Ziel, wir gehn!
Auf, wandert fürder wo die Sieger liegen!

Doch über Hoffnungen und blutigen Lehren
vergeßt nicht wieder daß es Jenseits gibt
jenseits von allen rauchenden Altären,
jenseits von allem was ihr haßt und liebt,
jenseits von Zeiten, Sternen, Bergen, Meeren.

Vielleicht unmenschlich ferne aller Welt,
vielleicht ganz nahe ist das Unbekannte.
Weltkinder sind wir in die Welt gestellt,
vielleicht ein Glied am Leibe der uns bannte
wie unser Leib sich Blut und Nerven hält.

Wir wissen nichts als daß die Welt sich neut,
sobald der Sinn sich auf das Jenseits richtet.
Schön wird die Welt und alles unbereut
was je geschah und alles unvernichtet.
Und auch der Toten heiliger Tag ist heut.

*

Dies ist meine sonderbarste Stunde:
Meer und Himmel strahlen sanftes Blau
durch die Nacht. Es warten in der Runde
sieben Inselberge schwarz und grau.
Lang von allem Lieben fehlt die Kunde.

Fremder Häusergiebel Schattenbilder,
gelbe Lichter da und dort im Meer,
stille Wünsche da und dort und milder,
mächtiger wird das Nachten ringsumher,
Furcht und Hoffnung schweigsamer und wilder.

Bis ich weiß: mein Wille gleicht den Schatten,
deren Schwarz das Blaue strahlen macht,
jenen schweren, dunklen, nimmersatten
Inselbergen in der sanften Nacht.
Wer da Licht will, will er nicht auch Schatten?
Sterne glühen nur in dunkler Nacht.

*

Mein war der Morgen. Alle Inseln lagen
an Wind und Sonne rings im blauen Meer,
ein Morgen, sich die Wahrheit ganz zu sagen!
O wie viel neue Farben ringsumher
und Winde, die in klaren Buchten lagen.

Die Wahrheit gibt es, die die Verse flieht,
die alles Glück des Dichtens überwindet
und schweigt. Der Dichter hofft, daß er sie sieht,
und schweigt, daß er die Stille findet,
und wird ihr Diener mit dem letzten Lied.

Sieh, deine Zeit ist da! Vielleicht verloren
ist alles was dir deine Dichtung hieß,
und war nur Pfad hieher wo du, erkoren,
die Pfade schaust, die dich das Wesen wies,
dem Verse Spiele sind vor Menschenohren. —

Mein ist der Morgen. Alle Inseln liegen
in Wind und Sonne rings im blauen Meer.
Beglückend war der Rhythmus seiner Wiegen.
Beglückend ist die Stille ringsumher,
der alle Sucher endlich unterliegen.

ANTON SANTER: BRUCHSTÜCKE

ANKÜNDIGUNG FÜR EINEN AUTOR OHNE WERKE

Ich sammle hier die Meinungen des Patienten, dem mein Nachruf galt. Es sind von mir nebeneinander gestellte Bruchstücke: aus Vorworten zu ungeschriebenen Büchern, aus Briefen ohne Adresse, aus Tagebüchern ohne Datum; kurz gesagt, ich sammle Schritte aus unterbrochenen Anläufen. Wenn diese Schritte nichts als einerlei Richtung haben, so sind sie vielleicht mehr Weg als ein Tanz um Bilder.

Sollte ein Bücherkäufer etwa nach Lesung der „Vorworte" fragen: was heißt das alles? So meine ich: Diese Vorworte und Anläufe sind Antworten darauf, weshalb Leute wie mein Freund keine Bücher schreiben. Sie bedeuten also ungefähr das Gegenteil vieler Vorworte und Titel, welche als Markt-Ausrufnamen für Windgeburten unsere schon gegenüber jeder Psychose und gegenüber jeder einigermaßen religiösen Bewegung eitle schöne Literatur kennzeichnen.

Da es meinem Freunde, dem mehr Feinhörigen als Vielgestaltigen, nicht beschieden war, die Stimmen seines Inneren in einem an Puppen verteilten Selbstgespräche tönen zu machen, so habe ich den sonderbaren Plan gefaßt, dieses Buch ungeschlossen und ohne Ende bei jenen umgehen zu lassen, welche sich vielleicht darauf einlassen, zu vollenden, indem sie ihre eigene Art daran setzen, ihre Stimmen bei der Monotonie des Freundes erheben, und diese damit in die Rede über den Reden zu fügen, welche verschiedenen Seelen als einzelnen Wörtern den Sinn eines höheren Satzes gibt. Ohne zu vergessen, wie menschlich bedingt auch solche Sätze noch dem Jenseits gegenüber sind.

Ob sich nun diese alte Idee vom Buch ohne Ende, das nur unter Mitarbeitern reist, verwirklichen läßt, ob damit ein besserer Abschluß gegenüber der schönen Literatur möglich ist als ihn z. B. kirchliche Klugheit pflegt, ob es gelingt, Leute nebeneinander zu stellen, welche mehr miteinander als gegeneinander

reden, das ist die Frage. Ich lasse drei Stücke folgen, welche, als Vorworte gedacht, alsbald Monologe wurden.

ERSTES VORWORT

(zu einer skeptischen Philosophie gedacht?)

Man kann gegenüber allzu unbescheidenen Zweifeln, welche die bedingte Geltung von gut und böse, gesund und krank bemerken, daran erinnern, daß die Bildung derartiger Begriffe oft der größere Schritt aus dem Nichts war und jeden Tag wieder ist als die Kritik dieser Begriffe. Die Erkenntnis ihrer Bedingtheit und der Rolle, welche sie nur zu ihrer Zeit im Leben der Einzelnen und der Kulturen spielen, ist wohl verträglich damit, daß man persönlich nach dem wahren Bedarf seines Wesens jeweils mehr die Geltung oder die Belanglosigkeit dieser Begriffe betrachtet, ohne daraus Tugend oder Untugend zu machen.

Wer glaubt, daß es etwas Einziges, Höchstes gibt, das für alle erreichbar sei, der hat manche Folgen anzublicken. — Kann dies etwas sein, das jeder Mensch in seinem Leben schon erreicht? Wohl nicht — denn auch Kinder und Weiber und Andere sterben. Also gibt es kein höchstes Gemeingut aller, welches im Leben erreicht wird; es wäre denn das Leben selbst, gleichviel welch eines.

So ist denn ein höchstes Gut und Ende entweder nicht gemeinzugänglich oder nicht in Einzelleben enthalten. Was hat nun die Annahme für Folgen, daß es nicht im bekannten Leben und nicht im Unbekannten ein gleiches Ziel und einen Sinn für alle gebe, eine Annahme, welche manche Tieren gegenüber machen und andere Kulturen gegenüber. Welche Bedeutung hat das einzelne Leben ohne diese Annahme?

Alles solche führt in tiefe Grübelei. Immer aber weißt du heimlich, daß deine Aufgabe eine Art Wahrheit ist, für die es keinen Namen gibt als Richtung auf das Künftige, und keine Partei unter Parteien. Denn was Parteien wollen, hat seine Tragweite von heut auf morgen und findet Lob wie Tadel nur im Werktag und teilet die Bedingtheit aller Dinge mehr als ein einzelnes lebendiges Herz.

Hier sollen Versuche von Worten begleitet werden.

Ein Versuch, daß kalte Betrachtung sich nicht befeinde mit der Hingabe an Treibendes, Trübes, daß sich Kopf und Herz nicht mehr befeinde, was auch das Ende davon werde.

Noch ein Versuch: daß sich nicht aufhebe, was nur meineigen und was anderer Sache ist, was ich will und was Mächte wollen, welche einigen.

Und noch ein Versuch: Wohl werden erfolgreiche Egoisten und Idioten hohen Stiles von Menschenanbetern gefeiert. Ungefeiert aber bleiben noch Andere. Diese gilt es zu finden und nicht an sich selber zu scheitern.

*

So weit war ich und ging daran alles Unvereinbare vereinen zu wollen und schon die alte Süßigkeit dieses Glückes andere zu lehren, bevor ich es hatte. Da wendete sich alles, noch ehe ich meine Lüge in die Literatur getan hatte und kam ganz anders.

Eines Tages wurde mir bewußt, nicht so bewußt wie Besseren, an die ich glaube, aber bewußter als an allen Tagen vorher, daß ich in meinem bisherigen Leben immer an der Auflösung von Widersprüchen gearbeitet hatte. Ich rede nun davon nicht in den paar kurzen Worten, welche nur die verstehen, welche so weit sind wie ich und weiter, sondern ich kann alles nur sagen im Hinblick auf eine geliebte Person, und es steht nur hier, wenn ein Herausgeber und Kenner von Lesern, die ich nicht kenne, dies für angemessen hält.

Wenn ich also oft darnach gesucht habe, ohne es ganz zu wissen, und wieder suche, was das Gemeinsame in meiner Vergangenheit ist, so finde ich heute im Kinde, im Knaben und im Manne nur e i n e n Faden, der unzerrissen die Wege durch meine Seelen zurückleitet: eben daß ich immer an der Lösung von Widersprüchen mit Kopf und Herz gearbeitet habe und daß jeder seelische Schmerz aus dem Mißlingen kam, wenn er nicht das Mißlingen selber war. Nicht leicht war es mir gemacht, und ich könnte es fast so gut Kampf wie Arbeit nennen. Und da stehe ich heute und muß für mich und andere bekennen, daß der Widersprüche nur mehr wurden. Mehr des Unauflösbaren, des Unvereinbaren, der Schmerzen; je länger ich lebte.

Und ich stehe und finde das und will nicht mehr die endgültig zweifelnde Abkehr — zum Tode — und will nicht die Abkehr zu dichtenden Träumen — zum Tode — und will nicht die Abkehr zum Glauben an Andre — zum Tode.

Ich habe nichts als daß ich nun dem Unauflösbaren g e g e n ü b e r stehe und es sein lasse. Dies ist alles.

*

Als ich dir, geliebtes Kindliches, für das ich dieses schreibe, nahe kam mit der kalten Ruhe endgültigen Zweifels, da warst du lebendiger als dieser, du Geliebtes.

Und als ich dir, geliebtes Kindliches, nahe kam mit meinen dichtenden Träumen, da warst du wahrer als diese, du Kindliches.

Als ich dir nahe kam, bereit an Andere zu glauben, da warst du gläubiger an mich, o du Geliebtes, als ich selbst.

Und so nahm ich es auf mich für uns beide und steh dem Unvereinbaren gegenüber und lebe, weil du mich liebtest.

*

Das Unvereinbare ist vielerlei, und ich will weniges nennen.

Unvereinbar ist, was ich für mich suche und dichte um meines einzlen Wesens willen, und was da andere brauchen für ihr einzelnes Leben.

Unvereinbar ist Menschenkenntnis und Menschenliebe, denn jene kennt das Tote und diese liebt das Lebendige.

Unvereinbar ist das schweigende Künftige mit den Formen vergangener Kunst.

Nicht auflösbar ist, daß nur das Stumme weiterlebt und nur das Tötende redet, daß sich das Denken denkend widerlegt, der Zweifel zweifelnd.

Unvereinbar ist, was die Einsicht in die Bedingtheit alles Irdischen lehrt und was die Liebe zum Unbedingten anrät; ist unvereinbar, aller Rede ungeachtet.

Unvereinbar ist noch vieles, vieles, und dünkten mich in finsteren Minuten auch dein Zufriedenes und mein Unzufriedenes, deine Offenheit und meine Verschlossenheit, dein Kindliches mit meinem Lebenskampfe; ja unauflösbar dünkte mich

dein Tag voll schöner Dinge in meiner Nacht voll Sterne, da war es wie Morgendämmerung als ich dich liebte.

Nicht leugnen und nicht lösen will ich die Widersprüche des Lebens, nur vor mich hinstellen, daß ich sie wahr habe. Und sollte mich dabei die alte Verzweiflung heißen mich wieder vergeblich zu mühn, so weiß ich doch dabei, daß ich dich liebe, du Kindliches, und fahre fort die Litanei zu sagen, die mich meinen Brüdern verbrüdert.

Unvereinbar ist Liebe und eifernde Leidenschaft. Nicht auflösbar ist es, daß die einander hassen, die ich liebe,

daß jemand liebt ohne geliebt zu werden.

Unvereinbar ist eines Menschen Starrsinn mit der Milde dessen, ohne den er nicht sein kann.

Unvereinbar ist die Sehnsucht der Liebe mit der Verantwortlichkeit des armen Weltknechtes gegen Weib und Kind.

Nicht auflösbar ist der Widerspruch der Eltern im Kinde.

Unvereinbar ist es, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, wenn er da besser und lieblicher ist als dies Selbst, ohne Spott gesagt.

Widerspruchvoll ist das Wort: tu deinem Nächsten wie dir selbst, solang es ein Wort dieser Welt ist.

Unvereinbar ist das Geheiß, der Welt zu geben, was ihrer ist, und Gott, was Gottes ist; ist unauflösbar trotz aller Rede.

Unauflösbar ist es, daß keine Rede soviel Wahrheit hat als Schweigen, und dieses doch gesagt sein will,

daß keine Lehre mehr ist als sie ungesagt war, und dieses doch gelehrt sein will,

und das Geheiß, alle Literatur und Kunst zu meiden, daß sie endlich ganz verderbe um des wahreren Lebens willen, und dafür noch mit ihren Mitteln zu werben.

Und also schweige ich. Aber ich lebe. —

So bin ich denn meines weisen Buches enthoben, aber Brüdern verbrüdert. Denn es wird kein Blick auf diese Zeilen fallen, der nicht zu sinnen beginnt und noch andre Widersprüche weiß und leidet als ich. —

ZWEITES VORWORT

(für eine Autobiographie gedacht?)

Bist du auch reif zu schweigen, gleich Heiligen und Idioten? Willst du in deine unbewußte Seele immer wieder zurückstoßen, was ihr in nicht gebilligter Gestalt entsteigen will?

Oder gilt dir alles Lebendige gleich und das Lebendigste am meisten?

Bist du nach innen gekehrt wie ein Türke? Nach außen wie ein Grieche?

Nach vielen solchen Fragen sagte ich mir: Neues Leben suche zuerst, nicht andere Worte. Und einerlei ist, ob du allein in der Welt an ein Ende zielst oder mit anderen!

*

„Es ist ein Beruf, meinesgleichen zu sein", das darf mir jeder sagen.

Damit will ich mir nichts erschleichen, keine Duldung von denen, welche nicht zur Duldsamkeit berufen sind. Uneinig, selbstisch und oft kalt war ich und liebte mich doch immer weniger, als mich andere liebten, und meine Unrast mehr als diese Andern. Und hab ich noch kein Ziel wie andere, so wart ich eben auf das meine. Für nichts bin ich noch untergegangen und viele mußt ich reden lassen und immer noch muß ich warten.

Daß es den gütigen Zufall gibt, ist genug für mich, und vielleicht einmal wird mein Tod ein solcher.

Was gibts vom Leben anderes zu sagen als: es lebe das Leben! Und auch das geschieht ohne mich.

Es macht weder traurig noch froh, daß ich hier von mir rede. Aber es ist meine Sache.

*

Vielleicht ist es auch einmal wahr gewesen, daß man alles für alle machen soll. Aber heute und für mich ist es nicht so. Ich seh viel Welten in der Welt, und viele weiß ich, die das wissen, so sicher daß sie davon schweigen. Kind, Mann und Greis hat Recht für Kind und Mann und Greis; der Bauer und der Städter, der Kranke und der Gesunde, und jeder allein für sich.

Fände ich nur erst mich selbst, denn sowahr ich damit beginne: ich habe mich selbst noch nicht. Aber wo ich bin, da bin ich nicht immer gewesen, und wohin ich will, da bin ich noch lange nicht. Eine Wanderung gibt es, auf der man sich selbst fast vergißt und immer nur ahnt, daß andere ebensoweit sind. Mit diesen schweigen ist mehr als mit anderen reden.

■

Auch dies ist eine alte Sache, die man liest und nicht weiß, bis man sie glauben muß:

Weiß jemand einen Schleichweg, mehr Glück zu machen als er sich zugemessen weiß, wenn er dreißig Jahre und kein Tor ist?

Meinesgleichen wissen, daß sie immer eins fürs andere zahlen mußten, und das Glück, zu dem uns andere beglückwünschen, wir haben es immer erst erhalten, wenn es uns gleichgültig war, und wir klagen nicht darüber.

Es ist mir, als hätte ich doch mein Glück von jeher selbst gewählt und heimlich nichts gewollt von der fügenden Güte, das mich aus der Richtung bringe. Und wirklich hieß das einzige Knabengebet, an dessen Erfüllung ich sicher glaubte, bei dem ich heimlich mehr als Teufelsbeschwörer zitterte: „Erspar mir nichts auf meine blinde Bitte!" So gewiß war ich als Knabe, niemals besser zu werden, daß ich oft mit Gott zu paktieren versuchte, er möge mich als Mann nicht hören. Oder war es der Wille, nicht weiter zu leben, dem Tode weiter entgegen, der dabei mitsprach. Vielleicht war was davon schon in meiner Mutter. Denn dieser muß ich glauben, daß sie vor meiner Geburt wünschte, daß ich lieber sterbe als in die Kriminalakten gerate, die sie für meinen Vater abschreiben mußte.

Dies alles waren wohl Ahnungen der kommenden Unfreiheit des Mannes. Wie sonderbar klingt es zu anderen gesagt. Denn mit jedem pflegte ich sonst in seiner Sprache zu reden, und jeder wollte von mir nur wahr haben und lebendig lassen, was er brauchte. Und nun soll ich zu allen von allem schwatzen.

Da bin ich so weit, daß ich kein Buch mehr bezahlen will mit der Schamlosigkeit gegen mein Leben, das einige Schwei-

gende liebten. Nicht mehr bleibt mir je davon zu sagen, o du geliebtes Kindliches.

Und ihr, eitle Bekenner und Beschauer, nichts Besseres könnte ich euch geben als den Wunsch, daß ihr die Liebe findet, welche gegen euer Künftiges offen und gegen euer Vergangenes verschlossen ist.

DRITTES VORWORT

(zu einer Lebenskunst)

So hart und lang es ist — man muß daran glauben lernen, daß andere nicht anders werden, wenn man nur handelt als wären sie schon, wie man sie will. Von den Karikaturen und Gespenstern, die da zur Welt kommen, rettet sich der Mann von Welt am besten.

Wer aber mit der Welt fertig wird, indem er als Murrkopf in Abseits und Einbildung das und jenes nicht wahr haben will, der wird bald zwischen jenen stehen, welche nicht lügen können, da sie Wahres und Falsches nicht mehr unterscheiden.

Wenn man keinem Zweifel ausweicht und früher oder später dahin kommt, bedingte Welten nebeneinander zu sehen, so gibt man es auf, zu allen zugleich noch reden zu wollen. Aber wo jetzt andere sind, da komm ich hin, und andere kommen an meine Stelle. Da gibt es keinen Ehrgeiz, aber die Fügung, welche schon viele beschrieben, die Gelassenheit gegenüber der Vielgestalt der Welt, die Gnade, die wohl keinem begegnet, solange er andere belehren will. Nur suchen, worin man einig ist. Dies führt in Gesellschaft, so wahr der Wille zur Macht in schlechte Gesellschaft führt

*

Viele unterschätzen, wie sehr man sich verdirbt, wenn man sich in schlechterer Gesellschaft verständlich machen will, wenn man sich gegen Liebe durch andres ersetzen will als durch Liebe. Wer an diesen zwei giftigen Brunnen der Lüge, des Dürstens ungeachtet, vorübergeht, der geht ein in Einsamkeit oder gute Gesellschaft.

Uebrigens gibt es noch für ihn Zeiten, wo die fragliche Welt, das trübe Gemisch aus Marktweisheiten, sich klärt und wird

wie Wein. Alles wird einfach und genug, ohne weiteres. Wir könnten es erzählen wie Kinder, aber niemand hört auf uns, als wer des Weines schon selber hat. Da geht man in den Garten, wo die Kinder spielen und alte Leute sich sonnen. Diese sagen: „Es wird schon warm. Das Gras wird grün neben dem Schnee. In der Nacht ging der warme Wind". — Was mehr?

Es sind Zeiten ohne die Einsicht, welche immer nach Regeln, und ohne den Glauben, welcher immer nach Ausnahmen sucht. Die Zwischenzeiten, in denen die Welt ein Garten wird für gemessene Schritte, mit Bänken für Höfliche, zur Rast nebeneinander.

Dann ist es neues Leben, wenn man an nichts mehr wie bisher glaubt und heimlich nur weiß, daß man weiterlebt. Es ist nicht mehr die Zeit, alte Worte zu machen, es ist noch eine wortlose Zeit. Das Leben gilt soviel wie der Tod, und Schweigen gilt soviel als Worte. Wenn alles Bisherige nichtig wird, beginnt die Lust, wieder still zu sein wie Wachstum. Keine Worte, keine Taten als Wachstum.

*

Bei meiner Großmutter, welche ohne Arzt lebte und starb und deren Blut mich vor manchem bewahrt: ich habe oft ohne Umschweif an Narrheiten gedacht. Jetzt möchte ich noch ebenso ohne Umweg davon reden können, wie einem wird, wenn man in den großen Topf schaut, in dem Verstand und Narrheit, Arzt und Kranker, so ganz einander gehören. Da zuckt so schnell ein Glück im Herzen, daß man nur weiß, daß es da war: Uns darf es einerlei sein, wenn man uns Narren nennte. Und wenn es mich oft kränkt, wenn niemand versteht, was ich meine, so weiß ich doch Einen, dem alles eins ist. Auch ob ich ihn liebe oder hasse. Denn unsere Sprache spricht er nicht.

*

Wenn aber die tiefe Idiotenfreude darüber, daß man unverständlich und allein ist, zuende geht, dann schaut uns zwischen allen Dingen neuer Zweifel an. Und wenn wir recht verzweifelt sind, und sich zur rechten Zeit die gleichen Glocken schwingen

wie einmal — so klingt das mehr als ehemals nach Weihnacht und künftigem Glück der Geselligen.

Andere geraten noch weiter hinter die Dinge, die man als Kind noch einzelne Dinge nennt, und verstummen wie wehender Schnee. Und können sich selber begegnen und fest dem Knaben ins Auge schauen, der sich die harte Krone Eigensinn schon ins warme Haar setzte. Diesem kann man ins Auge schauen und manchen Tieren. Im übrigen tut es oft gut, in Gesellschaft die Augen schließen und schlafen.

*

Ich weiß, daß ich bisher nur weiterlebte und mich änderte, wenn ich nicht befriedigt war. Soweit ich es sehe, lebte ich also nur unzufrieden, und zufrieden — sterbe ich. Und weiß, daß es nicht meine Sache ist, Tod und Leben zu loben oder zu schelten, nicht für mich, noch gar für andere.

Oft genug habe ich dort gewartet, wo ich nicht weiter wußte. Die Tage kommen von selber, wo Trübes klar wird

Und was wäre alle Unterweisung und List des Umganges mit Menschen, gehalten gegen die gütige Fügung, daß unser zwei noch immer auf der Bank im Garten zu warten wissen, ohne uns Lehren vorzusagen.

VOR EINER MADONNA MIT DEM KINDE

Es kommt aus derselben Erfahrung, wenn der Romantiker die unbeirrbare, ja unabwendbare weibliche Treue besingt, wenn der Türke dem Weibe seine eigene Seele abspricht und sein Haus in Selamlik und Haremlik teilt, wenn mir ein Arzt klagte, daß er sich aus Abneigung gegen die gespenstig selbstlose, nur empfangende, auf Schritt und Tritt nach seinem Leben dürstende Liebe seiner Frau — es waren vielleicht oft nur die lästigen Fragen eines ungeliebten Kindes — von ihr schied, und wenn alte und neue Märchen vieler Völker erzählen von der Menschwerdung eines schönen, ewigweiblichen Gespenstes oder Nixleins ohne Seele durch die Paarung mit dem Manne, im Guten als treue Hausfrau oder im Argen als blutsaugender Alp. Ja, hinter alledem liegt eine Tatsache und hinter dieser Tatsache

für jeden Mann die Lehre: Nähere dich Frauen nur mit dem, was du dahingeben kannst und willst.

*

In einem späteren Alter verliert der Einsame die Fähigkeit, geschlechtliche Grazie noch zu lernen. Da kann es kommen, daß ihn Leidenschaft häßlich macht und eifersüchtig, so daß sich nur rechnende Frauen seine Werbung gefallen lassen. Also werden oft Dirnen die Frauen der Einsamen, Spätlinge und Halben zwischen bloßer Entspannung und wahrhaftiger Paarung. Aber ich sah an Freunden die Güte des Zufalls, daß auch solche noch zur Einsicht kommen: Mehr als alles Für und Wider das Weib ist es, die Kindhaftigkeit der Frauen zu sehen, zu lieben oder zu meiden, nicht anders als der Verantwortliche Kinder liebt oder meidet, deren Brücke und Wiege das Kindhafte in den Frauen ist. Ob man Kinder liebt, auch wenn sie vieles wollen, das ist die Frage. —

*

Es gibt treue Naturen, denen alles weitere Glück nur Versuchung ist zum Verrat an ihrer Enttäuschung. Es sind Leute, welche zu folgerichtig und trotzig sind, das verspätete Glück der Zufälle zu genießen. Welches ist noch das Glück dieser Rebellen gegen Welt und Lügen der Liebe? Vielleicht nur, daß sie keines erwarten. — Auch für die Paarung dieser gibt es keine Regeln als: Sei, was du bist, und tu, was du nicht lassen kannst. Und wer da von zweien den andern wahrhaftig braucht, der soll nachgeben und wird keine Würde verlieren.

*

Altes Marktgerede davon sagt, daß die bare Lust dem Schmerze verwandt sei. Manchen scheint sie umgedeuteter Schmerz. Die Paarung ohne Uebertäubung durch Lust ist ja Schmerz und Ekel — zu viele wissen es — und man kann es erraten, wenn man an ein feindliches Gewühle nackter, fast hautloser Leiber denkt. So ist es ein alter Triumph des Fleisches über Schmerz und Geist, einen Vorgang, welcher das uneingeweihte Kind nur brutale Schmerzen erraten läßt, derart verwandelt zu haben. In dieser unheiligen Wandlung scheint mir

das Zeichen der Gebundenheit alles Einzelnen in weitere leibliche Zusammenhänge unmittelbar ersichtlich. Nichts lebt ohne Gebundenheit in ein Anderes, ohne Religion. Nur Grad und Art dies zu wissen, die bewußte Religion, ist verschieden. Es ist in diesem Sinne ein von vielen heidnischen Religionen gefeierter Vorgang, wenn die Gebundenheit des Leibes in die Menschheit als Lust zu Worte kommt.

Also ist es auch keine leere Grübelei, von hier aus der Religion des Leibes und der Religion des Geistes nachzugehen, bevor man Frauen nachgeht.

Wer sich aber, statt also zu grübeln, übt, das Kindhafte und Künftige an den Frauen zu sehen und darauf zu achten, ob er dieses liebe oder meide, der wird oft schöner und besser sein Verhalten klären und reifen als analytische Geister.

*

Es gibt Männer, für die auch ohne Spott die Frau ein schöner Körperteil des Mannes ist und Stillhalten die beste Frauenbewegung. Und andere daneben, welche Frauen in Sachen des Mannes einsetzen, wo sie selber beginnen zu versagen und zu verzagen. Wer aber die Aenderung des bisher gezüchteten Verhältnisses zwischen Mann und Weib beschleunigen will, wird oft gemäßigt, wenn er an die lange Vergangenheit denkt und an die leiblichen Grundlagen, welche nicht eine unschöne Lüge werden sollen. Auch daß sich die beiden Geschlechter ähnlicher wurden, war schon oft ein Zeichen einer vergangenen, hierin ähnlichen Zeit. Aber die Kindhaftigkeit im Weibe ist das, was bisher die Zeiten und Kulturen überlebt hat.

*

Es gibt zwei Verhalten des Mannes zu Frauen Er läßt sie sein, wohl wissend, wie irre es führt, wenn man sie nicht wahrhaben will, sondern so oder so Männliches vom Weibe verlangt, wie jener zweite tut. Beide können Wüstlinge sein, wobei der erste als Kenner, der zweite als Verächter, und jeder ohne die Verantwortung des ganzen Mannes zuwerke geht. Im Alter befaßt sich der erste wie Casanova mit unbestimmter Trauer,

nur ein Weib unter Weibern gewesen und also noch unbefriedigt zu sein. Der zweite fängt an, weiberfeindlich zu philosophieren, sofern er länger lebt als Don Juan. Und beide haben die Frage versäumt: Liebst du die Kinder? Mit deiner Antwort such oder meide die Frauen, deren es — habt acht, ihr Kenner! — so vielerlei gibt als Kinder.

*

Ich kann den Weg nicht beschreiben, den äußeren nicht, einen Tag lang allein durch Wälder, und nicht den Weg der müßigen Gedanken, welche nur das eine gemein hatten, daß sie willig waren, auf die Wahrheit zu warten. Könnte ich einen anderen diese Wege führen, die ich selber nicht genau wiederfinde, es müßte ihm ebenso einfache und klare Einsicht werden, daß es das Beste seiner Seele sein kann, was in ihr auf Paarung verzichtet, oder das Schlechteste. Damit ist das Zölibat, dieser kluggemeinte Schutz der Geistlichen vor den tiefsten Störungen, Frauen und Kindern, ein Verhängnis über das Beste und Böseste eines Mannes. So kann sogar noch eine Dirne im Dienste einer besseren Macht stehen als mancher unwillig Enthaltsame, und ihr Lied ist schon oft so menschlich gewesen als anmaßlicher Brautjubel eines Wohlbestallten, welcher der von der Armut Entmannten oder der unstörbar geistlichen Brüder vergißt.

*

Käuflichkeit der Frauen wäre in einer denkbaren Gesellschaft mit einem von ihr selbst restlos gutgeheißenen Geldkreislauf die klarste mögliche Anpassung und Hingabe der Frau an die Zivilisation dieser Gesellschaft und an ihre Moral. Der Liebreiz einer sozialen Optimistin müßte sich folgerichtig für etwas verkaufen, das anerkanntesten Wert hat, und dieses Etwas wäre in solchen Zeiten ein Tarif, den der Minner zunächst schon als Nachweis seiner Geltung in der Gesellschaft und damit seiner Tüchtigkeit zu leisten hätte.

Wer aber nennt mir eine Gesellschaft, in der er diesen Tarif bezahlen möchte? Und wie wenig sind oft die erfolgreichen Waffen für Lebenskampf und Werbung dieselben. Waren doch Drohnen in Uniform berufen, nichts als Männchen zu sein, da-

mals, ehe erfolgreiche Händler als Krieges Gewinner berufen wurden, nichts als die Käufer der Frauen zu sein.

Wohl kommt manche Tätigkeit damit in die Welt, daß schöne Frauen teuer sind. Aber zu vieles Arge in dieser Sache kommt davon, wie der Mann zu Gelde kommt. So ist die Frage unter uns wahrlich offen, ob die teuersten Frauen dem Menschenhaushalte besser dienen oder jene, die sich verschenken. Ich aber weiß, daß beide ihre rechte Rolle spielen, du Kindliche, der ich so vieles im Abseits danke. Und manch einer wird sie beide gelten lassen. Wo nicht, werf er den ersten Stein, wohin es ihn gut und billig dünkt. Er wird ihn kaum zu werfen wissen.

*

Ich hörte einen Nationalökonomen fragen: Weshalb hängt der Arme am meisten am Leben? In sein Bettlerleben zeugt er doch seine Kinder?

Aber Kinder sind die einzige Form, in welcher sich ein Armer ausdrücken kann; sie sind je für ein paar Jahre sein Eigentum und sind ohne irgendwelche Art operativer Verstümmelung des Lebens nicht zu hemmen. Nicht aber sind sie ein Zeichen, daß ihr Erzeuger am Bettelleben hängt, sondern oft ein Versuch, dieses zu bereichern. Arme zeugen, weil sie sonst nichts haben. Deshalb unter anderm zeugen sie fleißiger als die Reichen und oft nicht schlechter.

Dennoch, ihr Arme: in euer Bettelleben zeugt ihr eure Kinder!

*

Zuweilen jäh kommt neues Leben, so daß wir der Kräfte lächeln, die wir an Kokette verlebt haben. Dann ist es Zeit, an die braven Weiblein zu denken, welche ohne Worte von uns wollen, was sich erhalten läßt, wie gute Kinder. Dabei ist noch so viel Lust und Tugend, daß ihr Lob ins Weite führt. Und ich will nicht dabei mitgetan haben, daß sich Schwätzer auf diese Dinge stürzen.

Es gibt Frauen, von denen man alle Erdentugenden verlangen darf. Nichts weiter als wacker zweibeinige jüngere Brüder mit Brüsten und dann Mütter, kein schlechter Platz um in die Welt zu kommen. Die muß man nicht mit Halbheiten quälen,

sondern tapfere liebe Kinder sein lassen, die im Leben besser strampeln als triste Philosophen, und ihre Sache besser treiben als viele von uns ihre Sachen. Man muß freilich auch zuzeiten allein sein können neben diesen, weil man sie sonst stutzig macht oder überlegen oder befangener als nötig in ihrer Liebe. Und nicht immer ist es ja leicht allein zu sein neben Kindern.

Haben wir nicht alle solche gekannt? Sie haben besser für sich gesorgt als Philosophen es taten. Wo sind sie? — Ich sorge mich nicht um sie und ich liebe sie, weil sie mich nicht bekümmern. Deiner aber denke ich tiefer im Herzen, die du dich hingegeben hast an mich ohne andere Hoffnung.

*

Da dreh ich mich wie im Traume. Ich kann über allem das Nachtgesicht nicht vergessen. Und als wär es in zeitloser Ewigkeit auch an dir geschehen, du Geliebtes, so umdroht mich, was in diesen Jahren an Frauen und Kindern geschah, für die wir Männer alle verantwortlich waren.

Da fürchte ich heimlich meine ärgste Furcht auf der Erde: Geliebtes so zu verlieren, wie jene vielen unentrinnbar verloren gingen. Denn ich weiß nicht, ob ich Besseres verdient habe, da ich den Krieg überlebte. Und ich weiß nicht, ob Reines dem Verfall verwirkter Zeiten entrinnt, es wäre denn auf gemeinsamer Flucht zum Tode. Und sowahr ich als Mann verantwortlich war für das unsühnbare Verderben der Kindhafteren, so will ich in mir ertöten alles Männliche, das jener Verantwortung auswich.

Da hört' ich dein Lachen im Traum, du Botin des ewig Kindlichen, das verzeiht und wieder zur Welt kommt. Und nicht vergänglicher dünkte mich doch das Lachen als alle Tränen Vergangener, die keiner von uns mehr sühnt. Nicht mehr von dir und mir war es getan, daß da sich der Himmel wölbte über Madonna, dem Kind und dem Sünder. Es war für alle Zeiten getan.

F. M. DOSTOJEWSKI:
ÜBER PERSÖNLICHE VERVOLLKOMMNUNG IM RELIGIÖSEN GEISTE

1880, kurz vor seinem Tode, hat Dostojewski in einer Entgegnung auf Einwendungen eines Herrn Gradowsky gegen seine berühmte Puschkin-Gedächtnisrede das Schicksal Europas in einer Weise vorgezeichnet, die heute, da sich dieses Schicksal zu erfüllen beginnt, — ähnlich wie Kierkegaards „Kritik der Gegenwart" — in einem letzten und entscheidenden Sinne aktuell geworden ist. Es heißt da:

Im Christentum, im wirklichen Christentum wird es Herren und Diener geben, aber ein Sklave ist undenkbar. Ich rede vom wahren, vollkommenen Christentum. Diener sind nicht Sklaven. Der Jünger Timotheus diente dem Apostel Paulus, als sie gemeinsam umherzogen, aber lesen Sie doch die Briefe Pauli an Timotheum: schreibt er an einen Sklaven, ja überhaupt an seinen Diener? Ich bitte Sie! Das sind doch Briefe an seinen „Sohn Timotheus" an seinen „geliebten Sohn"! Ja, in einem solchen, gerade in einem solchen Verhältnis werden die Herren zu den Dienern stehen, wenn diese wie jene vollkommene Christen sind. Herren und Diener wird es geben, aber die Herren werden nicht Tyrannen sein, und die ihnen Dienenden nicht von ihnen Tyrannisierte. Stellen Sie sich vor, daß es in der zukünftigen Gesellschaft einen Kepler, einen Kant, einen Shakespeare gibt: sie leisten die große geistige Arbeit für alle, und alle wissen das und verehren und schätzen sie. Natürlich hat Shakespeare keine Zeit, sagen wir, sein Zimmer aufzuräumen. Glauben Sie mir, unter solchen Voraussetzungen wird unbedingt ein anderer Bürger zu ihm kommen, um ihm zu dienen, er wird es freiwillig tun, wird ungebeten die geringe Arbeit bei Shakespeare verrichten: sein Zimmer aufzuräumen usw. Wird er deshalb erniedrigt oder ein Sklave sein? Keineswegs. Er weiß, daß Shakespeare unvergleichlich nützlicher ist als er und er sagt sich oder ihm: „Dafür sei dir Ruhm und Ehre, und mir ist es eine Freude, dir dienen zu können. Soviel ich's kann, trage ich auch meinen Teil zur großen Tat bei, indem

ich dir Stunden des Schaffens erhalte, doch bin ich deshalb noch kein Sklave. Gerade durch diese meine Erkenntnis, daß du, Shakespeare, dank deinem Genie höher stehst als ich, habe ich bewiesen, wenn ich zu dir kam, um dir zu dienen, daß ich an sittlicher Menschenwürde dir keineswegs nachstehe, sondern a l s M e n s c h dir ebenbürtig bin." Oder vielmehr, er wird das gar nicht sagen. Es wäre schon allzu selbstverständlich. Solche Fragen sind ganz ausgeschlossen, ja undenkbar. Denn die Menschen werden dann wirklich neue Menschen sein, Kinder Christi, und werden das ehemalige Tier in sich überwunden haben.

Nun werden vielleicht die klugen Leute lachend einwenden: „Ja, wozu sich dann noch um die Vervollkommnung im Geiste der christlichen Liebe bemühen, wenn wirkliches Christentum, wie aus alledem hervorgeht, auf der Erde überhaupt nicht vorhanden ist, oder falls doch, dann nur so selten, daß man diese vereinzelten Fälle kaum wahrnehmen kann, anderenfalls (wie wiederum aus meinen eigenen Worten hervorgeht) wäre ja sofort alles beigelegt, jegliche Sklaverei vernichtet und den Menschen bliebe nichts weiter übrig, als Gott dem Herrn eine Hymne zu singen!" Ja, natürlich, meine Herren Spötter, wirkliche Christen gibt es noch entsetzlich wenige (aber immerhin gibt es doch schon einige!). Woher aber wissen Sie, wie vieler es bedarf, damit das Ideal des Christentums im Herzen des Volkes nicht stirbt und mit diesem Ideal auch seine große Hoffnung erhalten bleibt? Ins Weltliche übersetzt: wie vieler unverfälschter treuer Bürger bedarf es, damit in der Gemeinschaft der Menschen die Idealgestalt eines Bürgers nicht vergessen wird? Auch diese Frage werden Sie schwerlich beantworten können. Hier handelt es sich um eine Sozialökonomie von eigener Art, von einer ganz besonderen Art, die uns noch unbekannt ist und die sogar auch Sie, Herr G., noch nicht kennen.

Wieder wird man einwenden: wenn die große Idee nur so wenige Anhänger hat, von welchem Nutzen kann sie dann sein? Ja aber wer vermag denn jetzt schon zu sagen, von welchem Nutzen sie schließlich sein, was sie zu guter Letzt bewirken wird? Offenbar ist bisher nur das Eine nötig gewesen: daß der große Gedanke nicht starb. Ganz etwas anderes ist es dagegen jetzt,

wo etwas Neues in der Welt herannaht und man bereit sein muß... Und übrigens handelt es sich hier gar nicht um den Nutzen, sondern um die Wahrheit. Denn wenn ich felsenfest daran glaube, daß die Wahrheit hierin liegt, gerade hierin, woran ich glaube, was geht es mich dann an, daß die ganze Welt an meine Wahrheit nicht glaubt, mich verspottet und einen anderen Weg geht? Gerade darin liegt doch die Macht eines großen ethischen Gedankens, gerade dadurch vereint er die Menschen zum stärksten Verband, daß er sich nicht nach seinem sofortigen Nutzen bewerten läßt, sondern die Menschen in die Zukunft leitet, zu ewigen Zielen, zu absoluter Freude. Wodurch wollten Sie sonst die Menschen zur Verwirklichung Ihrer sozialen Ideale vereinigen, wenn Sie keine Grundlage in einer uranfänglichen großen sittlichen Idee haben? Diese sittlichen Ideen haben aber alle das eine gemeinsam: daß sie ausnahmslos auf der Idee der persönlichen absoluten Vervollkommnung am letzten Ende, d. h. als Ideale beruhen, denn diese Vervollkommnung enthält alles in sich, alles Streben, alles unendliche Verlangen, und folglich ist sie, gerade sie der Mutterschoß aller unserer sozialen, bürgerlichen Ideale. Versuchen Sie es doch mal, die Menschen zu einer bürgerlichen Gesellschaft zu vereinigen: zu dem einzigen Zweck, um für ihre „Bäuchlein zu leben"! Die sittliche Antwort auf Ihren Versuch wäre die Formel: „Chacun pour soi et Dieu pour tous." Unter dieser Formel wird aber keine einzige bürgerliche Gesellschaft lange bestehen, Herr G.

Doch ich gehe noch weiter und beabsichtige, Sie in Erstaunen zu setzen.

So hören Sie denn, Herr Professor, daß es speziell soziale Ideale, die mit ethischen Idealen in keiner organischen Verbindung stehen, die vielmehr für sich ganz allein bestehen, also vom Ganzen abgeteilte Ideale, wie Sie sie mit Ihrem gelehrten Messerchen abteilen zu können meinen, ferner, daß es solche soziale Ideale, die äußerlich übernommen und an jeden beliebigen neuen Ort verpflanzt werden könnten und daselbst zu gedeihen vermöchten, als „Institution" wie Sie sich ausdrücken — daß es solche Ideale, sage ich, überhaupt nicht gibt, noch je gegeben hat und auch gar nicht geben kann! Ja, und was ist denn eigentlich

ein soziales Ideal, wie ist dieses Wort überhaupt zu verstehen? Sein Wesen liegt natürlich in dem Bestreben der Menschen, eine Formel für ihre soziale Organisation zu finden, eine möglichst fehlerlose und allen gerecht werdende Formel — nicht wahr? Aber diese Formel ist den Menschen unbekannt, sie suchen sie schon seit Tausenden von Jahren, seit dem Anfang ihrer geschichtlichen Entwicklung und können sie nicht finden. Die Ameise kennt die Formel ihres Ameisenbaues, die Biene die ihres Stockes (wenn sie sie auch nicht nach Menschenart kennen, so kennen sie sie doch in ihrer eigenen Art und mehr ist ja nicht nötig), aber der Mensch kennt seine Formel nicht. Wenn das aber der Fall ist, woher sollte dann wohl das Ideal einer sozialen Organisation in die menschliche Gesellschaft gekommen sein? Verfolgen Sie die Geschichte und Sie werden sogleich sehen, woher das Ideal kommt. Sie werden sehen, daß es einzig und allein ein Erzeugnis der sittlichen Vervollkommnung der einzelnen Menschen ist: damit fängt es an, und so ist es von jeher gewesen und wird ewig so bleiben. Als erstes sehen wir in der Geschichte jedes Volkes, jeder Nationalität, daß die sittliche Idee der Entstehung der betreffenden Nationalität immer vorangegangen ist, denn gerade sie ist das, was die nationale Besonderheit bildet, sie erst erschafft die Nationalität. Hervorgegangen aber ist diese sittliche Idee immer aus mystischen Ideen, aus Ueberzeugungen, daß der Mensch ewig sei, unsterblich, daß er nicht wie ein gewöhnliches Erdentier nur sein Leben friste, sondern mit anderen Welten und der Ewigkeit verbunden sei. Diese Ueberzeugungen sind immer und überall zur Religion geworden, zum Bekenntnis der neuen Idee, und stets hat sich dann, kaum daß die neue Religion entstanden war, sogleich auch staatlich eine neue Nation gebildet. Nehmen Sie z. B. die Juden oder die Muselmänner: bei ersteren bildete sich die Nation erst nach der Gesetzgebung durch Moses, obschon sie bereits mit dem Gesetz Abrahams begonnen hatte, und ebenso sind die mohammedanischen Nationen erst nach dem Koran entstanden. Um den empfangenen geistigen Schatz zu erhalten, beginnen die Menschen sogleich, sich einander anzuschließen und dann erst, in eifriger gemeinsamer Arbeit „nebeneinander, füreinander und miteinander" (wie Sie sich

beredt ausdrücken) — dann erst fangen die Menschen an, auch danach zu suchen, wie sie sich wohl so einrichten könnten, daß von dem erhaltenen Schatz nichts verloren gehe, dann suchen sie nach einer sozialen Formel des gemeinschaftlichen Lebens, nach einer Staatsform, die ihnen am ehesten helfen könnte, suchen jenen sittlichen Schatz, den sie erhalten, wenn möglich über die ganze Welt hin zu seinem vollsten Glanz zu entfalten und zu seinem größten Ruhme zu erheben. Und wohlgemerkt, sobald nach Ablauf der Zeiten und Jahre (denn auch hierin waltet ein Gesetz, das wir freilich nicht kennen) in der betreffenden Nation das geistige Ideal zu verfallen begann, da begann zugleich auch die Nation zu verfallen und mit ihr auch ihr ganzer Staatsbau, und es verblich auch das soziale Ideal, das sich inzwischen in ihr gebildet hatte. Von welcher Art der Charakter der Religion eines Volkes ist, von dem Charakter sind auch die sozialen Formen dieses Volkes. Folglich sind die sozialen Ideale mit den sittlichen Idealen stets unmittelbar und organisch verbunden, doch die Hauptsache ist, daß sie einzig und allein aus diesen hervorgehen. Ganz für sich allein aber entstehen sie nie, denn indem sie entstehen, ist ihr Zweck nur die Befriedigung des sittlichen Strebens der betreffenden Nation, je nachdem wie und inwieweit dieses sittliche Streben in ihr entstanden und vorhanden ist. Folglich aber ist die „persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste", wie wir sehen, im Leben der Völker die Grundlage alles weiteren, denn die persönliche Vervollkommnung ist nichts anderes als die Ausübung der empfangenen Religion. Die „sozialen Ideale" aber entstehen nie ohne dieses Streben nach Selbstvervollkommnung und können auch gar nicht ohne dasselbe entstehen. Sie werden vielleicht bemerken, auch Sie hätten ja gesagt, daß die „persönliche Vervollkommnung der Anfang alles weiteren" sei und daß Sie nichts mit einem Messer geteilt hätten. Das aber ist es ja gerade, daß Sie dies doch getan haben, daß Sie einen lebendigen Organismus zerschnitten und somit in zwei einzelne Hälften geteilt haben. Die persönliche Vervollkommnung ist nicht nur „der Anfang alles weiteren", sondern auch die Fortsetzung des Ganzen und sogar den Ausgang begreift sie in sich. Sie umfaßt, erschafft und erhält den Organismus der Nation und

zwar nur sie allein. Nur für sie lebt die soziale Formel der Nation, da sie doch nur zu dem Zweck gesucht wird, um den ursprünglichen ersten Schatz zu erhalten. Wenn aber in der Nation das Bedürfnis nach allgemeiner einzelner Vervollkommnung in dem Geiste, der dies Bedürfnis hervorgerufen, erlischt, dann verschwinden allmählich auch alle „bürgerlichen Einrichtungen", da es dann nichts mehr zu erhalten gibt. Deshalb kann man unter keinen Umständen dem zustimmen, was Sie in folgenden Worten ausdrücken:

„Dies ist auch der Grund, weshalb die soziale Vollkommenheit der Menschen in so hohem Maße von der Vollkommenheit der sozialen Institutionen abhängt, die im Menschen wenn nicht christliche, so doch bürgerliche Werte heranbilden".

„Wenn nicht christliche, so doch bürgerliche!" Sieht man hier nicht das Messer des Gelehrten, das Unteilbares trennt, das den ganzen, in sich abgeschlossenen lebendigen Organismus in zwei getrennte tote Hälften teilt, in eine sittliche und eine bürgerliche?

Sie werden vielleicht sagen, daß sowohl in den „sozialen Institutionen" wie in der Rolle des „Bürgers" die größte sittliche Idee enthalten sein kann, daß in bereits ausgereiften, entwickelten Nationen die „bürgerliche Idee" stets an die Stelle der anfänglichen religiösen Idee tritt, die sich also gewissermaßen zu jener entwickle und der jene daher durchaus rechtmäßig folge.

Ja, das behaupten allerdings viele, wir aber können für die Richtigkeit dieser Auffassung kein einziges historisches Beispiel finden. Wenn die sittlich-religiöse Idee in der Nation sich überlebt hatte, so setzte immer nur ein panisch ängstliches Vereinigungsbedürfnis ein, nämlich zu dem Zweck, um für den Fall, daß etwas geschehen sollte, „die Bäuchlein zu retten" — andere Ziele kennt die bürgerliche Vereinigung dann nicht mehr. Da vereinigt sich gerade jetzt die französische Bourgeoisie, und vereinigt sich nur zu diesem Zweck: um die eigenen Bäuchlein vor dem vierten Stand, der schon die Tür, die zu ihr führt, zu zertrümmern droht, sicherzustellen. Aber das „Retten der eigenen Bäuchlein" ist von allen Ideen, die die Menschen zu vereinigen suchen, die schwächste und letzte, in jeder Beziehung. Sie ist schon der Anfang vom Ende, ist die Vorahnung des Endes. Sie vereinigen sich,

und dabei spitzen doch alle die Ohren und äugen ängstlich, um bei der ersten Gefahr möglichst schnell auseinanderzustieben. Und was könnte dann die „Institution" als solche, als etwas für sich allein Genommenes, wohl noch retten? Gäbe es Brüder, so gäbe es auch eine Brüderschaft. Wenn es aber keine Brüder gibt, so können Sie durch keine einzige „Institution" Brüderschaft" erzielen. Was für einen Sinn hat es, überhaupt eine „Institution" zu schaffen und mit der Aufschrift „Liberté, Egalité, Fraternité" zu versehen? Erreichen werden Sie mit einer solchen Institution entschieden nichts, so daß man dann wohl — oder vielmehr unfehlbar, oder sogar unbedingt — zu den drei Worten noch etwas als viertes hinzufügen müßte, nämlich: „ou la mort". „Fraternité ou la mort" — und die Brüder werden den Brüdern die Köpfe abschlagen, um durch eine „bürgerliche Institution" Brüderschaft einzuführen. Das ist nur ein Beispiel, aber ein gutes. Sie, Herr G., suchen die Rettung in Aeußerlichkeiten. Sie meinen: Mag es auch bei uns in Rußland auf Schritt und Tritt nur Dummköpfe und Spitzbuben geben (vielleicht hat es auch wirklich den Anschein, natürlich je nach dem Standpunkt), aber da brauchte man nur irgendeine europäische „Einrichtung" aus Europa nach Rußland zu verpflanzen und es wäre, Ihrer Ansicht nach, alles gerettet. Die mechanische Uebernahme europäischer Formen (Formen, die dort vielleicht morgen schon zusammenbrechen werden), die unserem Volk fremd und seiner Art nicht angepaßt sind, ist bekanntlich der Hauptgedanke der russischen Westler. Uebrigens belieben Sie, Herr G., indem Sie Rußland seine schlechte Organisation vorwerfen und ihm Europa vorhalten, sich wörtlich auszudrücken:

„Vorläufig aber können wir uns nicht einmal in jenen Fragen und Widersprüchen zurechtfinden, die Europa bereits längst beantwortet und überwunden hat".

Wie, Europa und bereits überwunden? Wer hat Ihnen nur so etwas aufbinden können? Dieses Europa ist doch schon am Vorabend seines Falles angelangt, eines Falles, der ausnahmslos allgemein und furchtbar sein wird. Der Ameisenbau ohne Kirche und ohne Christus (denn die Kirche, die ihr Ideal getrübt hat, hat sich dort allerorten schon längst in einen Staat verwandelt) mit

seinem bis auf den Grund erschütterten sittlichen Prinzip, dieser Ameisenbau, der alles Gemeinsame und alles Absolute eingebüßt hat — dieser Ameisenbau ist, behaupte ich, bereits so gut wie untergraben. Der vierte Stand fängt an sich zu erheben, schon pocht er an die Tür und begehrt Einlaß, und wenn man ihm den nicht gewährt, wird er die Tür zertrümmern. Er will nicht die früheren Ideale, er verwirft jedes Gesetz, das bisher gegolten. Auf Kompromisse und Nachgeben läßt er sich nicht mehr ein, mit schwachen Stützen und kleiner Hilfe werden Sie da das Gebäude nicht retten. Nachgiebigkeit im Kleinen feuert nur an, und der vierte Stand will alles haben. Es wird etwas einsetzen, was bisher noch niemand für möglich gehalten hat. Alle diese parlamentarischen Regierungssysteme, alle gegenwärtig herrschenden sozialen Theorien, alle zusammengescharrten Reichtümer, alle Banken, Wissenschaften und Juden, alles das wird im Nu zunichte werden — außer den Juden natürlich, die auch dann den Kopf nicht verlieren und wieder obenauf sein werden, so daß der Krach ihnen sogar zugute kommen dürfte. Alles das „steht nahe vor der Tür". Sie belieben zu lachen? Selig sind die Lachenden. Gebe Gott Ihnen langes Leben, damit Sie alles mit eigenen Augen schauen. Dann werden Sie sich wundern. Oder Sie erwidern mir hierauf lachend: „Da muß ja Ihre Liebe zu Europa von recht absonderlicher Art sein, wenn Sie Europa einen solchen Ausgang prophezeien!" Ja, freue ich mich denn? Ich sage es ja nur in der Vorahnung, daß die Summe schon so gut wie gezogen ist. Die endgültige Abrechnung aber, das Quittieren jener Summe, kann sogar viel früher erfolgen, als selbst die größte Phantasie es sich ausdenken könnte. Die Symptome sind furchtbar. Allein schon die ewig alte unnatürliche politische Lage der europäischen Staaten könnte den Anfang bilden. Aber wie sollte sie auch natürlich sein, wenn die Unnatur schon in ihrer Grundlage ruht und sich im Laufe von Jahrhunderten aufgehäuft hat. Es kann nicht ein kleiner Teil der Menschheit die ganze übrige Menschheit wie einen Sklaven beherrschen, einzig zu diesem Zweck aber sind bisher alle bürgerlichen (schon lange nicht mehr christlichen) Einrichtungen im jetzt vollkommen heidnischen Europa entstanden. Diese Unnatürlichkeit und diese

„unlösbaren" politischen Probleme (die übrigens allen bekannt sind) müssen unfehlbar zum großen, endgültigen, abrechnenden, politischen Kriege führen, in den alle hineingezogen werden und der noch in diesem Jahrhundert, vielleicht sogar schon in diesem Jahrzehnt, ausbrechen wird. Was meinen Sie: vermag die Gesellschaft dort einem langen politischen Krieg jetzt noch standzuhalten? Der Fabrikant ist ängstlich und leicht zu erschrekken, der Jude gleichfalls, sie würden, sobald der Krieg sich etwas in die Länge zieht, oder nur droht, sich in die Länge zu ziehen, sogleich alle ihre Fabriken und Banken schließen, und die Millionen hungriger entlassener Proletarier werden auf die Straße gesetzt sein. Oder hoffen Sie etwa auf die Vernunft der Staatsmänner und darauf, daß diese es nicht zum Kriege kommen lassen werden? Aber wann hat man denn jemals auf diese Vernunft bauen können? Oder hoffen Sie vielleicht auf die Parlamente? — daß diese nicht die Mittel zum Kriege bewilligen werden, weil sie etwa die Folgen voraussähen? Ja, aber wann haben denn die Parlamente irgendwelche Folgen vorausgesehen und einem auch nur ein wenig energischen oder wenigstens beharrlichen Staatsmann die Mittel verweigert? Und so setzt der Krieg den Proletarier auf die Straße. Was meinen Sie, wird er auch jetzt wieder nach alter Art geduldig warten und hungern? — jetzt, nach den Siegen des politischen Sozialismus, nach der „Internationale", den Kongressen der Sozialisten und der Pariser Kommune? Nein, jetzt wird es anders sein: die Proletarier werden sich auf Europa stürzen und alles Alte auf ewig zerstören. Erst an unserem russischen Ufer werden die Wogen zerschellen, denn dann erst wird es sich allen sichtbarlich offenbaren, in welchem Maße unser nationaler Organismus sich von den europäischen Organismen unterscheidet. Dann werden auch Sie, meine Herren Doktrinäre, sich vielleicht besinnen und bei uns die „volklichen Grundelemente" zu suchen anfangen, über die Sie jetzt nur zu lachen verstehen. Und dabei, meine Herren, weisen Sie jetzt, gerade jetzt auf dieses Europa hin und empfehlen es uns als Vorbild und fordern uns auf, bei uns jene selben „Einrichtungen" einzuführen, die dort morgen schon stürzen werden, als das überlebte Absurdum, das sie sind, jene

„Einrichtungen", an die auch in Europa klügere Leute schon längst nicht mehr glauben, und die sich nur nach den Gesetzen des Beharrungsvermögens bis jetzt noch erhalten haben. Ja, und wer könnte denn überhaupt — außer einem Doktrinär — die Komödie dieser bourgeoisen Vereinigung, die wir in Europa sich abspielen sehen, für die normale Formel menschlicher Vereinigung auf Erden halten? Und diese Leute, sagen Sie, hätten bei sich zu Hause ihre Probleme schon längst gelöst! Etwa nach den zwanzig Konstitutionen binnen weniger als einem Jahrhundert und nach wenig weniger als zehn Revolutionen? Oh, vielleicht, — nur werden wir uns dann, für einen Augenblick von Europa befreit, bereits selbständig, ohne europäische Vormundschaft, mit unseren eigenen sozialen Idealen befassen, die unbedingt in Christus und der Idee der persönlichen Vervollkommnung wurzeln, Herr G. Sie werden nun wieder fragen: was für eigene, von Europa unabhängige soziale Ideale kann es denn bei uns geben? Ja, soziale Ideale — bessere, als Ihre europäischen, stärkere und sogar — o Entsetzen! — freisinnigere, denn sie kommen unmittelbar aus dem Organismus unseres Volkes und sind nicht lakaienhaft unpersönliche Kopien europäischer Vorbilder. Hier kann ich natürlich nicht näher darauf eingehen, wenn auch nur deshalb nicht, weil der Artikel ohnehin lang geworden ist. Uebrigens — erinnern Sie sich: was war und was wollte die älteste christliche Kirche sein? Sie bildete sich sogleich nach Christus, damals nur aus einigen wenigen Menschen, und sogleich, fast schon in den ersten Tagen nach Christus, war sie bestrebt, ihre „bürgerliche Formel" zu finden, die restlos auf der sittlichen Hoffnung und der Idee der Wiedergeburt und Erneuerung des Geistes auf Grund der persönlichen Vervollkommnung beruht. Es entstanden christliche Gemeinden, Kirchen, und dann begann schnell eine neue, bis dahin noch nie gesehene Nationalität zu entstehen — eine allbrüderliche, allmenschliche in der Form der allgemeinen ökumenischen Kirche. Aber sie wurde verfolgt, ihr Ideal entwickelte sich gleichsam unterirdisch — über ihm aber, auf der Erde, entstand gleichfalls etwas Großes, ein riesenhaftes Gebäude, ein ungeheurer Ameisenbau: das römische Imperium, das gleichfalls so etwas wie ein Ideal und eine Auslösung des

sittlichen Strebens in der ganzen alten Welt war. Es erschien der Menschgott, und das Imperium nahm als religiöse Idee Gestalt an, es ward Gestalt einer Idee, die in sich und durch sich allem sittlichen Streben der ganzen alten Welt den Ausweg bot. Aber der Ameisenhaufen ward von der Kirche untergraben. Es kam zum Zusammenstoß der beiden entgegengesetztesten Ideen, die es überhaupt auf der Erde gben kann: der Menschgott stieß auf den Gottmensch, Apollon auf Christus. Und es kam zum Kompromiß: das Imperium nahm das Christentum an und die Kirche das römische Recht und seine Staatsform. Ein kleiner Teil der Kirche ging in die Einsamkeit und setzte in der Einsiedelei die frühere Arbeit fort: Es entstanden wieder christliche Gemeinden, dann Klöster — alles freilich nur Versuche, sogar bis zum heutigen Tage. Der andere riesengroße Teil der Kirche teilte sich in der Folge, wie Sie wissen, in zwei Hälften. In der westlichen Hälfte ging die Kirche zu guter Letzt vollständig in den Staat auf. Und als das Imperium unterging, trat die Kirche an seine Stelle — es hatte sich endgültig verwandelt und war tatsächlich zum Staat geworden. Das Papsttum war die Fortsetzung des alten römischen Staates, nur in seiner neuen Form.

In der östlichen Hälfte dagegen ward der Staat vom Schwerte Mohammeds zerstört und so blieb ihr nur Christus, ein Christus, der vom Staat ganz abgesondert war. Das Land aber, das dann von Byzanz aus diesen Christus annahm und von neuem erhob, hat so grauenvoll unter Feinden, unter dem Tatarenjoch, unter Unordnung im Reich, unter der Leibeigenschaft, unter Europa und dem imitierten Europäertum zu leiden gehabt und erträgt auch jetzt noch so unendlich viel Schweres, daß seine soziale Formel — im Sinne des Geistes der Liebe und der christlichen Selbstvervollkommnung — sich in ihm allerdings noch nicht hat ausarbeiten können. Nur haben Sie, Herr G., deshalb wohl noch nicht das Recht, diesem Volk daraus einen Vorwurf zu machen. Vorläufig ist unser Volk meinetwegen erst nur der Träger Christi, auf den allein es denn auch seine ganze Hoffnung setzt. Es nennt sich, den Mann aus dem Volke, „Krestjanin", d. h. soviel wie „Christjanin", und das ist nicht nur ein leeres Wort, sondern hierin liegt eine Idee, die seine ganze Zukunft ausfüllen wird.

SÖREN KIERKEGAARD: DIE SÜNDERIN

Gebet. Herr Jesus Christus, damit wir recht Dich um alles bitten können, bitten wir Dich zuerst um eines: hilf uns, daß wir Dich lieben, vermehre die Liebe, entflamme sie, läutere sie. O, diese Bitte wirst Du erhören, Du, der Du ja nicht, grausam, die Liebe so bist, daß du nur ihr Gegenstand bist, gleichgiltig, ob einer Dich liebt oder nicht; Du, der Du ja nicht, im Zorn, die Liebe so bist, daß Du nur der Richter bist, eifernd, wer Dich liebt und wer nicht. Nein, so bist Du nicht, so flößest Du auch nur Furcht und Angst ein, so wäre es furchtbar, „zu Dir zu kommen", furchtbar, „in Dir zu bleiben", so wärest Du ja nicht selbst die vollkommene Liebe, welche die Furcht austreibt. Nein, erbarmend, oder liebevoll, oder in Liebe bist Du die Liebe so, daß Du selber die Liebe erzeugst, die Dich liebt, sie empor liebst, daß sie Dich hoch liebe.

Luc. 7, 47. Derhalben sage ich dir: Ihr sind viel Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet.

Mein Zuhörer, du weißt, von wem wir reden, von jenem Weib, dessen Name ist: die Sünderin. „Da die vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salbe und trat hinten zu seinen Füßen, und weinte und fing an, seine Füße zu netzen mit Tränen, und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßte sein Füße, und salbte sie mit Salbe".

Sie liebte viel. Denn es gibt Gegensätze, die gegeneinander stehen auf Leben und Tod, oder es ist doch für den einen von ihnen wie die furchtbarste Vernichtung, dem andern sich zu nähern. So, wenn man ein Sünder ist oder eine Sünderin — dem Heiligen sich zu nähern, offenbar zu werden vor Ihm, also im Lichte der Heiligkeit. Nicht flieht die Nacht erschreckter zurück vor dem Tag, der sie vernichten will, und wenn es Gespenster gibt, nicht schreckt ein Gespenst angstvoller zusammen, wenn der Tag graut, als der Sünder zurückschaudert vor dem Heiligen, der, wie der Tag, alles offenbar macht. So lange er kann, flieht der

Sünder, entzieht sich, so lange er kann, diesem Gang zum Tode, dieser Begegnung mit dem Licht, schleicht weg, erfinderisch in Entschuldigung und Ausflucht und Betrug und Beschönigung. Aber sie liebte viel; und was ist der stärkste Ausdruck für solche Liebe? es ist, sich selbst hassen — : sie trat vor den Heiligen. Sie, eine Sünderin! Ach, ein Weib; im Weib ist doch die Macht der Scham die stärkste, stärker als das Leben, eher läßt sie das Leben, als daß sie die Scham ganz sich entgleiten läßt. Wohl wahr, diese Scham hätte sie ja abhalten können, sie verhindern sollen, zu sündigen; aber dann doch auch wahr: wenn ein Weib wieder zu sich selber kommt, so ist die Scham nur umso mächtiger, zermalmend, vernichtend. Vielleicht war es dies, was ihr den Gang leichter machte zur Vernichtung: daß sie vernichtet war. Und doch, menschlich gesprochen, könnte hier noch Schonung zugelassen werden; sogar ein Sünder, der in Wahrheit sich selber gestanden hat, oder doch es mit sich selbst weiß, daß er vernichtet ist, er schonte vielleicht doch seiner selbst, wenn er offenbar werden sollte von Angesicht zu Angesicht vor dem Heiligen; er schonte seiner selbst, das will sagen, so tief liebte er doch noch nicht sich selbst. Aber sie — ist hier keine Schonung, gar keine? nein, hier ist keine! — sie haßte sich selbst: sie liebte viel. — Sie trat vor den Heiligen in des Pharisäers Haus, wo die vielen Pharisäer versammelt waren, die sie verurteilen würden, auch so, daß es Eitelkeit sei, abscheuliche Eitelkeit, im besondern von einem Weib, sich vorzudrängen mit ihrer Sünde, sie, die sich vor den Augen aller Menschen verbergen sollte, im entlegensten Winkel der Welt. Sie hätte die Welt rings durchwandern können und gewiß sein, nirgends ein so strenges Gericht zu finden, wie es hier sie erwartete in des Pharisäers Haus von den stolzen Pharisäern; auch gibt es vielleicht kein Leiden, so darauf berechnet, just ein Weib zu martern, wie die Grausamkeit des Spottes, der sie in des Pharisäers Haus erwartete von den stolzen Pharisäern. Doch sie — ist hier kein Mitleid, das diese Grausamkeit ihr erspare? nein, hier ist keines! — sie haßte sich selbst: sie liebte viel. — Sie trat vor den Heiligen in das Haus des Pharisäers, b e i m G a s t m a h l. Dir graut, ihr zu folgen; du bist versucht, zu vergessen, daß das Ganze bei einem Gastmahl vor

sich geht, daß es nicht ein „Klagehaus" ist, sondern ein „Trinkhaus". Bei einem Gastmahl tritt ein Weib herein; sie bringt ein Glas mit Salbe mit — das paßt zum Gastmahl; sie setzt sich zu Füßen eines der Gäste — und weint: das paßt nicht zum Gastmahl. In Wahrheit, sie stört das Gastmahl, dieses Weib! Ja, doch das störte nicht sie, diese Sünderin, sie, die, gewiß nicht, ohne zu schaudern, nicht ohne zurückzuschaudern, dennoch eintrat zum Gastmahl — und zum Bekenntnis; sie haßte sich selbst: sie liebte viel. Schwer wie nichts anderes ruht das Geheimnis der Sünde auf einem Menschen; es gibt nur eines, das schwerer ist: zum Bekenntnis gehen zu sollen. Furchtbar wie kein anderes Geheimnis ist das Geheimnis der Sünde; es gibt nur eines, das noch furchtbarer ist: das Geständnis. Deshalb hat menschliches Mitleid teilnehmend erfunden, was diese schwere Geburt lindern und unterstützen kann. Am heiligen Ort, wo alles stille, ernstvolle Feierlichkeit ist, und in einer verborgenen Einfriedigung darinnen, wo alles Schweigen ist, wie das des Grabes, und Schonung wie das Urteil über die Verstorbenen: dort wird dem Sünder Gelegenheit geboten, seine Sünden zu bekennen. Und menschliches Mitleid erfand Linderung, daß der, welcher das Bekenntnis entgegennimmt, verborgen sei, daß sein Anblick es nicht zu schwer mache — ja zu schwer für den Sünder, sein Gewissen leichter zu machen. Zuletzt erfand menschliches Mitleid, daß es nicht einmal eines solchen Bekenntnisses bedürfe, oder eines solchen verborgenen Hörers; vor Gott, im Verborgenen, der ja doch trotzdem alles weiß, sollte das Bekenntnis nur sein, und könnte so verborgen bleiben in eines Menschen Innerstem. Aber bei einem Gastmahl — und ein Weib! Es ist nicht ein verborgener, abgelegener Ort; auch ist die Beleuchtung nicht das Halbdunkel, noch die Stimmung, wie die zwischen den Gräbern, und die Hörenden sind weder stumm noch unsichtbar. Nein, wenn Heimlichkeit und Dämmerung und Abgelegenheit und alles, was dazu gehört, das Bekenntnis der Sünde leichter machen: ein Gastmahl wäre dann die grausamste Erfindung. Wer ist dieser Grausame, daß unsere Bitten ihn erweichen könnten, ihrer zu schonen? Keines, keines Grausamen Erfindung war so grausam, solches erfand nur sie, die Sünderin; sie — o sonst ist doch der

Grausame einer; der, welcher gepeinigt wird, ein anderer! — sie erfand selbst die Marter, war selbst der Grausame; sie haßte sich selbst: sie liebte viel.

Sie liebte viel. Sie setzte sich zu Christi Füßen, netzte sie mit ihren Tränen, trocknete sie mit ihrem Haupthaar — sie drückt aus: ich vermag gar nichts, Er vermag alles. Aber dies heißt ja viel lieben. Wenn man selbst meint, etwas zu vermögen, kann man wohl auch lieben, aber man liebt nicht tief; und im selben Grad, wie man meint, mehr zu vermögen, im selben Grad liebt man minder. Sie dagegen liebte viel. Sie macht nicht Worte, noch auch, daß sie versichere — o, nur allzu oft trügerischer Ausdruck, der so leicht eine neue Versicherung nötig macht, daß es wirklich so sei, wie man versichert. Sie versichert nicht, sie handelt: sie weint, sie küßt Seine Füße. Sie ist nicht darauf bedacht, ihren Tränen Einhalt zu tun, nein, zu weinen ist ja ihre Tat. Sie weint; es sind nicht ihre Augen, sondern es sind Seine Füße, die mit den Haaren ihres Hauptes sie trocknet: sie vermag buchstäblich gar nichts, Er unbedingt alles — sie liebte viel. O, ewige Wahrheit, daß Er unbedingt alles vermag; o unbeschreibliche Wahrheit in diesem Weib; o unbeschreibliche Macht der Wahrheit in diesem Weib, die machtvoll die Ohnmacht ausdrückt, daß sie buchstäblich nichts vermag: sie liebte viel.

Sie liebte viel. Sie sitzt weinend zu Seinen Füßen: sie hat ganz sich selbst vergessen, vergessen jeden störenden Gedanken in ihrem eigenen Inneren, ist ganz stille, oder gestillt, wie das kranke Kind, das gestillt wird an der Mutter Brust, wo es ausweint und sich selbst vergißt; denn nicht glückt es, solche Gedanken zu vergessen und doch seiner selbst zu gedenken, soll es glücken, muß man sich selbst vergessen — darum weint sie, und wie sie weint, vergißt sie sich selbst. Selige Tränen! O, daß im Weinen auch dieser Segen ist: Vergessen ist! Sie hat sich selbst vergessen, vergessen die Umgebung mit all ihrem Störenden; denn unmöglich, eine solche Umgebung zu vergessen, wenn man nicht sich selbst vergißt, es war ja eine Umgebung wie darauf berechnet, furchtbar und qualvoll an sie selbst zu erinnern: aber sie weint, und wie sie weint, vergißt sie sich selbst. Selige Tränen der Selbstvergessenheit, wenn dies, daß

sie weint, wenn nicht einmal dies sie mehr daran erinnert, worüber sie weint: so hat sie ganz sich selbst vergessen. Aber der wahre Ausdruck dafür: viel zu lieben ist ja just: ganz sich selbst zu vergessen. Wenn man seiner selbst gedenkt, kann man wohl lieben, aber nicht viel lieben; und im selben Grad, wie man mehr seiner selbst gedenkt, im selben Grad liebt man minder. Doch sie hat ganz sich selbst vergessen. Je größer im selben Augenblick der Antrieb ist, an sich selber zu denken — wenn man dennoch sich selbst vergißt und an den andern denkt: umsomehr liebt man. So ist es auch bei der Liebe zwischen Mensch und Mensch, wenn auch diese Verhältnisse nicht ganz dem entsprechen, wovon hier die Rede ist, während sie es doch beleuchten können. Der, welcher in dem Augenblick, da er selbst am meisten beschäftigt ist, in dem Augenblick, der ihm selbst der kostbarste ist, sich selbst vergißt und an einen anderen denkt, er liebt viel; der, welcher selbst hungrig, sich selbst vergißt und dem anderen den geringen Vorrat gibt, der nur für einen genug ist, er liebt viel; der, welcher in Lebensgefahr, sich selbst vergißt und dem anderen das einzige Rettungsmittel überläßt, er liebt viel. So auch der, welcher in dem Augenblick, da alles in seinem eigenen Inneren und alles rings um ihn nicht bloß ihn an ihn selbst erinnert, sondern ihn gegen seinen Willen zwingen will, seiner selbst zu gedenken — wenn er dennoch sich selbst vergißt: er liebt viel, wie sie tat. „Sie sitzt zu Seinen Füßen, salbt sie mit Salbe, trocknet sie mit den Haaren ihres Hauptes, küßt sie — und weint". Sie sagt nichts, ist also auch nicht, was sie sagt, aber sie ist, was sie nicht sagt, oder was sie nicht sagt, das ist sie: sie ist das Zeichen und die Bedeutung, wie ein Bild: sie hat die Stimme vergessen und die Sprache und der Gedanken Unruhe und was noch tiefere Unruhe ist, dieses Selbst vergessen, vergessen sich selbst, sie die Verlorene, die nun verloren ist in ihren Erlöser, in ihm verloren ruht zu Seinen Füßen — wie ein Bild. Und es ist fast, als betrachtete der Erlöser selbst einen Augenblick lang sie und die Sache so, als wäre sie nicht ein wirklicher Mensch, sondern ein Bild. Gewiß um die Anwendung für die Anwesenden noch eindringlicher zu machen, redet er nicht mit ihr, er sagt nicht „dir sind deine

vielen Sünden vergeben, weil du viel liebtest". Er redet von ihr, er sagt: „ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, weil sie viel liebte"; wiewohl anwesend, ist es fast, als wäre sie eine Abwesende, es ist fast, als verwandelte er sie zu einem Bild, zu einer Parabel, als sagte er: „Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Es war ein Weib, sie war eine Sünderin. Da des Menschen Sohn an einem Tag zu Tische saß in eines Pharisäers Haus, trat auch sie herein. Die Pharisäer spotteten ihrer und richteten sie, daß sie eine Sünderin sei. Aber sie setzte sich zu seinen Füßen, salbte sie mit Salbe, trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes, küßte sie und weinte — Simon, wahrlich, ich sage dir: ihr wurden ihre vielen Sünden vergeben, weil sie viel liebte". Es ist fast wie eine Erzählung, eine heilige Erzählung, eine Parabel — und doch geht im selben Augenblick an der Stelle das Selbe in Wirklichkeit vor.

Aber „ihr wurden ja ihre vielen Sünden vergeben" — und wie könnte dieses stärker ausgedrückt werden, wahrer, als dadurch, daß nun alles vergessen ist, sie die große Sünderin verwandelt zu einem Bild. Indem da gesagt wird: „Dir sind deine Sünden vergeben", o, wie leicht kommt die Erinnerung zurück in sie an sie selbst, wenn sie nicht zuerst gestärkt war durch dieses unendliche Vergessen: „Ihr wurden ihre vielen Sünden vergeben". „Sie liebte viel", darum vergaß sie ganz sich selbst; sie vergaß ganz sich selbst, „darum wurden ihr ihre vielen Sünden vergeben" — vergessen, ja sie wurden gleichsam ertränkt mit ihr im Vergessen, sie wird zu einem Bilde verwandelt, sie wird eine Erinnerung, doch nicht, daß diese sie an sie selbst erinnert, nein, wie sie alles vergaß, dadurch, daß sie sich selbst vergaß, hat die Erinnerung auch, nicht nach und nach, sondern stracks vergessen, wie sie heißt, ihr Name ist: die Sünderin, weder mehr noch weniger.

Und wollte nun einer sagen: es war doch auch Selbstliebe in der Liebe dieses Weibes; die Pharisäer hielten sich ja auch darüber auf, daß sie Christus sich näherte, und schlossen daraus Unvorteilhaftes über ihn, daß er kein Prophet sei — diesem setzte sie ihn also aus, sie mit ihrer Liebe, daß heißt, mit ihrer Selbstliebe. Wollte einer sagen: da war doch auch Selbstliebe

in der Liebe dieses Weibes, in der Bedrängnis liebte sie ja doch im Grunde sich selbst. Wollte einer so reden, da würde ich antworten: Gewiß — und dann hinzufügen: Gott bessere es, das ist nun einmal nicht anders — und noch hinzufügen: Gott verhüte es, daß ich je mich erdreistete, Gott oder meinen Erlöser anders lieben zu wollen; denn wäre nicht in diesem Sinne Selbstliebe in jener meiner Liebe, so bildete ich mir wohl ein, daß ich sie lieben könnte, ohne ihrer zu bedürfen — und vor solcher Vermessenheit bewahre mich Gott!

Mein Zuhörer, dieses Weib war eine Sünderin. Die Pharisäer richteten sie, sie richteten sogar Christus, daß er sich einlassen wollte mit ihr, sie urteilten, — und just daraus — daß er kein Prophet sei, geschweige der Welterlöser, während er just dadurch als der Erlöser der Welt sich erwies. Dieses Weib war eine Sünderin — doch ward sie und ist ein Vorbild; selig der, der ihr gleicht im vielen Lieben! Die Vergebung der Sünden, welche Christus anbot, während er lebte, wird ohne Unterlaß von Geschlecht zu Geschlecht allen in Christus angeboten. Es wird zu allen gesagt, zu jedem im besonderen: deine Sünden sind dir vergeben; sie nehmen alle, jeder im besonderen, am Altar das Pfand darauf, daß die Sünden ihnen vergeben sind: selig der, welcher der Sünderin gleicht im vielen Lieben! Denn wenn es auch zu allen gesagt wird, so ist es doch nur wahr, wenn es zu denen gesagt wird, die wie jenes Weib viel liebten! Es ist wahr, deine Sünden sind dir vergeben in Christus; aber dieses Wahre, das auch deshalb zu jedem im besonderen gesagt wird, ist doch in einem anderen Sinn noch nicht wahr, es muß zur Wahrheit gemacht werden von jedem im besonderen. So ist jenes Weib ein ewiges Bild; durch ihre große Liebe machte sie sich, wenn es mir erlaubt ist, so zu reden, unentbehrlich für den Erlöser. Denn daß da die Vergebung der Sünden ist, welche er erwarb, das macht sie zur Wahrheit, sie die viel liebte. Du kannst es deshalb wenden, wie du willst, und sagst doch im Grund dasselbe. Du kannst sie selig preisen, weil ihre viele Sünden ihr vergeben wurden, und du kannst sie selig preisen, weil sie viel liebte; im Grunde sagst du dasselbe — wenn du wohl acht darauf hast, daß der, den sie liebte, Christus war, und wenn

du nicht vergißt, daß Christus die Gnade ist und der Geber der Gnade. Denn was ist es für eine Prüfung, in der ihre Liebe versucht wird; in welchem Sinne kann man von ihr sagen, daß sie viel liebt; was ist das, das sie minder liebt? Ist die Prüfung die: Christus höher zu lieben, als Vater und Mutter, Gold und Gut, Ehre und Ansehen? Nein, die Prüfung, in der dieses Weib versucht wird, ist: seinen Erlöser mehr zu lieben als seine Sünde. O, da war vielleicht der, welcher Christus höher liebte, als Vater und Mutter und Gold und Gut und Ehre und Leben, und doch seine Sünde mehr liebte als seinen Erlöser, sie liebte, nicht so, daß er in ihr bleiben wollte und fortfahren, zu sündigen, nein, aber so, daß er sie nicht recht bekennen wollte. Furchtbar ist es in einem gewissen Sinn, aber wahr ist es, und jeder, der nur geringe Kenntnis vom menschlichen Herzen hat, wird es zugeben: es gibt nichts, woran ein Mensch so verzweifelt festhängt, wie an seiner Sünde. Und darum ist ein vollkommenes, aufrichtiges, tiefes, ganz wahrhaftiges, ganz schonungsloses Sündenbekenntnis — es ist die vollkommene Liebe; ein solches Sündenbekenntnis heißt: viel lieben.

Nun ist die Rede zu Ende. Aber, mein Zuhörer, wenn auch die Pharisäer geurteilt haben, daß jenes Weib höchst unpassend sich eindrängte beim Gastmahl: heute ist sie doch wohl nicht an die unrechte Stelle gekommen: zwischen Beichtstuhl und Altar? O, vergiß den Redner, der hier geredet hat, vergiß seine Kunst, wenn anders er solche gezeigt hat, vergiß seine Fehler, deren vielleicht viele sind, vergiß die Rede über sie — aber vergiß nicht sie; sie ist auf diesem Weg ein Führer, sie, die viel liebte, und der darum die vielen Sünden vergeben wurden. Sie ist weit entfernt, ein abschreckendes Bild zu sein, sie ist im Gegenteil mehr anregend als aller Reden Antrieb, wenn es gilt, jener Einladung zu folgen, die zum Altare führt: kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; denn hier geht sie an der Spitze, sie die viel liebte, sie die deshalb auch Ruhe fand für ihre Seele darin, daß sie viel liebte, ja oder darin, daß ihre vielen Sünden ihr vergeben wurden, ja, oder, sie die, weil sie viel liebte, Ruhe fand dadurch, daß ihre vielen Sünden ihr vergeben wurden.

FERDINAND EBNER:
KULTUR UND CHRISTENTUM

Die Natur ist ein stetes Versprechen des Lebens, das weder jemals in der Zeit noch in der Ewigkeit eingelöst wird. Wenn es eine Entwicklung gibt und vor allem, wenn die einen Sinn hat, dann ist er hierin und nirgends anders zu suchen. Sie ist wie der „Wanderer ferner Wege" im Gilgameschepos — dieser wunderbarsten Dichtung ältester Zeiten — der das Leben, das er sucht, nicht finden kann. Sie ist rastlos auf dem Weg und erreicht kein Ziel. Sie sucht den Geist und kommt niemals bis zu ihm. Sie entwirft die individuelle Existenz — diesen „dubiosesten Posten in der Bilanz der Gemeinschaft" — um sie am Ende wieder zugunsten des genereller Lebens zu vernichten. Man weiß bei ihr niemals recht, „wo das Individuum aufhört und die Gattung beginnt". Ihre Individuen sind Schwimmer auf dem Strom des Lebens, deren Kraft sich erschöpft, sich über dem Wasser zu halten — bis sie dieselbe Flut, aus der sie geboren wurden, wieder verschlingt. Wenn aber das nicht nur geplante, sondern realisierte Einzelwesen eine Tatsache der Natur wäre, dann müßte man wirklich sagen, sie habe sich mit seiner Hervorbringung in ein für sie sehr bedenkliches und gefährliches Experiment eingelassen. Das natürliche Individuum hat den Sinn seiner Existenz nicht in sich selbst, sondern im Leben der Generation. Wo aber hat diese den Sinn ihres Lebens? Nun, sie hat eben gar keinen, sie „entwickelt" sich nur. Wohin und wozu? Zu ihrem eigenen Ende. Der Evolutionismus unsrer Zeit, zwar sehr naturwissenschaftlich sich gebärdend, aber am Ende doch wieder metaphysisch ausschweifend, schwelgt im Gedanken an das ewige Werden und Vergehen alles Seienden — und verrät dadurch, daß es mit dem Entwicklungsoptimismus doch gar nicht so weit her sein könne. Die „Entwicklung" selber, wir haben es erlebt, führt ihn *ad absurdum*. Gewiß ist auch das Geschehen in der Natur, in das hinein die menschliche Geschichte des Lebenswillens der Generationen gebaut ist, in seinem letzten

Grunde samt dieser Geschichte nicht sinnlos. Aber den Sinn, den es hat, erfaßt kein Mensch, um ihn weiß nur Gott. Die Geschichte freilich offenbart dem, der ihn sehen will, ihren Sinn. Wer aber will ihn denn sehen? Die Politiker nicht und die „Idealisten" erst recht nicht. Die Generation fragt niemals nach dem Sinn ihres Lebens. Denn diese Frage wird immer nur von der individuellen Existenz und in ihr, in der Not des individuellen Existierens aufgeworfen — aber bereits als ein Indizium des Geistes. Das Leben der Generation spielt sich an der „Oberfläche" des Geschehens in der Welt ab, die im individuellen Leben ihre „Tiefe" hat. In diese Tiefe leuchtet der Geist hinein, in ihr „bricht er durch". Der Mensch erhebt die Forderung nach einem Sinn des Lebens, weil er nicht bloß ein natürliches, sondern auch ein geistiges Individuum ist, und im Geistigen erst hat Individualität, die im Natürlichen ja immer nur ein beiläufiger Plan ist, ihre Wirklichkeit. Die Natur aber weist diese Forderung als eine unberechtigte zurück. Sie sagt immer nur: Begnüge dich mit dem bißchen Leben, das ich dir gönne, schlechthin und frage nicht erst nach seinem Sinn. Und der Mensch begnügt sich ja wirklich — so weit eben sein Leben in das der Generation, ins natürliche Leben hineinverwurzelt ist. So weit er nur „natürliches" Individuum ist, darauf verzichtend, auch ein geistiges zu sein, hat er den Sinn seiner Existenz im Leben der Generation. Nur zu diesem hat er ein Verhältnis, keines aber zu sich selbst und keines zu Gott. Und so lebt er ganz und gar i n der Zeit und geht in der Zeitlichkeit dieses Lebens auf — und unter. Darum auch wird er sich dieser nicht bewußt, Zeit und Zeitlichkeit wird ihm nicht zum Problem. Er hat kein Wissen vom Tod und es könnte ihm auch auf keinerlei Weise dieses Wissen beigebracht werden, denn es ist eins mit der Bewußtheit der Zeit. Aber einen solchen Menschen gibt es eben nicht; denn jeder hat die Gewißheit seines Sterbens, nur w i l l nicht jeder vom Sterben wissen. Es gibt keinen, dessen Existenz restlos im generellen Leben wurzelte und darin aufginge. Der wäre ja dann gar kein geistiges, sondern nur ein natürliches Individuum — also kein Mensch. Es gibt keinen, dessen Existenz nicht auch die Aufwerfung der Frage nach dem Sinn des Lebens

in sich begriffe. In ihr wird an etwas ganz anderes als ein philosophisches Problem gerührt, obgleich es richtig ist, daß alles Denken und Philosophieren mit ihr anhebt. Trägt aber der Mensch als geistiges Individuum den Sinn seiner Existenz in sich selbst? Wenn es so wäre, dann fragte er nicht nach ihm. Oder sucht er in dieser Frage, die an und für sich schon auf die Entwurzlung aus dem generellen Leben und die Gebrochenheit seines natürlichen Lebens — was jedoch nicht schlechthin ein- und dasselbe ist — hindeutet, nichts anderes als seine Wiedereinwurzelung ins Leben der Generation? Auch das kann nicht sein, weil es ja die Geistigkeit seiner Existenz ist, die die Frage aufwirft; mag er auch immer wieder dazu neigen, in diesem Leben den Sinn seiner Existenz zu suchen, aus ihm die Antwort auf seine Frage zu holen. So stehen wir auch hier wieder vor dem unüberbrückbaren Gegensatz Natur — Geist, den wir aber weder metaphysisch postulieren, noch metaphysisch hinwegspekulieren dürfen. Denn in ihm haben wir die Wirklichkeit und die Aufgabe unsres Daseins. Wenn der Mensch, weil er in sich selbst den Sinn seines Lebens nicht finden kann, zur Generation wieder zurückwill, aus ihrem Leben heraus sich die Antwort auf seine Frage nach diesem Sinn zu geben, so zwingt ihn das Geistige in ihm, das ja fragt und fordert, zu einer mehr oder minder phantastisch-metaphysischen Ausschweifung: es zwingt ihn, dem Leben der Generation, das an und für sich nach keinem Sinn fragt und keinen fordert, einen wenn auch nur erdachten und erträumten Sinn zu geben. Und dann hat wohl auch die Generation von ihm, vom Traum des Genies vom Geiste, ihr geistiges Leben. Das geistige Individuum findet ebensowenig wie das natürliche, das ihn jedoch gar nicht sucht, den Sinn seiner Existenz in sich selbst. Es hat ihn nicht wie dieses im Leben der Generation, sondern — und kann ihn nirgends anders haben als in Gott und in seinem Verhältnis zu Gott. Daß der Mensch die Frage nach dem Sinn des Lebens aufwirft, bedeutet im letzten Grunde, daß er Gott sucht. Die Geistigkeit seiner Existenz entwurzelt ihn aus dem Leben der Generation. Sie ist aber nicht ein zufälliges und auch kein natürliches Ergebnis dieser Entwurzlung, kein Entwicklungsprodukt in der Ge-

brochenheit des natürlichen Lebens oder dessen letztes Refugium im Sterben und am allerwenigsten ist sie ein bloßes Surrogat des Lebens in der „Lebensarmut" und Hinweis auf den Bankerott des Lebens in der Zeit. Da nun aber die Frage nach dem Sinn des Lebens immer in der Icheinsamkeit der menschlichen Existenz, in der Verschlossenheit des Ichs vor dem Du und nie anders aufgeworfen wird, so ist sie nicht nur ein Indizium des Geistes, sondern vor allem auch ein Symptom der Geisteskrankheit im Menschen; auch dann noch, wenn sie von ihm zwar nicht in der Praxis des Existierens, sondern nur in der Theorie, also denkend ernst-, also nicht mehr ernstgenommen und ihre Beantwortung mit vielem Aufwand von Genialität und Tiefsinn metaphysisch erspekuliert wird. Der Mensch, der das wahre Du seines Ichs, der den Sinn seiner Existenz in Gott gefunden hat, der fragt auch nicht mehr nach dem Sinn des Lebens. Er weiß seine Existenz in die Hand Gottes gelegt und fordert, aller Not, allem Leiden und Unglück, aller Zerbrechung seines Lebens in dieser Welt zutrotz, keinen anderen Sinn dafür, als den er in seinem Verhältnis zu Gott — von dem alles Leiden kommt, der aber auch die Liebe ist und in seiner Liebe den Menschen durch Leiden zu sich emporzieht — klar und deutlich erfaßt. Er wird auch mitten im Weltuntergang nicht mehr nach dem Sinn des Lebens fragen — aber nicht im gottlos verzweifelten Verzicht seines Geistes auf einen Sinn überhaupt, sondern im unerschütterten Vertrauen auf den ewigen Sinn seiner Existenz in Gott.

Das Leben der Generation ruht auf dem dunklen Grunde des sexuellen Lebens. In seiner Bewußtheit aber wird es von einem doppelten Willen getragen, vom politischen und vom Kulturwillen: der Wille zur Macht wird überspannt durch den Traum vom Geiste. Gewiß ist immer nur das Genie kulturschöpferisch — hinter aller Kultur steckt die Frage nach dem Sinn und das heimliche, so gut verheimlichte Leiden an der Sinnlosigkeit des Lebens — und vom Genie empfängt die Generation ihre Kultur, hat sie ihr geistiges Leben. Sie kann, weil es sich ja doch um die Generation der Menschen handelt, ohne Kultur, ohne den Traum vom Geist nicht bestehen. Es sei undenkbar, sagt Schel-

ling, daß ein Volk sei ohne Mythologie. Was ist nun Mythologie, wenn nicht eben anschaulich gedichteter Traum vom Geist? Sie ist dem Volk, was dem Einzelnen, dem Genie die Weltanschauung ist. Obwohl die Generation den Traum vom Geist braucht — um nicht stecken zu bleiben, um weiterzukommen auf dem nie zuendegegangenen Wege der Natur zum Geist — träumt sie ihn doch nur an der Oberfläche ihres Lebens. In der „Tiefe" des Lebens wird er nur vom Genie geträumt. Ins Leben der Generation hineinverflochten, besinnt sich der Mensch niemals auf sich selbst. Wenn sich aber die Generation auf sich selbst besinnt, so besinnt sie sich auf ihre Macht und — für eine Weile stellt sie dann immer den Traum vom Geist beiseite. Hier zeigt es sich, daß sie ihn nicht wie das Genie ernst nimmt. Wenn aber die Macht die Rechtfertigung ihrer Entfaltung im Traum vom Geist sucht — und das tut sie ja immer — so ist das Heuchelei. Denn insgeheim fühlt sie sich ja immer in sich selbst gerechtfertigt. Der Mensch jedoch lebt nicht nur ein erd-, sondern auch ein geistgebundenes Leben — und diese Geistesgebundenheit seiner Existenz ist Gebundenheit ans Wort und durch das Wort — und nimmt man ihm, solang er noch nicht zur Realität des geistigen Leebns erwacht ist, den Traum vom Geist weg, was bleibt dann von diesem Leben übrig? Fürwahr etwas Entsetzliches. Die Generation empfängt ihr geistiges Leben vom Genie; der nichtgeniale Mensch aber, der den Traum vom Geist mitträumt, hat ihn meistens aus dem Leben der Generation entgegengenommen. Erwachen aus ihm kann immer nur der „Einzelne", nicht die Generation. Dieses Erwachen des Einzelnen ist nun entweder Erwachen zu den Realitäten der Erdgebundenheit des Lebens — und das macht den Menschen zwar nicht geistlos, denn das ist ja an sich unmöglich, so doch wenn nicht zum stumpfsinnigen Geistverleugner, der an der banalen Lust dazusein in dieser Welt sein Genügen findet, zum heimlichen Hasser alles Geistigen; aber gerade in diesem Haß die Geistesgebundenheit seiner Existenz bezeugend, die er auch in seinem fernsten Fernsein vom Geiste, im Verbrechen und Wahnsinn nicht und nicht in seinem tiefsten Abfall von Gott loswird. Oder es ist dieses Erwachen das zur Wirklichkeit des

Geistes, das den Menschen aus seiner Geistesgebundenheit heraus zur Freiheit führt. Nur hüte er sich vor jedem Mißbrauch der Freiheit, der ihn unausbleiblich in seine geistige Gebundenheit wieder zurückwürfe. Wer zu nichts anderem als den Realitäten dieser Erde aus seinen Träumen erwacht, der wird das wohl meistens in sich verschließen. Verwurzelt ins Leben der Generation — wo fände er auch sonst einen Halt für seine haltlos gewordene Existenz? — wird er sogar nach außen hin, bei „offiziellen" Anlässen, noch immer so tun, als ob er den Traum vom Geist ernsthaft weiterträumte; selbstverständlich so, als ob er ihn für die wirklichste Wirklichkeit und purste Wahrheit nähme. Denn die Generatoin selber fordert das von ihm; so sehr sie auch nur den Geist bei offiziellen Anlässen als schöne Phrase und blendendste Paradeuniform, jedenfalls aber zur „Bindung" der Individuen zu ihren ungeistigen Zielen und Zwecken braucht. So gibt es denn wahrhaftig keine größere Komödie im äußeren Leben der Menschen, als es die ist, die mit dem Wort Geist und allem, was drum und dran hängt, gespielt wird. Es ist aber vielleicht wirklich die letzte, freilich schmerzliche Bestimmung des Worts der Dichter und Philosophen, der „Idealisten" — noch immer im besten Sinne — zur Phrase zu werden, die das Leben der Generation braucht, um seinem angeblichen Verhältnis zum Geist — durch das es sich im Grunde genommen immer wieder vor dem „Einzelnen" rechtfertigen muß — einen Ausdruck zu verleihen. Wenn aber der Mensch auch das Wort Gottes zur Phrase macht, so muß darüber die Welt zugrunde gehen. Der „Einzelne" ist in der Bewußtheit seiner Existenz — unbewußt jedoch durch seine Sexualität — in doppelter Hinsicht in das Leben der Generation hineinverflochten: entweder durch seine Anteilnahme an dessen politischem oder kulturellem Wollen. Selbst das Genie, so viel Individualität und Geistigkeit auch in seinem Schaffen wirksam ist, will zur Generation hin und setzt schaffend sie und ihren Fortbestand in der Welt voraus. Daß Politik eine Behinderung geistigen Lebens ist, versteht man noch zur Not — aber auch nur „ästhetisch", wie man überhaupt alles Geistige nur „ästhetisch" versteht. Vielleicht wird man bald genug, wenn man nur ein-

mal ganz „demokratisch" geworden ist, auch das nicht mehr verstehen. Daß aber auch Kultur, Kunst und Philosophie, nicht weniger das geistige Leben behindert, das versteht man bis jetzt — sehr, sehr wenige Fälle ausgenommen — überhaupt nicht und am allerwenigsten in einer Zeit, die es gar nicht gewahr wird, daß sie seit Jahrzehnten schon geistig von den erbärmlichsten Kultursurrogaten mit schönen Vignetten und sonstiger „Aufmachung" lebt, und ganz ernsthaft — mit jenem Ernst, der wahrlich zum Lachen reizt — in ihrer Wissenschaftlichkeit sogar Kultur und das wahre Leben des Geistes zu haben vermeint.

Das begreift man nicht — oder will man es nicht begreifen? — daß in der Kultur, diesem Traum vom Geiste — und wenn er auch noch so schön geträumt würde wie jener der Griechen — nicht der Ernst des geistigen Lebens ist. Der begann — und beginnt immer erst — mit dem Christentum und nur der Christ, der es weiß, daß es in der Existenz eines jeden einzelnen Menschen immer um Tod und Leben des Geistes geht, weiß um ihn. Wenn der Ernst des Lebens beginnt, dann ist es mit allem Träumen vorbei und Schönheit wird gleichgültig. Vor dem Wort Gottes verstummt das Wort des Dichters, das die Schönheit zur Sprache und die Sprache zur Schönheit gebracht hat. Die Menschheit freilich hängt an ihrem Traum vom Geiste. Sie will von ihren „Idealen" nicht lassen, auch wenn sie längst von ihnen verlassen ist. Sie wollte auch durch Christus nicht erwachen und so träumte sie denn den Traum „christlich" weiter. Da gab es auf einmal eine „christliche" Schönheit, eine „christliche" Kunst und Dichtung und sogar Philosophie. Aus diesem Christentum freilich, wenn man das noch Christentum heißen mag, mußte eines Tages aller Ernst des geistigen Lebens geschwunden sein und da fing man dann wieder an, die „Natur" zu entdecken. Eine „christliche" Kultur ist selbstverständlich ein Mißverständnis oder das Christentum ist eines und nicht die Wahrheit unsres Lebens. „Kultur" gibt dem Leben des Menschen zwar eine geistige Form, aber keinen geistigen Inhalt. Der Inhalt ist immer das „natürliche" Leben und eine Kultur, hinter der nicht ein geistiges Vakuum steckt — und nicht nur ein biolo-

gisches — gibt es gar nicht. Nicht das volle, das „ungebrochene" Leben hat einen Stil und braucht ihn, aber das Sterben des Menschen inmitten des Lebens fordert ihn. Freilich ist es wieder die Kraft des Lebens selbst, die ihn schafft, und wo sie bis zum letzten Rest geschwunden ist, lebt und stirbt der Mensch „stillos". Das heißt: jeder Einzelne, wenn eben einmal der Ernst der letzten Stunde da ist, stirbt stillos. Nachher veranstalten die Hinterbliebenen und Ueberlebenden, deren Sorge es ist, „ihre Toten zu begraben", ein mehr oder weniger stilvolles Leichenbegängnis. Was Charakter „ethisch" im Besonderen und Individuellen ist: *contenance* im Sterben, das ist Stil „ästhetisch" im Allgemeinen und Generellen. Kultur ist im tiefsten Grunde ihres Wesens stilisiertes Sterben — wenn sich das auch durch Jahrhunderte hinzieht. In der Stilisierung des Sterbens aber wird der Ernst des Todes nicht erfaßt. Für den religiösen Menschen, der um diesen Ernst weiß — um ihn wissen, ist schon Religiösität — wie er um den wahren Ernst des Lebens weiß, von dem man sich nicht bei einer Tarockpartie und im Theater oder Konzertsaal erholen kann; für ihn gibt es kein Stilproblem weder der Kunst noch des Lebens. War nicht Michelangelo, dieser größte und gewaltigste aller Künstler, in den letzten Jahren seines Lebens daraufgekommen, daß die Kunst weder im Licht noch im Schatten des Kreuzes eine geistige Daseinsberechtigung habe? Das Christentum, das den Tod überwindet, steht über aller Form und Kultur. Es läßt sich in keine Kultur aufnehmen und kann nichts beitragen zur Kultivierung eines Volkes — was selbstverständlich diejenigen nicht glauben, die an eine „christliche" Kultur glauben statt — an Christus. In seinem Lichte gesehen, erscheint alle Kultur als belanglos. Es zertrümmert jede denkbare geistige Form, gibt aber auch dem menschlichen Leben den ihm einzig möglichen, weil von Gott selbst gewollten geistigen Inhalt. Es gibt keine christliche Kultur — daß man das erst sagen muß! es gibt keine christliche Weltanschauung, aber auch keine christliche Lebensweisheit; denn der Christ wird immer der „Narr in Christo" sein und ein Tor in den Augen der Verständigen und Weisen dieser Welt. Alle Kultur ist relativ und nationalbedingt. Kultur haben und

selbst auch das Kulturschaffen des Genies bedeutet immer nur ein relatives, durch das Medium des generellen Lebens hindurchgehendes Verhältnis der menschlichen Existenz zum Geist. Christwerden aber heißt innerlich herausspringen aus allen Relativitäten des Lebens und in ein absolutes Verhältnis zum Geist treten. Daß der Mensch, sei es im primitivsten oder höchstentwickelten Sinne, Kultur schafft und hat, das beruht auf der geistigen Bedeutung, die seinem Leben an und für sich innewohnt. Der Mensch ist sich dieser aber auch auf der höchsten Stufe seiner Kultur wahrhaftig nur „wie im Traume" bewußt. Christwerden heißt „wach" sein, heißt mit immerwährendem wachen Bewußtsein der geistigen Bedeutung des Lebens existieren. Auch das Genie braucht, wie jeder andere Mensch, die „innere Umkehr", die Umkehrung des inneren Menschen. Macht sie seine Genialität zunichte? Gewiß nicht. Aber sie wandelt sie, indem sie die „ästhetische Distanz" zum „Problem des Lebens" aufhebt, in Erkenntnis der Sünde um und in Liebe.

Wie darf es eine „Kultur" wagen, sich unter das Zeichen des Kreuzes zu stellen? Die es tut, wird zur Lüge im tiefsten Sinne, wie sie die antike Kultur ganz gewiß nicht war. Man denke nur an die von Schopenhauer schon ähnlich empfundene „architektonische" Lüge des gotischen Dom- und Turmbaus, die vortäuscht, alle Erdenschwere und Last der Materie sei überwunden und so könne man denn direkt von der Erde weg in den Himmel hineinfliegen. Eine solche Kultur trägt in sich jenen Widerspruch, der notwendig zu ihrer Auflösung und Zersetzung führt. Ging die abendländische Kultur an etwas anderem zugrunde — und sie ist bereits zugrunde gegangen — als an der Stilisierung des Kreuzes, an ihrem platonischen Mißverständnis des Christentums? Täusche man sich nicht: das und nichts anderes gebar den Unglauben und die Gottlosigkeit unsrer Zeit. Ob nun jetzt die Amerikanisierung des Lebens oder der Bolschewismus die letzten Aufräumungsarbeiten besorgt, um den Mongolen den Weg nach Europa freizumachen, das ist schließlich gleichgültig. Als nun der Verfall dieser Kultur da war und offenkundig wurde, da war auch mit einem Male, provoziert durch ihr schlechtes Gewissen, der „Kulturpsychologis-

mus" da, der immer am Ende der Kultur als dessen Zeichen steht, und der Psychologismus in Literatur und Kunst, der zu jenem merkwürdigen Selbstverrat der Dichter und Künstler führte, dessen bei den Griechen wohl keiner fähig gewesen wäre. Nicht die antike Kultur, die „Gotik", dieses doppelte Vergehen am Geist der Schönheit und am Geist des Christentums, gebar die Kulturpsychologie und darum auch lasse man diese griechische Kunst, Dichtung und Philosophie in Ruhe und vergreife sich nicht an einer Kultur, die, wie es nur e i n e Religion gibt, die Kultur schlechthin war, in derem Lichte besehen alle anderen Kulturen nur die tastenden Versuche zu ihr, mehr oder weniger gelingende Annäherungen an sie sind oder ihre Entstellung und Verzerrung. Es ist eigentlich belanglos, ob die Kulturpsychologie, wie jede andere voll *suffisance* und *medisance*, sich mehr metaphysisch und „metapsychologisch" oder mehr „psychoanalytisch" gebärdet, ob sie die geistigen Werte der Kultur bestehen läßt oder nicht. Zur Kritik führt sie in jedem Fall und die ist Abbau des geistigen Lebens. Sie ist aber eine tiefere geistige Notwendigkeit gerade dieser Kultur. Nur hat sie, die „psychoanalytische" nicht weniger als die „metapsychologische", nicht den rechten Standpunkt der Kritik eingenommen. Denn der liegt innerhalb der Realitäten des geistigen Lebens oder doch jedenfalls dort, von wo aus diese schon wahrgenommen werden können. Nur fragt es sich, ob ein Mensch, der diesen Standpunkt einmal gewonnen und in ihm die feste Position seines geistigen Lebens gefunden hat, überhaupt noch „objektive" Kritik übt, ob er sich nicht vor eine ganz andere, unendlich wichtigere geistige Aufgabe gestellt sieht. Vom Standpunkte des Psychoanalytikers aus wird, was ja ganz richtig ist, bemerkt, daß eigentlich alle Kulturwerte nichts anderes seien als ein Traum vom Geist, der Traum des Menschen von einem höheren Leben. Selbst die „Unseligkeit", die hinter diesem Traum steckt, sieht der Psychoanalytiker noch, mißversteht sie aber bereits. Er sieht sie in der Gebrochenheit des natürlichen Lebens schlechthin, in einer organischen Minderwertigkeit oder auch in der Pervertierung des Sexuallebens, und erfaßt nicht, wie sowohl in der psychischen Ausnützung und „Ueberkompen-

sierung" jener als auch im Zustandekommen und der „Sublimierung" dieser nicht die Natur, sondern der freilich irregewordene unselige Geist die entscheidende Rolle spielt. Er will auf seine Art und Weise den Traum vom Geist durchschaun und auflösen. Er nimmt aber das Geistige hinter ihm nicht wahr, er leugnet die Realität des geistigen Lebens überhaupt. Diese wird freilich auch vom „metapsychologischen" Standpunkt aus nicht wahrgenommen. Denn der Metapsychologe ist ja am Ende selbst noch, was der ernstzunehmende Psychoanalytiker niemals ist, im Traum vom Geiste befangen. Mag er sich auch noch so sehr „ethisch" gebärden und auf das Ethische besinnen — er nimmt dieses ja doch nicht wirklich, persönlich, sondern nur „objektiv" ernst und wirrt es schließlich, als einen Gegenstand ganz unverbindlicher Bewunderung, den man sich vom Leib und von der Seele halten muß, um ihn eben betrachten und bewundern zu können, mit dem Aesthetischen zusammen und gerade das ist charakteristisch für ihn. Die totale geistige Unzulänglichkeit seines wie des psychoanalytischen Standpunktes wird offenbar an der Auffassung des Lebens und Wortes Jesu. Der Psychoanalytiker negiert, wenn er ehrlich ist, kurzweg dieses Leben und Wort. Daß es der untrügliche Probierstein alles Geistigen ist, kann ihn nicht irremachen, weil er das ja gar nicht bemerkt. Für den anderen wieder, der es natürlich auch nicht bemerkt, ist dieses Leben und Wort eine Art Mythologie, die er aber, wie jede andere Mythologie, psychologisch und metapsychologisch und das heißt immer persönlich unverbindlich gelten läßt. Während er in der Religiösität und Christwerdung eines Menschen etwas sehr „Schönes" sieht, an dem er selbstverständlich nur in ästhetischer Distanz betrachtenden und bewundernden Anteil nimmt, verdächtigen sie die Psychoanalytiker immer und es kann nicht geleugnet werden, daß sie dies mit sehr vielem Scharfsinn tun und ihren Verdacht auf so plausible Gründe stützen, daß sie sogar einen in der Zerbrochenheit seines Lebens auf sich selbst aufmerksamen Menschen bedenklich machen müßten — wenn der sich nicht das vor aller falschen Bedenklichkeit warnende Wort des Evangeliums vor Augen halten könnte: Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut,

taugt nicht für das Reich Gottes. Wenn Kulturpsychologie mehr und etwas anderes sein soll als bloßes Symptom des Endes der Kultur, dann darf sie — die ja diese als den Traum vom Geiste erkennt und es erkennt, wie der aus dem seelischen Grund und Boden des Gefühls im Menschen, daß das Leben, das er lebe, doch nicht das rechte sei — auch in der Deutung dieses Gefühls, dessen Mißverständnis in der Kultur eben seinen Ausdruck fand, nicht irregehen. Sie darf sich nicht auf eine optimistische Prophezeiung einer Erneuerung der Kultur auf besserer seelischer und geistiger Grundlage und Voraussetzung als der bisherigen einlassen, sondern soll die Pflugschar sein, mit der der Grund des geistigen Lebens im Menschen umgeackert wird — aber nicht daß eine neue Kultur und ein anderer Traum vom Geiste aus ihm hervorwachse. Sie soll den Acker bereit machen zur Aufnahme der Saat, die vom Himmel kommt. Aber wahrlich nicht die Armen im Geiste brauchen sie und das Werk ihrer Enthüllung geistigen Scheinreichtums. Haben jedoch die anderen, die nicht Arme im Geiste sind, sie nötig, um sich ihres trügerischen Reichtums bewußt zu werden? Vielleicht also ist sie wirklich das Ueberflüssigste in der Welt des Geistes und kann in dieser Welt hier nichts anderes sein als Krankheits- und Verfallssymptom.

Das Christentum ist keine Idee. Es hat vielmehr den Idealismus zur Besinnung auf sich selbst gebracht und damit aber auch aus der Welt geschafft — wie sich ein Traum in nichts auflöst, wenn sich der Mensch besinnt, daß er träumt. Der Platonismus lebt geistig zuletzt doch nur von der Idee in ihrer ästhetischen Bedeutung und gipfelt deshalb im Weltanschauunghaben: man muß aber ein Genie sein, um Weltanschauung zu haben, um Platoniker zu sein. Die ästhetische Bedeutung aber verdeckt die Wurzel der Idee, die im Willen und im Ethischen zu suchen ist. Die ethische Idee rückt dem Menschen das „Problem des Lebens" in seiner Subjektivität unmittelbar vor die Augen und setzt an die Stelle der den Geist immer ästhetisch bestimmenden Weltanschauung die immer ethische Bedeutung habende Lebensauffassung. Die Problematizität des Lebens ist im Subjekt und Subjektsein gegeben und fordert darum auch

eine Lösung vom Subjekt aus und für das Subjekt — deren Möglichkeit aber nirgends anders als im Religiösen gesucht werden kann und darf. Das „Kind" ist gewissermaßen die von der Natur vorgeschlagene Lösung des Problems. Nur wird da das Problem nicht wirklich gelöst, sondern die Lösung — aber auch nur wieder scheinbar — bloß hinausgeschoben, von einem Individuum dem andern in der Kette der Entwicklung weitergegeben — aufs Geratewohl. Und es muß ja nicht immer wohlgeraten. Wer übrigens das Problem seines Lebens restlos in seinen Kindern liegen sähe, der wäre auch schon geistig verloren. Freilich, wer einmal Kinder hat, der muß sie auch — was nicht die Natur, sondern der Geist fordert — im Problem seines Lebens immer im Auge und sie und ihre Existenz in das Problem aufgenommen haben. Das Genie, das sich auf den Vorschlag der Natur nicht einlassen will — oder auch manchesmal nicht kann? — versucht es mit dem genialen Werk. Aber es bleibt eben auch hier beim bloßen Versuch. Solange der Mensch geistig im Bann der ästhetischen Idee lebt, hat er die Lebensproblematizität „objektiv" vor sich — weil er sie nämlich in die ästhetische Distanz gerückt hat — und sucht, jedoch vergebens, ihre Lösung in der Objektivität des Weltanschauunghabens, die sich niemals darauf einlassen kann, daß es sich ja um nichts anderes als um sein Problem handelt. Läßt er sich nicht ästhetisch darüber hinwegtäuschen, daß die Lösung dort nicht zu finden ist, dann ist auch schon die „Verzweiflung" da und er zerbricht innerlich an der deutlich eingesehenen Unmöglichkeit der objektiven Lösung. Aber auch die ethische Besonnenheit schützt ihn nicht vor der Verzweiflung. Ja sie treibt ihn erst recht in sie hinein — weil er in ihr, will er sich nicht wieder selbst betrügen, auf die Unmöglichkeit auch einer subjektiven Lösung aufmerksam wird — wenn er es eben versucht, außerhalb des Christentums und seines Geistes der Gnade zur Besinnung auf sich selbst zu kommen. Denn der „Einzelne" — in seiner Entwurzlung aus dem generellen, dem natürlichen Leben: und durch sie ja erst wird er der „Einzelne" — er kann geistig nur in seinem selbstverständlich nicht vermessentlichen, sondern demütigen Vertrauen auf die Gnade existieren. Ein Mensch,

der sein Problem des Lebens innerlich ganz als s e i n Problem eben erfaßt — und nicht dichterisch-philosophisch als das des doch immer nur ideell gemeinten Menschen, als das Problem der „Menschheit" — und der die Schwere und Last dieses Problems ganz und gar auf sich nimmt, der muß an Gott, an das „Entgegenkommen des Du" glauben können — oder er wird wahnsinnig. Das Christentum fordert vom Menschen, ernst zu machen mit einem Leben im Geiste, und dieser Ernst liegt darin, daß das geistige Leben nicht eine Sache und Angelegenheit des Lebens der Generation ist, nicht eine Idee, deren Realisierung in diesem Leben allmählich erfolgte und an der das Individuum eben in Hinsicht auf das generelle Leben mitzuarbeiten hätte, sondern ganz und gar Sache und Angelegenheit des Individuums selbst in Hinsicht auf sich selbst. Kein Mensch kann durch sein Verhältnis zum generellen Leben und i n ihm Christ werden, das Christentum aus dem Leben der Generation empfangen. Keiner darf darauf warten wollen, daß die Generation sich besinnen und dadurch ihn selbst zur Besinnung bringen werde. Es setze aber auch keiner die Hoffnung seines geistigen Lebens auf einen religiösen Erwecker, der kommen und dem Jammer der Zeit ein Ende bereiten soll. Denn das wäre nichts anderes als die verkappte Messiashoffnung — und also Judentum; genau so wie es, nach einer überaus treffenden Bemerkung Josef Hauers, Judentum ist, wenn ein unproduktiver Mensch nach Genialität, eine ästhetisch unproduktive Generation nach dem Genie sich sehnt. Darum — wer das Leben des Geistes wirklich lebt, beruft sich auch niemals auf die Nation, der er in der Erdgebundenheit seiner Existenz angehört. Wie der Täufer Johannes zu den Juden in der Wüste sagte: Stützt euch nicht darauf, den Abraham zum Vater zu haben, denn ich sage euch, daß Gott vermag, aus diesen Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken (Matth. 3, 9). Geist ist nichts „Bodenständiges". Der Wind weht, wo er will, und seine Stimme hörst Du, aber Du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht, und so ist jeder, der geboren ist aus dem Geiste, sagt Jesus zu Nikodemus. Wer im natürlichen Leben wurzelt, weiß zwar, woher er kommt, oder meint wenigstens es zu wissen, aber nicht, wohin er geht. Der

im Geist Wiedergeborene weiß seine Herkunft und sein Ziel und beides ist gewiß nicht das Leben der Generation, dem er total entwurzelt ist. Es gibt kein rassen- und nationalbedingtes Christentum, sondern nur den einen Geist des Wortes und Lebens Jesu, der über allen Nationen steht und sie alle in sich vergehen läßt — und daneben freilich auch ein romanisches, deutsches, russisches Mißverständnis dieses Geistes. Wer das Leben des Geistes lebt, der wird zum „Heimatlosen" in dieser Welt nach dem Vorbilde seines Herrn: denn die Füchse haben ihre Gruben, die Vögel unter dem Himmel ihre Nester, der Menschensohn aber hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Das Christentum gibt nicht dem Leben der Generation — das natürliches Leben ist und bleibt, jenen einzigen Fall des von Gott auserwählten Volkes ausgenommen — sondern der individuellen Existenz einen Sinn und in seinem Geist erst wird die „Individualität", die in ihrem Verflochtensein ins natürliche Leben immer nur ein niemals ausgeführter Plan und Entwurf ist, realisiert. Das Christentum des einzelnen Menschen aber, auf das es allein ankommt, ist selbstverständlich auch keine Idee und kein Verhältnis zu einer Idee, vielmehr seine persönliche im Ganzen der Existenz zum Ausdruck kommende Stellungnahme zur Tatsache des Lebens und Wortes Jesu. Auf diesem Moment der Persönlichkeit liegt alles Gewicht. Es kann im Christentum in keiner Weise ausgelassen oder umgangen werden. Denn läßt man es aus, verlegt man also den Schwerpunkt ins generelle Leben, dann hat man es auch nicht mehr mit dem Christentum zu tun. In Geistesverlorenheit sinkt man in den Traum vom Geist zurück. Wenn ein Mensch sein geistiges Leben in der inneren Einstellung seiner Existenz auf ein Verhältnis zur Idee hat, so ist das etwas ganz anderes, als wenn er es in ein persönliches Verhältnis zu etwas Persönlichem stellt. Das Christentum dreht sich wesentlich um die Persönlichkeit des Lebens und Wortes Jesu. Das ist nun eben der große Unterschied und Gegensatz des „heidnischen" und des „christlichen" Lebens im Geiste. Zu wem könnte denn ein Mensch in ein persönliches Verhältnis treten, um darin sein geistiges Leben zu haben und nirgends sonst? Zu Platon oder Mozart oder

Goethe? Sie sind tot. Man wird freilich auch sagen, Christus sei seit beinahe zwei Jahrtausenden tot. Aber das ist nicht wahr. Und man wird sagen, Platon, Mozart und Goethe und all die andern Genies seien zwar gestorben, aber ihre Werke leben weiter. Aber das ist wieder nicht wahr. Denn das geistige Leben dieser Werke ist tot, und was wir in ihnen bewundern, ist wie der am Abendhimmel lang hinleuchtende Nachglanz einer längst untergegangenen Sonne, zu dem wir voll Sehnsucht emporblicken. Christus hat kein „unsterbliches" Werk hinterlassen, von dem Generationen und Generationen geistig zehren könnten. Aber er ist auferstanden vom Tod und ist bei uns bis ans Ende der Tage. Die „Generation" muß ihre ganze Lebenshoffnung einerseits auf das Nichtversiegen der unterirdischen Quellen des sexuellen Lebens, andrerseits aber, weil sie ja doch als menschliche Generation ein Verhältnis zum Geist braucht, um zu bestehen, auf das Genie setzen. Der „Einzelne" jedoch, der ganz der „Einzelne" geworden ist — wenn auch keineswegs der absolut Einsame und All-Eine — er kann seine Lebenshoffnung auf nichts anderes als das Leben und Wort Christi stützen, dadurch eben der „Einzelne" werdend. Oder er baut sein geistiges Leben in den Raum des Wahns und der Illusionen hinein. Wer noch ganz ins Leben der Generation hineinverwurzelt ist und in ihm aufgeht — wie beispielsweise der mongolische Mensch — der kann nicht anders als die Unsterblichkeit seines Lebens in seinen Kindern sehen: unsterblich ist, wer Vater ist. Das beruht selbstverständlich auf einem Perspektivenfehler, denn dieser vor allem für die Mongolen typische Glaube an die Rassenunsterblichkeit ist nichts anderes als eine in die Geistigkeit der menschlichen Existenz hineingebaute, einerseits von ihr geforderte, andrerseits aber wieder vor ihrem Durchbruch schützen sollende biologische Illusion. Der im Geist Wiedergeborene hat alles Väterliche und Vatersein-Wollen von sich getan und ist ganz Kind geworden — Kind Gottes, wozu ihn Gott in seiner Liebe durch das Wort geschaffen hat. Wie die Kinder zu werden, fordert das Evangelium von uns und wir werden es durch unsern Glauben an Christus, durch den Glauben an das fleischgewor-

dene Wort. Das Wort Jesu war nicht die Verkündigung einer Idee, wie es das Wort der Dichter und Philosophen ist, sondern unmittelbar die Offenbarung des geistigen Lebens in seiner Realität. Es war und ist das „Wort Gottes", das nicht vergehen wird, wenn auch Himmel und Erde einmal vergangen sein werden. Und das Leben Jesu war auch kein Leben des Geistes in der Idee, wie bei Dichtern und Philosophen und den Weisen dieser Welt, sondern, eins mit dem Wort und fleischgewordenes Wort, das Leben des Geistes selbst in seiner Realität, das den Menschen aufrüttelt aus seinem Traum vom Geist zur Wirklichkeit, zum Ernst des geistigen Lebens. Gewiß entspringt auch das Wort der Dichter und Philosophen dem persönlichen Leben. Aber, indem es eben zum dichterischen oder philosophischen Wort wurde, löste es sich von diesem ab und spricht darum auch niemals zur „konkreten" Persönlichkeit im Menschen, sondern zur „ideellen", d. h. zu der im Menschen liegenden, aber eine bestimmte Entwickeltheit des Vorstellungslebens voraussetzenden Möglichkeit, vom dichterischen oder philosophischen Wort angesprochen zu werden. Es gibt kein ärgeres Mißverständnis der Worte des Evangeliums, als wenn man sie irgendwie dichterisch oder philosophisch nimmt. Sie sind das persönlichste Wort, das jemals in der Welt gesprochen wurde — und eben schon darum undichterisch und unphilosophisch — das „Wort" in seiner Persönlichkeit schlechthin. Sie wenden sich unmittelbar an die konkrete Persönlichkeit im Menschen und von ihnen sich angesprochen wissen heißt buchstäblich hierin zur „Konkretion" seiner Persönlichkeit kommen. Dem Wort der Dichter und Philosophen innerlich verschlossen bleiben hat eine natürliche Ursache und kann niemals einem Menschen als Schuld angerechnet werden. Dem Wort Christi aber verschlossen sein hat einen geistigen Grund und ist und bleibt des Menschen Schuld.

Und diese Schuld lud die abendländische Menschheit auf sich. Sie hat es längst vergessen — oder niemals gewußt? — daß wir alle von der Gnade des Wortes leben, sie verlor den Glauben ans Wort — ihre ganze Wissenschaft, aber nicht nur sie, bezeugt es — sie wurde gottlos und unmenschlich und daran geht

sie geistig zugrunde. Sie benimmt sich freilich wie ein Sterbender, der an seinen Tod nicht glaubt und meint, das habe ja noch Zeit. Aber sie besinne sich nur einmal auf sich selbst. Sie nehme löffelweise — denn anders vertrüge sie es nicht — die bittere Medizin ein, die ihr der der Geisteskrankheit des Menschen kundige Arzt darreicht, der das Buch von der Krankheit zum Tode schrieb, das tiefste, das jemals über das Wesen des Menschen geschrieben worden ist. Weil sie geistig zugrundegeht, richtete sie sich auch politisch, wirtschaftlich und biologisch zugrunde. Denn Politik und Wirtschaft liegen immer nur an der Oberfläche des Geschehens und werden am letzten Ende von dessen Tiefe im Geist bestimmt. Sie wollte — nur wußte sie das nicht und weiß es bis heute nicht — das Ende ihrer Kultur nicht überleben. Und so versuchte sie denn ihren in der Geschichte beispiellos dastehenden Selbstmord. Die Wissenschaft hat das ihrige redlich-unredlich dazu beigetragen, Sterben und Tod, ihm alle Bedeutung nehmend, leichter zu machen. Wer fühlte jetzt nicht — in einer Zeit, die ihren Krieg durch die Künste ihrer Diplomatie nicht verhindern konnte, wie sie durch sie kaum wieder zu ihrem Frieden zu kommen vermag — wer fühlte jetzt nicht den „Ernst der Zeit?" Aber das ist es eben: ihn erfaßt man, vielleicht sogar auch noch den Ernst des Augenblicks — wie viele aber verraten, daß sie vom Ernst der Ewigkeit wissen? Was ist für die meisten, wenigstens scheint es so, das Ewige anderes als ein schöner Traum der Dichter und Philosophen, dieser wirklichkeitsfremden Menschen, die in dieser Welt nicht zuhause sind? Ein Traum und darum ohne Ernst. Was die Ewigkeit der Dichter und Philosophen betrifft, so wäre das an und für sich ja ganz richtig. Nur müßte man auch wissen, wo der Ernst liegt. Hier im Getriebe dieser Welt? Im Augenblick berühren sich Zeit und Ewigkeit. So viele, die wohl den Ernst des Augenblicks erfassen, erfassen darin wieder nur den Ernst der Zeit — aber nicht den der Ewigkeit. Sie sind im Zeitlichen ganz befangen, in der Erdgebundenheit unsrer Existenz, über die sie nicht hinaussehen, die ihnen sogar unsre Geistesgebundenheit unfühlbar zu machen scheint. Sie wissen es nicht, daß im Augenblick sich Zeit und

Ewigkeit berühren, daß die Zeit ihren Ernst vom Ernst der Ewigkeit empfängt — einer Ewigkeit aber, die etwas anderes ist als der Traum der Dichter und Philosophen, der ja nun endgültig ausgeträumt ist in Europa — sodaß die Ganzgescheiten dieser Zeit, die sich das denn doch nicht länger verhehlen können, bereits daran denken, bei den Mongolen eine geistige Anleihe aufzunehmen, und ihre ganze Hoffnung auf eine Kulturassoziierung des chinesischen Menschen mit dem europäischen setzen, um das Christentum, mit dem sie ja sowieso nichts Rechtes anzufangen wissen, für den Kungfutse oder Laotse auszutauschen. Was ist den Menschen dieser Zeit die Ewigkeit? Ein billiger Trost für das zu opfernde Individuum. Und wenn sie selber nicht das Opfer sind, dann — ja dann ist ihnen auch die Ewigkeit nichts. Der kulturelle und politische Bankerott Europas ließ die soziale Frage, diese schleichende Krankheit im Körper der Menschheit, akut werden. Erleben wir es nicht, wie auf einmal die Natur still steht auf ihrem Weg zum Geiste und ihren Entwurf der Individuen preisgibt? Was über Europa kam und noch kommt, zwei sahen es voraus, zwei, die das Heil des Menschen im Geist des Christentums suchten: Kierkegaard und Dostojewsky. Der große und auch noch in seiner national-chauvinistischen Befangenheit große Russe sah lange vor diesem Krieg Europa am Vorabende seines Falles angelangt, eines Falles, der wie er im „Tagebuch eines Schriftstellers" schreibt, ausnahmslos allgemein und furchtbar sein wird. Er sah den „großen, endgültigen, abrechnenden, politischen Krieg", dem die in Europa sich abspielende „Komödie der bourgeoisen Vereinigung", die sich selbst „für die normale Formel menschlicher Vereinigung auf Erden" zu halten schien, nicht standhalten werde. Aber tiefer noch als er erfaßte den Sinn der „Nivellierung" Kierkegaard, der sie, die doch vom „Bösen" kommt, wider ihren Willen dem Dienst des Geistes und der geistigen Entscheidung des Menschen unterworfen sah.

Es liegt in der Geistigkeit unsrer Existenz, daß das Leben des Menschen in dieser Welt auf eine Frage hinausläuft. In der Fragwürdigkeit dieses Lebens kommt der Geist zum Durchbruch. Die Antwort aber auf die Frage? Die Menschen sind merk-

würdig, sie warten wirklich noch immer auf eine Antwort. Und ist die nicht längst, vor beinahe zweitausend Jahren schon, gegeben worden? Und wissen sie es auch heute noch nicht, daß der Geist in ihnen nicht nur das Fragende, sondern vor allem, weil nun schon einmal die Antwort gegeben ist, das für sie Sichentscheidende ist?

ANMERKUNGEN

Die Geburt des Religiösen und *Religion und Kirchentum* von Carl Dallago bilden das 2. und 3. Kapitel des zweiten Teils seines Werkes „Der große Unwissende".

Die *Bruchstücke* von Anton Santer erscheinen hier — zunächst sporadisch — als Folge und Nachlese zu einem Buch desselben Autors, das das Schicksal einer geistigen Wanderschaft erzählt und unter dem Titel „Nachruf" im Brenner-Verlag erscheinen wird.

Die Ausführungen Dostojewskis, die unter dem Titel *„Über persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste"* wiedergegeben sind, sind — übersetzt von E. K. Rahsin — in den „Literarischen Schriften" der Piper'schen Gesamtausgabe enthalten.

Kierkegaards *„Die Sünderin"* — übersetzt von Theodor Haecker — steht hier als eine der „Drei Reden beim Altargang am Freitag", die 1849 in Kopenhagen erschienen sind und ohne deren Kenntnis die Vielgestalt seiner Persönlichkeit, die zwischen geistlicher Inbrunst und jener letzten und äußersten Sprungbereitschaft in die Entscheidung des „Augenblicks" alle Stadien religiöser Bewegtheit durchläuft, nicht vollends wahrzunehmen ist.

Bei der Abhandlung *„Kultur und Christentum"* von Ferdinand Ebner ist zu berücksichtigen, daß sie das letzte (sechzehnte) Kapitel seines im Brenner-Verlag erscheinenden Werkes „Das Wort und die geistigen Realitäten" darstellt.

HELLERAUER VERLAG / JAKOB HEGNER

SÖREN KIERKEGAARD / DER BEGRIFF DES AUSERWÄHLTEN

Preis Mk. 7.— geheftet, Mk. 10.— in Halbleder.

Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. Aus dem Nachlaß veröffentlicht, dänisch 1916 erschienen.

Daraus einzeln:

TH. HAECKER / EIN NACHWORT

Preis Mk. 2.— geheftet, Mk. 4.— gebunden.

Vom strengen Christentum Kierkegaards befeuert, die zornbebende Streitschrift gegen das Europa, das nun zusammenbricht. Zugleich ein Buch, geeignet, Aufruhr zu stiften und Umsturz: Aufruhr des Gewissens, Umsturz der Gesinnung.

GARTENSTADT HELLERAU BEI DRESDEN

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

DIE BALLADE VOM PAPAGEI
COUPLET MACABRE

Worte und Melodie von KARL KRAUS
Entstanden 1915 / Preis K 7.50 (M 4.50)

Der gesamte Reinertrag fließt dem „Zentralverband der deutschösterreichischen Kriegsbeschädigten" und dem Arbeiterverein „Kinderfreunde" in Wien zu.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom
VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERTSRASSE 44

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS
UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT: Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 30.— (K 48.—)
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 60.— (K 130.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 3*

Theodor Haecker: Versailles

Anton Santer: Zu Bildern des Malers E. L.

Carl Dallago: Eröffnungen

Ferdinand Ebner: Das Kreuz und die Glaubensforderung

Anton Santer: Bruchstücke (Aus Briefen eines Zweiflers an schönen Künsten)

Sören Kierkegaard: Tagebücher

Theodor Haecker: Einfälle und Ausfälle

* *FEBRUAR 1920* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. / Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). / Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 2 (DEZ. 1919):

Carl Dallago: Die Geburt des Religiösen - Religion und Kirchentum / Anton Santer: Stationen „Türkei 1918" (Schluß) / Anton Santer: Bruchstücke (Ankündigung für einen Autor ohne Werke - Vorworte - Vor einer Madonna mit dem Kinde) / F. M. Dostojewski: Über persönliche Vervollkommnung im religiösen Geiste / Sören Kierkegaard: Die Sünderin / Ferdinand Ebner: Kultur und Christentum

HELLERAUER VERLAG / JAKOB HEGNER

SÖREN KIERKEGAARD / DER BEGRIFF DES AUSERWÄHLTEN

Preis Mk. 7.— geheftet, Mk. 10.— in Halbleder.

Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. Aus dem Nachlaß veröffentlicht, dänisch 1916 erschienen.

Daraus einzeln:

TH. HAECKER / EIN NACHWORT

Preis Mk. 2.— geheftet, Mk. 4.— gebunden.

Vom strengen Christentum Kierkegaards befeuert, die zornbebende Streitschrift gegen das Europa, das nun zusammenbricht. Zugleich ein Buch, geeignet, Aufruhr zu stiften und Umsturz: Aufruhr des Gewissens, Umsturz der Gesinnung.

GARTENSTADT HELLERAU BEI DRESDEN

THEODOR HAECKER: VERSAILLES

Der unwiderleglichste Beweis für die Freiheit des Menschen ist das Böse, das immer gewählt werden muß, für das man immer und immer von neuem sich entscheiden muß, das in der verlorensten Zeit nie ganz in Mechanismus auf und übergeht. Es ist auch dieses Mal nicht aus dem Krieg mit der Notwendigkeit des Absoluten einfach gefolgt; es ist g e w ä h l t worden; die drei schauerlichsten Tröpfe der Weltgeschichte (es ist ein Satz Hiltys, der sonst vor starken Worten zurückschreckte: „ein Mensch in hervorragender öffentlicher Stellung . . . der noch etwas anderes fürchtet als Gott, ist ein armer T r o p f") haben dafür sich entschieden in Versailles, weil nicht einer von ihnen Gott fürchtete, was der Anfang der Weisheit ist für Kinder, für Männer und Greise, für Mann und Weib, sondern weil sie, verächtliche Feiglinge, nur Menschen fürchteten: ihre Wähler und die besiegten Feinde. Wie hallen die Herzen, die in Europa noch schlagen, traurig wider von den *gesta diaboli per Francos!* Und was sagen denn dazu die französischen C h r i s t e n? Wie ist das mit Herrn Claudel; ich habe die Ehre, öffentlich zu fragen. Mich interessiert nicht seine Literatur, denn ich achte das persönlich wesenlose Deklamieren in einer Sprache, deren Wesen das Deklamieren ist (was bleibt dann noch?!) nicht sehr hoch, und einen viel anderen Eindruck von seiner Literatur habe ich nie empfangen; aber hätte er Werke zu zeigen, wie Dante — hier stock' ich, eine unmögliche Möglichkeit, denn da wäre er selber ein anderer und ich brauchte nicht zu fragen —: um all das geht es nicht, oder erst wieder in einem viel tieferen Sinn, denn: er gibt für einen Christen sich aus, was man ja von seinem Chef, dem Herrn Clemenceau nicht sagen kann. Sein Chef, sage ich; ich sah nämlich ein Bild: die Abstimmungskommission für Schleswig: ein paar biedere Bürger und unter ihnen einen gefährlichen giftigen Schwamm, dessen Anblick und Name: Paul Claudel mich in ein tiefes Staunen warf. Welch eine Verkündigung! Das geht also zusammen; man kann also als französi-

scher Christ zwei Herren dienen, Christus und Mammon, der Liebe und dem Haß, dem Menschensohn und einem Gorilla; man kann also als französischer Christ in einem fremden Land und von Menschen seine Stücke aufführen und bezahlen lassen, gegen die man als politischer Erpresser, als Verleumder sich anstellen läßt und sicher auch ganz so vorgeht. Das ist stattlicher, als was meine Vorstellungskraft leisten kann. Wohl, wir haben einen Eid geschworen, daß der Zorn unser Herz nie verbrennen soll, und Gott wird uns helfen, ihn zu halten; aber das genügt nicht, denn nun will der Ekel unsere Seele wegfressen. — Wie ist das mit Herrn Jammes; ich habe die Ehre, öffentlich zu fragen. Mich interessiert nicht sehr seine Literatur, da ich immer die Demut des Christen für eine Nüchternheit des Herzens hielt und eine Kraft des Herrn, nicht aber für einen verdorbenen Gaumen und einen Syrup der Sentimentalität, der beim zweiten Löffel schon etwas widerlich schmecken kann, und ich immer erachtet habe, daß es äußerst gefährlich ist, aus der Gottseligkeit, die im Anfang wohl bei ihm war, ein Gewerbe, und gar ein literarisches Gewerbe: ein liederliches Gewerbe zu machen; aber hätte er Verse vorzuzeigen, wie André Chénier — hier lächle ich, der Unterschied zwischen Mannesadel und zweifelhafter Kindlichkeit ist zu unvermittelt und deshalb komisch, — er wäre ein anderer und ich brauchte nicht zu fragen —: um all das geht es nicht oder erst wieder in einem viel tieferen Sinn, denn: er gibt für einen Christen sich aus, und weil die schönsten Mädchenbeine und Honigseim und Röslein gegen die Verbrecher und Verbrechen von Versailles gewiß machtlos sind, so dürste ich eben nach einem männlicheren Wort. Dabei rede ich hier ja nur von den Besseren und zu den Besseren. Ich schweige von den anderen offiziellen nationalistischen Christen Frankreichs, ich schweige von einem M. Barrès, dessen — von einem einzigen Menschen beherbergte — Legion Dämonen zu fassen alle nach diesem Krieg übrig gebliebenen Säue nicht imstande wären. Was also sagen denn die französischen Christen?! Seit ein Gorilla sie hütet, was ists mit der Gloire? Ach, wie sie stinkt nach einem einzigen Jahre! Ihr sagt: sie strahlt wieder im alten Glanze, ich sage euch: sie blüht und schlägt aus, wie Aas

und Aussatz! Was ists mit Frankreich, der „ältesten Tochter der Kirche", die rein sich nannte? Heute ist sie zur irren Hure geworden, deren Ausbeuter und zugleich wieder Zuhälter die gottlosesten Goldanbeter sind; deren Advokat in politischen Schmutz und Erpresseraffären ein Dämonenkot ist, welcher Wohnung nahm in der verlassenen *Carcasse Hideuse* einer längst wegen 60 Jahre lang fortgesetzter Verbrechen der Lügenjournalistik und Politik außer Leibes gejagten Seele —: Aeffin im Imbezillengarten Darwins, Schweinin im Stalle Zolas, Schnorrerin im Schoße Judas, Schaffnerin im Hause Mammons; deren Ritter und Held ein wortbrüchiger Marschall ist — den Stab mußten Börsenkönige ihm geben, siehe da, den Royalisten! — der wider Gewissen, wider Recht Gottes und der Menschen, wider allen hergebrachten europäisch-soldatischen Ehrbegriff seiner eigenen Kaste, die Gefangenen der Besiegten 15 Monate über die Zeit in viehischer Sklaverei zurückbehielt, und trotzdem mit allen Ehren gegrüßt werden will. Was ist das doch für eine Ehre?! Wenn ich diesen Marschall, dem ich, wenn ich ein Bischof der römischen Kirche wäre, da er ja von jedem verächtlichsten Journalisten als frommen Katholiken sich feiern läßt — vom Sakrament des Altars ausgeschlossen hätte, bis auch kirchliche Sühne geleistet wäre für das scheußliche Verbrechen der Gefangenenzurückhaltung, ein Verbrechen, das, wenn die Anschauungen der Zeiten berücksichtigt werden, nicht kleiner ist, als das Verbrechen des Kaisers Theodosius, dem der Bischof von Mailand Buße auferlegte, und doch war Theodosius ein Kaiser und ein Mann und nicht ein grotesker „gallus", der, weil 10.000 Tanks siegten über gar keinen Tank, auf dem Mistbeet eines verfaulten Nationalismus „Gloire" kräht, und wiederum, Priester der Revanche, der rhachitischen Tochter ihrer größeren Mutter der Rache, die auch keine obere Göttin ist, in orgiastischer Raserei niedrigsten Haßrausches, seinen und seiner Nation Geist entmannt — aber freilich war auch der Bischof von Mailand ein Bischof der Kirche Christi, während die Bischöfe von Frankreich nur die Bischöfe von Frankreich sind, die sich begnügen mit der Verbreitung der Nachricht, daß der Herr Marschall „das Schwert des Siegers"

— das Schwert, *multum intervallum:* das Schwert — eine Gasgranate? — „der Madonna von Lourdes zu Füßen gelegt habe", ein Geschehnis, das nicht den Geist Christi, sondern nur das Todleben einer Phrase erneuern wird, — wenn ich diesen Marschall einen Verbrecher und einen Erpresser nenne — also die Wahrheit sage, so fühlt er wohl in seiner „Ehre" sich gekränkt, die aber das eigene Verbrechen niemals kränkt! Was ist das für eine Ehre, eine Ehre, die ein schiefer Blick, ein Achselzucken, ein leises Wort der Wahrheit zu immer neuen Verbrechen reizt, die aber das Unrecht und die Sünden, die sie doch an jedem Tage säuft wie Wasser und Wein vom Rhein, gar nicht spürt?! Wie unheimlich ist das! — Es ist schon so, daß auch der Wert des Militärs, des Soldaten in der merkwürdig giftigen Atmosphäre dieser Zeit vernichtet wurde. Alles geht zu grund an sich selber, durch die Ueberschreitung seines Zweckes, durch die Anarchie seiner Mittel, durch die Hybris seiner Selbsteinschätzung. Wenn jedes kleinste Segment einer Kreisperipherie, weil es das wahre Zentrum nicht mehr sieht oder sehen will, für das Zentrum sich ausgibt und so sich benimmt, was für ein Schwanken gibt das, was für ein Schaukeln zum Uebelwerden! Es gibt keine wirtschaftliche Beurteilung wirtschaftlicher Dinge, die übrigens in einem gottgefälligen Leben leicht von selbst sich ordnen könnten, sondern es gibt eine wirtschaftliche Weltanschauung, und sie, die schon zum Verzweifeln vielproblemige Hydra, bekam noch Junge mit denselben Zauberkräften: es gibt nicht eine kapitalistische, eine sozialistische, eine kommunistische Ansicht von den Teildingen, die jeweils nach Zeit, Umstand, Situation mit Recht kapitalistisch, sozialistisch, kommunistisch angesehen werden können, nein, es gibt sofort eine kapitalistische Weltanschauung, eine sozialistische Weltanschauung, eine kommunistische Weltanschauung. Alle *harmonia praestabilita* zwischen Gegenstand und Modus des Sehens und Urteilens, zwischen Wert und Maß und Qualität der Leidenschaft, die ihn ergreift, in einer von ihrem Schöpfer doch teleologisch gedachten und geordneten Welt ist verhöhnt und verachtet. Wenn alle Geblendeten, alle Schwachsichtigen, alle Kurzsichtigen, alle Weitsichtigen, alle Fernsichtigen die ganze

„Welt anschauen", was für ein Bild gibt das! und wenn sie nach diesem Bild die Welt ordnen und umordnen, was für ein Leben wird das! So gibt es auch nicht nur eine militärische Beurteilung militärischer Dinge, nein, es gibt eine militärische Weltanschauung. Und diese ist etwas Fürchterliches, noch fürchterlicher durch ihre heute bestehende intime Verbindung mit der mammonistischen Weltanschauung. Selbst das von Gott geduldete, in engen Grenzen und um unserer Sünden und Bosheit willen, damit es nicht durch Bolschewisten, Kommunisten, unabhängige Dachschützen, Literatur- und Feuilletonverbrecher noch schlimmer mit uns würde, geduldete Militär, ist von ihm eben doch nur geduldet und niemals ein Stand des geringsten Grades der Vollkommenheit des Neuen Lebens; selbst im Alten Testament durfte der König David, ein Erwählter und Gesalbter und der irdische Ahnherr des Messias und Gottessohnes, nicht einmal den Tempel erbauen, weil er, wiewohl in gerechten Kriegen, Blut vergossen hatte. Werden aber die Grenzen überschritten, gibt es eine militärische „Weltanschauung", deren Zentrum notwendig ist: du sollst töten, rauben und erpressen, so ist das Militär ein Greuel vor Gott; im selben Augenblick ist militärische „Ehre" einfach menschliche Schande geworden (wie eine militärische Ehrenbezeigung heute ganz eindeutig einer menschlichen Verhöhnung gleicht), ganz einerlei, ob es sich nun um den Krötenkönig handelt aus dem wüstesten und faulsten Sumpfe, den Deutschland jemals hatte und in dem es sich selber und seine „Ehre" erstickte — noch plagt mich zuweilen in Träumen des Schlafens wie Wachens sein Bild, das uns anglotzte aus jedem Schaufenster und das ansehen zu müssen, ein böser Teil der allgemeinen Pflicht der Wehrlosigkeit war, und das ich doch nie ohne den Schüttelfrost des Ekels ansehen konnte, weil ich von beiden Winkeln des Mundes den tödlichen Schlamm der nationalliberalen Phrase triefen sah — ob es sich also um Ludendorff handelt, den Besiegten, der aber fast so keck sich gebärdet wie der Sieger, und den einen Junker zu nennen noch der Feind des Junkers als eine grobe Beleidigung dieses empfinden müßte, oder um den goldgalonnierten Banditen Foch, den Bordellmarschall der Rheinlande, der diese

mit der *Syphilisation Française* vollends ganz zu durchdringen hat und dem es gelungen ist, in einem Lande, in welchem einst die Lächerlichkeit tötete, das Gefühl für diese zu töten, indem er den Siegeseinzug auf seinem Schlachtroß hielt, noch einmal: auf seinem Schlachtroß, das nicht etwa eine Phrase und eigentlich ein Tank oder ein Automobil, sondern ein wirkliches Pferd war — mein Gott, wie alles sich verwirrt und wieder klärt, denn damit die Phrase ganz und sogar in die Potenz erhoben und ins Licht gerückt würde, die Phrase des persönlichen ritterlichen Heldentums, gehörte eben ein edles lebendiges Pferd dazu, aber es merkte keiner etwas in Paris, das für diesen Augenblick, kretinisiert durch den Rausch des Nationalismus, die dümmste Stadt war, was sich geziemte, da es durch die Tat von Versailles die verbrecherischeste Stadt wurde. — Die natürliche Ehre, die Ehre des natürlichen Menschen, des Kriegers und Soldaten in ihm ist in diesem Krieg für den konkreten europäischen Menschen vollends vernichtet worden. Oder wenn sie doch noch da sein soll, dann muß man sagen, daß die Elastizität der Auffassung von ihrer Tragkraft beim Besiegten Schwindel erregt, und beim Sieger ihr Inhalt platte Bosheit und Hysterie ist. Im Anfang, 1914, in Deutschland, genügte wohl ein Staubkorn, um die Schale des Unheils zu senken; im Anfang genügte das Kitzeln mit einem Haar, um sie, als wäre sie schon zum Tode verwundet, aufzucken zu lassen; im Anfang genügte der Anblick — ich rede noch lange nicht vom Anzünden — eines Streichholzes, um eine unermeßliche Explosion zu bewirken — so zauberhaft war unsere militärische Ehre; heute kann alle erpresserische Kanonengewalt der siegreich verkommenen Regierungen, die uns ihren Waffen und ihre Völker der höllischen Phrase unterworfen haben, ihr nichts anhaben. Mit der Ehre ist es in Europa wie mit allem Notwendigen: sie ist rar, und noch rarer, da für sie kein Schieber Interesse hat. Die Besiegten haben die Ehre verloren, kein Zweifel, denn es ist ehrlos, die Führer auszuliefern, denen man im Grunde des Herzens ja doch Jahre lang zugestimmt hat; es ist ehrlos, Sätze zu unterschreiben, von denen man gewiß weiß, daß sie nicht wahr sind; aber die Sieger haben sie auch verloren, nicht nur einfach, son-

dern doppelt. Wenn ein Weib, um sein Leben zu retten, von einem betrunkenen und bewaffneten Kerl sich vergewaltigen läßt, wohl, so hat es die Ehre verloren, da es ja hätte sterben, den Tod wählen, das Leben geringer schätzen können, als die Ehre; wenn sie sich aber von dem, der ihr mit solchen Mitteln und auf solche Weise die Ehre genommen hat, ehrlos nennen lassen soll, während er selbst, und zwar, wegen eben dieser Tat, Ehre zu haben und verlangen zu können prätendiert — so darf sie ihn, menschlich gesprochen, verachten und hat im selben Augenblick jenseits ihrer Unehre eine höhere Ehre gewonnen, die Ehre der Wahrheit nämlich gegen die Ehrlosigkeit der Heuchelei und einer Lüge, die nicht mehr nur menschlich dumm, nein, die dumm ist wie der Teufel. Die Erkenntnis des Mittelalters, daß der Teufel dumm ist, wächst in jedem ernsten Betrachter dieser Zeit durch die Zweifel, in die er immer wieder gestürzt wird: ob die Bosheit der Menschen größer sei oder ihre Dummheit, und durch die Entscheidung, der er nicht oft entgehen kann, daß doch die Dummheit noch größer ist. Aber Gott hat den Menschen nicht dumm geschaffen, und Christus will den Menschen nicht dumm haben, sondern, zuerst freilich, zuerst: rein und einfältig in seinem Herzen und Willen; er soll nur Eines wollen, dann aber: klug wie die Schlangen; und dem, der auch die Sinne und den Leib rein sich erhält, verspricht er Blitze der Erkenntnis. Durch die Macht des Teufels sind die Menschen dumm geworden; es ist die Dummheit des Teufels, welche die Menschen so dumm macht, daß sie etwa „geistliche Armut", eine der geheimnisvollsten, tiefsten Bestimmungen des Menschengeistes, über die nachzudenken ein philosophischer Kopf nicht müde werden kann, ohne daß er sie doch ergründete, ochsenstirnig für — Dummheit halten. Es ist die Dummheit des Teufels, welche die Sieger die Ehre doppelt verlieren ließ, die Ritterehre, die Sieger wie Besiegte schon längst verloren haben, und die höhere, die Ehre der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Es wird aber fortan keine höhere mehr im Völkerleben geben; welches Volk der Wahrheit die Ehre geben wird, wird allein die wahre Ehre haben. Von dieser Ehre haben heute, bei Gott, die Besiegten mehr, als die Sieger. Kein Verdienst, o,

kein Verdienst! nur Gnade, nur Segen der Niederlage. (Nachdem aber die Gnade sich geschenkt hat, ist es ja Sache der Freiheit des Menschen, ihrer würdig zu werden.) Es wird nun wohl Deutsche geben, die jenen Dreierauswurf der Sieger verachten mit jener grenzenlosen, absoluten Verachtung, die nichts ist, nichts, aber auch sonst gar nichts als nur Verachtung, die, weil sie eben nur Verachtung ist und sein will, auch, was man für möglich halten sollte, den kleinsten Funken von Haß in sich nicht duldet, weil der etwas nehmen könnte von ihr: von der Verachtung; eine Verachtung, die noch den Speichel, und wandelte er sich in Eiter, lieber hinunterschluckt, als daß sie ihn ausspuckt (weil jene selbst das nicht wert seien!) vor einem hyperbolischen Tartuffe, dessen hypokritisches Gesicht so grauenvoll offenbar den Tod Christi in ihm anzeigt, daß man in einem Kloster, wenn man Mönche in der Physiognomik zu unterrichten hätte, auf dieses Gesicht mit dem Stabe zeigen und sie mahnen könnte, auf einander und sich selber zu achten, um zu forschen, ob sie noch leben, noch im Geiste leben — auf diese grauenvolle Maske, welche die heute mächtigste, systematische Feindschaft gegen Christus und sein Reich, selber sich freigemauert hat. Denn was sind gegen diese — ihre Finsternis kleidet sich gern in den schwache Augen immer blendenden Schimmer der Undurchsichtigkeit einer äußeren Gerechtigkeit — alle nur fluchenden oder lallenden Schreier, ja selbst die, welche in das göttliche Antlitz spieen —: sie sind nur subalterne Dämonen; jene aber, die freimauernden, die frei von Gott mauernden, die mit dem Mörtel der Selbstsucht und des Mißtrauens mauernden Erbauer des schmachvollsten Kerkers der Menschheit, der diese für immer von dem Wort und der Stimme des lebendigen, persönlichen Gottes abschließen und in die paragraphierten mit Gucklöchern für gegenseitige Spionage versehenen Zellen der Menschensatzungen einsperren soll, damit sie kein Geheimnis in Gott mehr weder sei noch habe, sondern ein für jeden Gentleman verständliches Taylorsystem werde — jene hat eine unbestechliche Macht mit den Malen des Fürsten der gefallenen Engel stigmatisiert: sie tragen in ihren Gesichtern das Siegel

des geistlichen Todes in fahler Unveränderlichkeit. Deutsche, die so verachten, wird es geben, und es sind die, welche mehr Herz haben, als die Schlammseelen der Feuilletonverbrüderung. Denn aus „Steinen" kann Gott Abraham Söhne erwecken, sprach er durch den Mund seines Propheten, aber nicht aus fäkalischem Schlamm, so wie wiederum sein Sohn durch den Mund eines Engels und wieder eines Apostels sprach, daß die Lauen ausgespieen werden. Die harten Herzen, die von Gott sich zerbrechen lassen, die ehernen, die von ihm sich umschmelzen lassen, sind seine liebsten, seine treuesten Knechte; von solchen geläuterten Herzen können Ströme geheiligter Kraft fließen, und sie werden wie mildes Licht in Menschennacht strahlende Milchstraßen am Firmament der ewigen Liebe. Es wird aber den Deutschen, wiewohl sie von Natur zu Haß und nachträgerischer Rachsucht durchaus nicht neigen und wegen des Elsaßes allein z. B. niemals einen Revanchekrieg führen würden (obgleich ja nur Betrüger und Betrogene leugnen können, daß Straßburg eine deutsche Stadt ist) nicht leicht gemacht, nicht zu hassen, nicht an Rache zu denken; es wird ihnen schwer gemacht durch das Uebermaß der Ungerechtigkeit und die Schamlosigkeit einer viehischen Raubsucht; durch den schauerlichen Pesthauch der Verkommenheit, mit dem jeden Tag die auf den Tod kranke Siegerseele Frankreichs uns anstinkt; durch die Scheußlichkeit der Heuchelei des verlogensten Menschen — was ja schon etwas heißen will — der England je regiert hat — *the lying minister!* — eines Menschen, in welchem die bewußte Lüge das unbewußte organische Gewebe des Cant bereits wieder durchlöchert hat, denn Herr Lloyd George w e i ß, daß er lügt; — es wird ihnen schwer gemacht endlich durch das trostlose Unvermögen auch der Besseren, der Edleren unter ihren Feinden, sie zu verstehen, denn auch diese tun in sträflicher Leichtfertigkeit so, als kennten sie alle unsere Griffe, sie wollen in das Herz unseres Geheimnisses dringen, das doch Gott nur kennt, wir aber immer noch besser als sie, mäßige Flötenspieler, fürwahr, die auf dem simplen Instrument der Begriffsstutzigkeit, das die europäische öffentliche Meinung ist, das abgeleierteste Lied, das ihnen das Grammophon der inter-

nationalen Presse noch vorkreischen muß, mit Müh und Not abfingern. Es hat unter uns immer Einzelne, Wenige — auf sie aber kommt es an — gegeben, die auch die Griffe fremder edler Instrumente kannten; sie aber haben allzumal niemals auf unserem spielen gekonnt, sie haben es immer nur verstimmt! Und doch müssen und sollen die Deutschen, um Europas und ihrer selbst willen, um der Ehre des Christentums willen, das Harte, das unnatürlich Harte, lernen: nicht zu hassen und nicht an Rache zu denken. Niemals aber werden sie das können mit den nur humanen Ideen der Weltversöhnung, des Sozialismus, des „ewigen Friedens", niemals werden sie das können ohne den Glauben an die Gerechtigkeit und an die geheimnisvolle Liebe Gottes, die durch Demütigungen zum Heile führt. Nur auf so hohe und höchste Dinge den Blick richtend, können Herzen den harten Weg der Demütigung gehen, ohne härter zu werden — o, welch ein Irrweg würde das! — sie können ihn gehen und jene Weichheit finden, die in göttlicher Entfernung von aller Schwachheit der Nerven, der Gefühle, des Verstandes, die edelste menschliche Frucht ist, die auch der Sohn Gottes geoffenbart hat, wachsend in süßester Reife an dem felsenharten unbeugsamen Stamme der Entschiedenheit des menschlichen Willens für den Willen Gottes.

Die Dinge und Begebenheiten dieser Tage in ihrem Sein und Geschehen sind nicht einfacher Natur, sie sind ein maßlos verwirrtes Gewebe, so daß ihnen die durch die Ernährung mit der europäischen heidnisch-idealistischen Philosophie zu unserem geistigen Habitus gewordene Formelfertigkeit: eins, zwei oder eins, zwei, drei nichts anhaben kann, sondern an ihnen ihre armselige Abstraktheit und Anschauungslosigkeit verrät. So bleibt es zum Beispiel wahr, daß die Deutschen, trotz aller furchtbaren Schuld, Verirrung und Abfall, gleichzeitig, also im selben Augenbick, mit all diesen von der Vorsehung fast mit der völligen Vernichtung bezahlten Sünden doch auch die von ihrer ganzen Umwelt mißverstandenen tragischen Opfer waren einer im Mißbrauch noch, in der grotesken Karikatur noch, in der Herz und Augen austrocknenden Phrase noch ihren himmlischen Wert bewahrenden Tugend: der Treue. Man muß das eine sehen

und auch das andere, die starke Sünde und die schwache Tugend; wer nur diese sieht, muß hart werden und verzweifeln und kann im Grunde seines Herzens nicht mehr an Gott glauben, wer unter uns nur jene sieht, wird zum lieblosen Feind seines Volkes — wer aber sein Volk tadelt, ohne es zu lieben, der ist mit ewiger Gewißheit ein gottverhasster Mensch. Hilty, ein Freund Gottes wie Abraham, wußte doch wohl, was er sagte, da er die Treue hoch pries als die Eigenschaft, welche Gott nächst der Reinheit am gnädigsten ansieht. Wo und wann immer Gott durch seine Propheten sich geoffenbart hat, nannte er sich nicht so oft die Liebe, wie die Treue. Treue ist die halbe Liebe, und das ist nicht einmal richtig, denn ohne die Treue ist die Liebe nicht mehr halb, sondern gar nicht mehr da, oder erst wieder da in der Reue und durch die Reue. Es ist eine sehr ernste und an furchtbaren tragischen Möglichkeiten reiche Frage, ob für das Böse wirkliche Treue möglich ist. Ich halte dafür, daß die Sphäre des absoluten und entschiedenen Bösen die Treue so ausschließt wie die Liebe, da sie ja eben die Sphäre Satans, der Gott untreu ward, und Judas' ist, der den Gottes- und Menschensohn verriet; ihnen, aber nur ihnen, kann man deshalb nicht untreu werden, an ihnen kann man nicht Verrat üben — das wären hier nur Wortspiele, nur absolut leere Begriffsformen ohne jeden Inhalt —, denn untreu werden kann man nur einem Wert, verraten kann man nur einen Wert, der freilich oft genug so schwach sein kann, daß er nur dem Liebenden, ja nur der göttlichen Liebe erschaubar ist, weil er nur ein Wert der Hoffnung ist, nur eine Hoffnung auf Wert, aber immer noch ein Wert, einer Treue wert. Nur in dieser absoluten Sphäre wäre Treue, wenn sie überhaupt möglich wäre, gar keine Tugend mehr, sondern absolute Sünde; nur in ihr sind auch keine Konflikte möglich zwischen Treue gegen höhere und Treue gegen niederere Werte; in allen Sphären der Relativität aber nicht. Der Hund, der einem schlechten Herrn treu ist, ist nicht ein schlechter Hund, und ein Volk, das treu ist auch einer schlechten Sache, einer zweideutigen Person, wird von Gott nie so angesehen, daß es „gar aus" wäre mit ihm. Man hat viel Unfug mit Nationalpsychologieen getrieben; aber daß Treue auch der

unsicheren Sache gegenüber, auch für eine selber durchaus nicht treue Person und ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, eine deutsche Eigenschaft ist — kein anderes Volk hat sie, auch nicht die Angelsachsen, wie Amerika lehrt, das, von Gonerils, von Regans Geblüt, gegen seine Mutter sich empörte und diese an einem künftigen Tage noch einmal auf ein bescheidenes Altenteil setzen kann — darf im Urteil feststehen, viel fester als die, schon wie sie überhaupt entstehen konnte, völlig unbegreifliche, heute vor aller Welt Lügen gestrafte Legende von der „Ritterlichkeit" der Franzosen, als welche Nation heute kein anderes Volk einen niedrigeren und gehäßigeren Charakter zeigt. Hätten die Deutschen im Laufe ihrer Geschichte Führer gehabt, die Gott und seiner Sache mit solcher Treue gefolgt wären, wie ihnen ihre Nach- und Anbeter, Führer also: treuer als Luther, treuer als Goethe, treuer als Kant, treuer als Bismarck — von dem abgefallenen Nichts und dem verlorenen Schmutz, die vor und im Krieg ihnen Führer waren, will ich gar nicht reden — so würden sie Taten und Werke vollbracht haben, die Europa gerettet und bewahrt, statt vernichtet und aufgelöst hätten. Im Geheimnis der Treue liegen Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes beschlossen, in ihm ist sein Schicksal nicht nur, das wäre nicht viel, sondern auch die Möglichkeit seines eigenen freien und geheiligten Werkes. Treue ist nicht nur Gehorsam, wie wäre das wahr, da sie zuerst die Eigenschaft Gottes ist, das Verhältnis des Schöpfers zur Schöpfung, des allmächtigen Herrn zur Kreatur. Treue kann sich ausdrücken im Gehorsam — im Gehorsam bis zum Tod am Kreuze — aber auch in der Prüfung der Geister, in der vollkommen freien Selbstverantwortung der Wahl, in der absoluten Freiheit der persönlichen bewußten Entscheidung: die Treue dem allein wiederzugeben, der allein sie gab; für die Gabe den Geber wiederzufinden, ohne den sie nicht lange leben kann, ohne zu straucheln und umzukommen in Mißgriff und Irrtum und Selbstverrat; in der Gabe den Geber zu ehren, im Geber die Gabe zu wahren und so das Geheimnis der Schöpfung und der Liebe wieder zu finden: in der seligen unbegreiflichen Einheit des unbegreiflichen Fürsichseins und Werthabens und Verdiensthabens

und des unbegreiflichen, unlöslichen dennoch Verbundenseins mit Gott: in der seligen Einheit der Treue des Geschöpfes und der Treue des Schöpfers.

ANTON SANTER: ZU BILDERN DES MALERS E. L.

ABSCHIED

Zu Pferde mit des Abschieds ewiger Bürde,
ein Mann zu Pferde biegt sich so zurück.
Sein Roß ist mehr als Unglück oder Glück.
Im Abschied selber ist des Mannes Würde.

Es teilt sich Licht und Schatten ohne Worte
und ist Gewähr, wie still die Gnade sei.
Des Mannes wartet Vielerlei.
Tief bleibt das Weib an seinem Orte.

Im Abschied ist der beiden Menschen Würde.
Noch ist im Jenseits ihre Einigkeit.
Da geben sie das Zeitliche der Zeit:
Den Kuß, den Blick, die Ahnung ihrer Bürde.

BEGEGNUNG

Umscheint das weite Licht die hohen Hügel
und ist es Abend worden vor dem Hause,
so einet das Gesicht die sich begegnen
nach ihrem Werktag noch in guter Pause.

Nach Reden und nach Schweigen von Genossen
weisen die langen Schatten in die Täler.
Der Himmel ohne Lasten lichtdurchflossen
beleuchtet gnädig Schweiger und Erzähler.

Und einer weiß, daß Christus schon erstanden,
und einer weiß es nicht — sie stehen beide
in einer Macht, der sie sich nie entwanden,
und tragen deren Leben tief im Kleide.

Sie sind einander Bilder nur und Zeichen,
aber sie glauben, daß sie beide leben
und hinter allem, dem sie weltlich gleichen,
sich einmal wie noch nie die Hände geben.

BAUM DER LIEBE

Enthüllt aus Falten eines dunklen Raumes,
der alles birgt, was das Geschick entfaltet
und wieder birgt im Blätterwerk des Baumes,
des Baumes „Gut und Böse" unveraltet,

nackt in dem schwarzen Blätterwerk des Baumes
am Apfel Liebe immer nagt Gewürme
der Eifersucht, der Lüge jeden Traumes,
der Andere liebt unwissend daß er zürne,

noch ungeständig trotz der heiligen Strahlen,
daß er nicht einmal liebt wie jene alle,
die jemals beteten in tieferen Qualen,
daß jeder endlich seinem Gott gefalle.

Ein dunkler Mann bei einem dunklen Weibe,
ein Eifersüchtiger, eine Sünderin
und Nacht, die beide einverleibt dem Leibe,
aus dessen Weh'n auch ich geboren bin.

REHE IM WALDE

Die weißen Rehlein weiden im lichten Rasen,
die gleichen schlanken Stämme in jeglichem Licht
vom Hellen zum Dunklen umstehen das Einsame dicht,
das Friedliche rings in des stetigen Wachstums Maßen.

Kein Wesen lauscht so still und lieblich auf Erden,
wie Rehlein im Walde belauschen des Waldes Ruh.
Kein Wesen schaut sanfteren Auges den anderen zu,
die auch im Walde geborn und gesättiget werden.

Gleichviel ob der Jäger es jagt in der kurzen Sekunde,
mehr als des Jägers ist seiner der Wald ohne Zeit.
Vorüber dem brechenden Aug fliehn Jäger und Hunde,
die Rehlein grasen im Walde in Ewigkeit.

MARTERL

Das Bild nenn' ich den bösen Samariter.
Freund, wisse, daß ich nie wie jene lache,
vor denen du dich birgst in deiner Kunst!
Den Teufel, der die Hand geführt zur Mache,
den liebe ich als brandiger Aehren Schnitter.

Wie sinke ich aus meinen glatten Zeilen
in das Gedeute deiner Blätterflächen!
Sie lehren sehen jenseit aller Wörter
die ungealterte Gestalt, zeitlose Oerter.
Ich träume wie von je der Berge Steilen.

Im Stalle, eingefügt den gleichen Bergen,
ist gelbes Licht, sonst nichts als dieses Wunder,
daß sich die Leere durch das Licht entsiegelt.
O wie schön und neu ist Licht! Wie unbeklügelt
kommt Gott zur Welt! Da geh' ich auch durch Nacht!

Mit jener Frage geh' ich durch die Nacht,
ob Samariter besser tun als töten.
Tief ist die Dunkelheit und dennoch lacht
das Kind, das meiner Finsternis vonnöten.
O wie schön ist Licht, wenn man es einmal sah!

Die Zeit ist da. Der Samariter flüstert
mir Lügen zu, die ich zu anderen sagte,
denn Alles ist nur Eins, von Nacht umdüstert.
O Wehe! Ich, der anderen half und klagte,
schob so von mir, was ich allein nicht wagte.

Und nur allein — ich steh vor jenem Bilde
allein im steilen Wald — und nur allein
kann einer Gottes oder Satans sein,
wie er es ist! — Ich floh zurück zum Stalle.
Der Samariter lächelte wie alle.

KREUZERHÖHUNG

Dem Drucke von Vaters Hand um die gärende Erde
entweichen Fontänen und steigen und fallen zurück,
entsprießen wie Schreie dem Ohre, wie Feuer dem Blick,
entsprießen Schicksale in jeder Minute der Erde.

Gern oder ungern, es treiben sie höhere Mächte.
Sie trieben den eigenen Sohn aus dem Chaos empor,
empor am Kreuz, bis er fast seinen Glauben verlor,
da hob ihn die Liebe hinauf an die göttliche Rechte.

Fiel er zurück in den Kessel der weltlichen Gährung
oder blieb er hängen am Kreuze für Kindes Kind? —
so fragen sie, die nicht Hölle, nicht Himmel sind,
die Herzen der Zweifler und harren noch ihrer Bekehrung.

Sie sind nicht die Letzten und sind nicht die Ersten auf Erden.
Auch sie entsprießen dem Drucke der göttlichen Hand,
und viele entstiegen in Qualen dem gläubigen Land
und suchten am Himmel des zweifelnden Christi Gebärden.

O Brüder, an Kreuzen in leuchtenden Himmel erhöhte,
euch gilt des Bildes Zwiespalt von Schatten und Licht,
euch gilt meine Liebe hinter Bild und Gedicht,
bescheidene Dulder vieler Zweifel und Nöte!

GEFILDE

Das hohe und weite Gefilde vom Himmel beschaut,
mit weißen Gezelten, mit Hügeln und Bäumen bebaut,
ob seiner Höhe so rein, ob seiner Weite so still,
wie je in den niederen Landen ein Träumer es will.

Es schweigt mit den Leibern von Tieren und Hirten und harrt
keiner künftigen Zeiten in herrlicher Gegenwart.
Die nackten Nomaden mit schimmernden Leibern, sie ruhn,
sie baden in leuchtenden Lüften wie Seelige tun.

Noch ist kein Gott in dem Bilde, der leidet und stirbt,
kein Eifrer im hohen Gefilde, der Sünder umwirbt.
Ihr alle, ihr Büßer und Prediger, seid in der Zeit.
Vergeßt nicht der Erde erhabene Herrlichkeit!

CARL DALLAGO: ERÖFFNUNGEN

Der Herbst ist vorgeschritten und da und dort zeigen sich schon entlaubte Bäume. Aus den Waldhängen ragen Baumwipfel gleich steilen Flammen. Meinen Schritt durch den Wald umflattert die seidne Streu vergilbter Lärchennadeln. Die Luft ist sonderbar milde für die vorgerückte Jahreszeit. Man ist wie umstellt von unversiegbarer Verschenkungssucht.

Dagegen gehalten: wie unsagbar elend ist das Tun der Menschen dieser Welt, die mit den verwerflichsten Gewaltmitteln sich noch immer gegenseitig zu zerfleischen und zu vernichten trachten. Und immer wieder ist zu bedenken: daß diese Menschen zugleich die Christenheit bilden, daß diese Welt sich die christliche nennt und zugleich die Welt der Zivilisation ist, in der das Christentum noch immer als Staatsreligion auftritt.

Darum kann ich sagen: der Weltkrieg als Faktum — und daß es die „christliche" Welt ist, die ihn führt um eitel Gut dieser Welt —, der Weltkrieg, der mir beständig handgreiflich vor Augen führt, wie das Christentum das lebendige Wort (das zu betätigen erst Christentum ergibt) in der Praxis zur grauesten Theorie macht, und zwar in einem Sinne, der Theorie und Praxis als ein Unvereinbares setzt, — dieser Weltkrieg, der als Tat ein Letztes und nicht ein Antang ist, ein naturgemäß Eingetretenes wie das Hüllensprengen einer Frucht, das bereits im Knospen und Blühen vorbereitet ist, — der zugleich meine Wahrnehmung darauf einstellt, wie gerade das Christentum als Kirche auch ein Knospen und Aufblühen aufzuweisen hat, indem es als Staatsreligion immer weiter um sich griff, und dieses Umsichgreifen wiederum das Zustandekommen einer „christlichen" Welt zur Folge hatte, die als eine Welt des Weltkrieges die Unvereinbarkeit mit dem lebendigem Wort in so furchtbarer Weise bekundet, — dieser Weltkrieg der „christlichen" Welt diktiert mir meine Auseinandersetzung mit dem Christentum als Kirche, mit dem Christentum an sich und dessen Verhältnis zum Religiösen.

*

Ich wiederhole, was ich bis jetzt gefunden habe. Erstens: Jede Religion ist bereits eine Trübung des Religiösen durch Beimischung von Kirchentum. Zweitens: Die sogenannte christliche Religion existiert nur als Kirchentum. Alles Kirchentum aber ist Veräußerlichung. Veräußerlichung ist immer ein Unterbinden, oder auch ein Gefangensetzen geistiger Kräfte und als solches Verweltlichung. Denn Verweltlichung ist alles, was ein Geistiges unterbindet oder gefangensetzt dadurch, daß es ein Geistiges veräußerlicht. Demnach ist Kirchentum, wo es als das Religiöse oder Christliche auftritt, eine Verweltlichung dieses Christlichen oder Religiösen.

Daß das Christentum als offizielle Kirche eine völlige Abkehr vom Christlichen Christi bedeutet, ist auch schon längst ausgesprochen worden. Der große und strenge Kierkegaard bedurfte, um zu seiner Aussprache zu kommen, keines Weltkrieges. Seine Art war verinnerlicht genug, um das Unmaß religiöser Entartung in der ganzen Christenheit schon vorher wahrzunehmen. Er fühlte wohl die Faust vor dem Auge des Geistes, bevor die Massenmordlust der „christlichen" Welt davon Zeugnis ablegte. Und er sah tief genug, um das „Christliche" der offiziellen Kirche als rationellen Betrieb zu erkennen, der auch dem Christentum den Stempel des Fortschritts aufdrückte und seine offiziellen Vertreter in den beglückenden Taumel hineinzog: „Wie wir es so herrlich weit gebracht".

Was Kierkegaard im „Augenblick" ausspricht, ist geradezu vernichtend für den Stand des offiziellen Christentums. Er sagt:

„Der Unterschied zwischen Theater und Kirche ist wesentlich der, daß das Theater ehrlich und redlich sich für das ausgibt, was es ist; die Kirche dagegen ein Theater ist, das, unredlich, auf alle Weise zu verdecken sucht, was es eigentlich ist".

„Was ich vor mir habe, ist Indifferentismus der tiefsten, heillosesten und gefährlichsten Art. Es ist eine Gesellschaft, von der ein Apostel sagen würde: ‚Das Christen! Die Christen! Die haben ja überhaupt keine Religion, ja, sind nicht einmal in der Verfassung, Religion haben zu können'. Eine Gesellschaft, von der Sokrates sagen würde: ‚sie sind gar keine Menschen,

sondern entmenscht zum Publikum, oder entmenscht, weil sie nur noch Publikum sind'."

„Und da stehen wir nun. Das Ganze ist eine Spitzbüberei. Diese 2000 Kirchen, oder wie viele ihrer sein mögen, sind, christlich betrachtet, eine Spitzbüberei; diese 1000 Geistlichen in Sammt, Seide, Tibet und Orleans sind, christlich betrachtet, gleichfalls eine Spitzbüberei — denn das Ganze ruht auf der spitzbübischen Annahme, daß wir alle Christen sind, d. h. auf der spitzbübischen Abschaffung des Christentums".

Das zuletzt Zitierte galt zunächst freilich der offiziellen Landeskirche Dänemarks, behält jedoch seine volle Gültigkeit auch für das Christentum als Kirche überhaupt: für den offiziellen Protestantismus wie für den offiziellen Katholizismus, für die protestantische wie für die katholische Geistlichkeit, welch letztere, bezeichnend genug, einen Weltgeistlichen-Stand kennt und ein Carriere-machen bis hinauf zum Papstwerden ermöglicht. Nur die Annahme, „daß wir alle Christen sind", wie „die Abschaffung des Christentums" beruht heute vielleicht weniger auf Spitzbüberei als auf Verblendung durch Verweltlichung.

*

Das vom Staate sanktionierte Christentum dieser Welt bringt es mit sich, daß die Taufe, die ursprünglich wohl eine Unterwerfung Gott als dem Geiste gegenüber versinnbildlichen sollte, ein Akt geworden ist, der für das Fortkommen in dieser Welt äußerst förderlich, ja oft geradezu unerläßlich ist. Wer frägt noch in unsren verkirchlichten Staaten nach dem Geburtsschein? Der Taufschein ist das behördliche Dokument geworden, das dem geborenen Erdenmenschen eigentlich erst die nötige Daseinsberechtigung gibt. Dieser Sachverhalt wirft freilich wiederum sein Licht, oder vielmehr seine Schatten, auf unser Christentum, auf das Christentum als instituierte, als offizielle Kirche, und erhebt, oder erniedrigt vielmehr, diese zu einer Behörde dieser Welt.

Darum wäre es nicht ungerecht, auch diese Kirche als Behörde dieser Welt, als ein weltliches Machthabertum, für ein Weltverbrechen, wie es der Weltkrieg ist, mitverantwortlich zu

machen, etwa wie man einen Hirten für die schlechte Behütung der anvertrauten Herde, eine Regierung für das Elend der Regierten, einen Führer für die Irrwege der Geführten verantwortlich macht. Doch ist es nicht meine Sache, eine schon ziemlich versagende Macht wie die Kirche hier zur Verantwortung zu ziehen, umso weniger, da ich eigentlich mehr will, nämlich: diese verstaatlichte „christliche" Kirche als eine weltliche Macht dartun, als ein Machthabertum, das der geistigen Macht des ursprünglichen Christentums schnurstracks zuwider läuft, und für das in der Seele des wahrhaft religiösen Menschen, je mehr er sich seiner Verantwortung bewußt wird, umso weniger Platz vorhanden sein muß.

Weltklug wie diese Kirche ist, hat sie es so weit gebracht, daß sie das Dasein des Menschen, von der Wiege bis zum Grabe, völlig umgarnt hält. Wenn man auf sie hört, erhält der Mensch durch sie erst Weihe, Sündennachlaß und Heiligung. Sie ist es, die die Allmutter Natur in Verruf gebracht hat, um sich selber als die wahre Mutter zur Geltung zu bringen. Aber welch ein mütterlicher Schoß, dieser Schoß der „allein selig machenden christlichen" Kirche, die einen im Jenseits umso besser bettet, je mehr man sich ihr unterordnet und ihr zu diesseitigem Gut, Amt und Ansehen verhilft!

Aber ich denke, ein Rasenschoß fernab allem Getriebe der Welt, das Lichtgewoge des offenen Himmels über mir, das Unermeßliche im Raume um mich, das Unbegreifliche im Walten des Daseins, das alle Errungenschaften in Unsicherheiten auflöst, vor mir, — das Ausgesetztsein einem Uebermachtvollen gegenüber, das in einem „Furcht und Zittern" auslösen und doch zugleich die Seele mit Unterwerfungsfreudigkeit erfüllen mag, wenn guter Wille zum Untertansein einem Höchsten gegenüber in einem genug aufbringbar ist, — ich denke, daß ein solches Verweilen, wo immer es sei, einen Menschen Gott ungleich näher bringen und das Verhalten religiöser gestalten kann als es ein Ausruhen im Schoße der Mutter Kirche zu bewirken vermöchte, die als Verächterin der Natur der Liebe auch Mutterliebe nicht kennen kann. Die Kirche als Mutter muß sich über diesen Mangel hinweg helfen und sie tut es, indem sie für das

Sein den Schein walten läßt und sich bei ihren Kindern auch mit dem Schein der Anhänglichkeit begnügt.

Dadurch aber, daß man in solcher Weise den Schein für das Sein nimmt, das man zum Ausdruck bringen soll, bringt man dieses bei sich um seine Existenz. Die Kirche vermag somit weder das Mütterliche zu geben noch das Religiöse. Denn das Mütterliche wie das Religiöse ist vorhanden, existiert, ist Wirklichkeit. Die Kirche als Spenderin des Mütterlichen wie des Religiösen ist nicht vorhanden, existiert nicht, ist nur Schein. Was sie gibt, könnte höchstens das Gefäß sein, mit dem sich das Religiöse auffangen ließe. Indem jedoch das Kirchliche, ihr Gegebenes, als das Religöse auftritt, bleibt das Gefäß leer. Und vom Mütterlichen ist wahrlich keine Mutter erfüllt, die der labsalbedürftigen Seele ihres Kindes einen leeren Becher reicht.

Wohl aber gleicht die Art, wie die Kirche von dem Religiösen als dem Geistigen Besitz ergreift, der Handlungsweise des Philisters, der sich eine geistige Schöpfung aneignet. Er nimmt das Werk wohl buchstäblich oder bildlich in sich auf. Was ihm verbleibt, ist aber auch nur der Buchstabe, das Bildmäßige, das leere Gefäß. Schon ein Apostelwort warnt vor derartiger Aufnahme des Geistigen. Es betont auch, daß die Tüchtigkeit für ein geistiges Amt von Gott ist, und verlangt solche Tüchtigkeit „das Amt zu führen des Neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig".

Die Tüchtigkeit der Kirche, „das Amt des Neuen Testaments zu führen", aber ist wahrnehmbar von dieser Welt, daher wohl nicht von Gott. Es ist die wegnehmende Tüchtigkeit des Philisters, der zu wenig in sich hat, um das Geistige zum Aufgehen zu bringen und demgemäß in etwas aufgeht, das das Geistige in ihm eingehen läßt. Es ist auch das Maß des Philisters, mit dem die Kirche mißt — das Maß, das das Geistige aufhebt. Die Schrift sagt diesbezüglich: „Mit dem Maße, mit dem ihr meßt, wird euch zugemessen, und es wird euch noch zugelegt werden. Denn wer hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat,

dem wird auch genommen werden, was er hat." An der Kirche wie am Philister sehe ich dieses Wort der Schrift erfüllt.

In dem „Nichthaben" im Sinne der Schrift sehe ich auch den Ursprung des sogenannten Intellektualismus, dieses Rechners ohne den Wirt, der die Menschen zum Glauben verführt, sie vermöchten die Weltordnung nach ihrem Gutdünken an sich zu reißen. Der den alten Spruch „der Mensch denkt, Gott lenkt" überlegen abtut und umkehrt, indem er Gott das Denken, dem Menschen von Intellektes Gnaden aber das Lenken zuweist.

Solchen Intellektualismus weist aber auch die Kirche in ihrem heutigen Ausbau auf, der eine intellektuelle Errungenschaft darstellt und als solche im weiten Sinne Politik ist; schon gekennzeichnet als Politik durch die Wahl der Mittel, durch die Sanktionierung des geistig wie religiös völlig verwerflichen, ja unmöglichen Satzes: „Der Zweck heiligt die Mittel". Denn gerade für den geistigen, für den religiösen Menschen ist der Zweck des Daseins nicht offenkundig; er bleibt in undurchdringliches Dunkel gehüllt, das sich einem nur lichtet durch Aufgehen in diese Undurchdringlichkeit.

Wohl aber sind die Richtlinien für ein religiöses Leben wiederholt dem Menschen geoffenbart worden. Sie verneinen durchaus nicht das Wohlergehen auf Erden, aber sie verlegen dieses Wohlergehen in eine Sphäre, die eine höhere als die materielle sein muß, weil das nur Materielle das Unzulänglichste, das Wandelbarste und Zerbrechlichste ist. Mit anderen Worten: der Begriff des Wohlergehens, auf den geistigen oder religiösen Menschen bezogen, schließt das nur Materielle als Entfaltungssphäre aus. Was aber jene geoffenbarten Richtlinien ersichtlich machen, ist, daß dieses Wohlergehen des Menschen von dessen Tun und Lassen abhängig ist. Die Anwendung eines Mittels ist auch ein Tun. Bedenken gegen ein Tun kennzeichnet immer das Wachsein eines Geistigen. Bedenken macht wählerisch. Es ergibt ein Wählerischsein auch in der Wahl der Mittel für den geistigen Menschen. Mit der wachsenden Geistigkeit eines Menschen mag sich dieses Wählerischsein steigern bis zum „Nichttun". Das läge bereits in der Sphäre des Reinen Menschen. Im Ausblick dieses Reinen Menschen ist der Satz von

dem Zweck und den Mitteln vollständig getilgt. Dabei erscheint das Religiöse als das Geistige in solchem Menschen zur Vollendung gebracht.

Im intellektuellen Betrieb der offiziellen Kirche aber heiligt noch immer der Zweck die Mittel. Damit stellt sich dieser Betrieb der Kirche unwiderruflich als Politik dar, und ist als solche die ausgesprochene Gegenbewegung zum Religiösen. Dagegen können Liebe, Leidenschaft, ja selbst der Affekt der Brunst immer noch zum Religiösen als dem Geistigen führen, weshalb sie auch nicht als abseits der geistigen Bewegung anzusehen sind.

Nun folgere ich: Die Kirche erreicht die Natur nicht, auch nicht die Natur der Liebe, die die Mutterliebe in sich begreift, aber im Bereich der Natur noch nicht das Höchste ist. Schon der „Taoteking", die große religiöse Denkschrift der Chinesen, die im Bilde des Vollendeten die Vollendetheit der Menschennatur, den Reinen Menschen, festzuhalten sucht, kennt ein Befreitsein von der Natur der Liebe. Ich erquicke mich an der Vorstellung dieses Reinen Menschen, wie kaum je ein Mensch, der guten Willens ist, sich an wahrhaft Gutem und Großem erquickt haben mag. Doch dessen ungeachtet bleibe ich der Natur der Liebe immer verbunden als einem Machtvollen, das auf dem Wege zum Geistigen gelegen ist, und das, sei es auch nur ein Dämonisches, Gott als dem Geiste immer noch näher steht als alles Kirchliche, als alles Intellektuelle und Philiströse.

*

Wie schon erwähnt, sehe ich in der Taufe einen Akt, der die Unterwerfung Gott als dem Geiste gegenüber versinnbildlichen soll. Solche Auffassung macht einen gewillt, die eigenen Kinder — als Menschen, für deren Dasein man verantwortlich ist — dieser Unterwerfung, als der einzigen innerlich bekömmlichen, zuzuführen. Es spräche für die Kindertaufe auch vom religiösen Standpunkte. Die volle kirchliche Formel der Taufe würde freilich um so weniger zur Anwendung kommen dürfen, je gewissenhafter man ist.

Der Umstand jedoch, daß die Kirche Behörde dieser Welt geworden ist, befürwortet die Kindertaufe aus praktischen Gründen. Meine Unvollkommenheit mag auch für solche Gründe Raum gehabt haben. Jedenfalls setzte sich in mir nichts Machtvolles dagegen zur Wehr, daß ich meine Kinder taufen ließ, und zwar evangelisch. (Ich denke hier nur bis zum Erwachen meiner inneren Selbständigkeit zurück. Was vorher war, hielt sich alles in streng katholischen Bahnen.) Das kam meiner religiösen Auffassung zugute, insoferne ich dadurch — da ich in katholischem Lande lebe — das landläufig Kirchliche von den Meinen fern hielt. Lebte ich unter Protestanten, würde ich wohl aus demselben Grunde (der Fernhaltung des Kirchlichen) nach außen als katholisch zu gelten vorziehen. Ist doch auch eine Konfession um so entfremdeter dem Religiösen, je vertrauter ihr Kirchliches mit dem Weltlichen geworden ist. An sich ist mir Katholizismus wie Protestantismus bereits etwas geworden, das, religiös betrachtet, überwunden werden muß.

Damit soll weniger ein Bekenntnis abgelegt als ein Ergebnis dargetan sein. Indem nicht das Religiöse (hier das Christliche) das Wesentliche am Katholizismus oder Protestantismus ausmacht, sondern das Kirchliche, die äußerliche Geste, die Handhabung des leeren Gefäßes; existiert doch, wie dargetan, die „christliche" Religion nur als Kirchentum. Ein Konfessionswechsel wäre demnach für den wahrhaft religiösen (hier christlichen) Menschen ausgeschlossen. Denn mit dem Wachstum des Religiösen müßte im Menschen das Kirchliche immer mehr an Bedeutung verlieren. Das könnte wohl den Austritt aus der Kirche, aber nicht den Uebertritt zu einer anderen zur Folge haben. Wo das letztere stattfindet, ist es bereits eine Sache der Politik. Vermögen doch weder der Katholizismus noch der Protestantismus als institutierte Kirchen dieser Welt sich ihrer weltpolitischen Interessensphäre zu entziehen. Beide bleiben vielmehr in ihrer innerlichen Verarmung an diese antireligiöse Interessensphäre gebunden. Und die Mittel und Wege, mit Hilfe derer sie sich diese Interessensphäre offen hielten und halten, stellen den einen wie den andern als skrupellose politische Macht hin.

*

Die Kirche als politische Macht und zugleich Trägerin des Religiösen, des Geistigen, des Christlichen! Dies stimmt unmöglich zusammen, und hierin liegt wohl der verhängnisvollste Selbstbetrug und die tiefstgehende Verschuldung der Kirche. Daß die Kirche Politik treibt wie der profanste Staat, ist nur eine Folge, eine notwendige Ergänzung ihrer verfehlten Zusammensetzung. Das Grundübel ist, daß sie notwendigerweise nur als Politik existieren kann, indem sie eben erst als die „einzig wahre" Vertreterin des Religiösen Kirche ist. Denn das Religiöse als das Geistige ist an keine festgelegte Form gebunden, weil es jede Form annehmen kann; wo es auflebt, findet es auch seinen Ausdruck. Daß die Kirche ihrem Grundzug nach Politik ist, erhellt auch aus dem Begriff der religiösen Freiheit (die nicht zu verwechseln ist mit der möglicherweise auch von der Welt vertretenen „religiösen Freiheit", die nur ein Aeußerliches vor Augen hat). Diese Freiheit wird erst durch das Religiöse, durch das Geistige erlangt und ist in ihrer Bewegung der Bewegung der äußeren Freiheit des weltlichen Individuums völlig entgegengesetzt. Ich habe ihrer bereits früher als der höchsten Freiheit, als der Freiheit des religiösen Menschen, Erwähnung getan. Zu ihr führt die Hingabe, das Aufgehen in die Macht, die bindet, bis zum Einswerden mit dieser Macht, von der — christlich geredet — „eure Haare auf dem Haupte alle gezählt sind" und ohne deren Willen „kein Sperling vom Dache fällt". Falls nun die Kirche als solche die wahre Vertreterin dieses Christlichen wäre, müßte ihr Verhalten vom Vorhandensein dieser religiösen Freiheit Zeugnis geben. Und das Wachstum der Kirche müßte die Betätigung dieser Freiheit immer mehr ersichtlich machen. Aber das Wachstum der Kirche vollführt die Bewegung der äußeren Freiheit des weltlichen Individuums. Je mehr die Kirche als Kirche wuchs, umso vertrauter ist sie mit dem Staat geworden. Schon ist sie von diesem nicht mehr zu trennen, und sie scheut sich nicht mehr die Freiheit ihrer religiösen oder christlichen Bewegungen durch Polizeigewalt des Staates zu sichern und zu vermehren. Das Religiöse verwandelt sich demnach in der Hand der Kirche in seinen ausgesprochenen Gegensatz: in Politik. Anders ausgedrückt: das Religiöse, das

den Menschen existenziell Gott immer näher bringen soll, bringt die Kirche durch die Kirche existenziell der Welt immer näher. Kein Wunder, wenn schließlich der Kirchenchrist der geriebenste Weltmann ist!

*

Was anfangs wohl übersehen wurde, und später bei der Weltmacht der Kirche nicht mehr erlaubt war zu sehen, ist: daß die Kirche, wo sie als Kirche sich geltend machte, bereits politische Machtentfaltung war. Die Auswüchse dieser kirchenpolitischen Machtentfaltung veranlaßten das Auftreten Luthers. Mit einigem äußerlichen Recht, doch religiös gesehen völlig unzutreffend, sagt Nietzsche: „Luther, der Bauernaufstand des Geistes" und steht dabei eher auf Seite der Kirche, die er sich immerhin noch als geistige Herrschaft dieser Welt vorstellt. So schwankend und schlecht eingefügt diese Auffassung bei dem religiösen Nietzsche, der die Hinneigung Wagners zur Kirchenchristlichkeit trefflich erkannte und verurteilte, auch war, mag sie doch den Grund dafür gelegt haben, daß Nietzsche in der Folge das wahrhaft Christliche nicht mehr als das Religiöse und Geistige zu erfassen vermochte. Jedenfalls zeigt sich Nietzsche mit seiner Auffassung der redlich christlichen Gesinnung Luthers nicht gerecht werdend und vergeht sich in geistiger Hinsicht schon dadurch, daß er politische Machtentfaltung, die er an der Kirche sicher wahrgenommen hat, mit geistiger Herrschaft vereinbar hält. Denn das Geistige herrscht nur, indem es dienend aufgeht in die Macht, vor der alle äußere Machtentfaltung machtlos ist.

Was nun Luther betrifft, so ist es gerade der Aufstand der Gläubigkeit dieses deutschen Bauern, der dafür zeugt, daß Luther sämtlichen damaligen Vertretern der Kirche an Geist im religiösen Sinne überlegen war. Aber Luther ist in der Kirche stecken geblieben. Er stritt gegen das wuchernde politische Treiben der Kirche als gegen Auswüchse dieser Kirche, nicht gegen die Kirche als solche, die an sich ein Auswuchs des Christlichen, als des Geistigen und Religiösen, ist.

Das Gesagte soll dem Werte von Luthers Tat mit keinem Worte nahe treten. Gelänge es selbst unsereinem, die Kirche, die heute ja nur mehr durch Staatsunterstützung sich aufrecht

hält, zu Fall zu bringen, wäre dies nichtsdestoweniger eine weit geringere Tat als die Luthers. Denn die Erledigung dieser Kirche ist heute (nach deren gründlichem Versagen in mehr als vierjährigem Weltkrieg unter kirchenchristlichen Völkern) für den geistigen Menschen wie ein notwendiges Ergebnis. Dazu bedarf es nicht der großen inneren, zur Säuberung drängenden, Kraft eines Reformators. Unsereinem mangelt heute auch der Glaube, daß durch derartige Bewegungen das Religiöse als das Geistige zum Siege kommt. Darum sage ich auch nur, was ich in mir habe, von äußeren und inneren Wahrnehmungen her.

So sehe ich in dem Umstande, daß Luther die Kirche als solche nicht als einen Auswuchs des Religiösen ablehnte, eine unerkannte Unterlassung, die den heutigen offiziellen Protestantismus zur Folge hatte. Dessen Verhältnis zum wahren Christentum habe ich bereits mit einigen Aussprüchen Kierkegaards, des vielleicht größten religiösen Schriftstellers, genügend beleuchtet. Aber, ob Protestantismus oder Katholizismus, das Christentum als offizielle Kirche führt eine Scheinexistenz. Das heißt: was als offizielle Kirche existiert, ist n i c h t Christentum. Und wo diese Kirche als Trägerin des Christlichen Christi auftritt — gleichgültig ob als Protestantismus oder als Katholizismus — gründet sie ihre Existenz im besten Falle auf Selbstbetrug.

Auf die Frage, warum Luther in der Kirche stecken geblieben ist, wiederhole ich: Weil er seine Unterlassung, gegen die Kirche als gegen einen Auswuchs des Religiösen aufzutreten, nicht erkannt hat. Doch lag diese Aufgabe wohl gar nicht im Rahmen der Aufgabe Luthers als eines Reformators der Kirche, dessen Augenmerk auf die Existenz der Kirche eingestellt ist und darauf, die Auswüchse an ihr zu beseitigen. Die Zeit und die Verhältnisse schlossen für Luther wohl auch eine andere Perspektive aus. Freilich erhält dadurch auch der Begriff eines „Reformators der Kirche" eine Umgrenzung, in die der Begriff eines Trägers des Religiösen als des Geistigen nicht mehr zur Gänze hineingeht.

Inzwischen hat sich die politische Beschaffenheit der offiziellen Kirche immer handgreiflicher dargetan. Pascal und Kierke-

gaard, diese hervorragenden religiösen Männer, sind ihrem Schaffen nach in keiner offiziellen Kirche unterzubringen. Und falls noch ein Zweifel an der Unfähigkeit dieser Kirche, das wahre Christliche zu vertreten, wäre, der Weltkrieg müßte einem den letzten Zweifel benommen haben. Daß ihn der Papst „eine ehrlose Menschenschlächterei" nannte, ändert wenig an der viel maßgebenderen Tatsache: daß die kriegführenden Staaten und deren Lenker der offiziellen Kirche unterstehen, und zwar so, daß dieser die Weisung und Unterweisung jener im Christlichen als dem Religiösen anheim gestellt ist. Wenn nun diese Völker und Staatenlenker, die von der Kirche im Christlichen offiziell unterwiesen worden sind und sich als Christen ausgeben lassen, mit ihrer politischen Tätigkeit einen Weltkrieg zu entfesseln vermochten, und die Kirche nach wie vor ihr offizielles Gepräge in diesen Staaten beibehält, ist zweifellos festgestellt, daß die existenzielle Beschaffenheit dieser offiziellen Kirche n i c h t die wahre christliche ist.

Ich stelle nun — ein wenig vorgreifend — fest: daß es sonst keine aufgreifbare Kirche gibt, daß die Kirche als solche immer die offizielle Kirche ist, ob sie nun römisch oder griechisch katholisch oder evangelisch oder sonstwie konfessionell bestimmt ist. Kirche könnte sich höchstens eine Vereinigung von mehreren wahrhaft Gläubigen nennen, die bestrebt sind ihrer Gläubigkeit, ihrem Christlichen, ihrem Religiösen, ihrem Geistigen gegenseitig Ausdruck zu verleihen. Damit wäre aber zugestanden, daß ein jeder auch außerhalb der Kirche selig werden könnte, (denn die Möglichkeit gläubig — nicht kirchengläubig — zu werden, oder das Christliche, beziehungsweise das Religiöse, das Geistige aufzunehmen, muß für jedermann immer anzunehmen sein), was die Kirche indeß nicht anerkennt, weil es ihrem Machtwillen zuwider läuft. Schon dadurch wird sie offiziell, weltlich instituiert, politisch.

*

Je mehr man in die politische Verfassung der offiziellen Kirche eindringt, umso weniger kann man diese Kirche als die redliche Vertretung der Lehre Christi ansehen. Schon die kirchlich ge-

nehmigten Lehrbücher, die die Jugend in dem christlichen Glauben unterweisen sollen, enthalten Aussprüche, die mit dem Geiste der Evangelien nicht in Einklang zu bringen sind In einem „Lehrbuch der Religion und der Geschichte der christlichen Kirche" für die oberen Klassen evangelischer Mittelschulen finde ich beispielsweise das Gebot „Du sollst nicht töten" also erläutert: „Da Leben und Gesundheit die Bedingungen aller Tätigkeit sind, so gebietet die Menschenliebe vor allem, für die Erhaltung dieser Güter des Nächsten auf pflichtmäßige Weise zu sorgen und alles zu unterlassen, was sie auf irgend eine Weise gefährdet. Der Menschenfreund verabscheut daher nicht nur den Mord . . . er meidet auch jedes Benehmen und jede Handlung, welche das Leben und die Gesundheit des Nächsten beeinträchtigen". — Dem folgt als Anmerkung: „Die Tötungen in der Notwehr, im Kriege oder infolge eines richterlichen Urteils sind nicht Mord, sondern gerechte Selbstverteidigung gegen widerrechtliche Ansprüche". Dasselbe „Lehrbuch" von einem „Doktor der Theologie und Philosophie, Oberkonsistorialrat, Oberstudienrat und ersten Hofprediger" nennt Franz von Assisi einen „krankhaften Schwärmer". Die Auflage des Buches, die sich bereits als eine „verbesserte" ausgibt, datiert von 1905. Da galt ja auch schon als oberste evangelische Kirchenbehörde der Hof Wilhelms II. Es befürwortet die Anschauung: Je orthodoxer ein Regent, umso weltlicher die Kirche. Die Weltlichkeit der Kirche ist freilich die Voraussetzung für die Möglichkeit dieses Verhältnisses.

Schon das Wenige, was hier aus dem „christlichen" Lehrbuch zitiert wurde, zeigt unzweideutig: daß durch die Kirche das Religiöse (hier das Christliche) auf das Weltliche eingestellt ist, die Titel und Würden des Herausgebers des Buches bekräftigen es. Die Sache verhält sich nun so: Vertreter der Kirche erstreben weltliche Gunst, und der Inhaber der weltlichen Macht sucht dies zu festigen durch die Kirche. Auf solcher ausgesprochen politischen Grundlage beruht das Zusammengehen von Staat und Kirche.

Im Protestantismus mag dies offener zum Ausdruck kommen, im Katholizismus mehr verborgen. Damit ist wohl schon gesagt,

daß jener ehrlicher ist; denn die Papstkirche als weniger politisch anzusehen, wäre gewiß verfehlt. Aber sie ist klüger. Sie befolgt den Ausspruch Christi: „Seid klug wie die Schlangen", wenn es ihr auch unmöglich ist, „ohne Falsch wie die Tauben" zu sein. So hat sie in kluger Weise auch Franz von Assisi, die vielleicht religiöseste Erscheinung in der ganzen Christenheit, als Heiligen für sich in Anspruch genommen, obwohl dessen Wort und Leben völlig unabhängig von der Kirche dasteht. Sie vermied es auch, die Aufklärung auf ihr Programm zu setzen, wohl wissend um das Mystische, um das Ewig-Unaufgeklärte in der Natur, die sie ja verdrängen will; sich darum auch dieses Mystische gleichsam aneignend, um sich nicht auf den Grund sehen zu lassen, und in solcher Weise noch den eigenen Intellektualismus bemäntelnd. Wohingegen im Protestantismus dieser viel offener liegt, schon bis zu dem Grade, daß er sich als Feuilletonismus anbringen kann, und eine Vielseitigkeit aufweist, die einer Oberflächlichkeit entspringt, deren Aufkommen durch das Abkommen vom Religiösen als dem Geistigen, das in Einfältigkeit seinen höchsten Ausdruck findet, bedingt ist.

Man ersieht: ein Streben nach weltlichem Gewinn hier wie dort. In der Art und Weise ihres Abkommens vom Christlichen als dem Religiösen aber weisen die beiden Glaubensrichtungen eine Verschiedenheit auf. Im Katholizismus übt die offizielle Kirche mehr geistigen Betrug, im Protestantismus mehr geistigen Selbstbetrug. Das heißt: Die offiziellen Vertreter des Protestantismus glauben noch im allgemeinen, was sie lehren; doch sie lehren, was nicht mehr christlich im Sinne der Lehre Christi ist. Schon das Zitierte aus dem evangelischen Lehrbuch berechtigt zu dieser Annahme. Weiters spricht dafür das veröffentlichte Wort so manches evangelischen Pfarrers. Ich verweise hier nur auf Friedrich Naumann, der sich als Politiker und Feuilletonist einen Namen gemacht hat. Hört man einen solchen kirchlichen Vertreter des Protestantismus, muß man staunen darüber, bis zu welcher Plattheit dieser trotz der Gläubigkeit eines Luthers gediehen ist. Fast ist es, als hätte man von Luther das Nebensächliche, das kritisch Verstandesmäßige, das Aufklärende, zum Vorbild genommen, und nicht die Gläu-

bigkeit, durch die erst das Aufklärende zur Kraft kam und Tat wurde.

Daß es so gekommen ist, mag seinen Grund eben in dem erwähnten Verhalten Luthers zur Kirche haben, deren weltlichen Bau er nicht genug als solchen erkannt hat. Dadurch wurde wohl der Protestantismus immer mehr wieder zur Kirche, die von ihren Gläubigen immer weniger eine wahre Gläubigkeit fordert. Denn wahre Gläubigkeit bedarf des Alleinstehens, um frei werden zu können. Und je weniger ihr durch äußerliche Stütze — hier durch Kirchliches — an Kraft vorweggenommen wird, um so mehr wächst und entfaltet sie sich und bringt den von ihr Erfüllten zuletzt und zuhöchst dahin, wohin sie ihn ihrer Aufgabe nach einzig bringen soll — zum Anschluß an Gott.

*

Ein Beispiel für den geistigen Selbstbetrug auf Seite der kirchlichen Vertreter des Protestantismus gibt ein Ausspruch des genannten Lehrbuches, der also lautet: „Nicht minder aber beglaubigen die wunderbaren W i r k u n g e n, welche die Erscheinung und Lehre des Herrn auf Erden hervorgebracht haben, seine göttliche Sendung. Durch ihn ist ein neues Leben in den Völkern erwacht, und ein neuer Geist hat alle menschlichen Verhältnisse erleuchtend, heiligend und versöhnend durchdrungen."

Zur Ehre des Herausgebers will ich nämlich auch hier annehmen, daß er geglaubt hat, was er vorbringt. Heute könnte er wohl nicht mehr daran glauben. Gerade der Weltkrieg, der ausgerechnet unter den christlichen Völkern ausgebrochen ist, dieser Weltkrieg ist es, der ein- für allemal Verwahrung einlegt gegen die Leichtfertigkeit so frommen Selbstbetrugs. Es gibt nun nur mehr ein E n t w e d e r - O d e r. Entweder ist die Erscheinung und Lehre des Herrn auf Erden nichts Wunderbares und keine göttliche, keine geistige Sendung, oder das Christentum, das durch die Kirche in der Welt heimisch geworden ist, ist n i c h t C h r i s t e n t u m, ist etwas, das mit der Erscheinung und Lehre des Herrn nichts zu tun hat. Denn

durch dieses Kirchenchristentum ist kein neues Leben in den Völkern erwacht und der Geist der kirchenchristlichen Welt hat die menschlichen Verhältnisse alles eher als erleuchtend, heiligend und versöhnend durchdrungen.

Mein Glaube hat hier freilich schon entschieden. Mir ist die Erscheinung und Lehre des Herrn etwas Wunderbares, ein Göttliches in ihrer völligen Angeschlossenheit an Gott. Und was die Verchristlichung der Welt durch die Kirche betrifft, gilt mir das Wort Kierkegaards, das zunächst an die evangelischen Pfarrer gerichtet ist, aber seine volle Gültigkeit für alle offizielle Geistlichkeit hat (daher ich auch „Geistliche" statt „Pfarrer" setze) und das „kurz und spitz" das Richtige trifft. Kierkegaard sagt: „Man kann nicht von Nichts leben. Das hört man so oft, besonders von Geistlichen. Und gerade die Geistlichen bringen das Kunststück fertig: das Christentum ist gar nicht da — und doch leben sie davon."

*

Der geistige Betrug im Katholizismus besteht darin, daß dessen kirchliche Vertreter im allgemeinen nicht glauben, was sie lehren, jedenfalls nicht alles. Dieses halbe und dieses Nicht-Glauben trifft man bei den offiziellen Vertretern der Papstkirche wohl um so häufiger an, je mehr man sich örtlich Rom nähert, und wohl auch, je höher diese Vertreter im kirchlichen Rang stehen. Es reicht auch bis in die früheste Existenz der institutierten Kirche zurück. Das gibt der Annahme Raum: je mehr einer Eingeweihter der Kirche ist, um so weniger erhält er sich den Glauben im christlichen oder religiösen Sinn. Was die offiziellen Vertreter der Kirche im allgemeinen glauben, ist: daß es notwendig sei, die Mehrheit der Menschen glauben zu machen, was sie selber nicht glauben. Damit ist aber von Seite der Kirche das christliche Prinzip (wenn man so sagen darf), das den Glauben als die lebendige Kraft ansieht, auf den Kopf gestellt. Indem durch die Kirche glaubensarme oder glaubensbare Menschen, das sind (christlich geredet): geistig Kraftlose, zu Erweckern der lebendigen Kraft bestellt erscheinen. Hier ist vielleicht einzusetzen, um die Herleitung der größten Ver-

schuldung der Kirche aufzudecken. Denn es mag so gekommen sein: daß in Menschen, die ursprünglich Jünger oder Schüler der Kirche waren, der Glaube wirklich als lebendige Kraft erstand und die von ihm Erfüllten mit sich fortriß, so daß sie der Kirche über den Kopf wuchsen. Bei dem weltlichen Machtwillen, dessen sich die Kirche als solche niemals zu erwehren vermochte, mußten nun diese Menschen die Feindschaft der Kirche, schon in deren frühester Zeit, zu fühlen bekommen. Diese Feindschaft äußerte sich auch in rücksichtsloser Verfolgung, die oft erst mit der Hinrichtung ihrer Opfer endete. Dabei waren die Verfolgten, schon der Kraft ihres Glaubens nach, ungleich bessere Christen als ihre Verfolger, die Vertreter der Kirche. Es berechtigt, von Christenverfolgungen der Kirche zu sprechen.

Man hat von den Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern viel Wesens gemacht; und doch scheinen diese Verfolgungen zum Teile mehr Grausamkeiten halb wahnwitziger Herrscher gewesen zu sein, die auch gegen ihre nächste heidnische Umgebung wüteten. Teils freilich auch Verfolgungen von herrlichen, aber verleumdeten Menschen, deren wahres Wesen die Verfolger gar nicht ahnen konnten. Und die herrliche Standhaftigkeit dieser Märtyrer hatte nicht selten zur Folge, daß selbst Verfolger zu Bekennern wurden. Aber immer waren es Blutzeugen des Glaubens an Jesum und nicht Blutzeugen der Kirche. Diese steht vielmehr bald nach Festigung ihrer weltlichen Macht auf Seite der Verfolger jener Menschen, deren Redlichkeit und Glaubenskraft den Vertretern der weltlichen Macht der Kirche ein Hemmnis war, die aber schon dadurch der Lehre und dem Beispiele Jesu ungleich näher standen als ihre Verfolger, die Vertreter der Kirche. Darum wiederhole ich: Ein redlicher Rückblick auf die Kirchengeschichte berechtigt, von Christenverfolgungen der Kirche zu sprechen, oder besser gesagt: von Verfolgungen der Geistesmenschen (im Sinne Kierkegaards) durch die Kirche.

Ich verweise hier nur auf drei hervorragende Fälle dieser Art, in deren jedem Vertreter der Kiche als Kläger und Richter auftraten: auf die Hinrichtung des Johannes Huß zu Konstanz,

die des Savonarola zu Florenz und die des Giordano Bruno zu Rom.

Wie man sieht, spielten sich diese drei Untaten der Kirche an Stätten ab, die nicht allzu weit von einander entfernt liegen, zeitlich waren sie jeweils durch ungefähr ein Jahrhundert von einander getrennt. Die Verfolgungswelle, die von der Kirche ausging, überflutete jedoch durch mehrere Jahrhunderte ganz Süd- und Mitteleuropa und forderte Tausende von Menschenleben. Wenn auch die meisten dieser Umgekommenen nicht den geistigen Stand der oben genannten erreichten, so ist doch bestimmt anzunehmen, daß jeder standhafte sogenannte Ketzer, christlich als geistig gewertet, ungleich höher stand als die Kirchenchristen, die ihn verbrennen ließen. Im Falle Savonarola war es der Papst Alexander VI. selbst, der richtend sich äußerte: „Der Mensch muß sterben, auch wenn es Johannes der Täufer wäre." Es bedeutet: Savonarola mußte sterben, weil er wie die Stimme eines Rufers in der Wüste war. Aber Wüste im christlichen Sinne war damals das Aussehen der Kirche. So mußte der Rufer dem Papst, dem wüsten Haupte dieser Kirche, ein unerträglicher Vorwurf sein. Christus selbst hätte diesem Papst noch viel mehr ein solcher Vorwurf sein müssen. Damit ist das Verhältnis des damaligen Stellvertreters Christi zu Christus genügend klar gestellt. Das war gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Aber schon an dessen Anfang stand es kaum besser. Das zeigt das Verfahren der Kirche gegen Huß.

Ueber die Verurteilung und den Tod dieses wahrhaften Priesters hat der fromme deutsche Dichter Matthias Claudius in seinen Schriften einen Bericht festgehalten, der ein deutliches Bild von der geistigen Verfassung der kirchlichen Richter wie des von der Kirche Verurteilten gibt und keinen Zweifel hinterläßt, auf welcher Seite sich der Geist des Christentums lebendig erwies.

Claudius erzählt:

„Er (Huß) hielt fest an die Bibel und scheute sich nicht und schämte sich nicht zu lehren, was darin steht. ‚Christus', sagte er, ‚ist das Zentrum der Theologie; wer diesen kennt, den halte man für einen Gottesgelehrten. Dabei führte er ein exemplari-

sches Leben, und Freund und Feind wußten nichts als Gutes von ihm zu sagen, so daß sich auch die ganze Universität zu Prag seiner gegen das Concilium annahm....

„Sigismund war unruhig, ihn verbrennen zu lassen und ließ mit ihm über einen Widerruf handeln; er aber wollte sich zu nichts verstehen.... Den folgenden Tag frühe versammelte sich das ganze Concilium in der Domkirche.... Der Erzbischof von Gnesen hielt die Messe, und nach vollendetem Amt ward Huß, der aus seinem Gefängnis im Minoriten-Kloster geholt war, vor diese große Kirchenversammlung geführt .... Darnach las der Bischof von Concordien die endliche Sentenz ab: ‚daß erstlich Hußens Schriften sollten verbrannt, und er als ein öffentlicher, schädlicher Ketzer und böser, halsstarriger Mensch seines priesterlichen Standes schmählich sollte entsetzet und gänzlich degradiert und entweihet werden'. Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen.... Huß sprach darauf vom Gerüst herab zu dem Volk mit großer Bewegung: ‚Diese Herren Bischöfe vermahnen mich, ich solle vor euch allen bekennen, daß ich geirret habe.... Nun aber stehe ich vor dem Angesicht Gottes, daß ich ihnen nicht willfahren kann, ich wollte denn mein eigen Gewissen verletzen und meinen Herrn im Himmel schmähen und lästern. — Sollte ich die, die ich unterwiesen und gelehret habe, itzo durch ein böses Exempel betrüben und irre machen? — Ich will's nicht tun.'

‚Steig herab vom Gerüst', riefen nun die Bischöfe; und als er herabgestiegen war, fingen sie an, ihn zu entweihen.... Huß sahe dabei den Kaiser an und sagte: ‚Es ist doch sonderbar: hart und grausam sind sie alle...' Endlich und als er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf, mit gemalten Teufeln und der Umschrift: Erzketzer. Und nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser und sagten: ‚Das hl. Concilium zu Konstanz überantwortet itzo Johann Hussen der weltlichen Gewalt und Gericht'.

... Als er auf dem Gerichtsplatz ankam, kniete er nieder und betete. Von solchem Gebet ließ ihn der Pfalzgraf durch die Henker aufnehmen und dreimal um den Holzstoß herumführen. Er nahm darauf von seinen Hütern Abschied, und nun griffen

die Henker zu und banden ihn an einen Pfahl mit fünf Stricken. ... Hiebei fiel ihm die Papierkrone ab. Der Henker setzte sie ihm wieder auf, und legte rund um ihn bis an seinen Mund Reisig und Stroh, und die bekannte Sancta-Simplicitas-Frau raffte mit zusammen und legte mit an.... Da fing Huß mit lauter Stime aus dem Holzhaufen an: ‚Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich das, was sie mir durch falsche Zeugen aufgebürdet, nicht gelehret oder geschrieben habe; sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Menschen möchte von Sünden abwenden und Gott in sein Reich führen. Die Wahrheiten, die ich gelehret, geprediget, geschrieben und ausgebreitet habe, als die mit Gotteswort übereinkommen, will ich halten und mit meinem Tode besiegeln'. ... Als der Henker das Feuer anzündete, sang Huß ein Stück aus dem nicenischen Glaubensbekenntnis, und da die Lohe gegen ihn schlug, betete er laut: ‚Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!'... Und als er zum dritten Mal anfangen wollte, trieb der Wind den Rauch und die Flamme ihm gerade ins Gesicht und nahm ihm die Sprache. Er bewegte noch die Lippen und den Kopf einige Minuten und — war tot."

Ich schließe mit Claudius: „Friede sei mit deiner Seele, du treuer, frommer Priester! Du vertrautest der Wahrheit."

Die Kirche aber steht gebrandmarkt vor mir als ein ungeheurer Betrug, der darin besteht, daß sie sich als die Kirche Christi ausgibt, die sie niemals ist, noch war, seitdem sie instituierte Kirche ist. Denn als Kirche Christi müßte sie die Verwirklichung der Lehre und des Beispieles Christi sein. Christlich in diesem Sinne kann und konnte die Kirche an sich niemals sein. Denn an sich, als Institution, als System oder Organisation oder sonst irgendwie als Hüterin einer Form, als Gefäß oder Bau, oder wie man es auch nennen mag, immer ist und bleibt diese Kirche ein von Menschen Gefügtes oder Aufgestelltes, und als solches dem lebendigen Wort gegenüber ein Totes. Ihr existenzielles Leben erhält sie von ihrem jeweiligen Haupt und ihren jeweiligen Gliedern. Daß nun auch nur einmal ihr existenzielles Haupt ein Verbrecher-Papst, wie Alexander VI. sein konnte, beweist schon, daß die Kirche an

sich ein Totes ist. Nun hat diese Kirche aber eine Reihe von Päpsten aufzuweisen, die auch im Heidentum als lasterhafte Menschen gegolten hätten. Und jeder dieser Fälle spricht dafür, daß die Kirche an sich ein Totes ist. Das Christliche als ein Geistiges aber m u ß immer und immer ein Lebendiges sein. Folglich kann die Kirche als solche niemals die Verwirklichung der Lehre Christi sein. Wohl aber gelang es den Vertretern dieser Kirche (wie wir gehört haben aus dem Bericht über Huß) und gelingt ihr heute noch, wenn auch nicht mehr in demselben Maße, einfältige Menschen so für sich zu gewinnen, daß diese im Glauben Verdienstliches für den Himmel zu tun selbst an Untaten mitwirken.

*

Es ist Zeit zum Ausruhen und zur äußeren Umschau. Mein Thema hielt mich in mir zurück wie in einer Klause. Um geistige Dinge zu werten, kann man gar nicht genug in sich hineingehen. Aber dann kommt wieder die Stunde der Rastbedürftigkeit, da man Halt macht vor sich selber.

Vor mir steht nun ein Wintertag, fast schon welk und müde in seiner Verfassung. Klare frostige Tage sind bereits vorüber und mit ihnen der Hauptteil des Winters. Die Kälte vermag nicht mehr durchzudringen. Etwas verborgen Sanftes irrt bereits über die Schneedecken der Landschaft. Die Bäume stehen noch starr und still, aber es ist wie die Stille der Erwartung. Die Welt macht sich umso hörbarer.

Ich sammle die Wahrnehmungen, die ich entließ auf den Gängen in mich hinein Es. ist der Zusammenbruch, der in diese Zeit fällt, der Zusammenbruch von Mächten, die sich völlig dem Gewaltbrauchen hingegeben hatten. Die Kirchenchristlichkeit stand ihnen dabei zur Seite. Im jahrelangen Getöse der Geschütze ist das Wort ja nicht mehr hörbar geworden und im Gifthauch der Gase verkommen — jenes Wort, das die Kirchenchristlichkeit freilich lange vorher schon aus sich verloren hatte, das Wort: daß die Friedfertigen das Erdreich besitzen werden. Nun legte sich auf das tolle Treiben der Menschen die Hand des Geschehens und zeigte das Ergebnis einer immer mehr fortgeschrittenen Gewaltanwendung. Daß ein Sturz unvermeidlich

war, fühlte wohl jeder; daß es so kommen würde, wie es gekommen ist, vielleicht keiner. Ereignisse sprachen, Verlautbarungen folgten, Gesinnungen überstürzten sich. Und überall offenbarte sich die Kleinheit der Menschen.

Dem Gehörten und zum Teil auch dem Geschauten nach, erhält sich in meiner Vorstellung das Zurückfluten der Truppen. Die Heeresteile trieben gleichsam auf dem Meere eines wildwogenden Durcheinanders wie ein Haufen Wracks der Heimat als dem Hafen zu. Das war unsere Abrüstung. Sie regelte sich dadurch, daß ihre Regelung den Händen der Menschen entzogen wurde. Und wie staunenswert rasch sich alles abwickelte, nicht unähnlich der Art der Zugvögel, die immer wieder zum Frühling finden, der diesen Geschöpfen wohl auch der Friede ist. Aber unsre Soldaten fanden in der Heimat den Frieden noch nicht. Dafür sorgte die Politik.

Damit bin ich wiederum auf das Thema zurückgekommen, das auf die Kirche hinweist. Es geschieht in dieser Welt eben nichts von Belang, daran die Kirche nicht redlich oder unredlich teilnimmt. In diesem Sinne führen bei uns wirklich alle Wege nach Rom, vor allem die Wege der Politik. Doch mein Rastbedürfnis soll mir durch derartige Wahrnehmung nicht vergällt werden. Später werde ich wohl wieder die Kraft finden, nach dieser Richtung zu neuen Schlägen auszuholen. Vorerst soll mir der müde Wintertag Freund und Freude sein, und ich überlasse mich der Landschaft, die mich milde stimmt.

Schwaz, im Spätherbst 1918 bis Feber 1919.

FERDINAND EBNER:
DAS KREUZ UND DIE GLAUBENS-FORDERUNG

Als Jesus aus dem Tempel trat, so berichten die Evangelien, da wiesen seine Jünger auf das gewaltige Bauwerk hin und die schönen Steine und auf die Weihgeschenke, mit denen es geschmückt war. Er aber sprach zu ihnen: Was staunt ihr das alles an? Wahrlich, ich sage euch: Kein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerstört würde.

Kein Stein wird auf dem andern bleiben — das war vom Tempel Salomons, dem Stolz des jüdischen Volkes, gesagt. Das Wort gilt auch von jener Kultur, die sich beinahe zwei Jahrtausende lang unter das Zeichen und in den Schatten des Kreuzes gestellt hatte; mehr in diesem als jenem sich entfaltend, hierin aber — in einer falschen, weil in sich widerspruchsvollen Richtung zur Betonung des Persönlichkeitsmomentes hindrängend — wesentlich von den Griechen her noch durch die Konzeption der Idee bestimmt und orientiert. Wir Menschen am Anfang des 20. Jahrhunderts haben an unsrem Leib und in unsrer Seele ihren Zusammenbruch erlebt in dem Kriege, der die aus keinen anderen als geistigen Gründen auf die Spitze getriebene Kollision der Entwicklung des abendländischen Menschen und der ewigen Menschlichkeitsforderung war. Aus den Trümmern aber dieser zusammengebrochenen „christlichen" Kultur — die, eben weil sie eine christliche sein wollte, ein Mißverständnis in sich begriff, das von innen her zu ihrer Auflösung führte — erhebt sich das Kreuz. Von vielen mag das noch nicht wahrgenommen werden. Von den nationalen Chauvinisten ebensowenig wie von den monismus- und wissenschaftgläubigen Sozialdemokraten, den begeisterten Verehrern der Phrase einer abgestorbenen Vergangenheit oder lebensunfähigen Zukunft, die es nicht sehen, daß der abendländische Mensch geistig bereits zugrundegegangen ist, weil sie, fern und fremd allem, was Geist ist, nicht der Einsicht fähig sind, daß diese

ganze „moderne" Kultur mit ihren Monisten, Wagnerianern und Impressionisten; mit ihrem durch den Krieg nun freilich fragwürdig genug gewordenen Evolutionsoptimismus; mit ihrer Wissenschaft, die die Banalität des Alltags an der obersten Oberfläche des Lebens und Sterbens für die geheime Wahrheit und das letzte Prinzip alles Seins und Lebens überhaupt hält, und ihrer Technik, ohne die der Krieg Europas nicht das hätte werden können, was er für Europa geworden ist; mit ihrer Tendenz zur Amerikanisierung des Lebens und zum Bolschewismus, daß diese Kultur längst schon, seit den Tagen, da Goethe die Augen schloß, gar keine war, sondern nichts als die Abstoßung aller Kultur und die innere Lahmlegung aller kulturellen Kräfte, und dies im Kriege eben offenbar machte. Jedoch auch von jenen wird das Kreuz nicht wahrgenommen, die zwar nicht blind für das Sterben des Menschen der weißen Rasse sind und nun aber auch angesichts des Erwachens des mongolischen Geistes das Christentum historisch abgetan wähnen. Es ist ja nicht so, daß die geschichtliche Entwicklung der Menschheit über das Christentum, über die Bedeutung des Lebens und Wortes Jesu zu entscheiden hat. Es ist vielmehr so, daß im Lichte, das von diesem Leben und Wort ausgeht, einmal, an dem Tage, um dessen Kommen kein Mensch weiß, der erste und letzte Sinn aller Geschichte offenbar wird. Es ist so, daß die Menschheit und im kommenden Fall das zu seiner kulturellen Weltmission erwachende Mongolentum durch das Christentum zu seiner geistigen Entscheidung gebracht und erledigt wird. Der vom Menschen die Entscheidung fordert, wird sie auch vom mongolischen Menschen fordern und d e r wird sich der Forderung nicht entziehen können.

Wohl ist und bleibt es eine mißliche Sache, das Christentum in welthistorischer Perspektive sehen zu wollen. Das birgt immer die Gefahr eines unchristlichen Mißverständnisses in sich, das nicht nur möglicher Weise einen objektiven Irrtum, woran ja nicht so viel gelegen wäre, sondern vor allem eine subjektive Schuld in sich begreift und diese selbst dann, wenn zufällig der Mensch objektiv n i c h t irrte. Derjenige freilich wird darauf nicht aufmerksam sein, der gewohnt ist, einen Standpunkt der

Auffassung und Beurteilung einzunehmen, von dem aus alle geistigen Entscheidungen des Menschen im Leben der Generation fallend gesehen werden. Dieser Standpunkt aber läßt überhaupt kein Verhältnis zum Geist des Christentums zu; zu jenem Geist, der die Entscheidung ganz und gar in den Einzelnen hinein verlegt, der den Einzelnen zur Entscheidung bringt. Das ist das Wagnis des Christentums: den Menschen in seiner absoluten Vereinzelung, in der totalen Entwurzlung aus dem Leben der Generation zu denken. Wer ein Verhältnis zu Christus gewinnen will, der muß sich auf dieses Wagnis einlassen.

Wesentlich zum Christentum gehört das Kreuz — freilich als der Stein des Anstoßes, an dem sich der Mensch mit seiner Philosophie und Wissenschaft und Kunst gern vorbeidrückt. Im Angesicht des Kreuzes sieht er sich vor die absolute Glaubensforderung gestellt und da nun hilft ihm seine Philosophie und Kunst und Wissenschaft nichts mehr. Um die nicht preisgeben zu müssen, mag er sich ja versucht fühlen, einfach davon abzusehen, daß das Leben Christi am Kreuze endete. Und was sollte ihn dann noch hindern, Christus wie irgend einen der Weisen dieser Welt zu nehmen, die existierend oder auch bloß denkend den Sinn des Lebens zu ergründen trachteten, und ihn einzurangieren zwischen Laotse, Buddha, Meister Eckhard und Rabbi Nachman? Das freilich entgeht ihm dabei: daß die Wahrheit des Lebens und Wortes Christi nirgends anders als am Kreuze zur Offenbarung der Erlösung des Menschen wurde. Aber der Erlösung eben durch den Glauben.

Der Glaube ist die persönliche Entscheidung des Menschen — für die Wahrheit des Lebens. Je weiter weg vom Leben, vom Leben des Menschen, das hier einzig in Betracht kommt, eine Wahrheit steht, desto weniger fordert sie diese persönliche Entscheidung. Die Wahrheit eines mathematischen Satzes g l a u b e n, durch die persönliche Entscheidung ausgemacht sehen wollen, wäre natürlich in sich unsinnig. Der Glaube ist der Einsatz der Persönlichkeit im Leben und das Leben des Menschen ist schon einmal so beschaffen, daß es sich, in seiner Problematizität und Fragwürdigkeit, nicht in Wissenchaft und Mathematik auflösen läßt, daß es ihm die persönliche Entscheidung,

den Einsatz der Persönlichkeit und also den Glauben nicht erspart. Es ist so beschaffen, weil es eben das Leben des Menschen ist. Die Glaubensforderung tritt von zwei Seiten an den Menschen heran, die aber in ihrem Gegebensein als Tatsache des geistigen Lebens zusammengehören. Von außen im Leben und Wort Christi, in dem Wahrheit und Leben absolut eins sind und das den Glauben fordert von jedem Einzelnen nicht um Christi und seines Lebens und Wortes willen und nicht um eines „Werkes", um einer Idee, um der Menschheit willen, wie das Genie Glauben fordert, sondern um des einzelnen Menschen selber willen. Und das eben ist das Entscheidende, dasjenige, was das Leben Christi von irgend einer andern menschlichen Existenz schlechthin — und wäre es die des genialsten Menschen, des Weisesten aller Weisen, des Tiefgründigsten aller Mystiker — unterscheidet. Das eben ist auch dasjenige, was die Existenz des Menschen zur Entscheidung zwingt. Das Leben und Wort Jesu macht die Forderung des Glaubens durch das Leben selbst in einer Tiefe, die im Menschen die Tiefe der Geistigkeit seiner Existenz ist, es macht den Einsatz der Persönlichkeit im Leben erst aktuell. An der Wahrheit dieses Lebens und Wortes wird die Wahrheit des Lebens eines jeden einzelnen Menschen offenbar. In ihr erblickt der Mensch „sein natürliches Antlitz im Spiegel" — von wie vielen aber nicht gilt das Wort des Jakobus: Er hat sich erblickt und ist davon gegangen und hat sogleich vergessen, wie er beschaffen war. Denn was ist diese Wahrheit seines Lebens? Daß er Gefahr läuft, im Zustande geistiger Verlorenheit sein Leben zu verspielen. Die Wahrheit seines Lebens ist, daß er in der Unwahrheit lebt. In der Erkenntnis dieser Wahrheit sieht sich nun der Mensch von seiner eigenen Existenz aus, von innen her, vor die Glaubensforderung gestellt. Es gibt keinen Glauben (in christlichem Sinne), der nicht die Furcht vor geistiger Verlorenheit zur inneren Voraussetzung hätte. Ohne den Glauben in diesem Sinne kommt keiner an das Wort und Leben Christi heran als an dasjenige, was eine unmittelbare und in dieser Unmittelbarkeit als persönlich zu verstehende Beziehung zu ihm selber, zu seiner Existenz mit deren drohender Gefahr geistiger Verlorenheit hat. Er kommt

gar nicht dorthin, wohin ihn die Forderung des Glaubens durch das Leben selbst weist.

*

Daß im Laufe des 19. Jahrhunderts, dessen Wissenschaftlichkeit vom Ungeist der Meinung, Geist sei ein Epiphänomen, getragen war, gegen den man keine andere Abwehraktion aufbrachte als die Phrase; daß im Laufe dieses Jahrhunderts der Versuch gemacht wurde, die historische Faktizität des Lebens Jesu vom Standpunkte der Wissenschaft aus zu bestreiten, das war nicht nur ein Stigma des Geistes dieser Zeit, der sich aus den inneren Zerfallsbedingungen der „christlichen" Kultur als Konsequenz ihres Drangs zum Erwachen aus dem Traum vom Geiste in einer verfehlten Richtung ergab; das hat denn doch auch noch einen anderen Sinn. Es ist notwendig, daß die Aergernisse kommen; aber wehe dem Menschen, durch welchen das Aergernis kommt (Matth. 18, 7) Die Möglichkeit, die historische Faktizität Christi anzuzweifeln, gehört am Ende wesentlich zu der geistigen Bedeutung, die eben dieses geschichtliche Faktum hat (und die darin liegt, daß das Leben und Wort Jesu die Glaubensforderung in sich begreift). Es handelt sich da aber nur um die M ö g l i c h k e i t des wissenschaftlichen Zweifels. Die Wissenschaft selbst bestreitet es wohl derzeit gar nicht mehr, daß Jesus wirklich gelebt hat; womit übrigens, christlich verstanden, so gut wie gar nichts ausgemacht ist. Sie bestreitet dies nicht mehr, vielleicht, weil sie es, wofür immer mehr Anzeichen sprechen, nun doch allmählich versucht, aus ihrer ungeheuren Lebensentfremdung, die sie gar nicht hatte sehen lassen, wo eigentlich das Lebensproblem liegt, heraus- und dem Leben näherzutreten, wie es freilich in seinem Gegebensein abstrakt wissenschaftlich überhaupt nicht ergreifbar ist. Der Versuch, im Leben Jesu keine andere als die dichterische Wirklichkeit eines ewigen Menschheitsideals zu sehen, dieses Leben als Mythos hinzustellen, stößt auf die außerordentliche Schwierigkeit, sich die Konzeption dieses Ideals psychologisch widerspruchslos begreiflich zu machen, wie man doch im Prinzip die Achtung der Gestalten des Zeus, Apollo, Herkules oder wessen immer aus der griechischen oder irgend

einer anderen Mythologie, psychologisch deuten kann; und wird überdies, mag er mit noch so geistreichen und scharfsinnigen Hypothesen unternommen werden, an dem durch die Evangelien überlieferten Wort Jesu zuschanden. Denn dieses Wort kann nicht dichterische Erfindung sein und zeugt eben darum für die historische Wirklichkeit des Lebens Jesu. Zu diesem Wort aber gehört es auch, daß Jesus sich für den Sohn Gottes ausgibt, mit Gott sich identifiziert; daß er von sich sagt, er sei die Auferstehung und das Leben und, wer an ihn glaube, habe das ewige Leben. Hier eben hat der Glaube des Menschen, seine persönliche Entscheidung einzusetzen.

Wer es vermag, sich in den geistigen Ursprung eines Wortes hineinzuhören, und vor allem aber wer es vermag, sich selbst darin, wie er sich in der Tiefe seines Gemüts von diesem Wort angesprochen fühlt, richtig zu verstehen, der wird auch ein dichterisch erfundenes Wort, und mag seine Schöpfung auch noch so sehr das Gepräge genialster Intuition an sich haben, niemals verwechseln mit einem einmal wirklich gesprochenen Wort. In dem Worte Christi gibt sich eine geistige Kraft des Wortes kund, die geistige Kraft, zum „konkreten" Menschen zu sprechen, die nur einem aus der Aktualität eines wirklichen menschlichen Lebens herausgesprochenen Worte innewohnen kann, und wenn das Wort irgend eines Menschen in der Welt dieselbe Kraft hat, dann kommt es gewiß von einem, aus dem der Geist des Christentums lebendig spricht. Man hat augenscheinlich bisher, trotz dem Introitus des Johannesevangeliums, fast gar nicht darauf geachtet, daß vom Geist des Christentums her auch ein Licht auf die Tatsache fällt, daß der Mensch inmitten einer stummen Natur das einzige sprechende Wesen ist. Er hat das Wort; aber nicht von Natur aus — mag das immerhin die Wissenschaft unserer Zeit und die monistisch sich gebärdende Philosophie in ihrem blinden Glauben an die Allmacht der Entwicklung bestreiten — sondern vom Geist. Und er hat im Wort die Geistigkeit seiner Existenz und in der Besinnung auf die Tatsache des Worthabens — durch die er der „Täter des Wortes" und sein „Hörer", dieses aber vor jenem ist — die Besinnung auf sein Menschsein und auf sein Verhält-

nis zu Gott. Denn das Wort ist von Gott. Was aber durch das Wort in ihn gelegt ist an Geistigkeit und Forderung eines geistigen Lebens, das findet im Geist des Christentums erst seine Erfüllung. Im Wort ist das Leben des Geistes — als Forderung und als Erfüllung. Und dieses Wort der Forderung und Erfüllung, des Ethos und der Gnade, des Gerichts und der Erlösung ist Christus. Der Mensch hat das Leben seines Geistes in einem Vertrauen aufs Wort. Dieser Glaube ans Wort ist in einem letzten Grunde der Glaube an Christus. Und der Glaube an Christus ist nichts anderes als der Glaube an dessen Wort, der Glaube an das Wort, in welchem der Mensch an Gott glaubt. Christus sprach nicht nur das Wort Gottes aus — wie ein Prophet, ein vom Geiste Gottes erfüllter Seher. Er selber war und ist das Wort, das von Gott ist und von Anfang war, den Menschen schaffend, und das Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat.

Das gehört zur absoluten Glaubensforderung, die das Leben Jesu — nicht durch die Wunder, sondern durch sein Wort — in sich begriff, daß der Mensch an die Göttlichkeit Jesu zu glauben habe, einzig aber in dem Sinne, daß dieses Leben die Menschwerdung Gottes ist. Es gibt nun im Leben Jesu ein Moment, das ebensowenig wie die Worte der Bergpredigt z. B. dichterisch erfunden sein kann. Das ist der letzte Augenblick dieses Lebens, der letzte Augenblick des Leidens Christi am Kreuz: der furchtbare Aufschrei des Gemarterten *Eli Eli lama sabachthani.* Ist nun etwa dieses dichterisch nicht auszusinnende Moment ein Zeugnis für die Göttlichkeit Jesu? Augenscheinlich doch gerade das Gegenteil. Hier mögen aber die geistreichen Kulturpsychologen, denen das Leben Jesu unbequem ist (wie es einmal vor 2000 Jahren den Schriftgelehrten und Pharisäern unbequem war — die an den „Verrückten" zwar auch nicht glaubten, aber doch nicht ruhten, bis sie ihn ans Kreuz gebracht hatten, also doch insgeheim in ihrer Furcht vor ihm an ihn glaubten) und die es darum in Mythos und Dichtung umdeuten wollen, hier mögen sie ihren Scharfsinn erproben.

Was mag sich nur der gute Matthias Grünewald gedacht haben, als er in der Kreuzigungsgruppe des Isenheimer Altars

Johannes den Täufer vor das Kreuz hinstellte und ihm die Worte *Illum oportet crescere, me autem minui* in den Mund legte? War das versteckte Ironie? Wer aber möchte die Grünewald zutrauen! Oder war das die nur im Glauben zu gewinnende Erkenntnis, daß in dem Augenblick, den das Bild darstellt, Christus tatsächlich gewachsen war und hinausgewachsen über die zeitliche Bedeutung seines Lebens empor zur ewigen der geistigen Rettung des Menschen durch seinen Kreuzestod?

Nehmen wir einmal für einen Augenblick an, dieses Moment gehöre mit hinein zu der frommen, den Sprecher der Bergpredigt zum vom Himmel herabgestiegenen Gottessohn machenden Mythe, um die Wirklichkeit seines Lebenswandels und endlichen Todes herumgedichtet: muß man dann nicht wahrlich sagen, das sei ein schrecklich schlecht erdichteter Zug? Ein Zug mindestens, von dem man nicht recht einsieht, wie er in die als Menschwerdung Gottes verklärte Persönlichkeit Jesu mythisch fromm hineinphantasiert werden konnte. Oder es ist ein so außerordentlich tief und gut erdichteter Zug, daß auf ihn kein anderer hätte verfallen können als eben — Jesus selbst. Der aber war kein Dichter. Wie wäre er denn als solcher den Weg zum Kreuz gegangen? O leichtsinnigstes Mißverständnis, das freilich nur einem feuilletonistisch entarteten Geiste widerfahren kann, das Kreuz nicht sehen zu wollen, in Jesus aber einen Dichter, der die ganze Menschheit dazu gebracht habe, mit ihm zu dichten, der ein Beispiel habe geben wollen, mit dem Leben zu dichten. Jesus hat nicht dichtend vom Geist geträumt. Er hat nicht dieses Leben in einem tiefsinnigen Traum dichterisch überspannt. Er hat in der Realität des geistigen Lebens, sie dem Menschen offenbarend, gelebt und ist in der Wirklichkeit dieses Lebens den Weg zum Kreuz gegangen, um auf diesem mit jenem Aufschrei den Geist aufzugeben, dessen eminente Bedeutung ist, daß in ihm erst sich vollendet, was das ganze Leben und Wort Jesu in sich begreift — die Menschwerdung Gottes und die unbedingte Glaubensforderung: So siehst du mich am Kreuz leiden, so siehst du mich in meinen Schmerzen ganz Mensch in der allermenschlichsten Menschlichkeit sein,

und jetzt geh hin und — glaube an mich; denn ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, hat das ewige Leben. Wem da nicht der Verstand stillsteht, der hat wahrlich keinen zu verlieren. Aber fängt denn auch der Glaube früher an, als bis man einmal im Leben auf den Punkt gekommen ist, wo einem eben der Verstand stillsteht?

Selbstverständlich steht die soziale Niedrigkeit des Lebens Jesu in keinem wesentlichen Widerspruch zu der von ihm behaupteten, von uns den Glauben fordernden Göttlichkeit seines Lebens; da doch vor Gott jede soziale und natürliche Differenz in den menschlichen Existenzen sich aufhebt. Die um Jesus waren, erlebten die jeden Menschen bis in die letzte Tiefe seines Gemüts hinein erschütternde Kraft seines Geistes und Wortes, die Kraft seines Blicks, die seine Widersacher gefürchtet haben mögen. Sie sahen die unbegreiflichen Wundertaten an Kranken, Irrsinnigen, Toten. Sie sahen ihn die fünf Brote vermehren und fünftausend Männer damit satt machen. Sie sahen seine Macht über Wind und Wellen. Und da mag wohl mancher mitgegangen sein mit ihm in der Erkenntnis, daß niemand diese Zeichen tun könne, die er tat, wenn nicht Gott mit ihm ist (Joh. 3, 2) und mag an ihn geglaubt haben. Dann aber kam das Leiden. Wenn Jesus von dem zu seinen Jüngern sprach, da verstanden sie ihn nicht und sie fürchteten sich, ihn zu fragen. Petrus aber suchte ihm das auszureden. Da kam die Gefangennahme am Oelberg — noch einmal streckt, nach dem Bericht des Johannesevangeliums, die Macht seines Blickes die Widersacher zu Boden — die Verhöhnung, die Geißelung und endlich die Kreuzigung. Und wie er selbst es vorausgesagt hatte: sogar seine Jünger ärgerten sich an ihm und verließen ihn. Einer nur war ihm bis an den Fuß des Kreuzes nachgefolgt. Wohl könnte man sagen, ein Tieferblickender hätte selbst in dem Weg des Leidens, den Christus gegangen ist, keinen Widerspruch zur Göttlichkeit Jesu und vor allem nicht zu seinem eigenen Wort erblicken und darum nicht irrewerden müssen an ihm. Hat doch Jesus in seinem ganzen Leiden nichts anderes getan, als was er in der Bergpredigt von jedem Menschen fordert, wenn er dort sagt: Sei willfährig deinem Widersacher

ohne Verzug. Aber selbst derjenige, der das Leiden Jesu so im Lichte seines eigenen Wortes verstanden und darum, weil er darin nichts anderes sehen konnte, als wie Jesus eben nach diesem Worte gelebt und gelitten hat, noch immer an ihn geglaubt hätte, selbst derjenige wäre vielleicht irre geworden bei jenem letzten Aufschrei am Kreuze. Er wäre irre geworden, weil das Geistige in ihm noch nicht bis zur Freiheit des unbedingten Glaubens, bis zur Freiheit in der unbedingten Entscheidung entbunden und durchgebrochen war. Aber eben dieser Aufschrei zerriß die letzte Fessel des Geistigen im Menschen — des Geistigen, das ja das Sichentscheidende ist.

Besteht nicht für den Menschen nach dem Maße der ihm von Gott verliehenen Kraft des Denkens die harte und gefährliche Notwendigkeit, über die ihm nur die Liebe hinweghelfen kann, den Gedanken durchzudenken, daß in Christus vielleicht doch nicht die Wahrheit sei? Denn — mit Christus muß man es halten wie derjenige, der in Dostojewskys Dämonen sagt: Wenn man mir mathematisch bewiese, daß die Wahrheit nicht in Christus ist, so zöge ich es vor, mit Christus zu bleiben, anstatt mit der Wahrheit. Wer im Ernst des Lebens und des Sterbens den Gedanken des Unglaubens durchdenkt, der anerkennt ja etwas Höheres über sich und dem Leben — die Wahrheit. Aber er vermag es nicht, diese Wahrheit an sein Leben und die Wirklichkeit seines Lebens; er vermag es nicht, seine Existenz an diese Wahrheit heranzubringen — wie denn auch? Da doch diese keinen konkreten Inhalt hat, sondern nur eine abstrakte Form ist und der ideelle Richtungspunkt eines vom Leben und der Wirklichkeit des Existierens immer mehr sich entfernenden Denkens — bis er, im Glauben (der aber keine Entscheidung des Denkens, sondern die des Existierens ist), erkennt, daß in Christus das Leben und die Wahrheit, die das Denken nicht bis zur Berührung zu bringen vermag, eins sind; daß es die Wahrheit ist, was Christus von sich selber gesagt hat: Ich bin die Wahrheit und das Leben. Er hat jedoch auch gesagt: Ich bin der Weg. Dieser Weg aber führt zum Kreuz und er führt keineswegs zufällig zum Kreuz.

Die absolute Menschwerdung Gottes im letzten Moment des

Lebens Jesu macht den inneren Menschen frei zum Glauben, sie legt die „Innerlichkeit" im Menschen bloß. Dieser Aufschrei erscheint wie die Zurücknahme dessen, was Jesus im Lauf seines Lebens von sich und seinem Verhältnis zu Gott gesagt hat, und ist aber gerade dadurch die Erlösung des Menschen, jedes Menschen zu allen Zeiten, zu seinem wahren geistigen Leben, ist seine geistige Rettung, wenn sich der Mensch eben — für den Glauben entscheidet; auf dessen Grundfesten Christus das Reich Gottes im Menschen aufbaut; für den Glauben, in welchem dem Menschen die Schlüssel des Himmelreiches gegeben sind, auf daß, was immer er auf Erden binden werde, auch im Himmel gebunden sein wird, und was immer er lösen werde auf Erden, auch im Himmel gelöst sein wird.

Es wäre doch in der Macht Jesu gelegen gewesen, seinem Leiden und seinem Tod am Kreuze zu entgehen — in jener Macht, die ja die Sünder erschütterte und die bösen Dämonen im Menschen bezwang, die die Kranken heilte und die Toten auferweckte, die Wind und Wellen Ruhe gebot. Und die um ihn waren, hätten die Göttlichkeit dieser Macht erkannt, sie hätten in ihrem Glauben an Jesus, den sie durch die Gnade seines Wortes empfingen, seine Göttlichkeit erkannt und wären gerettet gewesen. Er aber litt und starb am Kreuz — um alle zu retten; die um ihn waren gleichsetzend mit jenen, die nach diesen kommen würden; um alle, wenn er erhöht sein wird von der Erde, zu sich emporzuziehen. Denken wir uns einen Augenblick wieder nun, er wäre schweigend „wie ein Held" in den Tod gegangen (also ganz im Sinne jenes wackeren Monisten der Ethischen Gesellschaft, der einmal erklärte, Christus könne nicht das Ideal des modernen Menschen sein, weil er am Oelberg in Todesangst mit Gott rang). Die an seinem Leiden und Sterben irre geworden waren, hätten dann in seiner Auferstehung die endgültige Besiegung der Macht des Todes durch dieses göttliche Leben erlebt und sich in ihrem neuerlichen Glauben an ihn wieder zurechtgefunden. Wir andern aber, die wir nicht die Zeitgenossen seines Lebens, die Augenzeugen seiner Wunder sind, denen der Auferstandene nicht erschien und die Worte der Schrift auslegte? Was sind uns diese Wunder, was ist uns

diese Auferstehung? Ein Bericht von Begebnissen, deren Möglichkeit wir nicht einsehen (weil sie uns im Widerspruch zu unserer wissenschaftlichen Einsicht in den Zusammenhang des Weltgeschehens zu stehen scheinen). Und wenn wir uns auch zum Glauben an die Wirklichkeit dieser Geschehnisse, an die Wahrheit ihres Berichts in den Evangelien zwingen, glauben wir denn tatsächlich in diesem Glaubenszwang auch unmittelbar oder doch wenigstens durch ihn vermittelt an die Göttlichkeit Jesu, an die Menschwerdung Gottes, die Menschwerdung der allerbarmenden göttlichen Liebe, in der die geistige Rettung des Menschen — und das muß doch heißen die Rettung des Geistigen im Menschen, die Rettung zu seiner unbedingten Freiheit im Geiste? — von Gott beschlossen und vollbracht worden ist? Können wir durch diesen Zwang zur Freiheit kommen? Verwickelt er uns nicht in ein unentwirrbares Gespinst metaphysischer Spekulationen und was sollen die mit der Realität des geistigen Lebens zu schaffen haben? Daß der Tod Christi am Kreuz die Rettung unsres geistigen Lebens ist, das offenbart sich in dem Umstand, daß die Glaubensforderung des Lebens Jesu in dessen letztem Momente sich zu ihrer reinen Unbedingtheit zugespitzt hatte. In diesem Moment erfüllt sich der Sinn des Wortes, das Jesus zu den Abgesandten des Täufers Johannes gesprochen hatte: Selig ist, wer sich an mir nicht ärgert. In ihm tut sich kund, daß dieses Wort wie jedes andere Jesu alle Menschen aller Zeiten, jeden Einzelnen angeht — denn nur der Einzelne kann sich im Glauben entscheiden — und vor allem, in welchem Sinne es jeden angeht. Da wurde zur Wahrheit, was Jesus zu Nikodemus gesagt hatte: Wie Moses die Schlange aufrichtete in der Wüste, so muß der Menschensohn aufgerichtet werden, damit keiner, der an ihn glaubt, verloren gehe, sondern ewiges Leben habe. Im letzten Aufschrei Jesu am Kreuze war die göttliche Liebestat der geistigen Rettung und Erlösung des Menschen vollbracht (Joh. 19, 30).

*

Jene letzte Wahrheit — die nicht mehr relativ ist, wie es alle anderen Wahrheiten sind, mit denen sich das Leben in dieser

Welt behauptet, sondern absolut, und weil absolut, darum die Wahrheit über dem Leben; die nur von den „Sterbenden" erfaßt wird, wenn sie mit dem Blick auf das Kreuz hin dem Tod ins Auge sehen, und von den „Abgestorbenen", die um Christi willen abgestorben sind — sie ist die Wahrheit des Christentums, die Wahrheit jenes einzigen Lebens, das das Leben Christi war. Er ist das Licht — nicht Johannes der Täufer, von dem dies Christus sagte, sondern dieser selbst — sie aber wollen eine Weile fröhlich sein in seinem Lichte. Sie wollen leben und vom Tod und vom Kreuz nichts wissen und so erfassen sie die Wahrheit nicht, die über dem Leben steht und unter der das Leben steht.

Der „moderne" Mensch und Christus — vor ein paar Jahren noch wäre das so recht ein Thema für einen Vortrags- und Diskussionsabend des Monistenbundes gewesen, das sich im Ungeist dieses Bundes selbstverständlich mit dem Fazit erledigt hätte: der „moderne" Mensch hat mit Christus überhaupt nichts zu schaffen — Christus ist tot (oder hat vielleicht auch gar nie gelebt) und jener aber lebt, lebt in der Hoffnung auf die Entwicklung. Daß „wissenschaftlich" alles zur Entscheidung gebracht werde, war der Glaube des „modernen" Menschen. Es war ein blinder und überdies ein falscher Glaube. Denn die Wissenschaft — und das eben erkannte man nicht — entscheidet im letzten Grunde gar nichts. Nur eines vermag sie — den Menschen um die Entscheidung betrügen. Dieser „moderne" Mensch, der sich von seiner Wissenschaftlichkeit betrügen ließ um seine Geistigkeit und Menschlichkeit, um Gott und Christus, hat es nicht erfaßt, daß Christus, der vom Tode Auferstandene, lebt — freilich, um sich von Tag zu Tag aufs neue ans Kreuz nageln zu lassen —er aber, der Mensch des Abendlandes, stirbt. Und erfaßt es auch heute noch nicht. Wieviele sehen es, daß es sich jetzt nur mehr um einen Rest des Lebens handeln kann? Und die es sehen, wieviele unter ihnen erkennen die unerläßliche Forderung, diesen Rest richtig auszunützen? Hat diese vom Evolutionsoptimismus aufgepäppelte, fratzenhaft aufgeblähte wahrhaft gotteslästerliche Hoffnungsfreudigkeit, mit der man eine ganz erbärmlich banale Lust am Dasein ethisch aufzu-

putzen versuchte, wirklich auch jetzt noch nicht ihren Todesstoß erhalten? Das Leben des modernen Menschen war und ist eine Negation des Christentums und darum eben ist es — mag es sich zeitweilig auch noch so antisemitisch gebärden und in unseren Landen voll Begeisterung auf die christlich-germanischen Schönheits- und Kulturideale schwören — dem Judentum ausgeliefert mit Leib und Seele, das wohl einmal, im Gegensatz zum Heidentum, in der bewußten Erwartung Christi lebte und hierin geistiges Leben war, diesen aber, als er kam, verwarf, um von da an Negation des Christentums zu sein bis ans Ende der Tage. Auf die Frage nach dem Verhältnis des Menschen von gestern und heute zu Christus hat der Gang der Weltgeschichte eine furchtbare Antwort gegeben. Aber nicht Christus ist mit ihr historisch erledigt, sondern der abendländische Mensch von heute. Und auf die eine Frage wird die zweite folgen, die nach dem Verhältnis des Menschen von morgen zu Christus. Und vielleicht wird die Antwort, die die Weltgeschichte geben wird, abermals eine furchtbare sein.

Mitten unter den Trümmern dieser zusammengebrochenen „christlichen" Kultur, deren tiefer Irrtum die Verwechslung von Traum und Wirklichkeit des Geistes war, an der sie zugrunde ging; die das stilisierte Kreuz, die ihre Phrase und Gebärde in den Dienst der Mächte dieses Krieges gestellt hatte und jetzt durch den Krieg so weit gebracht ist, daß sie insgeheim vielleicht tatsächlich ihre einzige Rettung im verzweifelten Arrangement eines Judenpogroms sehen zu müssen glaubt; mitten unter den Trümmern dieser Kultur erleben wir es, wie das, was sich vor 1900 Jahren auf Golgatha zutrug, zur Kinosensation gemacht wird. Das ist ein wesentliches Symptom. Denn es ist ja die „christliche" Kultur, an derem Ende das Kino und die Presse als die allgewaltigen Mächte dieses geistverlorenen Lebens stehen. Wieviele sind es, die sich vom Entsetzen geschüttelt fühlen, wenn unsere Zeitungen neben der Ankündigung internationaler Boxkämpfe das „Programm der Schönheit und Größe" annoncieren: „Christus, das erschütterndste Drama aller Zeiten" und in einem Aufwaschen die „Austernprinzessin, das großartigste Lustspiel"? Und das geschah im ersten Jahre

nach dem Kriege! Die Kulturlosigkeit unsres wissenschaftlichen und technischen Zeitalters verrät Christus ans Kino. Eine „christliche" Kultur aber hat ihn einmal an die Kunst verraten. Der Geist des Christentums als künstlerisch ästhetische, das Leben und Sterben Christi als Kinosensation, ist denn der Unterschied gar so groß — im Angesicht des Kreuzes? Das freilich will selbst in die besten und wertvollsten Köpfe unsrer Zeit nicht hinein. Warum aber? Weil auch sie im tiefsten Grunde ihres Wesens nicht anders als ästhetisch orientiert sind.

Wir sehen den Geist des Christentums in dieser mit Blut befleckten, mit Schmach bedeckten Welt des christlichen Abendlandes zur Ohnmacht verdammt. Aber hüten wir uns, diese Ohnmacht falsch zu verstehen. Besinnen wir uns, daß in ihr das Kreuz auf Golgatha wieder aufgerichtet ist, noch immer wie zu des Paulus Zeiten den Menschen eine Torheit und ein Zeichen des Aergernisses. Selig aber ist, wer sich an mir nicht ärgert, hat Christus gesagt. Mißverstehen wir nicht die weltliche Ohnmacht des Christentums, die den Krieg nicht verhindern konnte. Niemals vermag ein Mensch das Verhältnis Gottes zum Bösen in der Welt zu verstehen. Jede philosophische oder theologische Spekulation hierüber ist menschlicher Vorwitz und Vermessenheit im Müßiggang seines geistigen Lebens. Und so verstehen wir auch nicht das Verhältnis Gottes zum Krieg. Eines nur ist uns gewiß: daß der Krieg die Schuld des abendländischen Menschen als Generation und der Einzelne, auch in seiner Sünde und seinem Verbrechen ein Werkzeug in der Hand Gottes, mit seiner Schuld in diese hineinverflochten ist und daß der Mensch diese Schuld zu sühnen habe. Und aber auch das ist uns gewiß: Gott will von keinem, daß er verloren gehe. Wir haben diese Gewißheit nicht anders als im Glauben an Christus. In diesem Glauben wird auch der Verbrecher gerettet. Mißverstehen wir nicht die Ohnmacht des Christentums in dieser Welt des christlichen Abendlandes und des Krieges. Ihr letzter Sinn spricht sich in jenem Wort Pascals aus, auf das schon Theodor Haecker im Nachwort zur Uebersetzung von Kierkegaards Kritik der Gegenwart hingewiesen hat, in jenem Wort, das nicht nur

tief, sondern auch in seiner Tiefe furchtbar ist: *Jésus sera en agonie jusqu à la fin du monde: il ne faut pas dormir pendant ce temps-là.*

Jésus sera en agonie jusqu à la fin du monde — und die Forderung des Gekreuzigten: Glaube an mich, auf daß du in diesem Glauben dein ewiges Leben habest, auch sie hört nicht auf zu bestehen bis ans Ende der Welt.

ANTON SANTER: BRUCHSTÜCKE

Ich entnehme auch diese Brieffragmente mit der Frage, ob es recht ist, Leser fallweise vor Aeußerungen einer Gestalt zu stellen, deren Beziehung zu mir sie noch nicht überblicken können.

Vielleicht aber helfen mir gerade Ungeduldige bei der endgültigen Einstellung meines Helden ins Leben, welche das Ernsthafteste ist, das man mit Gestalten zu tun hat, um ihre Bedingtheit zu zeigen.

AUS BRIEFEN EINES ZWEIFLERS AN SCHÖNEN KÜNSTEN

Zuzeiten vermag sich Inneres in schönen Werken zu äußern. Aber nie hat die Kunst das Leben ohne Rest; denn ihre Werke sind zur Schau gestellt als Werke der Könner vor Mitmenschen. Das restlose Leben ist aber nicht Leben vor Menschen.

Obgleich ich oft mit Besseren die Einsicht teilte, daß mit der Kunst mein Zweifel mehr zu tun habe als mein Glaube — schon soferne mit aller Welt zuerst der Zweifel zu tun hat — versuche ich, noch einmal abseits der strengeren Brüder zu treten, welche in ihrer Wahrhaftigkeit und Einfalt alles verneinen außer dem Glauben, in dem sie stark sind.

Ich weiß mich dabei heimlich einig mit diesen Strengen, als wären sie Bewahrer meiner eigenen besseren Schweigsamkeit und als könnten sie dennoch nichts dagegen haben, wenn ich auch mit anderen rede.

Also möchte ich mit Dir nicht nur den letzten Zweifel teilen, den Zweifel am schönen Bilde Welt, welches dient uns noch zu blenden und zu binden, wo wir einst frei sein werden, nicht den Zweifel alles Innersten an aller Aeußerung will ich pflegen, sondern Dir, dem Verfallenen an das Schöne, will ich einige andere Zweifel an den schönen Künsten anheimstellen.

*

Man findet leicht Vergeßliche, welche an die tatsächliche Belanglosigkeit aller Werke der Kunst für vieles innerlichste Menschentum zu erinnern sind, welches dann jeder schätzen mag wie er muß. Auch wird sich oft ergeben, daß eine sehr wahre Kunst ihre Sache zuerst auf kunstlose Menschen mit wenig Oberfläche gestellt hat. Es gibt eine Art, in der Welt lebendig zu sein, welche vor dem, was man erstaunlich unverholen Kunstgenuß nennt, so viel voraus hat als der Mann vor dem Wüstling. Niemand weiß besser als manche Künstler ohne andere Werke der Kunst zu leben als die eignen Minuten lebendigsten Daseins zwischen Arbeit und langer Weile, und sie begnügen sich ohne weiteres anzudeuten, wie etwas in solchen Minuten aussieht. Was wollen sie mehr, als andre von fremden Werken so unabhängig machen wie sie selber sind, zu Künstlern, gleichviel mit oder ohne Werke. Nicht Handwerk und Historie lehren solche Meister brauchen, sondern jeden die Richtung erkennen, in welcher er Fremdes hinter sich läßt, und nicht nur Kunstschüler lehren sie das.

Wenn jede Kunst ihre Zeit gehabt hat, in welcher sie noch wahren Lebens Zeichen war, so werden Zeiten kommen, deren Zeichen keineswegs ist was heute von Kunstverständigen genossen wird. Abkehr von den Künsten und Einkehr in ein Leben, das keine anderen Zeichen gibt als solche außer der Literatur und Kunst, war mehr als einmal die einzige Bewegung einer Zeit, die des Toten und seiner Genießer müde und des Künftigen trächtiger war als irgendwelche Genießer.

*

Wie dürfte ich bei allem Gerede der Künstler übereinander vergessen, daß viele von ihnen zu den besten Sinnesmenschen

gehören, in welchen der gemeinsame Traum der menschlichen Sinnenwelt mehr weiter gedeiht als in andern. Denn es ist glaublich, daß es Zeiten ohne Augen für Rembrandts Schatten oder Lionardos Himmel gab, und Zeiten geben wird mit Augen, welche noch anderes als das Ungegenständliche sehen. Dies ist mehr Beruf als vieles Lautberufene, und ein Malerauge ist wahrlich etwas Lebendiges in der Welt. Durch heimliche Zucht werden immer wieder die Augen auserwählt, welche die Welt schön und lebendig sehen. Unzucht hierin wäre es, auch nur zu vergessen, daß ungleiche Augen auf Erden geboren und gezogen werden. Künstler sind es, in denen die Sinne der Menschheit voran wandern und sich das Weltbild ändert und Berg und Meer anders wird, während tote Gesetze bestehen. Vielleicht folgt dem Wunderglauben die andere Einsicht nach: Noch verborgener in unserem Wesen als der Glaube, der Berge versetzt, ist eine gegebene Macht, welche die Welt ändert und an der Welt unserer Sinne weiter baut.

*

Es gibt eine Sinnlichkeit und Unbefangenheit, welche zuzeiten neu gewonnen werden kann. Diese zweite, dritte und endliche Unschuld ist dauerhafter und macht freier als angeborene Beschränkung. Es muß ihr die von den eigentlichen Historikern in Kunst und Literatur — seien sie Meister, Schüler oder Publikum — immer wieder gegängelte Kunst immer wieder begegnen. So zeitlich und alltäglich dies alles sein mag, so rechtzeitig geschieht es doch immer wieder, daß Puritaner, Stoiker, Skeptiker und Nihilisten, Erbfeinde jener Kultur aus zweiter und dritter Hand, anders zu lächeln beginnen, wenn sie dem begegnen, was selber wahrliches Zeichen jener Unbefangenheit ist. Wenn sie der kindhaften Freude am Schönen begegnen und seinem bescheidenen Lobe.

*

Die Mittel des Künstlers sind nicht groß gegenüber dem Sinnlichen. Daß man da malt und meißelt, ist noch sehr gedankliche Zeichensprache, gehalten gegen sinnliche Offenbarungen durch Droguen, ja durch gesundes und krankes Leibesleben und manche Triks der Entarteten.

Die Begrenztheit der sinnlichen Mittel des Malers wäre eine trostlose Bildern gegenüber, wenn die von der Welt gegebenen Bilder nicht eine zweite, unsinnliche Aufgabe für den Maler enthüllten, deren Eitelnennung Sache der Kunstverständigen ist. Nämlich jener, welche wissen, daß manche Maler wieder anderes wollen als Leute vor Aufgaben stellen, welche sie in ihrer Mappe aus dem Freien nachhause tragen.

Nicht nur das Gebiet des indirekten Sehens, welches viele Geheimnisse enthält, ist unbewältigt, sondern auch die elementaren Variationen eines Bildes durch Herausdrehen des Kopfes aus der Haltung, in der man ihn als Organ gewöhnlichen Denkens und Trachtens zu tragen pflegt, sind oft schon mehr, als ein gemaltes Bild dem gewohnheitsmäßig orientierten Kopfe vermittelt.

*

Wie es für manchen Kranken die Möglichkeit gibt, was Aerzte Symptome nennen, sinnlich zu durchdringen, gegen das Nichts zu halten und selbst die Harmonie im Krankheitsbilde, die Krankheit selbst noch ganz durchleben zu lernen, so kann es dem Gesunden bewußt werden, daß es neue sinnliche Möglichkeiten gibt innerhalb der Gesundheit. Vielleicht zeigen heute die letzte Klugheit hierin diejenigen, welche beginnen, Bauern am Leibe und Religiöse am Geiste zu werden. Anders als der Kunstanbeter wird ein solcher Kyniker vor den unübersehbaren Stürmen stehen, aus denen die Werke menschlicher Kunst aufblühten rings um die Erde. Denn es wird abseits von den Zyklen der Historie und abseits von den Propheten ihrer Unabwendbarkeit dennoch vom wahren, unbestimmten Leben der Künftigen haben, nicht nur Werke der Vergangenen und die Qualen seiner Armut vor mißverständlichen Forderungen unlebendiger Kunstrichter.

*

Mag ein Hörer jede Musik zur Vertiefung seines schon gegebenen Traurigen oder Frohen hören, so ist doch das Jenseitige immer wieder alte kirchliche Musik und Bachs Orgelspiel. Denn dieser hat wie Montaigne seine Traurigkeit nicht geachtet

und nicht geliebt und sich nicht vom Einklang der abertausend Einzelnen in Gott gewendet.

Andere musikalische Genien sind ins Leben gestellt, Leiden und Freuden zu vertiefen, und wer wäre berufen zu rechten.

Aber eintönige Geräusche, aus denen ein Ton eben hörbar ist, sind manchem förderlicher für Erinnerung und Künftigkeit als Musik, welche Anteil an Fremdem fordert oder Anteil an ihrer Technik. Oft weicht die blinde Spannung und Lähmung, unserer Zeiten Geisel, vor Bachrauschen, Wind in Bäumen, Regen und tönenden Drähten. Man bleibt dabei freier und sich eigener als bei mancher Musik, es sei denn jene höchste, in der sich, ungestörter als sonst, jede einzelne Seele an der jenseitigen Fügung des Ganzen freut und jeder Wahl in der Welt enthoben ist.

*

Viele werden durch Triebe aus einem Dunkel erzeugt, ohne Bedenken und Absicht der Zeugenden. Es ist, als entwichen sie beim Spiel verantwortungsloser Eltern durch Geburt in die Welt einem anderen Orte blindlings. Wohl einem schlechteren; denn wie kämen sie sonst des Weges *inter faeces et urinas*, um mählich wachsend allen Tieren zu gleichen und vielem Vergangenem und endlich, wenn sie es erleben, einem Menschen, der auf Künftiges gerichtet ist. Nein, es sind nicht die Eltern, welche entscheiden, daß wir zur Welt kommen.

Viele dieser Menschenleben sind ohne weltlichen Inhalt und mit so vielen anderen gleichbedingt und glauben nicht immer, daß ihr bloßes Dasein eben das durch nichts anderes Ersetzbare, Einzige für sie ist. Ihre Bedürfnisse nach Inhalt werden befriedigt durch Religionen, Künste, Wissenschaften, tätiges Leben und vieles andere Weltliche mehr; so wie dem Hunger und der erotischen Leere abgeholfen wird. Die Sättigung dieser Armen wird besorgt zum Teil ohne Absichtlichkeit wie von Seiten leichtfertiger Künstler, zum Teil mit der Absichtlichkeit der kirchlich Eingeweihtesten und anderer Erzieher, welche Mitmenschen bewirtschaften, wie der staatlichen Erzieher.

Ist es nicht ein fragwürdiger Beruf, diese Armen mit derlei Dingen zu sättigen und ihnen die Mägen für die Seeligkeit der

Armen zu verderben, mit welcher wohl kaum Kultur aus zweiter Hand gemeint ist!

Die Tätigkeit dessen, der etwas erzeugt, womit er andere befriedigt, so auch des Künstlers, ist durch das Ganze bedingt und gegeben, gleichviel ob es alle Genies wahrhaben wollen und ob Künstler am liebsten führen und verführen, ohne sich oder Gleichzeitiges zu kennen. Der bewußte oder gar technische Mensch, der für andere vorausschaut und rechnet, wird jene Art nicht loben wollen. Oft wird er weniger Glauben finden als sein undurchsichtiger Mitwerber um Andere, wie schon die Konkurrenz des Klugen im Rat und des heiligen Narren bei manchen Völkern besagt, eine Konkurrenz, welche der Priester benützend überbrückt.

Ist es nötig, von der Kunst für Alle in der Hand des Pädagogen zu reden, oder von irgendwelcher Kultur, welche staatliche Pädagogen den Armen im Geiste vermitteln, den Seeligen, wenn sie nicht von diesem gesättiget werden?

*

Es gibt eine Romantiker-Neigung zur Kunst als zu einem Fremden, welche unglückliche Liebe werden kann. Dabei wird die Kunst auf eine gedankliche Weise heilig gesprochen statt gelegentlich geliebt. Solche Apostel oder Priester haben ihr Amt so gerühmt, daß ihre Amtsgebärden und manche ihrer Lügen Mode geworden sind.

Auch dem gegenüber genügt es, die Kunst als Lebens Zeichen zu sehen. Besser wahres Leben ohne Zeichen, als unwahre Zeichen zur Irrung seiner selbst und anderer. Die Wahrhaftigkeit eines Menschen, welcher Kunst zur ersten Forderung an das Leben macht, ist nur noch ein gütiger Zufall. Jederlei Lebens Zeichen ist wahrhaftiger als Kunstwerke und -werte, welche noch davon zehren, daß sie einmal als Zeichen inneren Lebens in Geltung und Umlauf waren. — Zwei Knaben, welche zusammen überlegen, ob es besser sei, Kunst oder Wissenschaft zu treiben, können Philosophen werden, da sie wenigstens eine hiezu nötige große und einfältige Art besitzen, welche Kunstanbeter selten an sich haben. Jene Knaben werden vielleicht

dereinst erkennen, daß diese Kunstanbeter nicht die Schönheit des Lebens lehren, aus welchem sie gedrängt wurden in die Arme der Apothekerin Phantasie, die Medizinen für alle verkauft. Was aber die Kunst und Wissenschaft anlangt, so werden die Knaben später sogar das „und" zwischen beiden verstehen und sagen: Es gibt zweierlei Beziehungen unter Mitmenschen, die Konkurrenz unter Börsennaturen und die gegenseitige Entlastung unter Brüdern, z. B. von der Kunst und von der Wissenschaft, die einander ohne zu eifern zur glücklichen Handwerkereinfalt entlasten.

Und einige Künstler sind in jeder Zeit, die sagen: Viele sind gescheitert an den Nüchternen und Historikern. Wir aber wollen sie bekehren. Ihr Glaube war oft groß, ihre Mittel stark, aber auch hinter ihrer Kunst ist das Letzte: der Zweifel am schönen Bilde Welt. Und nicht der Kunstanbeter, sondern das bescheidene Lob der schönen Welt wird daneben bestehen, so wahr es immer bestanden hat.

*

Wenn man bisweilen fragt, ob Einer mit sich im Leben haushielt oder sich vergeudete, so mag man weiterfragen, ob sich nicht Einer durch das ganze Leben bewußt war, seine Werke nur als Zeichen seines innersten Lebens zu wählen und zu tun. Einsicht und Zucht gehören dazu, das Leben überall wo eine Wahl bleibt, wo man selbst in Frage kommt und mittätig ist, nur als ein Chaos von Ausdrucksmitteln zu achten und hienach seine Wahl zu treffen. Ein in diesem Sinne bedeutendes, aber unbeachtetes Leben gleicht freilich nur dem Selbstgespräch eines Redners, welches aber immerhin die beste Rede jedes Redners ist. Ein in diesem Sinne bedeutendes und beachtetes Leben verliert leicht seine Richtung auf Künftiges und wird zur Geste für andere, oder es wird heilig und bleibt jenseit aller Ausdrucksmittel und Darstellungskünste, auch wo es Geschichte wird.

*

Was aber die Leitsprüche der Künstler für die Auswahl ihres Erlebens anlangt, so heißt der eine: Es gibt nichts Undarstellbares. Begegnet dieser Darsteller etwas über seine Kraft, so

weicht er aus, geht fort, will es vielleicht sogar nicht wahr haben. Dies ist die eine Sünde des Künstlers.

Der andere schweift in diesem Falle aus und hat die Folgen, nicht am wahren Leben wie der erste, wohl aber an seiner Form zu tragen. Dies ist die andere Sünde des Künstlers.

Und der der dritte ist ein Mensch ohne Künstler sein zu wollen. Die wahrste Kunst als Lebens Zeichen stammt gleichwohl oft von ihm, der sich in seine Scham verhüllt, wenn er versucht wird sich gegen das Leben oder gegen das Schöne zu versündigen.

Hinter alldem erhebt sich noch einmal die alte Frage: Lieber keine Kinder als häßliche? Oder lieber häßliche als keine?

Wenn man sagen würde, die Bejaher der ersten Frage seien die Kultivierten, so hätte man mit größerer Tragweite definiert und wäre den Kulturlosen als Quellen des Lebens gerechter geworden als üblich. Ja, man hätte sich über vieles Für und Wider menschlicher Kulturen zu einer Ueberschau erhoben, welche, ohne anders zu beglücken, vor unabsehbare Zweifel stellt.

*

Man festigt sich mehr, wenn man den Geist erringt, wo man ihn erfassen kann, nicht aber Tempel baut, damit er kommt. Dies ist die Art unzulänglicher Herzen und geschickter Baumeister. So gibt es vielerlei leere Tempel und gottlose schöne Formen und künstliche Fallen, in die nichts Lebendiges geht. Wir leben in Museen und mit Künstlern, welche sich in alten Lebens Zeichen hineinfinden und aus toten Formen reden. Abseits vom Leben der Zeit geschieht dies, dem die wahren Künstler sonst zu seinen Zeichen verhalfen, und deshalb ohne Fühlung mit den Lebendigen der Zeit, welche das Leben fassen wo sie es fassen können.

Die heidnische Götter- und Genienlehre entsprach der Gestaltung von Mächten und Gesetzen, welche wir neben dem einzigen Gotte als Wissenschaft sehen lernten. Solche in den weltlichen Göttern der Alten gestaltete Gewalten erfahren wir heute als Angelpunkte unseres Treibens durch die Wissenschaft, gedanklich, unbodenständig und unvorstellbar für das Volk.

Und viele ahnen nicht, in welchem Aufzug da die alten Götter wiederkehren.

Und wir erfuhren in der Zeit des Krieges, daß der einzige Gott aller Christen in der Welt verstummt war, während alle mit ihren Kultur- und Rasse-Götzen zu Felde zogen, die da die Waffen segnen sollten. Wer das klare Heidentum in der Sache sah, jene Götzen gar noch in der Hand eines Gottes glaubt wie uns alle, der wird zuweilen Bedingtheit im Christentum der Besiegten sehen und darin noch zu viel Weltliches für das, was er aller Welt gegenüber nach wie vor sein Jenseits hieß.

Es gab im Leben der Menschen Zeiten, in denen die Götter der Ueberwundenen überwundene Götter waren. Und es gibt Zeiten, in welchen ein Gott für Herren und Knechte genannt wird. Dieser hat oft widersprechende Eigenschaften und ist monströser gebaut als irgendein Götzenbild, oder er hat keinerlei Eigenschaften und ist gedanklich wie das Ding an sich. Oder er ist Mensch geworden und eben damit allen schönen Künsten entrückt bis in das wahre Leben. Und von ihm ist weder Kirche noch Kunst zu erwarten, sondern Abkehr vom Aeußeren zum Inneren, wo jeder suchen muß, der etwas finden will in Zeiten der Erneuerung.

*

So wie Medizinen nicht für Alle und nicht für jede Zeit, sondern für jeden zu seiner Zeit sind, so wohl auch die schönen Künste und das Gerede darüber.

Für manche sind Kunstwerke Balsame gegen die schmerzliche innere Reibung, welche jederlei organisches Wachstum begleitet, die Gesellschaft zu vielen Worten und oft den Säugling zum Schreien bringt. Für andere ist Giftiges wie Mißbrauch von Droguen in jeder Zuflucht zur Einbildungskraft und leichtfertiger Verzicht auf Verantwortung und Wirklichkeit. Und wieder anderen ist das Kunstwerk ein Zeichen des Lebens, das sie lieben, und anderen ein vorgetäuschtes Symptom, und anderen zur Geste gewordenes Leben ohne Künftigkeit.

Aber wohl an gar allem, was der Geist hervorbringt, der es Künste, Religionen und Kulturen nennt, haftet etwas von der Bedingtheit zwischen dem Hinkenden und seinem Stabe. Und

es gibt einen zweiten Geist, der immer sagt: Eben was seinen Wert darin hat, daß es Menschen vervollkommnet, ist damit dem Jenseits der Menschen, dem Unbedingten entfallen, und verfallen ist es schon dem Zweifel der Gläubigen, die das Jenseits wollen.

Wo ist denn aber das Unbedingte?

Das Unbedingte ist, was du hinter allem noch willst, das deinen Zweifeln verfiel.

*

Und wenn ich noch einmal zum geistlicheren Bruder reden sollte, der von jeher und neuerdings auf die Grenze zwischen aller Gestaltung des Lebens und der jedem Lebendigen gegebenen Gnade des ungestalteten eigensten Lebens hinweist, auf die Gnade der Gegenwart und offenen Zukunft für jeden Lebendigen, so hätte ich ihm zu danken. Denn eben nur wer um jene Grenze weiß, der wird die schönen Künste erkennen, wo sie in Bescheidenheit die Zeichen des Lebens gestalten. Mag man eine Kultur, die darum weiß, eine christliche nennen oder nicht — ich entscheide es nicht — sie ist geborgener, als wir es sind, vor der Ueberhebung ihrer Führer, welche ihrer Verhaßtheit und ihrem Falle vorangeht. Und schon darin könnte ihr Erfolg über andere Kulturen und ihre Hasser im eigenen Leibe liegen, ein Erfolg, an dem vielleicht sonst nichts gelegen ist.

*

Leb wohl, Geduldiger mit dem, was in diesen Zeilen steht, Ungeduldiger mit dem, was Du zwischen den Zeilen fandest. Auf Wiedersehen vielleicht im Jenseits solcher Gedanken, wo die Sonne auf die Nacken spielender Kinder scheint, auf die wir beide schweigend schauen, gläubig daß jedes Menschenkind sein eigenes Leben in sich hat, und gewärtig der unversieglichen Zeichen dessen, gleichviel ob wir da schweigen oder schöner Künste noch mächtig sind gegenüber dem restlosen Leben.

SÖREN KIERKEGAARD: TAGEBÜCHER

Ausgewählt und übersetzt von Theodor Haecker.

1834

22. XI. — Es gibt gewiß nur wenige Wissenschaften, die dem Menschen den ruhigen und freudigen Sinn schenken, wie die Naturwissenschaft. Er tritt hinaus in die Natur, alles ist ihm bekannt, er hat gleichsam zuvor schon geredet mit Pflanzen und Tieren; er sieht nicht bloß den Nutzen, den der Mensch von ihnen hat (denn das ist etwas ganz Untergeordnetes), sondern er sieht ihre Bedeutung im ganzen Universum. Er steht gleich wie einstens Adam, und alle Tiere kommen zu ihm; und er gibt ihnen ihre Namen.

22. XI. — Der Unterschied zwischen einem Schriftsteller, der seinen Stoff überall aufnimmt, aber ihn nicht durcharbeitet zu einem organischen Ganzen und dem, der das tut, kommt mir vor wie der zwischen falscher und echter Schildkrötensuppe. Das echte Schildkrötenfleisch schmeckt an einigen Stellen wie Kalbfleisch, an anderen wie Hühnerfleisch u. s. w., aber alles ist aufgegangen in einem Organismus. In der falschen kommt man auf alle diese verschiedenen Arten Fleisch, aber, was sie verbindet, ist eine Sauce, die doch oft kräftiger ist, als das Gewäsch, das in manchen Schriften an ihre Stelle tritt.

24. XI. — Der Stein, der vor Christi Grab gelegt wurde, scheint mir passend der Stein der Weisen genannt werden zu können, insofern seine Wegwälzung nicht bloß den Pharisäern, sondern nun 1800 Jahre hindurch den Weisen so viel zu schaffen gemacht hat.

25. XI. — Zum Glauben gehört doch wohl gewiß eine Willensäußerung, und das sogar in einer anderen Bedeutung, als wenn ich z. B. sagen muß, daß zu jeder Erkenntnis eine Willensäußerung gehört; denn wie soll ich es mir anders erklären, daß es im N. T. heißt, daß der, der nicht glaubt, gestraft werden soll.

23. XII. — Soll ein großer Mann nach anderen Prinzipien beurteilt werden als jeder andere Mensch? Diese Frage hat man oft mit „Ja" beantwortet, ich aber sage „Nein". Denn ein großer Mann ist dadurch groß, daß er ein auserwähltes Werkzeug ist in Gottes Hand; aber in dem Augenblick, da er sich einbildet, daß er selbst es sei, der handle, daß er hinausschauen könne über die Zukunft und mit Rücksicht auf sie den Zweck das Mittel heiligen lasse — so ist er klein. Recht und Pflicht gelten für alle, und ihre Uebertretung kann ebenso wenig bei den großen Männern entschuldigt werden, wie bei den Staaten, wo man sich doch einbildet, daß die Politik die Erlaubnis hat, Unrecht zu tun. Wohl hat ein solches Unrecht oft nützliche Folgen gehabt, aber für diese haben wir dann nicht jenem Staat oder Mann zu danken, sondern der Vorsehung.

1835

Eulenspiegel scheint mir das Satyrhafte im Norden zu repräsentieren.

19. IV. — Was die Juden und später Viele von Christus gefordert haben: daß er seine Göttlichkeit beweisen sollte, ist eine Ungereimtheit; denn w a r er wirklich Gottes Sohn, so würde der Beweis dafür eine Lächerlichkeit sein, ebenso lächerlich, wie wenn ein Mensch sein Dasein beweisen wollte, da ja für Christus in diesem Fall sein Dasein und sein Gottsein dasselbe ist — und war er ein Betrüger, so hätte er wohl ebenso gut in den Charakter eingehen können, um einzusehen, daß gerade in dem Augenblick, da er sein Gottsein bewiese, er sich selber auf den Mund schlüge.

Die Subjektivität, von der ich meine, daß es auf sie zuerst ankommen muß in Hinsicht auf die Kirche, — indem dasselbe gegen jede neue Norm sich einwenden läßt, die man über die Kirche stellen will, was man richtig gegen die Bibel eingewendet hat — ist bereits vorbildlich darin, daß das am meisten Objektive im Glaubensbekenntnis so anfängt: I c h glaube.

29. Juli. — Wenn man von Keven über Sortebro auf die nackten Felder geht, die entlang dem Strande ziehen, ungefähr eine

Viertelmeile nach Norden, kommt man zu dem höchsten Punkt hier, nämlich Gibbjerg. Dieser Punkt ist immer eine meiner Lieblingsstellen gewesen. Und wenn ich hier stand an einem stillen Abend, wenn das Meer mit tiefem, aber stillem Ernst seinen Gesang anstimmte; wenn mein Auge nicht einem einzigen Segler begegnete auf der ungeheuern Fläche, sondern das Meer den Himmel begrenzte und der Himmel das Meer; wenn auf der anderen Seite des Lebens betriebsames Lärmen verstummte, und die Vögel ihr Abendgebet sangen — da stiegen aus den Gräbern für mich die wenigen lieben Toten, oder besser gesagt, es kam mir vor, als wären sie nicht gestorben. Ich fühlte mich so wohl in ihrer Mitte, ich ruhte mich aus in ihrer Umarmung, und es war mir, als wäre ich außer dem Leibe und schwebte in einem höheren Aether mit ihnen — und der heisere Schrei der Möwe erinnerte mich daran, daß ich allein stand, und alles verschwand vor meinen Augen und ich kehrte zurück mit Wehmut im Herzen, um mich in das Gewühl der Welt zu mischen, ohne doch solche selige Augenblicke zu vergessen. — Oft stand ich hier und schaute aus über mein vergangenes Leben und über die verschiedenen Umgebungen, die Macht auf mich ausgeübt hatten; und das Kleinliche, das so oft im Leben Anstoß gibt, die vielen Mißverständnisse, die so oft Gemüter von einander trennen, die, wenn sie recht einander verständen, mit unauflöslichen Banden sich zusammenknüpfen würden, schwanden hin vor meinem betrachtenden Blick. Wenn das Ganze — in solcher Perspektive gesehen — nur die größeren, die kräftigeren Umrisse zeigte, und ich so nicht, wie man so oft tut, im Moment mich verlor, sondern das Ganze sah in seiner Totalität, da stärkte ich mich, die Dinge anders anzugreifen, zu gestehen, wie oft ich selber Mißgriffe getan hatte, und Anderen zu vergeben. — Wenn ich hier stand, ohne daß Verstimmtheit oder Verzagtheit mir mich selbst als ein Encliticon zu den Menschen sehen ließ, die gewöhnlich mich umgeben, oder ohne daß Stolz mich selbst zu dem konstituierenden Prinzip in einem kleinen Kreise machte, — wenn ich so hier stand, allein und verlassen, und die Macht des Meeres und der Kampf der Elemente mich an mein Nichts erinnerten, und auf der andern Seite der sichere

Flug der Vögel mich an Christi Worte erinnerte: „Nicht ein Sperling fällt zur Erde ohne den Willen eures himmlischen Vaters": da fühle ich auf einmal wie groß und wie klein ich bin; da hatten jene beiden großen Mächte: Stolz und Demut freundlich sich vereinigt. Und glücklich ist der Mann, für den d i e s e s möglich ist in jedem einzelnen Moment seines Lebens; in dessen Brust jene beiden Faktoren nicht bloß einen Vergleich geschlossen, sondern einander die Hand gereicht und Hochzeit gehalten haben — eine Ehe, die weder eine Vernunftehe noch eine Mesalliance ist, sondern eine in Wahrheit stille Hochzeit, gehalten in der tiefsten verborgenen Kammer des Menschen, im Allerheiligsten, wo nicht viele Zeugen zugegen sind, sondern wo alles vor sich geht allein vor den Augen d e s s e n, der allein der ersten Hochzeit beiwohnte im Garten Eden und das Paar segnete, — eine Ehe, die auch nicht unfruchtbar bleiben, sondern gesegnete Früchte haben wird, was auch in der Welt sich zeigen wird vor dem Blick des erfahrenen Beobachters; denn mit diesen Früchten geht es wie mit den Kryptogamen in der Pflanzenwelt; sie entziehen sich der Aufmerksamkeit der Menge, und nur ein einzelner Forscher sucht sie auf und freut sich an seinem Fund. Ruhig und still wird sein Leben hinfließen und er wird weder des Stolzes berauschenden Becher noch der Verzweiflung bitteren Kelch leeren. Er hat gefunden, was jener große Philosoph, — der durch seine Berechnungen die Angriffswerkzeuge der Feinde vernichtete — wünschte aber nicht fand: jenen archimedischen Punkt, der eben deshalb außer der Welt liegen muß, außerhalb der Schranken von Zeit und Raum.

Hier habe ich das Meer sich kräuseln sehen bei einem sachten Lüftchen, es spielen sehen mit den kleinen Steinen; hier habe ich seine Oberfläche sich wandeln sehen zu einem ungeheuern Schneegestöber und den Baß des Sturmes anfangen zu fistulieren gehört; hier habe ich, sozusagen, die Entstehung der Welt und ihren Untergang gesehen, — Anblicke, die in Wahrheit Schweigen gebieten. Doch wozu diese Ausdrücke, die so oft entheiligt werden? Wie oft begegnen wir nicht diesen sentimentalen Blondinen, die, wie Nymphen in weißen Kleidern, mit bewaffneten Augen — von ihnen gilt, was Gynther bei einer andern Gelegen-

heit sagt: „Leute, die mit bewaffneten Augen kommen, aber auch mit bewaffneten Herzen" — solche Phänomene betrachten, um dann in „stumme Bewunderung" auszubrechen? Wie verschieden von dem gesunden, frohen, natürlichen Mädchen, das mit Unschuld in Auge und Stirn solches betrachtet. Auch sie verstummt; aber gleichwie Jungfrau Maria einst birgt sie es tief in ihrem Herzen.

Um wahre Demut zu lernen (mit diesem Ausdruck will ich den besprochenen Sinneszustand bezeichnen) ist es gut, daß der Mensch aus dem Getümmel der Welt sich zurückzieht (wir sehen auch, daß Christus sich zurückzieht, sowohl wenn er anfangen soll, den dornenvollen Weg zu betreten, als wenn das Volk ihn zum König ausrufen will); denn im Leben ist entweder der deprimierende oder der elevierende Eindruck zu übermächtig als daß das wahre Gleichgewicht zustande kommen kann. Hier entscheidet natürlich die Individualität viel; denn gleichwie fast jeder Philosoph die Wahrheit gefunden zu haben glaubt, fast jeder Dichter den Parnass erreicht zu haben, so finden wir auf der anderen Seite viele, die ihre Existenz ganz an einen anderen knüpfen, wie ein Parasit an die Pflanze, in ihm leben, in ihm sterben (z. B. die Franzosen im Verhältnis zu Napoleon). Aber mitten in der Natur, wo der Mensch, frei von der oft qualmigen Luft des Lebens, freier atmet, hier öffnet sich die Seele willig jedem edeln Eindruck. Hier tritt der Mensch heraus als der Herr der Natur, aber er fühlt auch, daß in ihr ein Höheres sich zeigt, etwas, vor dem er sich beugen muß; er fühlt eine Notwendigkeit sich hinzugeben der Macht, die das Ganze regiert. (Ich mag natürlich nicht reden von denen, die in der Natur nichts Höheres sehen als Masse, — Leute, die in Wahrheit den Himmel für eine Käseglocke halten und die Menschen für Maden, die darin leben). Hier fühlt er sich groß und klein zumal und das ohne der Bemerkung Fichtes (in „Die Bestimmung der Menschen") von einem Sandkorn als die Welt konstituierend zu bedürfen, eines Satzes, der dem Wahnsinn sehr nahe liegt.

THEODOR HAECKER: EINFÄLLE UND AUSFÄLLE

Mir fällt ein: Der Verfasser des „Untergangs des Abendlandes", welcher Untergang, wie es für das Abendland sich ziemt, lukrativ in bis zu diesem Augenblick 10. Auflage, also sozusagen allabendlich vor ausverkauftem Hause sich abspielt, leitet sein dickes Ende von Allem so ein: „ich habe nur den Wunsch beizufügen, daß dies Buch" (dieses dies leitet übrigens auch das Deutsch dieses Unterganges, also den Untergang der deutschen Sprache ein, ein Deutsch, das ganz unvermeidlich ein stattlicher Chorus von ehrenwerten Sprachkennern: glänzend nennt) „neben den militärischen Leistungen Deutschlands nicht ganz unwürdig dastehen möge." Diesen „faustischen" Wunsch eines ganz genau so „faustischen" Menschen — so etwas allein müßte den Mann und das Buch unmöglich machen — teile ich durchaus und werde, so viel an mir liegt, zu seiner Erfüllung beitragen. Und die läßt gar nicht auf sich warten, hat schon die Hälfte des Weges zurückgelegt. Denn bekanntlich haben die militärischen Leistungen Deutschlands zu bislang unerhört zahlreichen Auflagen von Siegen geführt, um dann schließlich auf das Erfolgreichste den eigenen Untergang zu leisten. Die Siegesauflagen unseres Propheten sind zweifellos wieder da; ich warte jetzt voll Zuversicht — man muß eben warten, wie Deutschland auch warten mußte — daß auch die zweite Hälfte des Wunsches, so wenigstens wie ich ihn verstehe, sich erfülle, also: daß der Untergang des Abendlandes noch lange vor dem Abendland untergehe. Ehe es so weit ist und ich noch mehr über das dicke Buch sagen und einen Wasserkopf anzapfen muß, will ich eine Jugend warnen, die noch geistige Interessen hat. Man muß nicht auf alles hereinfallen, man muß nicht. Und wenn ihr ihn leset, so leset mit prüfenden Augen, sehet ihn euch genau an, diesen höchst peinlichen Schriftsteller, wie er die feinste, subtilste, die edelste Arbeit, die humane Philosophie tun kann, vernichtet, indem er mit dem zähen Schlamm seines rettungslos verworrenen Denkens die durch mühsame selbstverleugnende

Arbeit erschauten und beschriebenen Grenzen der Erkenntnis- und Wissenschaftssphären überflutet und verwischt, indem er, ein zum Aufschluchzen neudeutsch geschwollener, die ganze Welt auf seine „Leistungen" nehmender Kommis, mit der Anmut des Hippopotamen die zarteste wie die hochaufgeschossene Saat auf den Fluren der Erkenntnistheorie niedertrampelt — Leistungen, die freilich „neben den militärischen Leistungen Deutschlands nicht ganz unwürdig dastehen mögen". Lasset euch das Haus, von dem ihr Welt und Geschichte anschauen wollet, nicht von einem solchen Spengler einrichten! Der Spengler arbeitet mit Blech; das ist ein ehrliches Gewerbe; der Schwindel fängt aber an, wenn die Spengler faustisch werden; denn ein solcher faustischer Spengler tut noch mehr als bloß mit Blech arbeiten: er macht selber, apollinischer aber dionysisch bewegter Leere voll, mit jener Magie, die vom Fürsten dieser Welt einem jeden Feuilletonisten als Kaufpreis für seine Seele gegeben ist, aus jedem Nichts ein glänzendes Blech. Sehet euch dann auch die an, die ihn euch aufschwatzen! Wer sind sie denn? Es sind die schleimigen Wucherpflanzen der Feuilletons der großen Zeitungen, angefangen von jenem Bahr, der immer noch lebt, bis zu jenem Mahrholz, der scheints unter denen, die an unseren Nerven zerren, den Ehrgeiz hat, den ersten Platz sich zu erschreiben, unterstützt von dem nicht zu zählenden Schwarm von redefixen Schwammerln, die plötzlich über Nacht aufschießen aus dem Boden der „Bildung", sobald ihn einer mit was immer von neuem benäßt hat. Sie erkannten in ihm sofort Schleim von ihrem Schleim, Gallert von ihrem Gallert, Tinte von ihrer Tinte, einen also, der die Gefilde der Kunst und Philosophie — daß er auch die Unanständigkeit hat, über Christentum und Theologie mit der üblichen arroganten Ignoranz zu reden, ist ein Kapitel für sich, das ich mir aufhebe — durch eine weitverzweigte Banalisation den Massen nutzbar macht und zugleich den gesteigertsten Ansprüchen einer verwöhnten Zivilisation auf geistige Bequemlichkeit — zu denken braucht man nicht mehr, nur zu schreiben — entgegenkommt. Diese sind es, und wer noch? O, vielleicht noch Schlimmere! Liberale protestantische Theologen, diese letzte Konkretion der Gedanken-

losigkeit, diese unheilige Fleischwerdung des Ungeistes, die mit einer nur durch geheimnisvolle Affinität erklärbaren Vehemenz auf alles Totgeborene sich stürzt, alles dem Tode Geweihte lebendig preist. Es sind jene, zu denen eine theologische Jugend, wenn sie erwachte, sagen könnte: Wir haben Speise von euch verlangt, ihr aber gabt uns kein Brot, ihr gabt uns auch nicht Steine, gewiß nicht, ihr gabt uns Staub mit Schlamm gefeuchtet, ihr gabt uns Dreck zu essen; uns dürstete, ihr gabt uns nicht Wein, ihr gabt uns auch nicht Wasser, o gewiß nicht, ihr gabt uns Spülwasser zu trinken! Diese sind es, und ist unter ihnen nicht bereits auch ihr Primas, ihr Kirchenvater, die versatile Exzellenz Harnack, der endlich literarisch heimgefunden hat, indem er an Bord des Inselschiffs stieg, eines stark gebauten Untiefenbootes, das mitten durch vernichtende Solecismen (aber nur andere!) und todbringende Banalitäten (aber nur anderen!) die so notwendige Verbindung zwischen Flachländern und Flachköpfen totsicher herstellt? Diese sind es, die, verschwenderisch wie nur der Tod, ihren Untergang mit dem eurer Denkkraft bezahlen wollen. Darum denkt an eure geistige Ehre und die mögliche Schmach! Wenn eure Väter dem Rembrandtdeutschen erlagen, und durch seinen unausgegorenen Wein in einen unsaubern Rausch gefallen, eine ganze Generation von unausstehlichen zudringlichen Kunstwärtern und hoffnungslosen Anwärtern züchteten, so braucht doch ihr nicht, davon längst nüchtern geworden, noch einmal, nun, da er wieder kehrt, auf ihn hereinzufallen, und dann vielleicht etwa nur deshalb, weil er inzwischen die Elephantiasis sich zugezogen hat.

*

Ich weiß nicht, ob der Orientale Glück ertragen kann — die Juden des alten Testaments konnten es gewiß nicht und die Völker, die sie bekriegten, eigentlich auch nicht, aber das sei dahingestellt: fest steht, daß die Europäer es nicht können, weder als Völker und Staaten noch als Einzelne, ja nicht einmal als Kirchen und Päpste und Priester, sondern nur als Heilige; die einzige „natürliche" Ausnahme, bis zu einem gewissen Grade, bilden die Engländer, und will man nur psychologisch

urteilen und erklären, so liegt hier das Geheimnis ihrer Weltherrschaft; doch ist gewiß, daß die Wurzeln dieses Geheimnisses noch tiefer liegen und Gründe sind, die für die Engländer weniger schmeichelhaft aussehen; denn alle „natürlichen" Eigenschaften, alles „natürliche" Recht, alle „natürliche" Eignung und Bestimmung, alles Talent: alles „Natürliche" hat auf Erfüllung so viel und so wenig „absolutes" Recht wie der Samen auf Aufgehen, das Ei auf Befruchtung, der Keim auf Nährboden — welche Finsternis der Verzweiflung, wenn nicht das leitende Licht des göttlichen Weltplanes der Erlösung durch das düsterste historische Geschehen leuchtete! — hat also seine Erfüllung nur nach dem Plane der ewigen Liebe — irgend eine „historische Mission", die ein Philosoph oder Historiker oder Politiker für sein Volk in seinem Hirn ausheckt und aus empirischen Daten, so tatsächlich sie sein mögen, durch Induktion sich und anderen beweisen will, sind an sich und ihrem „immanenten", „natürlichen" Recht nach vor Gott noch gar nichts. Wenn er sie ansieht und jenem Volk die Macht und die Herrschaft gibt, so folgt daraus für dessen „Auserwähltheit" im absoluten Verstand noch gar nichts, ja könnte eher, wenn die Zeiten so sind wie heute, etwas für seine Verworfenheit folgen, da es, um mit einer solchen Welt so klug zu Ende zu kommen, mit jener „Welt" und „Klugheit", die das Christentum von der ersten Minute an mit warnenden Anführungszeichen versah, in einem gefährlichen Zusammenhang leben muß. So lange die Menschheit die Umkehr nicht im Geist und in der Wahrheit und zuerst einmal durch Reue gegangen ist, kann die Allmacht Gottes wie vor 2000 Jahren nur mehr für äußere Ordnung, mit abgekehrtem Antlitz und fernen Armen, die Hilfe geben; dafür können Eigenschaften gut sein, die im Reiche Gottes nicht großer oder keiner Ehre wert sind. Die Engländer haben als Volk, als Staat, als Kirche, zusammengefaßt: als Insel vom Geiste Christi sich losgesagt. Es hat dort gegeben und gibt dort, wie überall, Einzelne als Christen, aber die englische Hochkirche hat nicht nur nicht die „Liebe" — Widersinn, das auch nur zu sagen — nein, sie hat auch den Glauben nicht, sie hat keinen Glauben, sie glaubt nicht und nichts. Wie sagst du doch? Sie habe den Glauben nicht?

Glaubt auf der ganzen Welt irgend jemand so verzweifelt an etwas, wie sie an ihre Auserwähltheit? Nein, niemand; indessen, so verzweifelt an etwas Selbstgemachtes glauben, — denn wo und wann ist der Prophet aufgestanden, der Moses und den Propheten, deren Weissagungen bis zum letzten sich erfüllt haben, sich erfüllen und noch sich erfüllen werden, gleich gewesen wäre und England die Herrschaft der Welt von Gott selber zugesprochen hätte, wo und wann?! — das heißt nicht: den Glauben haben, sondern das heißt: den Glauben nicht haben; das heißt nicht: an Gott glauben, sondern das heißt: an Gott nicht glauben. Wohl, ich weiß, es sagen manche dort: wir glauben an die Vorsehung und durch sie hindurch an die Bestimmung unserer insularen Lage; das ist nicht wahr, und ihre eigene Gentlemanphilosophie der freiwilligen Borniertheit, die auch den Geist von vornherein aufgegeben hat und ihn mit Hilfe der induktiven Methode niemals finden wird, zeigt sie an: sie gehen aus von der empirischen Tatsache ihrer „insularen Lage" und ihrer „Erfolge" und induzieren daher den Willen der Vorsehung. Aber heißt das: an eine Vorsehung glauben? Dieses eine wissen wir ja doch mit unerschütterlicher Gewißheit und danken dafür dem allmächtigen Gott, daß die Vorsehung etwas anderes vorsieht als den ewigen Erfolg englischer Eigenschaften, die für einen geistigen Menschen etwas durch Langeweile Einschläferndes und Idiotisierendes, kurz, für heute freilich, etwas „Welt"beherrschendes haben. Der Tag des göttlichen Gerichtes, der diese Insel, wenn sie von ihrer ruchlosen Politik nicht läßt, treffen muß und treffen wird, wird der Tag des Hungers sein. Denn, wie steht das doch? Ist der Satz: diese Insel ist von der Vorsehung zum Hungertod bestimmt, für die Vorsehung weniger beweisend als der Satz: diese Insel ist von der Vorsehung zur Weltherrschaft bestimmt und also auch dazu, andere Hungers sterben zu lassen? Wo ist der Denker und der wahrhaft Gläubige, der das sagen wollte! Und doch werden die Engländer, wenn das erste eintreffen wird, keine, nicht einmal mehr, wie heute, mäßige, nein: keine Denker mehr sein, sondern sie werden an die Vorsehung nicht mehr glauben, weil sie auch vorher nicht an sie, sondern „verzweifelt"' an ihre

Weltherrschaft glaubten. Es steht aber auch für diesen Tag, wenn er durch eigene Schuld kommen muß, fest, daß niemals vorher ein anderes Volk mit solcher radikalen Verzweiflung seine Herrschaft wird verloren gehabt haben, wie das englische sie verlieren wird — nicht einmal anno 70 das jüdische, das die Weissagung der Weltherrschaft ja nicht selber von sich aus erfunden, noch weniger in einer im Grund doch lächerlich infantilen Weise, wie England, induziert — im Gegenteil, da ja alle Empirie, aller Erfolg dagegen zeugte —, sondern von dem gewaltigen dreieinigen Gott empfangen hat, darum in Wahrheit auch gar nicht zu Grunde ging so wie Babel, Assur, Pharao, die Perser, Meder, Griechen, Römer . . . (Lücken bleiben auszufüllen), sondern bis ans Ende der Tage bewahrt wird.

*

Es kann also der europäische Mensch das Glück und den Sieg nicht ertragen — er wird frech oder unanständig oder faul oder dumm. So nennt der Kardinal Mercier, der sich zu politischen Propagandareisen in Amerika erniedrigt, jetzt, vom „Sieg" berauscht wie irgend ein Held von Versailles, in einem Buch den Kampf zwischen der Entente und Deutschland den Kampf zwischen „Gut und Böse" schlechthin, ganz einfach, absolut: Gut und Böse. Wenn ein einfacher Mensch, der nicht die tönende Tragweite eines solchen Namens und Amtes hat, die Dinge so einfach nimmt, so mag man über ihn lächeln oder ihn auch belehren, je nachdem; wenn ein Kirchenfürst und Kardinal es tut, so wird man traurig, sofern man nämlich einen Eid geschworen hat, seine Eingeweide nicht vom Zorn, der hier immer das erste ist, verbrennen zu lassen. Ist einer denn dazu nicht nur Christ, sondern auch, wir sollen das ja für eine Klimax halten — Kardinal, daß er, was naiv ist in eines Einfältigen Mund, in dem seinen zu einer mordbrennerischen, noch einmal eine Generation anzündenden Lüge macht? Denn dieser Mann, der, während sein Vaterland in Not und unterdrückt war, eine gute Figur machte — aber wem es schlecht geht, fällt das eben gar nicht so schwer, so daß es fast eine Naturfolge dessen ist, daß es einem schlecht geht, so sind wir Europäer, unser Herz

ist trotzig und verzagt wie am ersten Tage des Sündenfalles, wir sind alle so, der eine auffälliger nach außen, der andere verborgener nach innen, aber vor Gott sind wir alle so, außer den Heiligen, weshalb einem der Einfall kam, daß der einzig vernünftige Ehrgeiz wohl sei, ein Heiliger zu werden, da der immer eine gute Figur macht, vor Gott und vor Menschen, vor diesen freilich erst, wenn er gestorben ist; wir sind alle so, sogar uns Neudeutschen ist es durchaus nicht schwer gefallen, eine gute Figur zu machen, damals nämlich als wir zu dreien — wir hätten die beliebigsten drei, woher immer, nehmen können, es wäre uns immer gelungen — im Spiegelsaal von Versailles dem Auswurf der „Sieger" gegenüberstanden: 3 Erniedrigte und Beleidigte, 120 durch Gottes- und Menschenhaß, durch Hochmut, durch infantilen, freimaurerischen Kretinismus verzerrten Visagen von Erpressern und Heuchlern — an ihrer Spitze der Gorilla der Gloire — (welch ein Schauspiel! und wie drückt dieses Zahlensymbol die namenlose Lächerlichkeit der „Sieges"- und „Ruhmes"allüren der rasselnden französischen Generalbanditen aus!), vor deren Anblick die Spiegel gewiß zersprungen wären, wären sie nicht schon zu Zeiten ihres Stifters, der seinen euphemistischen Namen *per antiphrasin* trägt, da er von der Sonne nur die Flecken hatte, trüb und blind geworden — denn wahrlich diesem Mann, dieser Eminenz, hätte es besser angestanden, nun einmal, nach dem Sieg, die eigenen Leute und die Benützung des Sieges, nicht bloß seinen Nutzen für eine Propagandafahrt nach Amerika, auf „Gut und Böse" anzusehen, dann wäre ihm für die Tat von Versailles wohl ein Ausdruck des heiligen Augustinus eingefallen, den er noch hätte steigern müssen: *magnum*, was magnum, *maius*, das ist in der Mitte und mittelmäßig, nein: *maximum*, *maximum latrocinium!* Und die eigenen Leute! Denn, bei Gott, so g u t zu sein, wie die belgischen Armeegötter und Hurenknechte am Rhein, fällt dem bösesten Deutschen leicht, aber so böse zu sein, wie belgische Soldaten, die, a l s k e i n K r i e g m e h r w a r, auf badende Deutsche und deutsche K i n d e r schossen und sie auch trafen, so böse zu sein, fällt dem neudeutschesten Deutschen schwer. Es gibt gewiß unter der belgischen Besetzung deutsche Beamte, die bei demselben Mut, den der Kardinal unter

der deutschen aufgebracht hat, ungleich größeren Gefahren im Frieden sich aussetzen, als dieser während des Krieges gelaufen ist und sogar gelaufen wäre, wenn er seinen Mut bis zum Uebermut gebracht hätte. Daß wir geschlagen worden sind, dafür danke ich Gott, denn von ihm sind wir geschlagen worden, damit wir gerettet würden, und weil er uns noch liebt, nicht aber, weil die belgische Sache das absolut „Gute" war und die deutsche das absolut „Böse". Vor Gott beuge ich mich, nicht aber vor irgend so einem Belgier, und wenn er Priester ist. Mag er den Mund vollnehmen mit so lächerlicher Phrase, man wird ihm ihn stopfen mit dem Wort. Es hätte mehr zu unserer christlichen Erbauung gedient, wenn dieser Kirchenfürst die Mißverständnisse nicht noch weiter durch eine (in seinem Mund!) infernalisch dumme Lüge verdichtet hätte; es wäre auch unser ästhetisches Bedürfnis besser befriedigt worden, wenn dieser ex officio „Knecht Christi" nicht bei den Menschen und Amerikanern Ehre gesucht, also auch nicht, wie nur irgend ein erbärmlicher politisch-militärischer Wichtigtuer der Zentral-, item der Ententemächte — hier eröffnete uns schon längst die Sprache das Geheimnis, daß heute wichtig von Wicht kommt — die Hochkonjunktur benützt und in einem Nu Memoiren veröffentlicht, sondern zunächst, laut rufend wie aus der Wüste erklärt hätte, daß das Werk von Versailles eine ungleich teuflischere Tat ist als der Einfall der Deutschen in Belgien. Von einem Ludendorff, einem Foch, einem Lloyd George, einem Wilson verlangen wir geistig gar nichts, von einem „Knecht Christi" verlangen wir alles, alles und alles ganz. Nun geschieht aber alles wieder so, daß das Wort erfüllt wird, das von den offiziellen Vertretern der Kirche gesagt ist: „Alles, was sie euch sagen, daß ihr halten sollet, das haltet und tuts; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht tun". So viel an uns liegt, wollen wir den ersten Teil des Satzes genau beachten, den zweiten aber auch: Nicht ihnen folget nach, sondern Christus folget nach! Am Schluß aber steht, was am Anfang stand: es kann der europäische Mensch das Glück und den Sieg nicht ertragen — er wird frech oder unanständig oder faul und dumm.

NOTIZ DES HERAUSGEBERS

Eine vom Brenner am 4. Februar in Innsbruck zugunsten der Landeskommission für Mutter- und Säuglingsfürsorge veranstaltete Vorlesung von *Karl Kraus* wurde — unmittelbar vor deren Ende, als Kraus im Anschluß an die widerspruchslos mit Applaus quittierte Szene „Deutsches Hauptquartier" den Fluch eines sterbenden Soldaten vortrug — durch ein paar machtlose, à tempo durch minutenlangen Beifall unterdrückte Pfuirufe einiger tapfer die Türen hinter sich zuschlagender Demonstranten zu stören versucht: ein Vorfall, wie man sieht, in seiner äußeren Struktur kaum der Beachtung wert. Denn dieser mehr als bescheidene Versuch, dem Pathos eines Anklägers, der an der Front des Geistes in diesen blutigen Henkersjahren — und zwar a l l e i n, auf exponiertestem Posten — wie ein Löwe g e g e n den Krieg gekämpft und so mehr Mut bewiesen hat, als wir — Zwangssoldaten einer geistig unhaltbaren, dem blinden Walten eines mörderischen Zufalls auf Gnad und Ungnad ausgelieferten Front — jemals i m Krieg bewähren konnten, mit den Hausmittelchen einer moralisch-politischen Gereiztheit beizukommen, mußte in jedem Fall mißlingen. Mußte umso kläglicher mißlingen, als er nicht der momentanen Aufwallung einer unversehens ins Mark ihrer geistigen Unzurechnungsfähigkeit getroffenen „nationalen Würde", sondern — wie das verwaschenste der Innsbrucker Tagesblätter (das seinerzeit, nach dem Zusammenbruch, sich in Verlegenheitsexzessen seines über Nacht erwachten, noch etwas schlaftrunkenen demokratischen Gewissens nicht genug tun konnte und die abgehaustesten Dynasten und Generale, vor denen es gestern noch Kotau gemacht, durch Wochen und Monate hindurch wahllos mit Kübeln Unflats übergoß), mit Genugtuung hervorhob — dem feigen Hinterhalt eines vorsätzlichen, doch schließlich nur am eigenen Lampenfieber krepierten Radaubedürfnisses entsprang. Dieses an sich herzlich unbedeutende Ereignis, das mit der Frage, wann und inwieweit eine unvoreingenommene Zuhörerschaft den Abscheu, den es aus irgend einem (respektablen oder unrespektablen) Grunde „nun nie und nimmer" auf das Dargestellte zu konzentrieren wagt, auf den Darsteller zu übertragen, also an der Oberfläche ihrer Wahrnehmung explodieren zu lassen, berechtigt und befähigt ist, wahrhaftig nichts zu tun hat: diese wohlvertrauten Intermätzchen einer ins Alldeutschnationale transponierten *Cavalleria rusticana* in einen „s t ü r m i s c h e n Verlauf" des Abends umzulügen — glattweg herauszulügen, daß Kraus nicht durch den minutenlangen Beifall, sondern durch anhaltende Kundgebungen der Empörung für eine Weile am Weiterlesen verhindert war: dieses Stümperstückchen einer verlogenen Berichterstattung konnte natürlich wieder nur dem Freisinn jenes selben Blattes gelingen, das zwischen moralischer Entrüstung im Vorder- und moralischer Weitherzigkeit im Hinterteil der drohenden Konkurrenz der deutschen Schwerindustrie ratlos ins Auge starrt. Damit aber war das Signal zu einer regelrechten Revolution in Krähwinkel gegeben. Nicht nur, daß jener unselige Bankvorstand, der in der weithinschleifenden

Toga eines lyrischen Hohepriesters, hochaufgeschossen ins Tollkraut seiner göttlichen Verblendung, sich längst Titel und Charakter eines Lokal-Anwalts des lieben Gottes verdiente, prompt, aber tiefbewegt, sein *anathema sit* von sich gab und statt eines Fallens des Devisenkurses uns die nahe Niederkunft eines „deutschen Heilands" in sichere Aussicht stellte — ein magerer Trost, aber das macht nichts, das tut höchstens dem Zwerchfell weh —; nicht nur, daß ein Kritiker, dem man Besseres zutrauen mochte, bei dem krampfhaften Versuch, Karl Kraus als „Komödianten" zu entlarven, mit einem beherzten *salto mortale* auf einen Gipfelpunkt der kritischen Niedrigkeit sich niederließ und durch die unverhüllte Absicht, von solcher Position aus dem toten Georg Trakl, bezw. mir den Star zu stechen, eine Kurzsichtigkeit bewies, die wirklich auf die Sehnerven ging: denn ich will ihm nur verraten, daß noch meine blinde Treue zu Kraus eine tiefere Einsicht in Wert und Bedeutung, in Wesen und Gebundenheit seines geistigen Charakters in sich schlösse, als alle optische Selbsttäuschungsgeschicklichkeit eines schielenden und seiner selbst nicht sicheren Intellekts; also nicht genug damit — aber halt, bald hätte ich vergessen: eine feierliche Protestresolution der „Bundesleitung" des „Tiroler Antisemitenbundes" (mit der Warenbörse offenbar die wichtigste Neugründung im alpenländischen Schieber-Dorado), ein Hetzprotest von so schmalzigem Pathos, daß man in diesen fettlosen Zeiten seine Freude daran haben könnte, nur übersieht er halt das eine, daß auch die kochende Volksseele es heute schwer hat, sich und anderen einzuheizen (mein Gott, die Zünder gehen aus, und Phrasen zünden nicht mehr); von all dem also, und was etwa an weiteren Kretinismen noch folgen mag, abgesehen, hat die Aufbauschung des lächerlichen Zwischenfalls durch das Lügenmaul der Presse in der Berichterstattung nach auswärts so groteske Dimensionen angenommen, daß man in Wiener Blättern von einer „Sprengung" der Vorlesung und von Ausbrüchen eines *furor teutonicus* lesen konnte, der Kraus angeblich mit Schimpf und Hohn vom Podium fegte. So erheiternd diese Darstellung, als Ausgeburt einer offenbar betrunkenen Reporterphantasie, auf jeden, der den Abend besucht hat, wirken muß, so ist doch das eine bemerkenswert an ihr: daß sie nämlich das unerreichte Vorbild dessen darstellt, was der Studentenschaft der — einst altehrwürdigen — *Alma mater Oenipontana* als Idealbild einer befreienden Tat vorschwebte. Unerreicht: denn ihre Vertretung im Hochschulausschuß beschloß zwar, eine für den nächsten Abend zu dem gleichen wohltätigen Zweck (also für Mütter und Säuglinge!) angesagte zweite Kraus-Vorlesung unter allen Umständen — wenns sein müßte: mit Waffen-, heißt das: mit Knüppelgewalt! — zu verhindern — nur daß eben dieser edlen Absicht die Polizei zuvor kam, indem sie ihrerseits den angestrebten Effekt durch ein Verbot der Vorlesung in letzter Stunde auf eigene Faust zu sichern verstand. Das ist nun freilich drollig, und enthebt mich jeder weiteren Glossierung. Wie hätte ich auch die Möglichkeit, einer Polizei zu begegnen, welche geplanten Ruhestörungen beherzt damit begegnet, daß sie in aller Ruhe zunächst für ihre eigene Ruhe sorgt. Oder wie könnte es mir einfallen, an die Einsicht jugendlicher Enthusiasten und ihrer in Ehren ergrauten Kon-

kneipanten, an die Einsicht sogenannter „Alter Herren" zu appellieren, die — ließe ich mir etwa beifallen, sie über die Bedeutung eines Karl Kraus aufzuklären — diesen unvorsichtigen Versuch unfehlbar mit dem Einwand abschnitten: er sei ein Jude und gehöre nicht hieher, und falls ich dennoch darauf bestünde, sich bestenfalls zu der Erkenntnis verstiegen: ach was, er sei „ein Saujud" und gehöre überhaupt nicht auf die Welt. Vor solcher Torheit bewahre mich der Himmel! Nichtsdestoweniger muß ich sagen, daß eine akademische Jugend, die ihr Recht auf Geistlosigkeit gegen einen geistigen Wert, der ihr von rechtswegen Kopfzerbrechen machen müßte, mit dem Knüppel in der Hand zu verteidigen entschlossen ist, als Rächerin einer von f r e m d e m Rassegeist angeblich (als ob dies möglich wäre!) verletzten völkischen Ehre, als wackeres „Steh-wie-ein-Mann-auf-Männchen" der Entrüstung (jawohl, das geht auf S i e, Magnifizenz; es ist ein zweifelhafter Trost, daß, wo heute Majestäten fehlen, sich wenigstens noch „Magnifizenzen" bereit finden, das Vaterland mit einem Phrasenhieb zu retten; womit ich die Ehre hab', mich Ihrer Unerschrockenheit zu empfehlen) — daß also diese studentische Jugend, meine ich, mitsamt dem Kulissenwert ihrer auf brachiale Tüchtigkeit gestellten Ideale, dem *fundus instructus* ihrer ausrangierten Gebräuche, heute, da Europa in allen Fugen kracht, die „blutige Operette" ausgespielt und kein wankendes Vaterland mehr durch Statisten zu stützen ist, doch eine etwas klägliche und, wie mir scheint, romantisch überlebte Figur macht. Diese Jugend besinne sich. Sie besehe sich einmal i m E r n s t jene trippelnden Dreikäsehochs, die als *rectores magnifici*, als „Spektabilitäten", kurz als geistige Repräsentanten jener Sphäre von „falscher Würde und echter Dummheit", die Theodor Haecker so freimütig gekennzeichnet hat, den Gott, der Eisen wachsen ließ, auch noch in einer von Gottes Zorn erschlagenen Welt aufs Wohl der Jugend — Prōstchen! — hochleben lassen. Nein: sie stelle den Knüppel an die Wand. Ehe es zu spät ist. Ehe sie damit vollends im Finstern herumfuchtelt und — ohne Ahnung, wo sie hintrifft — am End' sich selbst erschlägt. Und wenn es ihr gelingt, und wenn der eine oder andere, im Dämmeranflug einer künftigen Erleuchtung — noch dumpf vielleicht und noch befangen — hier aufmerksam zu werden beginnt, so gebe er das Heft, das er in Händen hält, nicht aus der Hand: ja, d i e s e s Heft und blättere nach vorne! Und hat ihm Gott den nötigen Verstand gegeben, so lese er; lese aufmerksam und öffne sich die Augen. Und frage sich, ob d e u t s c h e n G e i s t e s E h r e hier bewahrt sei. Und frage sich, ob G e i s t d e r M e n s c h l i c h k e i t, ob G e i s t d e s C h r i s t e n t u m s hier bewahrt sei. Und wundere sich, wie das mit Kraus zusammenhängt. Und wundere sich noch mehr, wenn ich ihm sage, daß ohne die Erscheinung dieses Luzifers, der Antijud und Antichrist ja lichterloh in einem ist, die Stelle nie entdeckt, die Stelle nicht belichtet wäre, auf der der Brenner steht. Denn dieser f u ß t auf dem Gottseibeiuns und dem Respekt vor ihm. Man glaube es, bekreuzige sich, und — s c h w e i g e!

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERTSRASSE 44

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT: Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 30.— (K 48.—)
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 60.— (K 130.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

URTEILE UEBER DEN BRENNER AUS DER VORKRIEGSZEIT

J. V. Widmann im Berner „Bund": Seit kurzem geht uns aus Tirol eine Zeitschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Bergpaß, dessen uralte Straße Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. Im ganzen ist „Der Brenner" eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt . . .

Karl Kraus in der „Fackel": Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

„Frankfurter Zeitung": Es gibt einen Geist, es gibt einen Zeitgeist, der an verschiedenen Orten und verschiedenen Menschen dieselben Forderungen an die Seele stellt und dieselben Taten hervorruft. Denn was ist die Beschäftigung des „Brenner" in Innsbruck mit Kierkegaard anderes als die Wirkung, die die Berliner moderne Literatur von Dostojewski und Tolstoi, von Claudel und Francis Jammes empfangen hat. Und was ist dieser Kult anders als das Verlangen nach einer religiösen Macht. Es ist daher auch sehr interessant, daß jetzt, wo das Interesse unserer Generation sich auf Laotse ausdehnt, wiederum, sicher ganz unabhängig von Deutschland im „Brenner" eine neue Deutung des Werkes von Laotse als erstaunliches Zeichen dessen erscheint, daß sich die scheinbar so wirre Entwicklung der deutschen Literatur doch nach irgendwelchen geheimen Gesetzen gleichmäßig vollzieht.

„Pester Lloyd". Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

„Der Bund" (Bern): So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner" zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft . . .

„La Voce" (Florenz): Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner" per sapere che cosa sia vivo nell'Austria intellettuale d'oggi.

„The Nation" (Newyork): *The literary life of Austria* ... Recently Innsbruck has come in for its share of literary activity as the home of a new magazine and a publishing house, Der Brenner and Brenner-Verlag, which attract independents and secessionists from varions standards, yet preserve a wholesome reverence for the masters of the past. (Folgt Besprechung der Brenner-Schriften.)

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 4*

Ferdinand Ebner: Das Wort und die geistigen Realitäten

Friedrich Hölderlin: Patmos

Sören Kierkegaard: Tagebücher (II)

Theodor Haecker: Wandel der Tragik

Anton Santer: Stoische Episode (Erster Teil: Wien)

Carl Dallago: Wider Hanswurst

Ludwig Ficker: Nachtrag

* *APRIL 1920* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. / Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). / Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 3 (FEBR. 1920):

Theodor Haecker: Versailles / Anton Santer: Zu Bildern des Malers E. L. / Carl Dallago: Eröffnungen / Ferdinand Ebner: Das Kreuz und die Glaubensforderung / Anton Santer: Bruchstücke (Aus Briefen eines Zweiflers an schönen Künsten) / Sören Kierkegaard: Tagebücher / Theodor Haecker: Einfälle und Ausfälle / Notiz des Herausgebers

HELLERAUER VERLAG / JAKOB HEGNER

SÖREN KIERKEGAARD / DER BEGRIFF DES AUSERWÄHLTEN

Preis Mk. 7.— geheftet, Mk. 10.— in Halbleder.

Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. Aus dem Nachlaß veröffentlicht, dänisch 1916 erschienen.

Daraus einzeln:

TH. HAECKER / EIN NACHWORT

Preis Mk. 2.— geheftet, Mk. 4.— gebunden.

Vom strengen Christentum Kierkegaards befeuert, die zornbebende Streitschrift gegen das Europa, das nun zusammenbricht. Zugleich ein Buch, geeignet, Aufruhr zu stiften und Umsturz: Aufruhr des Gewissens, Umsturz der Gesinnung.

GARTENSTADT HELLERAU BEI DRESDEN

FERDINAND EBNER:
DAS WORT UND DIE GEISTIGEN REALITÄTEN

1.

Das „Ich" ist eine spätere Entdeckung des auf sich selbst sich besinnenden, sich selbst entdeckenden menschlichen Geistes als die Idee. Die antike Philosophie wußte noch nichts von ihm. Denn es wurde erst durch den Geist des Christentums — durch das religiöse Moment also — dem Menschen zum Bewußtsein gebracht. Man begriff es aber bisher immer nur in seinem Bezogensein auf sich selbst oder, wie man auch sagen könnte: in seiner „Icheinsamkeit". Das heißt, man hatte nicht das eigentliche Ich im Auge, sondern — das *Moi* des Pascal. Natürlich mußte man dessen Unzulänglichkeit einsehen, ein ethisches oder erkenntnistheoretisches Prinzip abzugeben. Man lieferte zu gleicher Zeit aber auch die Ethik nicht weniger als die Erkenntnistheorie dem Relativismus aus. Jener vor hundert Jahren unternommene Versuch der deutschen Philosophie, in einem subjektiv gewendeten Idealismus die Existenz des Ichs zu retten, mißlang und mußte eben deswegen mißlingen, weil man noch nicht daraufgekommen war, daß man es nicht mit dem eigentlichen Ich, sondern mit dem im Denken und Spekulieren abstrakt und unwirklich gewordenen *Moi* des Pascal zu tun hatte.

Was für eine Bewandtnis aber hat es nun mit dem eigentlichen Ich? Die Sache ist sehr einfach: dessen Existenz liegt nicht in seinem Bezogensein auf sich selbst, sondern — und das ist der Umstand, auf den alles Gewicht fällt — in seinem Verhältnis zum Du. Die Icheinsamkeit des Pascalschen *Moi* ist demnach nicht als eine absolute aufzufassen, sondern als relative im Verhältnis des Ichs zum Du, und ein Ich außerhalb dieses Verhältnisses gibt es überhaupt nicht. Die Icheinsamkeit ist nichts Ursprüngliches im Ich, sondern das Ergebnis eines geistigen Aktes in ihm, einer Tat des Ichs, nämlich seiner Abschließung vor dem Du.

Das Ich und das Du, das sind die geistigen Realitäten des Lebens. Die Konsequenzen hieraus und aus der Erkenntnis, daß das Ich nur in seiner Relation zum Du und nicht außerhalb ihrer existiere, zu entwickeln, das könnte wohl auch die seit jeher um die Behauptung des Geistes bemühte Philosophie, die an der Unlösbarkeit ihrer bisherigen Probleme, an der Unhaltbarkeit ihrer Problemstellungen — gestehen wir uns das nur ein — zugrundeging und jetzt doch nur mehr ein Scheindasein fristet, vor eine neue Aufgabe stellen. Deren Lösung begreift freilich auch den Selbstmord der Philosophie in sich. Denn die Einsicht in die geistigen Realitäten des Lebens muß selbstverständlich nichts Geringeres als das Ende des Idealismus bedeuten. Von ihm aber lebt alle Philosophie, ob sie sich nun zu ihm bekennt oder ihn bekämpft.

Diese Einsicht zeigt uns aber auch das Wesen der Mathematik — und das der zu ihr hinstrebenden Naturwissenschaft — von einer neuen, augenscheinlich bisher nicht beachteten Seite, indem sie uns gewahr werden läßt, wie alles mathematische Denken in der Icheinsamkeit des menschlichen Geistes wurzelt und in ihr auch sich auslebt. Auf die aus diesem Ursprung herzuleitende Unzulänglichkeit unserer bisherigen mathematischen Vorstellungen und Begriffe, das Welterlebnis in seiner Realität aufzufassen und zu denken, muß auch jener Physiker Ernst Barthel aufmerksam geworden sein, der die Richtigkeit des astronomischen „Axioms" von der Kugelgestalt der Erde bestreitet und die Gestalt der Erde in der Vorstellung der „Totalebene" — einer in sich geschlossenen, aber ungekrümmten Ebene — begriffen wissen will, von der er behauptet, zu ihrer Konzeption reiche ein Bewußtsein allein nicht aus; es müsse ein zweites zuhilfe genommen werden, das mit dem andern sich in Verbindung setzt, und dann lasse sich auch die Totalebene der Erde widerspruchslos vorstellen.

Lehrt uns einerseits der aus der Erkenntnis der geistigen Realitäten geschöpfte Begriff der Icheinsamkeit das menschliche Denken in seinem Wesentlichen verstehen, so offenbart sich uns andererseits durch die Einsicht in den Umstand, daß die Existenz des Ichs in seinem Verhältnis zum Du gegeben sei, die Bedeu-

tung der Sprache in der Geistigkeit ihres Ursprungs. Diesen Ursprung hatte Johann Georg Hamann, dieser unschätzbar tiefe „Philolog", schon deutlich gesehen, wohl auch Wilhelm von Humboldt noch. Von ihm an aber kam die Auffassung des Wesens der Sprache — trotz aller Anhäufung einerseits historisch-philologischen, andererseits psychologischen Erkenntnis- und Deutungsmaterials — geistig immer mehr herab, um endlich in der Erfindung künstlicher Weltsprachen den Triumph ihres Niederganges zu erleben. Denn das ist ja das Charakteristische unserer Zeit überhaupt: daß alle ihre Triumphe und Siege ihre Niederlage bedeuten.

Das nun macht das Wesen der Sprache — des Wortes — in ihrer Geistigkeit aus, daß sie etwas ist, das sich zwischen dem Ich und dem Du zuträgt, zwischen der ersten und zweiten Person, wie man in der Grammatik sagt; etwas, das also das Verhältnis des Ichs zum Du einerseits voraussetzt, andererseits herstellt.

Was aber das weitaus wichtigste und bedeutsamste ist (und zugleich ein letztes Licht auf das Wesen des Wortes wirft): in der Form dieses Verhältnisses findet die Beziehung des Menschen zu Gott ihren Ausdruck. Sie ist die Grund- und Urform des Gottesverhältnisses, das eben, weil es ein „persönliches" ist und sein soll, gar kein anderes sein kann als das Verhältnis des Ichs zum Du. In den letzten Gründen unseres geistigen Lebens ist Gott das wahre Du des wahren Ichs im Menschen. Dieses „konkretisiert" sich in seinem Verhältnis zu Gott; freilich nicht das „ideelle" Ich der Philosophie — das ja nur eine in der Luft schwebende Abstraktion ist, eine Seifenblase des spekulativen Verstandes, die der nächstbeste Windhauch aus der Welt der Wirklichkeiten des menschlichen Lebens zum Zerplatzen bringt —, sondern das wirkliche Ich, das in der Tatsache, daß ich bin und daß ich das von mir aussagen kann, zum Ausdruck kommt.

2.

Das geistige Leben des Menschen ist mit der Sprache innigst und unlösbar verknüpft und beruht wie eben diese auch auf dem Verhältnis des Ichs zum Du. Von der Tatsache, daß sich das

Wort zwischen der „ersten" und „zweiten Person" abspielt, muß jeder Versuch ausgehen, die Sprache in Hinsicht auf ihre geistige Bedeutung zu ergründen. Sie hat in der Aktualität ihres Gesprochenwerdens die Persönlichkeit der Beziehung des Ichs zum Du zur Voraussetzung. Persönlichkeit aber wieder ist ohne Beziehung zum Wort nicht zu denken und in ihr überhaupt erst „objektiv" gegeben als die im Menschen — dadurch, daß er das „Wort hat" — liegende Möglichkeit der „Aussage" im allgemeinen und im besonderen aber der „Behauptung" der eigenen Existenz im Worte Ich des Satzes „Ich bin": wodurch das Selbstbewußtsein „objektiv" wird; die Möglichkeit also, „sprechende", aber auch die ihm — und wieder dadurch, daß er das Wort und Sinn für das Wort hat — gegebene andere Möglichkeit, „angesprochene" Person, das Du zu sein. Das „Du" ist die „Ansprechbarkeit" im anderen und diese gehört ebenso mit zum Wesen der Personalität wie die Möglichkeit „sich" auszusprechen, in der eben das „Ich" gegeben ist.

Mit den Fürwörtern Ich und Du hat es eine besondere Bewandtnis. Sie sind im konkreten Gebrauch nicht Stellvertreter eines Substantivs im Satze, nicht die Vertreter eines Nomens im allgemeinen oder eines Personennamens im besonderen, sonderen stehen in der eben durch das „Wort" geschaffenen und objektiv gemachten geistigen Sphäre „unmittelbar" für die „Person" selbst. Sie waren nicht nur „Beginn und Anfang alles Nomens", wie Jakob Grimm vom Pronomen sagt, sondern, als die Manifestation eines geistigen Realitätsbestandes, Beginn und Anfang der Sprache überhaupt. In der Konkretheit ihres Ausgesprochenwerdens sind das Ich und das Du die geistigen Realitäten des Lebens. Was vom „Wort" in seiner geistigen Ursprünglichkeit und Lebendigkeit überhaupt gilt, zeigt sich am deutlichsten am Ich — und ebenso am Du: es tritt nicht zum Inhalt der Aussage „von außen" hinzu, wird vielmehr aus ihm selbst heraus, wie auch umgekehrt dieser Inhalt aus dem Wort, aus der Tatsache, daß der Mensch das „Wort hat", geboren. Und so ist vor allem in diesem Sinne wahr, was J. G. Hamann sagt: das unsichtbare Wesen unserer Seele offenbart sich durch Worte.

Weil das Ich und das Du immer nur im Verhältnis zueinander existieren, gibt es ebenso wenig ein absolut duloses Ich, als ein ichloses Du zu denken wäre. Das Wort ist dasjenige, wodurch nicht nur die Existenz, sondern vor allem das Verhältnis beider objektiv konstituiert — „gesetzt" — wird. In der Lebendigkeit seines Ausgesprochenseins ist es immer ein Satz — ein „Wort", dessen Plural im Deutschen „Worte" heißt; während das Wort mit dem Plural „Wörter" nichts ist als ein totes, um sein Leben gekommenes, aber doch auch wieder zum Leben zu erweckendes Glied des zerstückelten Satzes. Hinter jedem „Satz" — und jedem Wort, das ein Satz ist — steht als sein innerer und innerster Sinn die „Setzung" des Verhältnisses zwischen dem Ich und dem Du; die reale oder aber auch bloß ideelle Setzung des geistigen Lebens.

Im Menschen ist, objektiv gleichsam, der Drang zur Sprache und subjektiv das Bedürfnis nach „Ansprache": sodaß einer, wie Jakob Grimm bemerkt, der in einer Umgebung aufwüchse, die ihn nicht sprechen lehrte, mit seinem erwachenden Denkvermögen sich eine Sprache erfinden (und gewiß auch nach einem anzusprechenden Wesen suchen) würde. Dieser Drang ist nichts anderes als ein Ausdruck des Angelegtseins des Geistigen in ihm, des Ichs — der „sprechenden Person" — auf die Beziehung und das Verhältnis zum Du, zum Geistigen außer ihm, das er ansprechen kann. „Die Sprache muß", sagt Wilhelm von Humboldt, „meiner vollsten Ueberzeugung nach als unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden . . . es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als artikulierten, einen Begriff bezeichnenden Laut versteht, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen". Unmittelbar in den Menschen gelegt, das heißt jedoch nicht: die Sprache und der Drang zu ihr seien dem Menschen „angeboren". Denn alles Angeborene und also Vererbte gehört dem „natürlichen", das Wort aber und die Sprache und der Drang zu ihr dem geistigen Leben an. Weil sie eben dem Menschen n i c h t angeboren ist, darum muß sie jeder erst lernen. Es lernte aber keiner das

Sprechen, wenn nicht in ihn hinein das „Wort" gelegt wäre — was aber geistig verstanden werden muß.

Im Verhältnis des Ichs zum Du in seiner Verwirklichung hat der Mensch sein wahres geistiges Leben; nicht aber darin, worin man es am liebsten sieht: daß er in Poesie und Kunst, Philosophie und mythischen Religionen — und sei es auch noch so genial — vom Geiste träumt. Alle Kultur war bisher nichts anderes und wird niemals etwas anderes sein als ein Traum vom Geist, den der Mensch in der Icheinsamkeit seiner Existenz, abseits von den geistigen Realitäten des Lebens träumt und dessen inneres Gesetz er vornehmlich in der „Konzeption der Idee" empfing.[1])

Weil das Angelegtsein des Geistes im Menschen auf ein Verhältnis zu etwas Geistigem außer ihm in der Sparche seinen objektiven Ausdruck findet, darum auch kann aus ihr allein eine objektive Erkenntnis der geistigen Realitäten geschöpft werden. Andererseits freilich wieder muß man, um ihr Wesen zu verstehen, wissen, worin diese Realitäten zu suchen sind. Wie aber will der Mensch erfassen, was Geist ist, wenn das „Wort" nicht in ihm lebendig wird?

Das Wort, dessen Besitz nach Max Scheler die Sprache erst möglich macht; das Wort, im letzten Grunde seines dem Menschen Gegebenseins verstanden, ist von Gott. Und so ist die Sprache, wie dies auch die Auffassung Hamanns war — auf den ja jede tiefere Spracherkenntnis immer wieder zurückkommen wird — göttlichen Ursprungs, etwas, „schlechthin Transscendentes", „Uebernatürliches", eine Tatsache des geistigen, aber keine des natürlichen Lebens. Von Gott mußte das Wort zum Leben kommen, denn das Leben wäre ja aus sich selbst heraus nicht imstande, den Weg zum Wort zu finden, das im Menschen das Leben des Geistes schuf und weckt. Um das zu verstehen, muß der Mensch freilich an Gott glauben; das heißt aber auch ja zunächst im Glauben sich des geistigen Grundes seiner Existenz

[1]) In keiner geistigen Produktion kommt der Mensch zur Besinnung auf sich selbst und sein wahres geistiges Leben und mag diese Besinnung auch am Ausgangspunkt des Produzierens stehen, schließlich verliert sie sich doch in diesen.

und deren Angelegtsein auf ein persönliches Verhältnis zu diesem Grund bewußt sein. Gott ist dieser Grund und er ist auch das wahre Du des wahren Ichs im Menschen.

Durch das Wort in der Göttlichkeit seiner Herkunft in den Menschen hinein geschaffen, ist das Verhältnis des Ichs zum Du, aus dem als sein sinnfälliger Ausdruck die Sprache hervorging, nicht hinterher erst zu dem in seiner Einsamkeit für sich existierenden Ich hinzugetreten, sondern gibt vielmehr selbst die Voraussetzung für dessen Existenz ab, die demnach, so verstanden, in objektiver Hinsicht identisch ist mit der Tatsache, daß der Mensch das „Wort hat"; daher man vom Tier sagen kann, es habe kein Ich, weil ihm die Sprache versagt ist, weil es das Wort n i c h t hat.[1]) Ohne die Relation des Ichs zum Du — die, was niemals „psychologisch", sondern immer nur „pneumatologisch" begriffen werden kann, die „Selbstbehauptung", obgleich nicht „Selbstsetzung" des Ichs in der Aussage des Satzes „Ich bin" möglich macht — gäbe es nicht nur kein Ich, sondern auch keine Sprache.

Das Fürsichsein des Ichs in seiner Einsamkeit ist kein ursprüngliches Faktum im geistigen Leben des Menschen — angenommen das Ich existiere außerhalb seiner Beziehung zum Du und unabhängig von diesem: dann wäre der Mensch ebenso stumm und sprachlos wie das Tier, wie die ganze Natur —, sondern ein Ergebnis seiner Abschließung vor dem Du. Diese Abschließung aber ist nichts anderes als der „Abfall von Gott"; der Versuch des Menschen, in gottloser „Innerlichkeit" — was für eine *contradictio in adjecto!* — zu existieren, der erste Mißbrauch und verkehrte Gebrauch der „Freiheit", der von Gott in den Menschen gelegten „Personalität" des Existierens. Ihn muß man voraussetzen, will man die geistige Existenz des Menschen in der Welt, vor allem aber die geistige Not seines Existierens in ihr richtig verstehen. Der Mensch wurde zum „Knecht der Sünde" und büßte damit zum Teil seine Persönlich-

[1]) Es ist charakteristisch für den Menschen, daß er etwas aussagen kann und aber auch etwas auszusagen hat. Das Tier kann nichts aussagen, weil es eben das „Wort nicht hat". Es hat aber auch nichts auszusagen — und wieder aus demselben Grunde.

keit ein; denn die kann nur in ihrem Verhältnis zu Gott bestehen.

*

Einsamkeit ist etwas Geistiges und im letzten Grunde immer Einsamkeit des Sterbens. Die innere Einsamkeit seines Lebens könnte dem Menschen gar nicht fühlbar werden, wenn nicht diesem Leben etwas Geistiges zugrunde läge, und sie ist ja selber nichts als dieses Geistige. Welcher Mensch litte nicht an ihr? Der wäre ja auch noch gar nicht aufmerksam geworden auf das Geistige seines Lebens. Nur macht man manchesmal, sein Leiden verleugnend, aus dieser Einsamkeit eine Tugend des Geistes — und tut Unrecht. Man ist auch noch nicht auf den wahren Grund der Einsamkeit und also noch nicht auf ihren geistigen Kern gestoßen, solange man sich ihrer nur in der Schmerzlichkeit des „Nichtverstandenwerdens" bewußt wird. Denn dann erst erfaßt der Mensch ihren Grund und Kern und dann erst versteht er sich selbst wirklich in der Einsamkeit seines Lebens, wenn er sie als die aktive Abschließung, nicht passive Abgeschlossenheit seines Ichs vom Du erfaßt. Wer das Bedürfnis hat, vom andern verstanden zu werden — und am stärksten hat es das Genie und leidet am meisten darunter — wer in der Unbefriedigtheit dieses Bedürfnisses und nicht anders die Einsamkeit des Lebens gewahr wird, der will immer auch noch die Respektierung seiner Einsamkeit von den andern: er will ja eben in ihr, hinter der „chinesischen Mauer" seines Ichs, an der wie vor allem beim Genie sein „Vorstellungsleben" und Denken mit aufbauen hilft, von den andern verstanden werden. Wer aber wirklich den letzten Grund der Einsamkeit seines Lebens, wer sie also in der Abschließung seines Ichs vom Du erfaßt — und im letzten Grund ist ja Gott, der alle und darum auch ihn versteht, dieses Du — und wer hierin sich selber wirklich versteht, der kann ja nicht mehr von den Menschen fordern, daß sie ihn in dieser von ihm so verstandenen Einsamkeit verstünden und sie gar noch respektierten. Je tiefer sich ein Mensch in der Einsamkeit seines Lebens versteht, desto mehr hebt sich sein Bedürfnis verstanden zu werden von selber auf.

*

Für die Wissenschaft gibt es natürlich weder einen Abfall von Gott noch den göttlichen Ursprung des Wortes und der Sprache und so äußert sich auch schon Jakob Grimm in seiner Vorlesung über den Ursprung der Sprache in diesem Sinne: „Ich habe dargetan, daß die Menschensprache so wenig eine unmittelbar geoffenbarte sein könne, als sie eine anerschaffene war; eine angeborene Sprache hätte die Menschen zu Tieren gemacht, eine geoffenbarte in ihnen Götter vorausgesetzt. Es bleibt nichts übrig, als daß sie eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von uns selbst erworbene sein müsse: nichts anderes kann sie sein, sie ist unsere Geschichte, unsere Erbschaft." Nach dieser Auffassung ist die Existenz des Menschen die Voraussetzung der Sprache. Sie wurde durch ihn. Der Mensch aber? Er, dessen ganze Menschlichkeit in die Tatsache des Wortes so tief hineinverwurzelt ist, daß man mit eben so vielem Rechte behaupten kann und es muß, er wurde durch das Wort, die Sprache, das, was er ist, ein Mensch? So sagte auch Wilhelm von Humboldt — und er mag dabei den „Ausweg aus dem Zirkel", den die „Pneumatologie" zwar sieht, die Wissenschaft aber nicht findet und finden kann, im Sinne gehabt haben: Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein. Die Sprachwissenschaft frage gar nicht, wie es auch Max Scheler fordert, nach der „Entstehung der Sprache" — die ein in einem tieferen Sinne zu verstehendes „prähistorisches" Faktum, nicht der Natur, sondern des Geistes ist. Denn ihr Gegenstand ist das Wort, das sich der Mensch nach seinem Abfall von Gott — und mit dem erst begann seine „Geschichte" — selber geschaffen hatte. Dieses „menschliche" Wort ist nicht dasselbe, obwohl es voraussetzend, durch das das geistige Leben im Menschen, das Ich in seinem Verhältnis zum Du, für das es zeugt, geschaffen ist, und von dem Scheler sagt, es habe, da es alle Geschichte konstituiert, selber keinerlei Geschichte. Doch ist auch das Wort in der Göttlichkeit seines Ursprungs „historisch" geworden — im Leben und Worte Jesu.

Je verinnerlichter sich der Mensch in der Geistigkeit seines Lebens, in der „Ichhaftigkeit" seiner Existenz versteht, je entschiedener er darnach strebt, ernst zu machen mit einem Leben im Geiste, desto klarer und deutlicher erfaßt er es, daß Gott das wahre Du seines Ichs ist, daß er gar nicht anders existieren könnte als im Verhältnis zu Gott — mag auch die bisherige Gottlosigkeit und Gottvergessenheit seines Daseins noch so sehr dagegen zu sprechen scheinen. Desto klarer aber auch wird es ihm, daß es nur ein einziges Ich gibt und daß das Ich das „Einzige" ist — vor Gott. Dieses Ich ist — um das auszusprechen, kann man nicht anders als seine eigene Person einsetzen und „persönlich" werden — in mir selber, und in Dir, der Du vielleicht einmal diese Zeilen liest. Vielmehr, es ist auch nicht in mir, denn das Ich „ist" überhaupt nicht, sondern „ich bin es". Es gibt aber auch nur ein einziges Du und das eben ist Gott. In meinem rechten geistigen, vom Geist geforderten Verhältnis zum andern Menschen ist das Du im Heinrich nicht ein ganz anderes als im Josef oder Ludwig, sondern immer ein- und dasselbe, das einzige Du, das es gibt. Sind nun die andern Menschen außer mir ichlos? Das ist doch unmöglich. Um einzusehen, wie es sich verhält, muß man den richtigen Standpunkt im Geistigen einnehmen und dieses in der richtigen Perspektive sehen. Den Standpunkt aber gibt das „Ich" in seiner Wirklichkeit ab, nicht irgend ein abstraktes Ich. Ich habe diesen Standpunkt in meiner eigenen geistigen Existenz. Kein Mensch kann zum Geistigen im andern Menschen ein „objektives", standpunkt- und perspektivenloses Verhältnis haben. Ich kann es nicht haben außerhalb der Tatsache und von ihr ganz absehend, daß ich bin. Habe ich nun das rechte — und das ist das „nicht objektive" und das wieder heißt das persönliche — Verhältnis zu diesem Geistigen, dann ist es für mich nicht das Ich, denn das bin ja ich selber, sondern das Du. Habe ich aber zum andern Menschen nicht das rechte Verhältnis des Geistes, so daß ich also in ihm nicht das Du meines Ichs habe, sondern wieder nur das Ich erlebe, sein Ich und dessen „chinesische Mauer", hinter der es sich vor mir verschließt und über die hinweg ich mich nur mühsam mit ihm verständige oder auch gar nicht, so-

daß ich mich selber nun auch vor ihm verschließe; dann — ja dann erlebe ich in diesem Ich des andern im letzten Grunde nichts anderes als mein eigenes Ich, seine Abschließung und Einsamkeit und chinesische Mauer, ich erlebe mich selber in meiner Icheinsamkeit — ich erlebe das Ich schlechthin, das einzige Ich, das es gibt.

*

Weil das Gottesverhältnis ein persönliches ist und sein soll, kann es nur als das Verhältnis des Ichs zum Du verstanden werden, der „ersten" zur „zweiten Person", wie man in der Grammatik sagt und dabei selbstverständlich keine Rangordnung zum Ausdruck bringt. Da nun aber dieses Verhältnis wieder zugleich auch das der „sprechenden" zur „angesprochenen Person", also die geistige Atmosphäre ist, in der das Wort atmet und lebt, das Wort aber von Gott kommt und seinem ersten und letzten Sinn nach im Menschen zu Gott zurück will, so ist es auch als die geistige Situation der Sprache in der Aktualität ihres Gesprochenwerdens im letzten Grunde nichts anderes als das Verhältnis des Menschen zu Gott.

Druckfehler-Berichtigung. Im vorigen Heft ist (in Ebners Aufsatz) zu lesen:

S. 203, Z. 18 v. o.: „in *seiner* Tiefe" (statt *einer*).

S. 204, Z. 2 v. u.: „die *Dichtung* der Gestalten" (statt *Achtung*).

S. 206, Z. 9 v. o.: „*seinem* letzten Grunde" (statt *einem*).

FRIEDRICH HÖLDERLIN: PATMOS

(Zu Hölderlins 150. Geburtstag, 20. März)

Dem Landgrafen von Homburg

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.
Im Finstern wohnen
Die Adler, und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leichtgebaueten Brücken.
Drum, da gehäuft sind rings
Die Gipfel der Zeit
Und die Liebsten nahe wohnen, ermattend auf
Getrenntesten Bergen,
So gib unschuldig Wasser,
O, Fittige gib uns, treuesten Sinns
Hinüberzugehn und wiederzukehren!

So sprach ich, da entführte
Mich schneller, denn ich vermutet,
Und weit, wohin ich nimmer
Zu kommen gedacht, ein Genius mich
Vom eigenen Haus! Es dämmerten
Im Zwielicht, da ich ging,
Der schattige Wald
Und die sehnsüchtigen Bäche
Der Heimat; nimmer kannt' ich die Länder.
Doch bald in frischem Glanze,
Geheimnisvoll
Im goldenen Rauche blühte,
Schnellaufgewachsen
Mit Schritten der Sonne,
Mit tausend Tischen duftend

Mir Asia auf, und geblendet sucht'
Ich eines, das ich kennete, denn ungewohnt
War ich der breiten Gassen, wo herab
Vom Tmolus fährt
Der goldgeschmückte Paktol,
Und Taurus stehet und Messogis,
Und voll von Blumen der Garten,
Ein stilles Feuer. Aber im Lichte
Blüht hoch der silberne Schnee;
Und Zeug' unsterblichen Lebens
An unzugangbaren Wänden
Uralt der Efeu wächst, und getragen sind
Von lebenden Säulen, Zedern und Lorbeern,
Die feierlichen,
Die göttlichgebauten Paläste.

Es rauschen aber um Asias Tore,
Hinziehend da und dort
In ungewisser Meeresebene
Der schattenlosen Straßen genug,
Doch kennt die Inseln der Schiffer.
Und da ich hörte,
Der nahegelegenen eine
Sei Patmos,
Verlangte mich sehr,
Dort einzukehren und dort
Der dunkeln Grotte zu nahn.
Denn nicht, wie Cypros,
Die quellenreiche, oder
Der anderen eine
Wohnt herrlich Patmos.

Gastfreundlich aber ist
Im ärmeren Hause
Sie dennoch.
Und wenn vom Schiffbruch oder klagend
Um die Heimat oder

Den abgeschiedenen Freund
Ihr nahet einer
Der Fremden, hört sie es gern, und ihre Kinder,
Die Stimmen des heißen Hains,
Und, wo der Sand fällt und sich spaltet
Des Feldes Fläche, die Laute,
Sie hören ihn, und lieblich tönt
Es wieder von den Klagen des Manns. So pflegte
Sie einst des Gottgeliebten,
Des Sehers, der in seliger Jugend war

Gegangen mit
Dem Sohne des Höchsten, unzertrennlich; denn
Es liebte der Gewittertragende die Einfalt
Des Jüngers, und es sahe der achtsame Mann
Das Angesicht des Gottes genau,
Da beim Geheimnisse des Weinstocks sie
Zusammensaßen zu der Stunde des Gastmahls
Und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod
Aussprach der Herr, und die letzte Liebe; denn nie genug
Hatt' er von Güte zu sagen,
Der Worte damals, und zu erheitern, da
Er's sahe, das Zürnen der Welt.
Denn alles ist gut. Drauf starb er. Vieles wäre
Zu sagen davon. Und es sahn ihn, wie er siegend blickte,
Den Freudigsten die Freunde noch zuletzt.

Doch trauerten sie, da nun
Es Abend worden, erstaunt,
Denn Großentschiedenes hatten in der Seele
Die Männer, aber sie liebten unter der Sonne
Das Leben, und lassen wollten sie nicht
Vom Angesichte des Herrn
Und der Heimat. Eingetrieben war,
Wie Feuer im Eisen, das, und ihnen ging
Zur Seite der Schatte des Lieben.
Drum sandt' er ihnen

Den Geist, und freilich bebte
Das Haus und die Wetter Gottes rollten
Ferndonnernd über
Die ahnenden Häupter da, schwersinnend
Versammelt waren die Todeshelden,

Jetzt, da er scheidend
Noch einmal ihnen erschien.
Denn jetzt erlosch der Sonne Tag,
Der königliche, und zerbrach
Den geradestrahlenden,
Den Zepter, göttlich leidend, von selbst,
Denn wiederkommen sollt' es
Zu rechter Zeit. Nicht wär' es gut
Gewesen, später, schroffabbrechend, untreu
Der Menschen Werk, und Freude war es
Von nun an,
Zu wohnen in liebender Nacht und bewahren
In einfältigen Augen, unverwandt
Abgründe der Weisheit. Und es grünen
Tief an den Bergen auch lebendige Bilder.

Doch furchtbar wahrhaft ist, wie da und dort
Unendlich hin zerstreut das Lebende Gott.
Denn schon das Angesicht
Der teuern Freunde zu lassen,
Und fernhin über die Berge zu gehn
Allein, wo zweifach
Erkannt, einstimmig
War himmlischer Geist; und nicht geweissagt war es, sondern
Die Locken ergriff es gegenwärtig,
Wenn ihnen plötzlich
Ferneilend zurückblickte
Der Gott, und schwörend,
Damit er halte, wie an Seilen golden
Gebunden hinfort
Das Böse nennend, sie die Hände sich reichten, —

Wenn aber stirbt alsdann,
An dem am meisten
Die Schönheit hing, daß an der Gestalt
Ein Wunder war, und die Himmlischen gedeutet
Auf ihn, und wenn, ein Rätsel ewig füreinander,
Sie sich nicht fassen können
Einander, die zusammenlebten
Im Gedächtnis, und nicht den Sand nur oder
Die Weiden es hinwegnimmt und die Tempel
Ergreift, wenn die Ehre
Des Halbgottes und der Seinen
Verweht und selber sein Angesicht
Der Höchste wendet
Darob, daß nirgend ein
Unsterbliches am Himmel zu sehen ist oder
Auf grüner Erde, was ist dies?

Es ist der Wurf des Säemanns, wenn er faßt
Mit der Schaufel den Weizen,
Und wirft, dem Klaren zu, ihn schwingend über die Tenne;
Ihm fällt die Schale vor den Füßen, aber
Ans Ende kommet das Korn.
Und nicht ein Uebel ist's, wenn einiges
Verloren gehet, und von der Rede
Verhallet der lebendige Laut:
Denn göttliches Werk auch gleichet dem unsern.
Nicht alles will der Höchste zumal.
Zwar Eisen träget der Schacht,
Und glühende Harze der Aetna,
So hätt' ich Reichtum,
Ein Bild zu bilden und ähnlich
Zu schaun, wie er gewesen, den Christ.

Wenn aber einer spornte sich selbst,
Und traurig redend, unterweges, da ich wehrlos wäre,
Mich überfiele, daß ich staunt', und von dem Gotte
Das Bild nachahmen möcht', ein Knecht —

Im Zorne sichtbar sah ich einmal
Des Himmels Herrn, nicht, daß ich sein sollt' etwas, sondern
Zu lernen. Gütig sind sie, ihr Verhaßtestes aber ist,
So lange sie herrschen, das Falsche, und es gilt
Dann Menschliches unter Menschen nicht mehr.
Denn sie nicht walten, es waltet aber
Unsterblicher Schicksal, und es wandelt ihr Werk
Von selbst, und eilend geht es zu Ende.
Wenn nämlich höher gehet himmlischer
Triumphgang, wird genennet, der Sonne gleich
Von Starken der frohlockende Sohn des Höchsten,

Ein Losungszeichen, und hier ist der Stab
Des Gesanges, niederwinkend,
Denn nichts ist gemein. Die Toten wecket
Er auf, die noch gefangen nicht
Vom Rohen sind. Es warten aber
Der scheuen Augen viele
Zu schauen das Licht! Nicht gerne wollen
Am scharfen Strahle sie blühn,
Wiewohl den Mut der goldene Zaum hält. —
Wenn aber, als
Von schwellenden Augenbraunen
Der Welt vergessen,
Stilleuchtende Kraft aus heiliger Schrift fällt, mögen
Der Gnade sich freuend sie
Am stillen Blicke sich üben.

Und wenn die Himmlischen jetzt,
So, wie ich glaube, mich lieben,
Wie viel mehr Dich,
Denn e i n e s weiß ich,
Daß nämlich der Wille
Des ewigen Vaters viel
Dir gilt. Still ist sein Zeichen
Am donnernden Himmel. Einer steht darunter
Sein Leben lang. Denn noch lebt Christus.

Es sind aber die Helden, seine Söhne,
Gekommen all und heilige Schriften
Von ihm, und den Blitz erklären
Die Taten der Erde bis jetzt,
Ein Wettlauf unaufhaltsam. Er ist aber dabei, denn seine Werke sind
Ihm alle bewußt von jeher.

Zu lang, zu lang schon ist
Die Ehre der Himmlischen unsichtbar.
Denn fast die Finger müssen sie
Uns führen, und schmählich
Entreißt das Herz uns eine Gewalt.
Denn Opfer will der Himmlischen jedes,
Wenn aber eines versäumt ward,
Nie hat es Gutes gebracht.
Wir haben gedienet der Mutter Erd
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,
Unwissend. Der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepfleget werde
Der feste Buchstab', und Bestehendes gut
Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang.

Nach der grundlegenden Ausgabe der Werke Hölderlins (München, Georg Müller), die dem im Krieg gefallenen Norbert v. Hellingrath zu danken ist.

SÖREN KIERKEGAARD: TAGEBÜCHER (II)

Brief an den Naturforscher Peter Wilhelm Lund (1801—80), den Bruder von Kgd's Schwager.

Kopenhagen, 1. Juni 1835.

Sie wissen, mit wie großer Begeisterung ich Sie seinerzeit reden hörte; wie enthusiastisch ich war für Ihre Beschreibung Ihres Aufenthaltes in Brasilien, und in dieser Hinsicht wieder nicht so sehr wegen der Masse von einzelnen Beobachtungen, mit denen Sie sich selber und Ihre Wissenschaft bereichert hatten, als wegen des Eindrucks, den Ihr erstes Hinaustreten in die wunderbare Natur auf Sie machte; Ihr paradiesisches Glück und Freude. So etwas muß immer sympathetisch auf jeden Menschen wirken, der anders etwas Gefühl und Wärme hat, wenn er auch meint, seine Zufriedenheit, seine Wirksamkeit in einer ganz andern Sphäre zu finden, aber besonders auf den Jüngeren, der von seiner Bestimmung nur erst träumt. Unsere erste Jugend steht wie eine Blume im Morgendämmern, in ihrem Kelch einen köstlichen Tropfen Tau, in welchem alle Umgebungen harmonisch-melancholisch sich spiegeln. Aber sobald die Sonne am Horizont sich hebt, vertrocknet auch der Tropfen Tau; mit ihm verschwinden die Träumereien des Lebens, und nun gilt es, ob der Mensch imstand ist, um wieder ein Bild von den Blumen zu nehmen, einen Tropfen — durch eigene Kraft wie ein Nereum — zu entwickeln, der als die Frucht seines Lebens bestehen kann. Dazu gehört zu allererst, daß man in das Erdreich zu stehen kommt, in das man eigentlich hineingehört; aber das ist nicht immer so leicht zu finden. Es gibt in dieser Hinsicht glückliche Naturen, die einen so entschiedenen Hang nach einer gewissen Richtung haben, daß sie ruhig auf dem einmal so angewiesenen Weg vorwärts arbeiten, ohne daß jemals der Gedanke Macht über sie bekommt, daß es vielleicht ein ganz anderer Weg sei, den sie betreten müßten. Es gibt andere, die so völlig von ihren Umgebungen sich leiten lassen, daß es niemals recht für sie aufgeht, wohin eigentlich sie streben. Wie die erste Klasse

einen inneren kategorischen Imperativ hat, so anerkennt die letzte einen äußeren. Aber wie wenige sind nicht die ersten, und zu der Klasse der letzten wünsche ich nicht zu gehören. Größer ist die Zahl derer, die im Leben zu prüfen bekommen, was eigentlich diese Hegelsche Dialektik sagen will. Es ist übrigens ganz in Ordnung, daß der Wein gärt, ehe er klar wird; aber unbehaglich ist dessenungeachtet oft dieser Zustand in seinen einzelnen Momenten, wiewohl er natürlich in seiner Ganzheit betrachtet seine Behaglichkeit hat, insoweit er innerhalb des allgemeinen Zweifels doch seine relativen Resultate hat. Im besonderen hat er große Bedeutung für den, der durch ihn ins Reine mit seiner Bestimmung gekommen ist, nicht bloß für die nachfolgende Ruhe im Gegensatz zu dem vorhergehenden Sturm, sondern weil man dann d a s L e b e n h a t in einer ganz anderen Bedeutung als vorher. Das ist jenes faustische Element, das mehr oder weniger in einer jeden intellektuellen Entwicklung sich geltend macht, weshalb es mir immer so vorgekommen ist, daß man der Idee des Faust eine Weltbedeutung einräumen dürfte. Wie unsere Vorväter eine Göttin für die Sehnsucht hatten, so, meine ich, steht Faust als der personifizierte Zweifel. Und mehr soll er nicht sein, und es ist gewiß eine Sünde gegen die Idee; wenn Goethe den Faust sich hat bekehren lassen, ebenso wie wenn Mérimée Don Juan sich bekehren läßt. Man wende mir nicht ein, daß Faust doch in dem Augenblick, da er an den Teufel sich wandte, einen positiven Schritt tat, denn hierin scheint mir gerade etwas vom Tiefsten der Faustsage zu liegen. Eben deshalb wandte er sich an ihn, damit er Erleuchtung erhalte, und hatte sie also nicht im vorhinein, und eben weil er dem Teufel sich hingab, wurde der Zweifel vermehrt (wie es mit einem Kranken, der in die Hände eines Quacksalbers fällt, gerne noch schlimmer wird); denn wohl ließ Mephistopheles ihn durch seine Brille in verborgene Orte des Menschen und der Erde sehen, aber Faust mußte beständig den Zweifel an ihm nähren, weil er ihm niemals das Allertiefste in intellektueller Hinsicht aufhellen konnte. An Gott sich zu wenden, darauf konnte er seiner Idee zufolge niemals kommen, insofern er in dem Augenblick, da er es tat, sich selbst sagen mußte, daß hier

in Wahrheit Erleuchtung zu finden wäre; aber im selben Augenblick hatte er ja seinen Charakter als Zweifler verleugnet.

Aber ein solches Zweifeln kann auch in anderen Sphären sich zeigen. Wenn der Mensch auch ins Reine gekommen ist mit sich selbst über einzelne solcher Hauptpunkte, so gibt es im Leben andere auch bedeutende Fragen. Jeder Mensch wünscht natürlich seinen Gaben gemäß in der Welt zu wirken, aber daraus folgt dann wieder, daß er seine Gaben in einer bestimmten Richtung auszubilden wünscht, in der nämlich, die für seine Individualität am besten paßt. Aber welche ist diese? Hier stehe ich vor einem großen Fragezeichen. Hier stehe ich wie Herkules, aber nicht am Scheideweg — nein, hier zeigt sich eine weit größere Mannigfaltigkeit von Wegen, und desto schwieriger ist es also, den rechten zu nehmen. Es ist vielleicht gerade ein Unglück meiner Existenz, daß ich mich für allzuviel interessiere und nicht entschieden für eines; meine Interessen stehen nicht alle einem einzigen subordiniert, sondern alle stehen koordiniert.

Ich will zu zeigen versuchen, wie die Sachen für mich stehen.

1. *Die Naturwissenschaften.* Sehe ich zunächst auf diese ganze Richtung hin (indem ich darunter alle die einbefasse, welche die Runen der Natur verständlich zu machen und zu deuten versuchen, von denen, die den Lauf der Sterne berechnen und sie, sozusagen, darin aufhalten, um sie näher zu untersuchen, zu denen, welche die Physiologie eines einzelnen Tieres beschreiben; von denen, die von den Höhen der Berge die Erdfläche überschauen, zu denen, die in die Tiefe der Abgründe steigen; von denen, welche die Bildung des menschlichen Leibes durch unzählige Nuancen verfolgen, zu denen, welche die Eingeweidewürmer untersuchen), so habe ich natürlich auf diesem Weg, wie auf jedem anderen (doch vornehmlich auf diesem) Beispiele von Menschen gesehen, die sich einen Namen in der Literatur durch ungeheuern Sammelfleiß gemacht haben. Eine große Masse von Einzelheiten kennen sie, und sie haben viele neue entdeckt; aber auch nicht mehr. Sie haben bloß ein Substrat für das Denken und Arbeiten anderer geliefert. Und diese Menschen stehen nun da zufrieden mit ihren Einzelheiten, und doch kommen sie mir vor wie der reiche Bauer im Evangelium;

eine große Masse haben sie gesammelt in die Scheune, aber die Wissenschaft kann zu ihnen sagen: „Morgen werde ich deine Seele verlangen", insofern sie es ist, die entscheidet, welche Bedeutung jedes einzelne Resultat im Ganzen haben soll. Insofern nun eine Art unbewußten Lebens im Wissen eines solchen Mannes war, insofern kann man von den Wissenschaften sagen, daß sie sein Leben fordern; insofern es nicht war, ist seine Wirksamkeit gleich der eines Menschen, der durch den Zerfall seines toten Leibes zur Erhaltung der Erde beiträgt. Anders ist es natürlich mit anderen Phänomenen gewesen, mit solchen Naturforschern, die durch ihre Spekulation gefunden oder zu finden gestrebt haben jenen archimedischen Punkt, der nirgends ist in der Welt, und nun von da aus das Ganze betrachtet und die Einzelheiten in dem rechten Lichte gesehen haben. Und was solche anlangt, will ich nicht leugnen, daß sie einen höchst wohltuenden Eindruck auf mich gemacht haben. Die Ruhe, die Harmonie, die Freude, die man bei ihnen findet, findet man sonst selten. Wir haben hier in der Stadt drei würdige Repräsentanten: einen Oersted, dessen Antlitz mir immer vorgekommen ist wie eine Klangfigur, welche die Natur gerade auf die richtige Weise angestrichen hat; einen Schoun, der für einen Maler ein Studium abgibt, der Adam malen wollte, wie er allen Tieren ihre Namen gibt; und endlich einen Hornemann, der vertraut mit jeder Pflanze wie ein Patriarch in der Natur steht. In der Hinsicht erinnere ich mich auch mit Freude des Eindrucks, den S i e auf mich machten, der Sie als Repräsentant für eine große Natur standen, die auch ihre Stimme mit auf dem Reichstag haben sollte. Begeistert bin ich gewesen für die Naturwissenschaften und bin es noch; aber doch scheint es mir, daß ich sie nicht zu meinem Hauptstudium machen werde. Mich hat immer das Leben in Kraft von Vernunft und Freiheit am meisten interessiert, die Rätsel des Lebens zu klären und zu lösen ist beständig mein Wunsch gewesen. Die 40 Jahre in der Wüste, ehe ich das verheißene Land der Wissenschaften erreichte, kommen mir zu kostbar vor und das um so mehr, als ich glaube, daß die Natur noch eine Seite der Betrachtung hat, wozu Einsicht in die Geheimnisse der Wissenschaft nicht ge-

hört. Sei es, daß ich in den einzelnen Blumen die ganze Welt sehe, oder den vielen Winken lausche, welche die Natur in bezug auf das Menschenleben bietet; sei es, daß ich jene dreisten Freihandzeichnungen am Firmament bewundere, oder durch jene Naturlaute auf Ceylon an jene Töne in der geistigen Welt, durch den Fortgang der Zugvögel an die tiefere Sehnsucht in der Menschenbrust erinnert werde.

2. *Die Theologie.* Sie scheint es zu sein, die ich zunächst ergriffen habe; aber auch hier begegnen große Schwierigkeiten. Hier stehen im Christentum selber so große Gegensätze, daß dies zum mindesten den freien Blick stark hindert. In der Orthodoxie bin ich sozusagen aufgewachsen, wie Sie ja wohl wissen; aber sobald ich selbst anfing zu denken, begann allmählich der ungeheure Koloß zu wanken. Ich nenne ihn mit Fleiß einen ungeheuern Koloß, denn er hat wirklich im Ganzen genommen große Konsequenz, und die einzelnen Teile sind in den vielen verflossenen Jahrhunderten so dicht zusammengeschmolzen, daß es schwierig ist, ihnen zu Leibe zu rücken. Ich könnte nun wohl mit ihnen einig sein in einzelnen Punkten, aber diese wären dann anzusehen wie die Schößlinge, die man in Felsenriffen oft finden kann. Andererseits konnte ich ja wohl auch das Schiefe sehen, das in vielen einzelnen Punkten lag, aber die Hauptbasis mußte ich für eine Zeit *in dubio* stehen lassen. In dem Augenblick, da s i e sich änderte, nahm natürlich das Ganze eine völlig andere Gestalt an, und so wird meine Aufmerksamkeit auf ein anderes Phänomen gelenkt: den Rationalismus, der im ganzen genommen eine ziemlich mäßige Figur macht. Insoweit nämlich die Vernunft konsequent sich selbst verfolgt — indem sie sich Rede steht für das Verhältnis zwischen Gott und Welt — und nun wieder dazu kommt, den Menschen in seinem tiefsten und innerlichsten Verhältnis zu Gott zu sehen und in dieser Hinsicht auch von seinem Standpunkt aus das Christentum als das betrachtet, was in so vielen Jahrhunderten den tiefsten Drang des Menschen befriedigt hat, insoweit ist nichts gegen ihn einzuwenden, aber er bleibt dann auch nicht Rationalismus, denn der Rationalismus bekommt seine eigentliche Farbe vom Christentum und steht also auf einem ganz

anderen Gebiet und bildet nicht ein System, sondern eine Arche Noahs, in der die reinen und unreinen Tiere Seite an Seite beieinander liegen. Er macht ungefähr denselben Eindruck, den unsere Bürgerwehr in älteren Zeiten neben der Potsdamer Garde machen würde. Er sucht deshalb wesentlich an das Christentum sich zu knüpfen, basiert seine Entwicklungen auf die Schrift und schickt eine Legion von Schriftstellen jedem einzelnen Punkt voraus, aber die Entwicklung selbst ist nicht vor ihr durchdrängt. Sie führen sich auf wie Kambyses, der auf seinem Zug nach Aegypten die heiligen Hennen und Katzen voraus schickte, aber sie sind deshalb auch bereit gleich dem römischen Konsul die heiligen Hennen über Bord zu werfen, wenn sie nicht fressen wollen. Der Fehler liegt also darin, daß sie, wenn sie Einigkeit mit der Schrift finden, darauf sich berufen, aber sonst nicht, und so stehen sie auf zwei fremden Standpunkten.

— — — — — — — — — — — — — —

Was kleine Unannehmlichkeiten anlangt, will ich nur bemerken, daß ich im Begriff bin mich zum theologischen Examen vorzubereiten, eine Beschäftigung, die gar nicht interessiert und die deshalb auch nicht sonderlich rasch von der Hand geht. Ich habe immer mehr auf das freie, vielleicht deshalb auch ein wenig unbestimmte Studium gehalten, als auf die Beköstigung am Pensionstisch, wo man im voraus weiß, welche Gäste man trifft, und welche Gerichte man jeden Tag in der Woche bekommt. Da es indessen einmal eine Notwendigkeit ist und man knapp die Erlaubnis bekommt, auf die wissenschaftlichen Gemeinweiden zu gehen, ohne gezeichnet zu sein, und ich es sowohl mit Rücksicht auf meinen gegenwärtigen Sinneszustand für etwas nur Nützliches ansehen, als auch weiß, daß ich damit Vater eine große Freude machen kann (er meint nämlich, daß das eigentliche Kanaan auf der anderen Seite des theologischen Examens liege, aber besteigt zugleich wie Moses einst Thabor und berichtet, daß ich niemals hineinkommen werde — doch will ich hoffen, daß es nicht auch dieses Mal in Erfüllung geht), so fasse ich wohl schon zu. Wie glücklich sind nicht Sie, der Sie in Brasilien ein ungeheures Feld für Ihre Beobachtungen gefun-

den haben, wo bei jedem Schritt neue Merkwürdigkeiten sich bieten, wo das Schreien der übrigen Gelehrtenrepublik Ihre Ruhe nicht stört. Denn mir kommt die gelehrte theologische Welt vor wie der Strandweg an einem Sonntag nachmittag zur Zeit der Rennen — sie stürmen aneinander vorbei, juchzen und schreien, lachen und machen sich lustig übereinander, fahren die Pferde zu tod, wälzen sich und werden überfahren und wenn sie so endlich über und über staubig und außer Atem zum Hügel kommen — ja so sehen sie einander an — und kehren heim.

Was ihre Rückkunft anlangt, so wäre es kindisch von mir, Sie zu drängen, ebenso kindisch wie wenn Achilles' Mutter ihn zu verstecken suchte, damit er dem schnellen, ehrenvollen Tod entgehe. — Leben Sie wohl!

1. August. So wie ich es auf den vorhergehenden Seiten zu zeigen versucht habe, standen wirklich die Sachen für mich. Wenn ich jetzt dagegen über mein Leben ins Reine zu kommen suche, kommt es mir anders vor. Wie es lange dauert, ehe das Kind von den Gegenständen sich zu scheiden lernt, und es so lange Zeit von seiner Umgebung so wenig sich aussondert, daß es mit Hervorhebung der leidenden Seite z. B. sagt: „mich schlage das Pferd", so wiederholt sich dasselbe Phänomen in einer höheren geistigen Sphäre. Ich glaubte deshalb, daß ich möglicherweise mehr zur Ruhe kommen würde, wenn ich ein anderes Fach ergriffe und meine Kräfte auf ein anderes Ziel richtete. Eine Zeit lang würde es mir wohl auch geglückt sein, eine gewisse Unruhe zu vertreiben, aber verstärkt wäre sie gewiß zurückgekehrt wie der Fieberanfall nach dem Genuß kalten Wassers. Was eigentlich mir fehlt, ist, ins Reine mit mir selbst zu kommen darüber, was ich tun soll (wie oft geschieht es nicht, daß man, wenn man am allermeisten glaubt, sich selber ergriffen zu haben, die Wolke umarmt hat statt Juno), nicht was ich erkennen soll, außer soweit ein Erkennen jedem Handeln vorausgehen muß. Es kommt darauf an, meine Bestimmung zu verstehen, zu sehen, was Gott eigentlich will, daß ich tun soll; es gilt eine Wahrheit zu finden, die Wahrheit ist für mich, die Idee zu finden, für die ich leben

und sterben will. Und was nützte es mir dazu, wenn ich eine sogenannte objektive Wahrheit ausfände; wenn ich mich durch die Systeme der Philosophen arbeitete und, wenn es verlangt würde, Revue über sie halten könnte; daß ich Inkonsequenzen aufweisen könnte innerhalb jedes einzelnen Kreises; — was nützte es mir, wenn ich eine Staatstheorie entwickeln und aus den von überallher geholten Einzelheiten eine Totalität kombinieren, eine Welt konstruieren könnte, in der ich dann wieder nicht lebte, sondern die ich bloß für andere zur Schau hielte; — was nützte es mir, die Bedeutung des Christentums entwickeln zu können, viele einzelne Phänomene erklären zu können, wenn sie für mich selbst und mein Leben keine tiefere Bedeutung hätten? Und je mehr ich das könnte, je mehr ich andere meine Gedankenprodukte sich aneignen sähe, desto trauriger würde meine Stellung, nicht unähnlich der von Eltern, die aus Armut ihre Kinder in die Welt hinausschicken und der Pflege Fremder überlassen müssen. Was nützte es mir, daß die Wahrheit vor mir dastände kalt und nackt, gleichgültig, ob ich sie anerkennte oder nicht, eher ein ängstliches Schaudern bewirkend als eine vertrauensvolle Hingabe? Wohl will ich nicht leugnen, daß ich noch einen Imperativ der Erkenntnis annehme; und daß durch ihn sich auch auf die Menschen wirken läßt, aber da muß er lebendig in mich aufgenommen werden, und das ist es, was ich jetzt für die Hauptsache halte. Darnach dürstet meine Seele, wie die Wüsten Afrikas nach Wasser. Das ist es, was mir fehlt, und deshalb stehe ich da wie ein Mann, der Hausrat sammelte und eine Wohnung mietete, aber noch nicht die Geliebte gefunden hat, die des Lebens Glück und Unglück mit ihm teilen sollte. Aber um jene Idee zu finden oder besser gesagt mich selbst zu finden, nützt es mir nichts, mich noch mehr in die Welt zu stürzen. Und gerade das war es, was ich vorher tat. Darum glaubte ich, daß es gut wäre, mich auf die Jurisprudenz zu werfen, damit ich meinen Scharfsinn in den vielen Verwicklungen des Lebens entwickeln könnte. Hier bot sich gerade eine große Masse von Einzelheiten, in die ich mich verlieren konnte; hier konnte ich vielleicht aus den

gegebenen Fakta eine Totalität konstruieren, einen Organismus des Diebeslebens, es verfolgen nach seiner ganzen dunkeln Seite (auch hier ist ein gewisser Assoziationsgeist in hohem Grade bemerkenswert). Darum konnte ich wünschen Anwalt zu werden, damit ich, indem ich mich in die Rolle eines anderen versetzte, sozusagen ein Surrogat für mein eigenes Leben bekommen könnte, und durch die äußere Abwechslung eine gewisse Zerstreuung fände. Was mir fehlte, war: ein vollkommen menschliches Leben zu führen, und nicht bloß eines der Erkenntnis, so daß ich dadurch dazu gelange, meine Gedankenentwicklungen auf etwas zu gründen — ja auf etwas, das doch in jedem Fall nicht mein eigen ist, sondern auf etwas, das zusammenhängt mit den tiefsten Wurzeln meiner Existenz (wie nah liegt der Mensch sonst trotz all seinem Wissen dem Irrsinn? Was ist Wahrheit anderes als ein Leben für eine Idee? Alles muß zuguterletzt auf ein Postulat sich gründen; aber in dem Augenblick, da dies nicht länger mehr außer ihm steht, sondern er darin lebt, erst da hat es aufgehört, für ihn ein Postulat zu sein), durch die ich sozusagen eingewachsen bin in das Göttliche, daran fest hänge, wenn auch die ganze Welt zusammenstürzt. Siehe, das ist es, was mir fehlt, und dahin strebe ich. Mit Freude und innerlicher Stärkung betrachte ich deshalb die großen Männer, die so jenen Edelstein gefunden haben, für den sie alles verkaufen, sogar ihr Leben, (so wird es uns leicht werden, wenn wir erst einmal von Ariadne [Liebe] jenen Knäuel Garn empfangen haben, durch alle Irrgänge des Labyrinths [des Lebens] zu gehen und das Ungeheuer zu töten. Aber wie viele stürzen sich nicht in das Leben [Labyrinth] ohne jene Vorsicht beobachtet zu haben — die jungen Mädchen und Knaben die jedes Jahr dem Minotaurus geopfert wurden —) sei es, daß ich sie mit Kraft in das Leben eingreifen sehe, mit sicheren Schritten, ohne zu wanken, auf ihrer bestimmten Bahn vorwärtsgehen, oder daß ich sie abseits sehe von den allbefahrenen Wegen, vertieft in sich selbst und in die Arbeit für ihr erhabenes Ziel. Mit Ehrerbietung betrachte ich sogar die Abwege, die auch hier so nahe liegen. Es ist dieses innere Handeln des Menschen, diese Gottesseite des Men-

schen, worauf es ankommt, nicht eine Masse von Erkenntnissen; denn die werden wohl folgen und werden sich dann zeigen nicht als zufällige Aggregate oder als eine Reihe von Einzelheiten, eine neben der anderen, ohne ein System, ohne einen Brennpunkt, in welchem alle Radien sich sammeln. Einen solchen Brennpunkt habe ich wohl auch gesucht. Sowohl auf dem grundlosen Meere der Vergnügungen wie in den Tiefen der Erkenntnis habe ich vergebens einen Ankerplatz gesucht. Ich habe die fast unwiderstehliche Macht gefühlt, mit der das eine Vergnügen dem andern die Hand reicht; ich habe die Art unechter Begeisterung gefühlt, die es imstand ist hervorzurufen; ich habe auch die Langeweile gefühlt, die Zerrissenheit, die darauf folgt. Ich habe die Früchte vom Baum der Erkenntnis geschmeckt und oft mich an ihrem Wohlgeschmacke erfreut. Aber diese Freude war nur im Augenblick der Erkenntnis und hinterließ kein tieferes Mal in mir selbst. Es kommt mir vor, als hätte ich aus dem Becher der Weisheit nicht getrunken, sondern wäre in ihn hineingefallen. Ich habe dieses Prinzip für mein Leben gesucht durch Resignation, durch die Vorstellung, daß, da alles nach unerforschlichen Gesetzen vor sich gehe, es nicht anders sein könnte, und durch das Abschleifen meines Ehrgeizes und der Fühlhörner meiner Eitelkeit. Weil ich nicht alles nach meinem Kopfe richten konnte, zog ich mich daraus zurück mit dem Bewußtsein meiner eigenen Tüchtigkeit, ungefähr wie wenn ein abgesetzter Pfarrer mit Pension resigniert. Was fand ich? Nicht mein Ich; denn das suchte ich ja gerade auf jenen Wegen zu finden (ich dachte mir, sozusagen, meine Seele wie eingeschlossen in einen Schrein mit einem Springdeckel, und den nun die äußeren Umstände durch einen Druck auf die Federn zum Aufspringen bringen sollten). — Das war das erste, das entschieden werden sollte, das war jenes Suchen und Finden des Reiches Gottes. Ebensowenig wie ein Weltkörper, wenn man ihn in seiner Bildung sich dächte, zuerst bestimmen würde, wie seine Oberfläche sein sollte, welchen Körpern er die helle, welchen die dunkle Seite zuwenden sollte, sondern zuerst die Harmonie der Zentrifugal- und Zentripetalkräfte seine Existenz realisieren und den Rest von selber kommen lassen würde — ebensowenig

nützt es dem Menschen, erst das Aeußere und nachher erst das Grundkonstituierende bestimmen zu wollen. Man muß erst lernen, sich selbst zu erkennen. Erst wenn der Mensch so innerlich **sich selbst** verstanden hat, und nun auf seinen Gang sieht auf seinem Weg, erst da bekommt sein Leben Ruhe und Bedeutung, erst da wird er befreit von jenem beschwerlichen, unheilschwangeren Reisekameraden — jener Lebensironie[1]), die in der Sphäre der Erkenntnis sich zeigt und dem wahren Erkennen gebietet, mit einem Nicht-Erkennen (Sokrates)[2]) zu beginnen, gleichwie Gott die Welt aus Nichts erschuf. Aber vornehmlich ist sie zuhause im Fahrwasser der Sittlichkeit für die, welche noch nicht unter den Passat der Tugend gekommen sind. Hier tummelt sie den Menschen auf das entsetzlichste umher; bald läßt sie den Menschen sich glücklich und zufrieden fühlen in dem Vorsatz, auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen, bald stürzt sie ihn hinunter in den Abgrund der Verzweiflung. Oft schläfert sie den Menschen ein durch den Gedanken: „es kann nun einmal nicht anders sein", um plötzlich ihn aufzuwecken zu einem strengen Verhör. Oft läßt sie den Schleier des Vergessens über das Vergangene fallen, um dann wieder jede einzelne Geringfügigkeit in einem lebendigen Lichte vortreten zu lassen. Wenn der Mensch hier sich vorwärts kämpft auf dem richtigen Wege, sich darüber freut, die Macht der Versuchungen besiegt zu haben, kommt vielleicht im selben Augenblicke auf den vollkommensten Sieg ein anscheinend geringer äußerer Umstand, der ihn gleich Sisyphus von der Spitze der Klippe hinunter-

[1]) Wohl bleibt sie dann auch in einem gewissen Sinn, aber er ist imstand, diese Windstöße des Lebens auszuhalten; denn je mehr der Mensch für eine Idee lebt, desto leichter geschieht es, daß er für die ganze Welt auf dem Verwunderungsstuhl sitzt. — Oft kann auch eine wunderliche Aengstlichkeit sich aufdrängen, daß man, wenn man am allermeisten sich selber verstanden zu haben glaubt, doch eigentlich nur das Leben eines anderen auswendig gelernt hat.

[2]) Der Spruch sagt auch: „Von Kindern und Toren soll man die Wahrheit lernen". Und hier ist gewiß nicht die Rede, von der Wahrheit auf Grund von Prämissen und Konklusionen, aber wie oft hat nicht die Rede eines Kindes oder eines Irren einen Mann niedergedonnert, gegen welchen der Scharfsinn nichts ausrichten konnte.

stürzt. Oft wenn der Mensch seine Kraft auf etwas konzentriert hat, begegnet ein kleines äußeres Geschehnis, welches das Ganze vernichtet. (Ich würde sagen: wie ein Mann, der seines Lebens leidig in die Themse sich stürzen wollte, und den nun der Stich einer Mücke gerade im entscheidenden Augenblick abhält.) Oft läßt sie den Menschen, gleich einem Lungenkranken am allerwohlsten sich fühlen, wann es am allerschlimmsten ist. Vergebens sucht er dagegen zu arbeiten; er hat nicht Kraft genug dazu, nichts hilft es ihm, daß er so oft das Selbe durchgeht; auf die Art von Uebung, die dadurch erreicht wird, kommt es nicht an. So wenig wie der, der noch so viel Uebung im Schwimmen hat, in einem Unwetter sich wird oben halten können, sondern nur welcher innerlich davon überzeugt ist und erfahren hat, daß er wirklich leichter als Wasser ist, ebensowenig kann der Mensch, dem der innere Haltungspunkt fehlt, im Sturme des Lebens sich oben halten. — Nur wenn der Mensch so sich selber verstanden hat, ist er imstande, eine selbständige Existenz zu behaupten und der Aufgabe seines eigenen Ichs zu entgehen. Wie oft sehen wir nicht — (in einer Zeit, wo wir durch unsere Lobreden jenen griechischen Geschichtsschreiber erheben, weil er einen fremden Stil bis zur täuschendsten Aehnlichkeit mit dessen Urheber nachzuahmen verstand, anstatt daß er getadelt werden dürfte, da der erste Preis eines Schriftstellers immer der ist, einen eigenen Stil zu haben: eine durch seine Individualität modifizierte Ausdrucks- und Darstellungsweise) — wie oft sehen wir nicht Leute, die entweder aus geistiger Trägheit von den Brosamen leben, die von anderer Tische fallen, oder aus mehr egoistischen Gründen in andere sich einzuleben suchen, um dann zuletzt gleichwie ein Lügner durch die häufige Wiederholung seiner Geschichten selbst sie zu glauben. Ungeachtet ich noch weit davon entfernt bin, so mich innerlich selbst zu verstehen, habe ich mit tiefer Achtung für dessen Bedeutung meine Individualität zu umfrieden gesucht — den unbekannten Gott verehrt. Mit einer unzeitigen Aengstlichkeit habe ich zu verhindern gesucht, in zu nahe Berührung mit den Phänomenen zu kommen, deren Anziehungskraft vielleicht zu große Kraft auf mich ausüben würde. Ich habe gesucht mir viel von ihnen anzu-

eignen, ihre Individualität und Bedeutung im Menschenleben studiert, aber doch zugleich mich gehütet, nicht wie die Mücke dem Licht zu nahe zu kommen. Durch Umgang mit den gewöhnlichen Menschen habe ich nur wenig zu gewinnen oder zu verlieren gehabt. Teils hat ihr ganzes Treiben — das sogenannte praktische Leben[3]) — nur wenig mich interessiert; teils hat die Kälte und der Mangel an aller Sympathie, womit sie die geistigen und tieferen Bewegungen im Menschen betrachten, mich noch mehr von ihnen entfernt. Meine Umgangsfreunde haben mit wenig Ausnahmen keine sonderliche Macht auf mich ausgeübt. Ein Leben, das nicht ins Reine mit sich selber gekommen ist, muß notwendig eine unebene Seitenoberfläche darbieten; hier sind sie nun nur an einzelnen Facta und ihrer anscheinenden Disharmonie stehen geblieben; denn zu versuchen, sie in einer höheren Harmonie aufzulösen oder die Notwendigkeit davon einzusehen, dazu hatten sie nicht Interesse genug für mich. Ihr Urteil über mich war deshalb immer einseitig, und ich habe abwechselnd entweder zu viel oder zu wenig Gewicht auf ihre Aussage gelegt. Auch ihrem Einfluß und den daraus möglichen Deklinationen am Kompaß meins Lebens habe ich mich jetzt entzogen. Und so stehe ich denn wieder auf dem Punkt, daß ich auf eine andere Weise beginnen muß. Ich will jetzt versuchen, den Blick ruhig auf mich selbst zu heften und innerlich zu handeln anfangen; denn nur dadurch werde ich imstande sein, gleichwie das Kind durch seine erste mit Bewußtsein vorgenommene Handlung sich „ich" nennt, mich in tieferer Bedeutung „ich" zu nennen.

Doch dazu ist Ausdauer gefordert, und man kann nicht stracks ernten, wo man gesät hat. Ich will mich der Methode jenes Philosophen erinnern: seine Schüler drei Jahre schweigen zu lassen, so geht es wohl. Wie man ein Fest nicht mit Aufgang der

---

[3]) Dieses Leben, das ziemlich das ganze Zeitalter durchgreift, zeigt sich auch im Großen. Während die älteren Zeiten Werke aufführten, vor denen der Betrachter verstummen mußte, bauen sie jetzt eine Brücke unter der Themse (Nutzen und Vorteil). Ja, das Kind fragt nächstens, ehe es Zeit bekommt die Schönheit einer Pflanze oder eines Tieres zu bewundern: wozu ist es nütze?

Sonne sondern mit ihrem Untergang anfängt, so muß man auch in der geistigen Welt erst einige Zeit vorarbeiten, ehe die Sonne recht für uns scheinen kann und in all ihrer Herrlichkeit aufgehen; denn wohl heißt es: daß Gott seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, aber nicht so in der geistigen Welt. So sei denn das Los geworfen — ich gehe über den Rubikon! Wohl führt dieser Weg mich zu Kampf; aber ich will nicht verzagen. Ich will nicht trauern über die vergangene Zeit — denn wozu Trauer? Mit Kraft will ich mich vorwärts arbeiten und keine Zeit verlieren, zu trauern, ich will vorwärts eilen auf dem gefundenen Weg und jedem, dem ich begegne, zurufen: nicht wie Lot's Weib zurückzusehen, sondern daran zu denken, daß es ein Berg ist, nach dem wir streben.

(Uebersetzt von Theodor Haecker)

THEODOR HAECKER: WANDEL DER TRAGIK)*

Kierkegaards Lebensanschauung war von Grund aus tragisch. Daß er, wenn er einmal liebte, unglücklich lieben werde, wußte er insgeheim schon, ehe die Liebe ihn überfiel und wirklich eine unglückliche wurde. Daß das Edle in Konflikt mit der Welt kommen muß und mißverstanden wird, war ihm so gut wie ein Axiom. Es gehört zur Metaphysik des Christentums, daß der Christ leiden muß in dieser Welt; aber es gehört auch zur Metaphysik dieser Welt, daß sie vergänglich ist. Und diese letzte Erkenntnis, die eine christliche und eine offenbarte Wahrheit ist, hebt erst die Tragik wieder auf, der er rettungslos in Wahnsinn oder Selbstmord verfallen wäre, die aber nur an diese Welt und nur an diese gebunden ist; warum, bleibt das unerforschliche Geheimnis Gottes. — Man kann wohl sagen: wie Christus die Fülle des Gesetzes (des Judentums) war, so auch die Fülle

*) Diese Abhandlung, geschrieben im Sommer 1917, bildet das Mittelstück von Haeckers „Nachwort" zu Kierkegaards „Begriff des Auserwählten" (erschienen 1918 im Hellerauer Verlag).

der Tragik (des Griechentums). Von nun an sind beide vollendet, aber wohlverstanden nur für den Jünger Christi, für den Heiligen, der beide, Gesetz und Tragik, Gerechtigkeit und Schicksal, — übersehn kann, in dieses Wortes doppelter Bedeutung; für uns andre alle aber, ach! sind sie noch da, beide: das Gesetz als Zuchtmeister und die Tragik, daß unsere steinernen Herzen weich würden.

Durch das Christentum ist alle Tragik verändert worden, ist alle Tragik zurückgenommen worden in die Zeit und die Vergänglichkeit. Sie ist nicht aufgehoben, aber sie hat, wie alles, eine andere Bedeutung bekommen, oder vielmehr, sie hat ihre wahre Bedeutung bekommen. Ueber dem eng bezirkten Raum irdischer und olympischer Lebensfreude wohnt die Angst, das ewige Rätsel, nicht das Geheimnis, durch welches Wort schon das Licht der Offenbarung hindurchscheint, das nur Hülle der Fülle und Verheißung ist und sich selber schenkend offenbart, während das Rätsel selber ein Nichts ist in der Antwort und ein Grauen in der Frage. Darum ist auch das schwermütigste Wort, das jemals im Herzen eines Menschen aufkam und das sein Mund nicht behütet hat, von einem Griechen gesprochen worden und von einem Griechen uns überliefert worden: ich liebe die Kinder; d e s h a l b will ich keine haben. Man verstehe es recht. Dieses Wort könnte auch ein jüdischer Prophet oder Hiob sagen, oder es könnte heute wahrlich ein edler Mensch es sagen; aber das Motiv dazu läge immer nur in einer Stimmung und in der Zeit, — im nächsten Augenblick schon könnte es anders sein. Bei jenem Griechen aber kann es nicht im nächsten Augenblick anders sein; bei ihm liegt das Motiv im Ewigen, das ihm gegeben ist. Ein alter Prophet und Hiob und ein edler Mensch in diesen grauenvollen Tagen der e h r l o s e n Menschenschlächterei hätten es zum Himmel geschrien, der Grieche aber sagte es in sich hinein, er mußte es wieder essen; da war kein Ohr, das es hätte hören können, und kein Herz, das es hätte bewegen können. Er hatte zu Ende gedacht, während alle die, welche ihn nicht verstanden, noch nicht aufgewacht waren und noch träumten. Der edle Grieche, der zu Ende dachte, mußte verzweifeln und in die Krankheit zum Tode

fallen, die Jahrtausende später Hölderlin verschlang, und die voll unnennbar süßer Klage sein kann. Denn wie um noch einmal dem Sehenden zu zeigen, wie verzweifelt alle unerlöste griechische Schönheit ist, hat sich das Leben Hölderlins in gesangerfüllter Nacht verloren. Wo in aller Welt der Sprache ist unsagbarere Schönheit offenbart als in einer Strophe Hölderlins, und oft in einem einzigen Verswort: taglang, wo der Laut lang wie der Tag, lang wie das Leid ist?! Nur viele Worte der Vulgata sind noch schöner. Und wäre im Christentum die wahre Schönheit nicht auch bewahrt, wäre sie nicht auch die Gabe des einigen Gottes, so wäre mancher Abfall leichter zu entschuldigen; aber so ist es nicht! Das tragische Schicksal erfüllte sich an Hölderlin unerbittlich, tragischer noch durch den Mangel an Resonanz einer anders gewordenen Welt; er selbst mußte noch im gottverhängten Wahnsinn sich selber die dunkeln delphischen Strophen singen, da er ja allein war und Vieles in Einem: der tragische Held und der tragische Dichter, welche Last von Leid auf eine einzige Menschenseele; denn Oedipus war nicht der klagende Dichter und Sophokles nicht der leidende Held; jener aber war beides und dazu noch Chor und Volk: das dumpfe Mitgefühl für sein durchsichtig ausgedrücktes Leid, der Grundbaß seiner Melodie. Solchen Preis zu zahlen für solche Größe ist groß, aber doch nur menschlich groß; hier ist keine neue Ordnung, sondern es ist die Grenze des menschlichen und endlichen Geistes erreicht. Der Unterschied zwischen einem Genie und einem gewöhnlichen Menschen ist hier im Grund kein anderer als der zwischen Gras und einer edeln seltenen Blume, und vor der neuen Ordnung sind beide wie Gras, das in den Ofen geworfen wird. Es hilft uns nichts vor der Erkenntnis, daß Hölderlins Leben hier in Verzweiflung endete, — für die Ewigkeit haben wir ja den Trost, den Kierkegaard über Sokrates hatte: „er ist inzwischen sicher Christ geworden" — und den Mut, dieses zu sagen, müssen wir aufbringen, wiewohl es nicht leicht ist, wenigstens, ihn beständig zu haben. Denn die geistige Jugend dieser Tage, soweit sie nicht einfach nichts oder frech ist, indem sie etwa einen Schriftsteller wie Heinrich Mann, der uns die allerletzten, allerschalsten Aufgüsse der Kunst der

Flaubert, Zola, D'Annunzio keck als Ersatz für Romanen wie für Romane serviert, für einen großen Dichter und Geist erklärt; indem sie gar — welch eine Burleske! — Herrn Sternheim mit Molière verwechselt, dem, einem gradgewachsenen Satiriker einer verrenkten Gesellschaft, ein wahrer Kunstkenner wohl zurufen durfte: *Courage, Molière, voilà la vraie comédie!*, während jenem, der entarteter ist als die entartetste Gesellschaft, ihr Produkt also und unter ihr, nicht über ihr, höchstens der Zuruf desselben wahren Kunstkenners: *Ohé, Sternheim, merde, voilà la vraie juiverie!* gerecht werden könnte, da er die Dinge wieder an ihren rechten Platz stellt; aber, wenn ich damit anfange, wie soll ich zu Ende kommen? — diese geistige Jugend ist reichlich schwermütig; sie kaut als tägliches Brot nur das Elend der Welt und kennt keine andre Lust mehr als die der Verachtung und des Ekels. Und wenn sie erst 40 Jahr alt geworden sind, werden sie klagend ihrer Knabentage gedenken und die Freude ihres Lebens in der Erinnerung haben statt in der Hoffnung. Sie sind hochmütig und ziehen deshalb im Grunde die tragische Verzweiflung der Seligkeit vor; sie bewundern mehr den Selbstmord eines Genies als dessen Entschluß, auf nicht andre Weise selig zu werden als die Fischer von Galiläa, als Bauern und Dienstboten. Dieser Hochmut macht aber feig im Urteil und ängstlich vor dem der Welt und der Journale; er verhindert die sehr wichtige Erkenntnis, daß die Katastrophe so vieler von Natur Hochbegabter in den letzten 100 Jahren nicht mehr tragisch im reinen Sinn — das ist einfach nicht wahr — sondern als Verzweiflung, als Schuld, als Entfernung von Gott zu verstehn ist. Wer über die ruhmreichen Geisteskämpfe des ersten Christentums gegen die Gnostiker etwas Bescheid weiß und den unendlichen Erkenntnis- und Wahrheitsgehalt der eigentlichen Glaubensdogmen, an denen Luther noch sich erquickte, der gewinnt auch einen Ueberblick über die Irrungen der Leidenschaften und die Irrtümer der Gedanken der letzten 100 Jahre, wie weder Genialität noch eine bloße philosophisch-ästhetische Bildung ihn je geben können. Er sieht auch ein, daß jene Kämpfe durch einen einfältigen und realen Glauben und nicht nur durch Genialität und philosophische Begabung, über welche die Gno-

stiker in mindestens ebenso hohem, wenn nicht in höherm Maße verfügten, entschieden worden sind. Jene Jugend zieht, trotz allen modischen Religionsgesprächen, trotz all der *St. Preux Ridicules* des Neokatholizismus im entscheidenden Fall immer die ästhetischen Kategorien den religiösen weit vor, sowohl für ihr Privatleben als auch öffentlich und literarisch, um nicht banal zu sein. Sie haben indes unrecht, auch für die Kunst, die schließlich doch nur D a u e r hat, wenn sie Gott dient, nicht wenn sie sich selber zu Gott macht. Wenn einer zu Bach bewundernd gesagt hätte: deine Kunst ist so gewaltig und grenzenlos und allumfassend, daß sie auch noch das Religiöse nur als eine Provinz in sich hat und beherrscht, und wenn er dies nicht bloß rein formal, wie man ja auch von der reinen Logik sagen kann, daß ihre Gesetze noch die Sprüche Christi beherrschen, sondern material und hierarchisch wertend, wie man es eben heute versteht, verstände, so hätte Bach den gescheiten Schwätzer vielleicht groß angeschaut und gar nicht verstanden. Doch ist das unwahrscheinlich, weil er ein gottesfürchtiger Mann war, und der weiß in diesen Dingen Bescheid, mag er auch noch so einfältig sein, besser als das klügste Genie, das seine Begabung nicht zu Gott hinführt. Also hätte er es ganz einfach für das, was es ist, erklärt: eine Gotteslästerung oder ein Geschwätz. Denn er wußte, und in diesem Wissen sind sich schließlich der Fidschi-Insulaner und der geistigste Christ einig, daß das Religiöse unbedingt jene Ordnung ist, der man nur dienen kann, in der man immer Knecht ist, der man nur opfern kann, die selber aber man niemand und niemals opfern darf. Es ist jene Ordnung der Dinge, der man, nicht abstrakt und für „eigenen Sold", sondern auf ausdrücklichen Befehl Gottes, den eigenen Sohn opfern muß, und dann also doch auch, wenn es verlangt wird — die Genialität, während zum Beispiel ein Mann, der, wenn dies überhaupt im Ernst jemals vorkam, der Kunst allein Weib und Kind opferte, niemals dafür auf Gott sich berufen kann, sondern immer einer Versuchung des Teufels unterlegen ist. Ich sage: „wenn es überhaupt vorkam", wiewohl ich glaube, daß es in der Tat zuweilen, aber selten, vorkam — ich sage deshalb so, weil ja auch heute gewiß manch einer Weib und

Kind verläßt, mit großem Geflunker, aber es nicht nur gewiß ist, daß er es nicht um des Reiches Gottes willen tut, sondern ebenso fest steht, daß er es auch nicht um der Kunst willen tut.

Der Christ aber darf und soll zu Ende denken; und wenn er glaubt, muß er selig werden. Warum soll denn auch ein Mensch nicht in jedem Augenblick seines Lebens an Gott die dringende Frage richten dürfen: warum bin ich denn nicht selig? Für ihn kann die Schwermut nur ein Stadium und eine Stimmung sein, die ihm auch zum Guten dienen müssen; bleibt er aber in ihr, so will er in ihr bleiben; dann aber ist sie, das wußte Kierkegaard mit den alten Kirchenvätern, Sünde. Das Tragische in der Welt wird durch das Christentum nicht aufgehoben, weder faktisch noch für die Betrachtung des Denkers oder die Schöpfung des Dichters. Ja, ich kann mir einen denken, der sagt: „Gesetzt, es gibt eine ewige Höllenstrafe, und das ist die Lehre der Kirche, eine Höllenstrafe, die Gott, auch wenn er wollte, und mit all seiner Liebe, die über alles gewiß ist, nicht aufheben kann, dann ist dieser Gott, der so in seinen Weltenplan tragisch verstrickt ist, die unglücklichste, die tragischeste Person, gegen die ein Oedipus nur ein lallendes, halb bewußtloses Kind ist, über das man lächeln muß. Oh, ich möchte doch lieber noch im ewigen Feuer der Hölle brennen, als jener Gott, jener ewig betrogene Liebhaber sein!" Oder es könnte einer sagen: „Die furchtbarste Tragik ist ja überhaupt erst durch das Christentum in die Welt gekommen. Denn was ist die Empörung des Prometheus gegen Zeus, der doch selber nicht sicher ist auf seinem goldenen Stuhl, weil die blinde Nacht des Schicksals über ihm ist, machtvoller als seine Blitze, die sie nicht und nie erhellen, ist doch nur ein Scherz im Vergleich zu der Empörung des Iwan Karamasoff gegen den einen, allmächtigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, der Himmel und Erde, wie er sie aus dem Nichts erschaffen hat, auch nicht hätte schaffen können, Herr aller Wege und alles Schicksals, Vater des Lichts, bei welchem keine Veränderung ist noch Wechsel von Licht und Finsternis; der den Anspruch erhebt, allein gut zu sein, so daß auch sein Sohn, als er Mensch ward, sagte: was nennest du mich gut, nur Gott ist gut, und der dennoch zusieht, wie Unschuldige, Kinder

und Tiere geschunden werden. Das Leid, das Zeus und die Götter immer wieder zurückschoben, weil sie es nicht hätten tragen können, trägt nun ein Mensch allein in seinem Herzen — ewig und ohne die Möglichkeit des Wahnsinns. Welch ein Uebermaß der Tragik! Prometheus hat ja in seinen Schmerzen den seligen Gedanken, daß er gut war, daß er besser ist als Zeus, ja, daß Zeus selber ein Opfer und ein Unfreier ist. Und jeder physische Schmerz hat auch seine Grenze, keiner ist grenzenlos; hat er seine Grenze erreicht, so ist die Natur barmherzig und versenkt ihn in der Wollust der Ohnmacht. Aber Iwan ist in der Wollust der Macht und der Liebe noch unselig, denn allein die Verzweiflung des Geistes ist grenzenlos; sie nur hat keine Grenze. Welch ein Uebermaß von Tragik ist in die Welt gekommen durch die christliche Offenbarung, daß Gott gut ist und Licht ist und Schöpfer einer Welt, die im Bösen liegt!"

In diesen beiden Reden ist jedoch der Begriff des Tragischen längst gesprengt; aber mit beiden kann nur der Glaube fertig werden. Beide Reden setzen persönliche Leidenschaft voraus; kein bloßer, platter Freidenker könnte diese Einwände vorbringen, ja er wird auch dann noch, wenn sie schon gemacht sind, viel zu flach sein, als daß er ihre wirkliche Tiefe verstehn könnte. Beide Einwände können von einem Geärgerten gemacht werden, freilich aber auch von einem — Apologeten. Der Wert und die Bedeutung einer Apologetik messen sich ja nicht nur am Glauben des Autors, sondern auch an seiner Kunst, die Einwände der Gegner nicht nur zu durchschauen und vorauszuschauen, sondern sie sogar noch viel besser darzustellen, als seine Gegner. Diese Seite der Polemik hat das Christentum von Anfang an gehabt. Christus war, wenn es darauf ankam, ein besserer Schriftgelehrter als die Schriftgelehrten, die in Scham abziehn mußten. Paulus war ja der prädestinierte Kampfdialektiker. Die Blütezeit der Scholastik hatte ihre Methode des *Sic et Non*. Pascal hatte die Absicht, noch schroffer als Montaigne, die Unsicherheit und Relativität aller Verhältnisse dieser Welt darzustellen, und sie ist ihm so sehr gelungen, daß Dummköpfe, die das Ganze nicht sahen, ihn für einen verzweifelten Skeptiker ausgaben, so, wie für ihren eigenen Unglauben

bestrafte Flachköpfe Kierkegaard für einen Atheisten ausgeben. Wenn man sich von dem Christentum, ich meine dem rechtgläubigen, bewußt abkehrt, so versteht man von Kierkegaard nicht mehr viel. Nur so sind auch die vielen recht merkwürdigen Mißverständnisse und Unverständnisse des sehr gescheiten Schrempf zu erklären, die in den späten Nachworten zu seinen Uebersetzungen ihren Ausdruck finden. Wer in Kierkegaard einen Mann sieht, der über das Christentum h i n a u s zu so etwas wie Freidenkertum führen kann, der sagt notwendig und hoffnungslos die falschesten Dinge. Die Apologetik hat es immer mit den Götzen und dem Götzendienst ihrer Zeit zu tun. Der Götze unsrer Zeit aber ist neben dem goldenen Kalb schon seit über 100 Jahren die von Gott losgesagte Kunst und die ästhetische Weltanschauung. Darum sind die Apologeten unsrer Zeit nicht Gelehrte und weltfremde Theologieprofessoren, sondern Dichter und Künstler: Kierkegaard mit den gewaltigen Werken seiner Pseudonyme; Tolstoi mit seinen Erzählungen und seinen Dramen; Dostojewski mit seinen Romanen; schließlich, wenn auch arg durch Theosophie und Inder verwirrt, Strindberg in seinen Alterswerken.

Wären jene Einwände dogmatische Feststellungen und nicht bloß, was sie sind, dichterische Ausbrüche verzweifelter Stimmungen und noch einmal: apologetisch erlaubte Darstellungen, so würde ich sie nüchtern nicht aushalten, sondern mich vor ihnen schützen mit allen Mitteln der Hedonik und der Betäubung, oder mich gleich in den Wahnsinn, der weit vorzuziehen wäre, flüchten. (So habe ich auch niemals begriffen, wie Calvin, der starke Geist und große Theolog, den Gedanken der absoluten Gnadenwahl und Prädestination aushalten konnte, ohne verrückt zu werden, oder es nur so begriffen, daß er den Gedanken eben doch nicht so gedacht hat, wie man einen Gedanken, dessen Inhalt ewige Dinge sind, denken soll.) Aber es ist anders. In jenen Gedanken fehlt ein Merkmal, welches das Tragische erst konstituiert, und dessen Mangel auch es verschwinden läßt und aufhebt; ein gewisses Maß von aufgehobener Freiheit, von Unabänderlichkeit, und was darin liegt: ein gewisses Maß von Unschuld. Die Hölle, selbst wenn sie ewig sein sollte, was aber kein

Mensch und kein Engel, also auch kein Dogmatiker weiß, ruht auch auf der Vollkommenheit der Kreatur: auf der absoluten Freiheit; sie ist nicht denkbar ohne Trotz, ohne eine im klarsten Lichte des Bewußtseins getroffene und gewiß nicht bloß einmal und endgültig getroffene, sondern durch Reue zu ändernde Entscheidung. Im ewigen Leben gibt es kein Verhängnis, also auch keine Tragik — die Tragik ist kein Merkmal des Absoluten — sondern ein freiwilliges Zuwenden des Antlitzes zu Gott oder ein freiwilliges Abwenden desselben von ihm. Himmel wie Hölle liegen jenseits aller Tragik, die zurückgeworfen ist in die Zeit und die Endlichkeit. Hier wird es immer bis an das Ende der Tage tragische Konflikte geben, welche in Raum und Zeit, das liegt in ihrem Wesen, nicht zu lösen sind, sondern zu Katastrophen führen; tragische Konflikte zwischen Zeit und Zeit, Zeit und Ewigkeit; zwischen Sinnlichkeit und Geist, Eltern und Kindern, Mann und Weib, Recht und Macht, Wert und Unwert, Wert und Wert, Tradition und Neuerung. Die Reaktion der Person aber, deren Schicksal mit dieser unabänderlichen, objektiv gegebenen Tragik beschwert ist, wird Schmerz und Leid sein: die kann das Christentum ihr nicht nehmen, aber die Verzweiflung kann es ihr nehmen, und die Seligkeit kann es ihr geben. Für den Christen gilt absolut, daß alle Tragik nur zur Dialektik von Glück und Unglück, von Freud und Leid gehört, aber diesseits der Verzweiflung sich abspielt. Wo diese dennoch eintritt, ist sie, religiös gesprochen: Schuld, näher: Mangel an Glaube; denn nicht wie bei den Griechen, wo Finsternis den Getroffenen verschlingt, ist es hier, sondern das Licht nimmt den Verwundeten auf und heilt ihn; psychologisch gesprochen aber ist es dieses: die tragische Person wirft eine unendliche Leidenschaft, die doch nur dem unendlichen Gegenstand, den ewigen Dingen, dem Heil der Seele, der Anbetung Gottes, dem Abscheu vor dem Bösen zukommt, auf einen ihrer nicht werten endlichen Gegenstand: Liebe zum Mann oder zum Weib, zur Welt überhaupt, zu Staat, Volk, Vaterland, Macht, Reichtum, Ehre, Ruhm, aber auch Haß gegen zeitliche und vergängliche Uebel und Menschen. So will Iwan einen Augenblick in der Zeit, wo das Kind von den Hunden zerrissen wird, versteinern und erstarren

machen, ewig machen; aber da tut Gott nicht mit, er hat von Ewigkeit her den Schmerz vergänglich gemacht und ihm eine Grenze gesetzt. Am Mißverhältnis also einer grenzenlosen Innerlichkeit — psychologisch gesprochen, denn religiös ist es Schuld, näher: Mangel an Glaube — und eines begrenzten, endlichen, vergänglichen Gegenstandes, in dem furchtbaren Vakuum, das dadurch entsteht, geht das Individuum seelisch zugrunde. Das ist der Schlüssel zum Verständnis aller Tragik bei Shakespeare, dem großen Dichter des Protestantismus; denn diese Form der Tragik ist am Christentum orientiert, und nur Narren oder Flachköpfe können meinen, daß sie auch im Heidentum möglich sei. Nein, der gewaltige Schatten, den hier eine unerlöste Natur wirft, hat zur Voraussetzung das unermeßliche Licht, das Gott im Jahre 1 durch die Juden der Welt geschenkt hat. Bei den beiden größten Dichtern des Katholizismus: Dante und Cervantes sind die Werte und ihr Rang, die Erlösung als Lösung des Tragischen in größerer Harmonie, in milder Vermittlung und wie in der Theologie nicht ausschließlich in der Grenzsprache des Paradoxes und der Antithese.

Der Opfertod Christi ragt also weit über das Tragische hinaus, wiewohl er innerhalb einer bloß zeitlichen Betrachtung ganz gewiß auch „Schicksal" ist — es gelingt ja nicht jedem hergelaufenen Menschen, sich aus n u r geistigen Gründen kreuzigen zu lassen; ja, es ist vielleicht für den Theologen noch einzusehen, daß dies überhaupt in Zeit und Ewigkeit bloß e i n e m Menschen, dem Gottmenschen geschehen kann — und „Tragik", „Tragödie", denn p s y c h o l o g i s c h war das Urteil des hohen Rates in einem objektiv notwendigen, nicht bloß in einem subjektiv leichtfertigen Mißverständnis begründet, und objektives Mißverständnis ist eine Hauptkategorie des Tragischen. Wo ist Tragik, die als Element nicht ein Mißverständnis enthält? In diesem Sinn also war Christi Opfertod Schicksal und Tragödie und sollte es sein, da nichts menschlich Großes einfach vernichtet oder übersprungen werden, sondern mit einem neuen Sinn erfüllt und erlöst werden sollte. So ist es denn nur eine widerwärtige Stümperei, wenn man mit dem Christentum auf so bequeme Weise fertig werden will, wie Journalisten und Herr Rathenau, die

meinen, es sei doch nur ein historischer Zufall gewesen, daß Christus mit der „Welt" in Konflikt kam und sogar gekreuzigt wurde, da sich Zeiten und Völker denken lassen — vielleicht heute! was?! — die Christus und sein Leben und seine Lehre (Luc. 16) und sein Beispiel ohne jeden Widerstand, in Sanftmut annähmen und ihn 70 Jahre alt werden ließen! Wie dumm das ist! O nein, wir wollen uns nicht täuschen. Es würde zwar heute, wenn Christus wiederkäme, der religiöse Liberalismus ihn nicht kreuzigen oder umbringen lassen, aber nur, weil der religiöse Liberalismus das überhaupt nicht tut; auch damals hat e r es nicht getan, denn er ist in diesen Dingen — welchen Nutzen er in politischen, sozialen, gesellschaftlichen haben kann, geht mich hier nichts an — der Laue, der weder sich ärgern noch glauben kann; der Typus, den man vielleicht in dieser Welt, aber schwer im Reiche des Geistes brauchen kann — der Liberalismus würde ihn heute einladen, zusammen mit Bahr, auf welche alte Literaturbutzel zwar der letzte Feuilletonleiter nicht mehr, dagegen aber die *ecclesia militans* mit Jubel hereinfällt, wahrscheinlich im Glauben, einen herrlichen Gottesstreiter zu bekommen: er ist aber nur ein zauberischer Automat aus dem Hause Spalanzani; der hat ihn auf uns losgelassen: sein Gesicht ist eine Alraune, aber auch keine echte, beileibe nicht, die Wurzel am Kinn ist nur angeklebt; man zupfe ein bißchen! —; mit dem Hotelier Johannes Müller; mit dem berühmten Kritiker P. Expeditus Schmidt, der soeben Ibsen entdeckt hat; mit dem vollkommensten Christen des Tempels und der Börse W. Rathenau; mit dem Versorger der theologischen Bedürfnisse von Berlin W. Tröltsch; mit Exzellenz Harnack, p r e u ß i s c h e Exzellenz u n d erster Lehrer der Lehre des Gekreuzigten, und dem tüchtigen Erzbischof Faulhaber — faul aber auch nicht: kein fauler Verzichtfriede, dieser Staats.. nun ja, dieser Staatschrist!, aber doch liberal genug, um mit der andern Exzellenz die neue Kaiserhymne auszusuchen, wir warten darauf immer noch ungeduldig, wir können es überhaupt kaum mehr erwarten: etwas rascher, bitte, immer feste druff! — der Liberalismus würde ihn einladen, zusammen mit diesen und jenen und andern und vielen, bei Ullstein, bei Fischer, bei Müller, bei Kösel,

es ist alles einerlei, einen christlichen Almanach herauszugeben. Der Liberalismus würde ihn im äußersten Fall in ein Sanatorium, oder wenn Er, was doch ziemlich wahrscheinlich ist, wieder als Armer auf der Welt herumginge, in ein Irrenhaus einbringen lassen. Die Orthodoxie aber und die „Beamten" würden Christus, wenn er heute wiederkäme, zwar auch nicht eine Dornenkrone aufsetzen, aber sie würden den Rat geben, ihm die Pickelhaube aufzusetzen; ihn, der wahrscheinlich doch bloß a. v. wäre, k. v. zu schreiben — es ward im ethischen Wirrwarr dieses Krieges zuweilen zur Ehre der Aerzte wie der Richter, dem Vaterland mehr als der Ehre gewogen zu sein — und in den Schützengraben zu stecken, damit ihm die Mucken ausgetrieben werden; denn Feldwebel und „Staatsbeamte" brächten die Sache nicht bis zur geistigen Entscheidung und Verantwortung einer öffentlichen Gerichtssitzung; wir leben nicht in der „Fülle der Zeit". Aber wir wollen uns doch nicht täuschen: auch heute würde er gekreuzigt werden oder „die Strafe erleiden, die an die Stelle der Todesstrafe getreten ist".

Die Frage: darf ein Mensch für die Wahrheit sich totschlagen lassen, war für Kierkegaard kein rein spekulatives Thema, sondern eine praktische Frage seines öffentlichen Lebens. Es gibt überhaupt für den kämpfenden Christen in dieser Welt keine rein spekulativen Fragen; diesen Luxus kann er sich nicht erlauben, wenn ihm auch durch ein Wunder der Gnade dann doch Erkenntnisse geschenkt werden, die ein reiner Theoretiker niemals erhält. In der Klarlegung jener Frage wird über Schicksal und Tragik weit hinausgegangen. Das erhabenste Schicksal wie das lächerlichste, das besondere, das einzige Schicksal, das seit der Schöpfung des Menschen nur einem einzigen Menschen zufiel und bis ans Ende der Tage keinem andern mehr zufallen wird — ein solches Schicksal aber zu haben, war ja doch von den Tagen des Jünglings an bis zur Todesstunde im Hospital die feste ihm vom Geist bezeugte Ueberzeugung Kierkegaards — findet genau ebenso wie das millionenfach wiederholte und zu wiederholende Schicksal der Massenmenschen seinen beherrschenden Punkt in der Freiheit des Entschlusses: zu glauben,

sich zu Gott zu halten oder nicht. Das ist die Gleichheit vor Gott. Die bitterste Tragik, die es auf Erden gibt: für die Wahrheit zu leiden und geopfert zu werden; wenn es nur dieses Leben gäbe, s i n n l o s zu leiden und geopfert zu werden — daß aber sein Leben diese Tragik habe, war wiederum Kierkegaards feste und ihm vom Geist bezeugte Ueberzeugung, — versinkt genau ebenso wie irdisches Glück im Lethestrom, der ins Meer der innern Gewißheit führt: zur Ehre Gottes recht gehandelt zu haben; versinkt in der unnennbaren Seligkeit, da „man von sich selbst gerettet ist zu sich selbst in Gott", in der unaussprechlichen Freude des Apostels: „Freuet euch, und abermals sage ich euch, freuet euch!", in der überschwenglichen Freude, „die da ist wie eine Welle des Passates, der aus dem Hain Mamre zu den ewigen Wohnungen dahinbraust." — Die Antwort aber, daß ein M e n s c h innerhalb der Christenheit für die Wahrheit sich n i c h t totschlagen lassen darf, war eine vorläufige und so nur gegeben, um die Verantwortung noch größer zu machen. Wir wissen aus den Tagebüchern, daß es Kierkegaards innerste Ueberzeugung war, daß Zeiten in absolute Nähe gerückt sind und kommen werden, da man „für die Wahrheit sich totschlagen lassen darf"; Zeiten, da die Wahrheit, wenn sie ganz gesagt und den Gewalthabern, was ja allein christlich ist (Matth. 3,7; 12, 34), ins Gesicht gesagt wird, mit Sicherheit zur Verfolgung führt; Zeiten, da die Christenheit überhaupt nur noch durch Märtyrer gerettet werden kann. Das ist in diesen Dingen sein Vermächtnis und sein letztes Wort, das er doch, ach, so gerne zurückgenommen hätte. Denn ist nicht seine Abhandlung mit all ihrer glasklaren Dialektik das leidenschaftliche Gebet eines bekümmerten Sehers, die beschwörende Bitte an Gott, das Wort, daß wieder einmal Menschen von Menschen um der Wahrheit willen sich totschlagen lassen müssen, zurücknehmen zu dürfen und es zu dürfen — aus Liebe?! Aber es ist die Liebe auch jene Wahrheit, welche der Felsen ist, an dem alles Harte, also auch der h a r t e F r i e d e n verblendeter, brutaler, rasselnder Pietisten, schließlich zerschellen wird.

ANTON SANTER: STOISCHE EPISODE

ERSTER TEIL: WIEN

1.

Rund von Baum an Baum umgeben,
alte Algen, stille Fische
haltend als sein eignes Leben
liegt ein Teich in grauer Nische.

Oft komm' ich des Wegs gegangen,
wo das Wasser schweigt im Grünen,
weiß damit nichts anzufangen. —
Nixen stehn auf Felsenbühnen.

War't ihr, die das Wasser spiegelt,
Nixen, Felse, Wolken, Bäume —
war't ihr jemals mehr entsiegelt
als den Träumern ihre Träume?

Nieder wachsen lange Zweige
hohem Grase zu begegnen.
Geht hier eine Zeit zur Neige,
welche diese Zweige segnen?

Zahmer Amseln Flötenstöße
dringen aus den blumigen Wiesen.
Ist ein Ruf, der uns erlöse,
ist nur ihre Brunst in diesen?

Gruppen bunter Kinderkleider
fern im Rasen, Ruf und Lachen,
hagestolzende Vergeuder
solcher guter Herzenssachen. —

Flög ein Rabe mir zur Seite,
sagt' ich zu dem alten Raben:
Du gibst einem das Geleite,
den die andern nie begraben.

Denn die Brüder gibt es immer,
die sich keines Ziels befleißen
und nicht besser und nicht schlimmer
sind als auch ein Mensch zu heißen.

Nieder wachsen stille Zweige
hohem Grase zu begegnen.
Nimmer geht die Ruh zur Neige,
welche diese Zweige segnen.

2.

Gern einander anzubeten
bringt Lebendigem eitles Ende.
Sich in andern anzubeten
blendet dort, wo mancher fände.

Wer die anderen nicht duldet
ist ein Narr gleich andern Narren,
ob verschuldet, unverschuldet,
hat er einen bösen Sparren.

Wahr dich immer vor der Falle,
dich den Besseren zu nennen,
und noch einmal, sei wie alle,
Gut und Böse wirst du kennen.

Alle Lust am Tode selber,
alle Lust an Lebens Preisen
macht dich älter, kränker, gelber,
bis du bist wie alle Weisen.

Eines aber, Los der Reifen,
macht die Tage kälter, klarer:
Ueberlebte zu begreifen
ohne Leid und täglich wahrer.

Manchem kam es schon zu Sinne:
alles, alles, was vergangen,
wohnt dem Leben dessen inne,
der als Letzter angefangen.

Dieser Letzte soll bescheiden
mit dem Ueberlebten leben,
sich in nichts Entlehntes kleiden
und sein Herz zu nichts erheben

als zur Einsicht, daß für Alle
nie ein Kräutlein wuchs auf Erden
und die Welt auch dem gefalle,
dessen Tage kälter werden.

3.

Wo Phäakenleiber blähen
wächsern, wässrig, ohne Lachen,
bös und hungrig; andre gehen
aus Zerfall Geschäfte machen,

halt dein Herz und flieh beizeiten,
nicht von Nöten, die ihr teilet,
aber hin, wo Kinder schreiten
blumige Reigen, wenn ihr eilet.

Wo die Händler schon um Speise
feiler Gattung Lüste kaufen,
in der Hunde blinder Weise
Leiber nach den Leibern laufen,

träume dir an deine Ohren,
träume dir vor deine Augen
Wiener Weisen unverloren,
alte Walzer, grüne Lauben.

Wo schon tief in die Verwesung
der Phäaken Glück versunken
und Erinnrung, nicht Genesung
macht das Herz, das alte, trunken,

denke von den fetten Jahren,
daß sie unter andren allen
einmal Offenbarung waren,
daß Phäaken Gott gefallen.

4.

Könntest du aus bunten Tiefen
deine Ahnen dir berufen,
frügest du, die längst entschliefen,
ob sie mehr an dir erschufen

als du bist — wohl den und jenen
säh'st du, fremder Völker Sprossen,
Völker, deren Sinn und Sehnen
schattenhaft dein Herz durchflossen.

Und dir würde Tag im Sinne
und ein festrer Leib im Leibe,
Menschentümer wärst du inne,
wo ich so nur Dunkles schreibe.

Mehr als eine Seele hast du,
tiefere Stunden lernst du kennen,
wo inmitten einer Rast du
spürst, daß die vergessnen brennen.

Brennen so wie unerlöste,
ungeliebte, ungelebte,
ohne jener Seelen Tröste,
welche Fegefeuer fegte.

Nichts verbleibt dir, Sohn der vielen,
als die Ahnen zu erraten
und verfallen neuen Zielen
ohne Geist an bloßen Taten

mitzutuen mit den andern
und zu glauben, bis die Stunde
wieder sagt, wohin wir wandern,
wieder spricht mit neuem Munde.

Niemand weiß noch was. Wir warten.
Ja, wir warten nur und wissen:
Dies ist unser, dies ist alles:
daß wir schon die Stunde missen.

5.

Ob in Seide, ob in Kitteln,
muß von jungen Weiblein gelten:
Mit den immer neuen Mitteln
hausen sie in Wolkenwelten.

Und in Hüllen hinter Hüllen
noch nicht nackt und stets im Werden
müssen sie den Ruf erfüllen:
Dienet Zeugenden auf Erden!

Was sie sinnen, was sie spinnen,
ihre unerfüllten Leeren,
Rechnungen mit Mannes Minnen,
dient dem Ruf, daß sie gebären.

Wer da ihrer Seelen Sphären
angerührt, wird eingewoben,
eingebildet ihren Leeren
und von Träumen angesogen.

Lästiger Liebe, Nachtvampiren,
traumbefruchteten Marieen,
Hexen mit des Teufels Tieren,
allen wird von mir verziehen.

Weil sie ihres Amtes walten,
immer auf Empfängnis warten
und Empfangenes fortgestalten,
laß ich sie in meinem Garten.

Was sie von den Dingen sagen,
sei nicht Wahrheit, sei nicht Lüge.
Was sie da geduldig tragen,
habe des Geliebten Züge.

Wie er Kinder liebt und meidet,
soll er Frauen suchen, meiden.
Tiefste Störung, die er leidet,
wird zum Kinde aus den beiden.

6.

Mondvigilie am Kanale,
wo die hohen Schlote steigen,
blauer Himmel, schwarze Male,
Röten von metallnen Teigen.

Kalt und glatt scheint das Gewässer.
Leere Fähre lehnt am Lande.
Lethe winkt dem alten Esser.
Charon schläft auf weißem Sande.

Blinder Paarung Masken schreiten
in Alleen ohne Ende.
Fingerige Blätter breiten
schwarze Schatten auf die Wände.

Fremder Mund an meinem Munde
will, daß ich die Zeit vertreibe.
Was in dieser toten Stunde
zieht mich Tier zu Tieres Leibe?

Auch in der Begattung Wüste
werden Leibes Teile Zeichen.
Wessen Zeichen sind die Lüste,
die die Seele nicht erreichen?

Mächtig in die nächtige Leere
klingen Hämmer aus den Weiten. —
Ja, aus dem, was ich entbehre,
will ich mir ein Herz bereiten.

Laß das Suchen, Unbekannte!
Nicht für dich wird es bereitet.
Hab den Leib, das dir Verwandte,
das dein Wesen nicht bestreitet.

Hart und rund gleich dem Metalle
wird, was ich mit dir nicht stille.
Bin ich hier für dich wie alle,
bin ich dort doch eigner Wille.

Eigner Wille einzubilden
jenem hingegebnen Kinde
alle blauen, blonden, milden
Bilder, die ich hier nicht finde.

Ließen wir die Hunde spielen,
blieb doch Seele noch uns beiden:
Deine Kälte für die Vielen
und mein Geist, daran zu leiden.

7.

Weiblich rundgeballt und träge
Wie das Chaos vor dem Manne
liegt ein Traum vor mir, ich wäge,
ob ich ihn in Worten banne,

ob ich seine Farben schaffe,
ob ich seine Töne höre,
stumm in seinem Duft erschlaffe,
an der Rundung mich betöre.

Während ich dran überlegte,
kam es, daß der Traum sich leise
oder daß ich selbst mich regte
nach der Tiere Gottes Weise.

Doch bevor des Traumes Schlünde
sich erschlossen, zu empfangen,
schalt ich alle Träume Sünde,
Raub an Dir und mir begangen.

Mit dem Haupte, um zu denken,
mit den Augen, mit den Ohren
und mit Dir, mich zu versenken,
schuf mich er, der uns erkoren.

Und ein Herz war uns gegeben,
ja, so wahr ich jetzo weine,
um ein Leben zu erleben,
dessen Schatten ich nun scheine.

Nicht auf Traum und Tod und Dichtung
richt' ich meines Leibes Triebe,
Nicht auf Lust, nicht auf Verzichtung —
daß wir leben will die Liebe.

Mußt ich dazu Dich verlieren,
daß Dein Bild mir immer bliebe?
Nein, Du sollst kein Grab verzieren.
Daß Du lebst will meine Liebe!

Wärst Du dazu mir gegeben,
tret ich auf die letzte Stufe,
einem Hahnrei gleich zu leben
zum verderblichen Behufe,

immer wieder zu vergessen,
zu vergessen, zu vergessen,
daß zur Prüfung unserer Seelen
Andre Deinen Leib besessen.

Ach, es ist von Schmerzen, Träumen,
mir der heißeste von allen,
aus der Liebe einzlen Räumen
in Gemeines zu verfallen.

In des Morgens goldne Stille
sag ich meiner Aengste Ende.
Ich bin nichts als inniger Wille,
daß ich einst Dich wiederfände.

8.

Als ich einst durch Mauern hörte
eine nie gehörte Weise,
war's, daß mich der Tod betörte
wie ein Freund auf einer Reise:

„Stilles Ziel ist in der Nähe.
Wie du mußt, hast du gehandelt.
Was dir weiter hier geschähe
läßt dich kalt und unverwandelt".

Sprach des Lebens Anwalt leise
zu der Pulse warmen Schlägen
wie ein Freund auf einer Reise
meinem Tode noch entgegen:

„In den Himmel, in die Hölle
kannst du ohne Jenseits finden.
In des Diesseits tiefer Völle
ist's bereitet auch den Blinden.

Ist den Sehern auch bereitet,
die sich tief in andren fühlen,
deren Herz sich engt und weitet,
die sich nicht an Bildern kühlen.

Ist bereitet allen beiden,
wenn sie wissen, daß sie leben,
jede Stunde zu entscheiden,
was kein Jenseits mehr kann geben."

Blätter regten sich in Sonne,
Orgelspiel im nahen Chore,
silbern Licht im runden Bronne,
Glück im Auge, Glück im Ohre.

Hinter allem das Genügen,
heut ein ewiges Lob zu sagen,
schönen Tönen sich zu fügen,
alles, alles hinzutragen.

Wo die Töne tief entspringen,
ja, dort ist ein Herz gleich meinem
schon im Glücke, und es singen
alle Pfeifen uns zu einen.

9.

Ja, von der Parteien Gährung
habe ich mich abgewendet
und zur gänzlichen Bekehrung
diese Grübelei vollendet.

Nicht mit euch, in eine Ferne,
ob sie tot sei, ob sie lebe,
rede ich und weiß sie gerne
sorglich, ob ich mich erhebe.

Mich erhebe aus den Tiefen,
de profundis, wo ich klagte,
als wir ohne Liebe schliefen,
als ich noch nicht Amen sagte.

Bleibe nun, mein gutes Amen,
auf der Erde, in der Erde,
hab auf immer meinen Samen,
daß ich nichtmehr ledig werde!

Niemehr ledig meiner Sendung,
eine aus den vielen, eine
mir zu wählen zur Vollendung,
gleichviel wie sie andren scheine.

Red ich so mit Deinem Bilde —
o wie wir vor Zeiten schwiegen,
und dein Auge las, das milde,
und die stummen Quellen stiegen.

Mitternacht war oft vorüber,
Morgen kam, du lagst, Verstummte,
mir im Arme und hinüber
trug uns jener unvermummte

Schlaf der Liebenden, der nackte.
Weh, wenn ich an Blößen rühre,
wo mich warmer Taumel packte,
ich nun kalte Ruhe spüre.

Was ich mir auch heute sage,
Vieles ist versäumt geblieben.
Wer da nicht zu sterben wage,
dünkt mir, wisse, nicht zu lieben.

Taste ich in mir die Spuren
andrer Stunden, andrer Lüste,
wie Antonius vor den Huren
flieht das Herz in Traum und Wüste.

Eine Palme, Dir zu gleichen,
steht im Traumland sanftbefiedert,
klare Quellen unter Eichen,
Moos und Steine feingegliedert.

Und Musik, so sonderbare,
und der Duft von süßem Grase
hebt mich über alle Jahre,
welche warten an der Straße.

Gutes, Böses mir zu geben,
abzubetteln, was ich habe,
stehen sie am Weg durchs Leben,
stehen sie an meinem Grabe.

Aber ich, der so wie alle
seine Straße sieht und schweiget,
stehe oft im Duft und Schalle
und mein guter Engel geiget.

Wenn ich Haar und Band und Schuhe,
eines weißen Tüchleins Düfte
mir an Aug und Wange tue
träumend Aug und Herz und Hüfte.

Und Musik, so wunderbare,
und der Duft von süßem Grase
hebt mich über alle Jahre,
welche warten an der Straße.

10.

Gestern wollte ich spazieren,
Frauenlob euch zu bereiten.
Aber leider, mich genieren
allzufleischige Einzelheiten.

Totes Fleisch auf Brüdern lastend,
Mitmensch auf den Ohnemenschen,
die in Hungers Maßen fastend
sich verzehren und entmenschen,

oft wie blasse Engel, wächsern
unter blonder Haare Krone,
rechnen mit den Eisensechsern,
arm am Leibe, arm an Lohne.

Als ich lang herumgegangen,
viel Miseren angesehen,
manchen Einfall eingefangen,
blieb ich vor der Kirche stehen.

Monotone Litaneien,
alte Weiblein, bunte Lichter,
fremder Prunk der Sakristeien,
heilige hölzerne Gesichter.

Priester an Altären vieren,
Gottes Wandlung zu bereiten.
Aber leider, mich genieren
viele tote Einzelheiten.

Endlich an der großen Mündung
aller städtischen Kanäle
witterte ich mit Empfindung
all des Kotes laue Seele.

Würmern gleich in Eingeweiden
sah ich drinnen Menschen wohnen.
Ihren Lüsten, ihren Leiden
will die Stadt mit Unrat lohnen.

Wußte nicht mehr, was ich suchte,
weiter schritt ich voll Verlangen.
Gleichviel was ich floh und suchte,
aus der Stadt war ich gegangen.

Und ich nahm es als ein Zeichen,
daß nichts besseres anzufangen
als dem allen zu entweichen —
bin gegangen, bin gegangen.

Ja, die Stadt, sie hetzt und paaret,
ißt und trinkt und weiß zu scheiden.
Unverdauliches entfahret.
Also ich und meine Leiden.

(Zweiter Teil „Das Bergland" folgt im nächsten Heft).

CARL DALLAGO: WIDER HANSWURST

(„Der große Unwissende"; II. Teil, Kap. 5)

Die Milde der Müdigkeit ist von mir gewichen. Nicht daß ich deshalb der Milde abhold geworden wäre, im Gegenteil: Zeit meines Lebens möchte ich ihr zugetan bleiben, dient sie doch der Entfaltung wie der Erhaltung der Güte, die mir noch immer Ausdruck der höchsten Kraft ist. Aber es gibt Menschen und Dinge im Leben, denen gerecht zu werden nicht anders möglich ist, als daß man dem Hang zur Milde n i c h t nachgibt. So, wie man einem Hang zum Wohltun nicht immer nachgeben soll, weil auch Wohltun nicht immer wohlgetan ist. Denn es kommt darauf an, wo Wohltun sich niederlassen, wo Milde platzgreifen will. Und ist dieser Platz nicht sauber, muß eben vorher gesäubert werden; was immerhin eine gröbere Arbeit ist. Solche Arbeit obliegt mir nun.

*

Meine Darstellung war bemüht, den Wandel des Christentums durch die Kirche aufzudecken. Das Ergebnis mir vor Augen haltend, muß ich sagen: Einst war Christentum auf Erden, jetzt haben wir statt seiner nur noch Kirchentum.

Den Werdegang und die Entwicklung des Christentums in diesem Sinne hat schon Kierkegaard vor mehr als siebzig Jahren erkannt und folgendermaßen zusammengefaßt: „Also das Vorbild kam in Abgang. Sodann wurden auch die Apostel als Vorbild abgeschafft. Darauf auch das Vorbild der ersten christlichen Gemeinde. Und so kam man zuletzt glücklich wieder dahin, auf allen Vieren zu gehen, und das, gerade d a s war das wahre Christentum."

Dieses „Gehen auf allen Vieren" scheint heute auch im Katholizismus die geistige Gewohnheitsbewegung geworden zu sein. Ja, unter dem vielen Unmöglichen, das sich heute innerhalb der katholischen Kirche als Christentum durchzusetzen bemüht ist, ist manches, das einem aalglatten Sichdurchwinden auf dem

Bauche ähnlicher sieht, als einem Gehen auf allen Vieren. Hierher gehört zweifellos auch das katholische Auftreten des Journalisten Bahr.

Mag es auch eine Schwäche von mir sein, vor einem Menschen zu verweilen, der in geistiger Hinsicht ja längst abgetan ist: der Widerwille gegen die Schamlosigkeit eines Treibens, das unter fortgesetztem Mißbrauch der heiligen Schrift journalistischen Klatsch für das Christentum sprechen lassen will, zwingt mich, auf Bahr hinzuweisen. Der Fall Bahr ist ja auch ein Beleg für die Entartung des Religiösen durch die Kirche, indem diese es erst ermöglicht, daß einer, der wie Bahr mit Leib und Seele der Zeitung verfallen ist und die Entstehung desSpruches „lügen wie gedruckt" mitverursacht haben könnte, nun auch als „Religiosus" sich verlautbaren und das Evangelium durch das „Neue Wiener Journal" verkünden darf.

Denn mit dem „Neuen Wiener Journal" mag es sich zunächst verhalten wie mit der Presse überhaupt: wo ihre Gesinnung durchbricht, ist sie so, daß sie den Zuwachs an Materiellem für Zuwachs an Geist nimmt. Im besonderen aber ist dieses Blatt ein intimster Neugier und gewöhnlichstem Sensationsbedürfnis dienender Ableger jenes völlig entarteten Zeitungsjudentums, in dem sich die allgemeine jüdisch-christliche Verkommenheit und somit auch der religiöse Verfall am deutlichsten spiegelt. Wenn nun im Schoße dieser Presse die christkatholische Niederkunft des journalistischen Waschweibes Hermann Bahr allwöchentlich ihr Fortkommen und ihr Gedeihen findet, muß da der dick aufgetragene Katholizismus dieser frommen Zeitungswöchnerin, soweit seine religiöse Beschaffenheit in Frage kommt, nicht von vornherein äußerst fragwürdig erscheinen? — Aber freilich: Selbstbetrug kann einem immer noch das Gegenteil vorspiegeln. Denn man mag auch das Unwahrsein zu sich selber so weit treiben können, bis man es als das Wahre ansieht — ja, bis es, weil nichts anderes mehr da ist, schließlich auch das Wahre an einem wird. Was der Fall Bahr zur Genüge offenbart.

*

In Kierkegaards „Augenblick", diesem wahrhaft religiösen Werk und tiefverpflichtenden Vorbild für den Ernst im Schrifttum, steht der Satz: „Werde ein Schwätzer — und sieh: alle Schwierigkeiten verschwinden." Ich sehe in dem Ausspruch gewissermaßen das „Gehen auf allen Vieren" in seiner Herleitung aufgedeckt. Kierkegaard meint nämlich: „Während jede höhere Lebensauffassung (sogar schon im besseren Heidentum, vom Christentum ganz zu schweigen) die Sache so ansieht, daß der Mensch die Aufgabe hat, nach Gemeinschaft mit der Gottheit zu streben, und daß dies Streben das Leben schwierig und um so schwieriger macht, je ernster, entschiedener und angestrengter das Streben wird: ist im Lauf der Zeiten das Menschengeschlecht auf andere Gedanken über die Bedeutung und Aufgabe des Lebens gekommen . . . Das Menschengeschlecht ist dahinter gekommen, daß man sich das Leben leicht bequem machen kann, wenn man es so haben will (und so will man es haben)." Und so hat man sich auch, nach Kierkegaards Wahrnehmung, das Leben „leichter und leichter" gemacht eben dadurch, daß man praktizierte: „Werde ein Schwätzer — und sieh: alle Schwierigkeiten verschwinden." Auch die Schwierigkeiten, mit Gott in Verkehr zu treten: ein religiöser Mensch, ein Christ zu werden.

Die Wahrheit des zitierten Satzes ist mir nie so greifbar vor Augen gestellt worden, wie durch das „Tagebuch" des Hermann Bahr. Ja, der Ausspruch ist wie ein Schlüssel zum Verständnis aller Wandlungen dieses Autors. In seiner Betätigung des Ausspruches steht der ganze Mann erschlossen vor uns. Mehr ist nicht in ihm. Es erklärt auch die Leichtigkeit, mit der er überall den Anschluß findet. Wie er, von der Freimaurerei her, gleichsam in Hausschuhen zur katholischen Kirche hinüberfand, und das gerade zu einer Zeit, da im Haus Oesterreich diese Kirche wiederum auffällig zu amtieren begann. Ob er für den Augenblick glaubt, was er schwätzt und tut, wird ganz Nebensache; er schwätzt und tut soviel, daß der Glaube in ihm zum Lebendigwerden niemals weder Zeit noch Raum haben kann.

Daß somit in Bahr der christkatholischen Kirche ein Bekenner erstanden ist, der nur gegen sie spricht, ist ohne weiteres ein-

leuchtend. Weniger einleuchtend ist, daß die Kirche einen solchen „Christen" ohne weiteres ernst nimmt. Denn als Hüterin des Christentums müßte sie sich sagen: je mehr du einen solchen Menschen ernst nimmst, um so mehr mußt du dir selbst zum Spotte werden. Aber der weltliche Ehrgeiz, dem sie sich ausgeliefert hat: ihr kleinlich-politischer Ehrgeiz, erlaubt der Kirche diesen Schluß nicht. Sie richtet nicht über die innere Verfassung eines Menschen, wenn er nur ihr äußerlich angehört, sich vor der Oeffentlichkeit zu ihr bekennt. Und daß und wie sich Bahr zu ihr bekennt, bekundet sein Tagebuch so: *Salzburg, 11. Juli.* Heute haben wir unseren Oberhirten begraben, Fürsterzbischof Dr. Balthasar Kaltner . . . Er war mir auch menschlich sehr wert, als ein Beispiel reinsten Verstandes, eines ganz sicheren, nie durch Impulse bestimmten, von allen Vorurteilen, Vorgefühlen, Vorentscheidungen freien Verstandes . . . . ein hohes Beispiel katholischer Freiheit. Denn unser Glaube macht die Seinen völlig frei . . . Ein ungeheures Opfer fordert unsere Kirche: den ganzen Menschen; aber sie vergilt es auch unermeßlich: durch den Gewinn einer inneren Freiheit, die nur in der Windstille gläubigen Gehorsams gedeiht. In ihr wird der Verwegene noch kühner . . . . sie nimmt keinem, sie gibt jedem, sie läßt ihm, was er schon aus eigener Kraft ist, und gibt ihm noch die Gnade dazu."

In einer vorhergehenden Wochenlieferung gedenkt Bahr auch eines Barons, eines Zechgenossen seiner Jugendzeit: „er hatte gerade meine verwegenen Aufschneidereien so gern!" und gesteht sich, in der Italienischen Reise lesend: „Wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf wert war!" Was ihn aber durchaus nicht hindert, in seinem „christlichen" Bekenntnis — unter dem Eindruck von Tolstois Tagebüchern — also fortzufahren: „, Bin am Leben, aber lebe nicht". So auch ich, jahrelang. Erst im Alter habe ich leben gelernt. Und aus demselben Grund wie Tolstoi: ‚Darum, weil ich früher kein ganzes Leben gelebt habe, sondern nur das irdische'."

Drei Tage später lebt er dieses „ganze" Leben so: „Deutschmeisterkonzert . . . . Landsknechtlieder, Prinz Eugen-Lieder, Dragonerlieder, Militärmärsche, Männerchöre . . . Die alten

Dinger haben eine solche Noblesse des Herzens: man fühlt da den Krieg, Piffpaff, Bumbum, bleibt aber, selbst wenn die Kugel trifft, innerlich unversehrt dabei. Es waren brave Soldaten, sie nahmen das Ganze nicht schwer, wie kein gesunder Mensch seinen Beruf sehr schwer nimmt; erst beim Unberufenen, bloß Einberufenen, wird's tragisch."

Die Karwoche aber heiligt dieser Kirchenchrist so: „Lese, wie jetzt immer in der Karwoche, Katharina Emmerich . . . Wie viel in unserer ganzen Literatur kann sich an Kraft, Reinheit und Fülle der Anschauung wie des Ausdrucks damit messen? Sie mag an Glut der Empfindung von der heiligen Therese (die dazu freilich dann auch noch den ungeheuren Verstand, den gewaltigen Sinn für Ordnung hatte), an Freiheit und Gelassenheit des gottsichtigen Gemüts von der heiligen Gertrud, an Durchsicht des menschlichen Herzens von der heiligen Katharina von Genua noch übertroffen werden, an gestaltender Kraft wird sie von keiner erreicht. . . . Wie sie Landschaften, Räume, Gewänder, eine Haartracht, einen Kopfputz, den Besatz an einem Kleide sieht, sich merkt und darstellt! . . . Wärs erfunden, so hätten wir die größte deutsche Dichterin an ihr . . . Ists aber von ihr erblickt worden, so können wir erst noch die Macht nicht fassen, mit der sie das innere Gesicht ergriffen, behalten und abgebildet hat. Die berühmte ‚Wissenschaft' aber läßt ein solches Phänomen stehen und drückt sich einfach davon".

Nun: wie du mir, so ich dir, dachte sich wohl die „Gnade" und übergaukelte diesen Gaukler von Geblüt, der hier wie blind die eigene Sinnesart einer Heiligen aufbürdet und diese zu ehren vermeint, wenn er sie als erste deutsche Dichterin für die Literatur in Anspruch nimmt, und wenn er die Wissenschaft vor ihr, als vor einem Phänomen, zum Studium anhalten will. Welch ein sonderbarer Heiliger, der an dem inneren Gesicht einer Heiligen die Fähigkeit zur Wahrnehmung, beziehungswiese Darstellung von Räumen, Gewändern, einer Haartracht, eines Kopfputzes wie ein Wunder anstaunt, und ihr schließlich eine Lobsuppe vorsetzt, die er wohl schon so und so oft auch weltlichen Eintagsfliegen in Kunst und Literatur aufgetischt hat.

Ich weiß zwar von den Schriften der genannten Frauen nur

so viel, daß sie in meinem Elternhause oft genannt und wohl auch gelesen wurden. Und soviel ich diese Leser ihrem Verhalten nach in Erinnerung habe, muß das Gelesene in ihnen Insichkehr, Weltscheu und Sinn für Zurückhaltung erweckt haben, vielleicht auch sonst noch manche Eigenheiten, die aber immer eher einem Sichverstecken vor der Welt als einem Sichbemerkbarmachen gleichsahen. Dieser brühwarme Katholik aber tagebucht auch seine Christenandacht kontraktlich für das Wiener Journal:

„*28. März, Fußwaschung:* ‚Wenn ich, euer Herr und Meister, euch die Füße wusch, wieviel mehr sollt auch ihr einer dem anderen die Füße waschen! Höret dies, alle Völker: vernehmt es, die ihr den Erdkreis bewohnt! Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt. Also sprach Jesus zu seinen Jüngern'. Aber die Völker hören es noch immer nicht, daß auch ihre Bestimmung ist, eines dem anderen die Füße zu waschen, und es bleibt ihnen unbekannt, daß von allem aber das Größte die Liebe ist".

Und weiterhin verkündet er: „Im heutigen Evangelium heißt es: ‚Aufstehen wird Volk wider Volk und Reich wider Reich . . . Und weil die Schlechtigkeit überhand genommen, wird die Liebe vieler erkalten. Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden'."

Von seiner Liebe aber und seinem Ausharren erfährt man in derselben Nummer: „Kaum eine Woche verging in diesen fünf Jahren, wo mir nicht im Geiste plötzlich unserer geliebten Ethel Smyth zornfunkelndes Antlitz erschien, und ich bekam Herzweh nach unseren Stunden im vierten Stock von de Kaysers Hotel, hoch über der dunklen Themse! Denn einmal möcht ich, bevor ich sterben muß, mich doch zu gern noch heiser streiten mit der herrlich ingrimmigen Ethel, und einmal muß ich noch im April, wenn der Luxemburgergarten ergrünt, an die Seine gehen. . . . und einmal noch mit meinen alten Freunden von Malamocco zusammen sein!" Denn ihm ist von seiner „Internationale nichts abgebröckelt, auch nicht das allerkleinste Stückl".

*

Je mehr ich mir den Fall Bahr vor Augen halte, umsomehr enthüllt sich mir die Hanswursterei der Kirche (hier der christkatholischen) und deren trügerische Existenz. Sie lebt geradezu von etwas, dessen sie in Wirklichkeit nie teilhaft wird: von der Christlichkeit. Besäße sie diese in Wirklichkeit, müßte, wer die Kirche hat, auch die Christlichkeit, das Religiöse, den Geist haben. Der Fall Bahr — und jeder andere Fall, der zeigt, wie man Kirchenchrist und nichts als Kirchenchrist wird — bezeugt das Gegenteil. Er veranschaulicht, wie ein Mensch dadurch, daß er alles entwirklicht (in unserem Fall durch sein Geschwätz), sich alles scheinbar aneignet: den Geist der Evangelien, das Religiöse, das Wissen, die Kirche. Doch zeigt es sich, daß dieser christliche Geist wie überhaupt das Religiöse, als höchste Wirklichkeiten die sie sind, von solcher Aneignung gar nicht berührt werden. Selbst das Wissen entgeht solcher Aneignung; was von diesem etwa dabei abfällt, ist bestenfalls schlecht angebrachter Prunk mit etwas, das sich als fremdes Gut erweist. Nur die Kirche mit allem Kirchlichen verbleibt dem, der sie sich auf solche Weise aneignet; nur sie erscheint durch solche äußere Aneignung nicht entwirklicht.

Sagt das nicht überzeugend aus, wie wenig — in christlicher Hinsicht — dieses Kirchliche sein muß, wenn es (und mit ihm die Kirche selbst) so leicht zu erlangen ist. Denn das Christliche, als das Religiöse und Geistige, ist für den Menschen von heute in Wirklichkeit schwer zu erlangen, um so schwerer, je ernster es einer mit dieser Wirklichkeit nimmt. Forderte eine einzige kirchliche Handlung die volle christliche Wirklichkeit, es würde keine mehr leicht genommen werden können.

Bahr aber nimmt selbst die höchste kirchliche Handlung, das Sakrament, nicht nur leicht, er tritt ihr auch spekulierend gegenüber. Oder wie soll man es sich sonst erklären, daß er diese höchste kirchliche Handlung mit dem ausgesprochen unkirchlichen Walt Whitman in Verbindung bringt, durch den er angeblich — so ungereimt es auch ist — „an unsere großen Menschen der barocken Zeit" sich erinnert fühlt, an „Bernini etwa, wenn der, jeden Morgen, vom allerheiligsten Sakrament weg wieder in seine Werkstatt trat" Hört man aus solcher

Rede nicht weit eher einen weltlichen Affen heraus, der sein Tun dem Tun „unserer großen Menschen der barocken Zeit" vergleichen möchte, als einen Christen, der, vor dieser höchsten kirchlichen Handlung verweilend, doch einzig seinen Sinn auf die Gegenwart Jesu zu richten hätte.

Wenn daher die Kirche einen solchen „Christen" nicht nur gewähren läßt, sondern ihn obendrein ernst zu nehmen sucht, wiewohl er, so wie er nun einmal ist, alles eher als ernst zu nehmen ist — da er ja auch „vom allerheiligsten Sakrament weg" wieder hinter jeder Regung dieser Welt her ist wie kaum ein Schürzenjäger hinter einer Schürze —, wenn also die Kirche dem unverantwortlichen Treiben eines solchen Fürsprechers, der durch die Art, wie er das Christliche verkündet, nur zeigt, daß er nichts Christliches, nichts Religiöses und Geistiges in sich hat, noch Vorschub leistet: ist damit nicht wiederum dargetan, daß auch diese Kirche das Christliche, als das Religiöse und Geistige, nicht in sich haben kann — und daß es eine Hanswursterei von ihr ist, sich als Trägerin — und noch dazu als einzige Trägerin — dieses Christlichen aufzuspielen.

Kein Zweifel: je mehr man die Beschaffenheit jener inne wird, die sich als Kirchenchristen vordrängen, desto deutlicher tritt diese Hanswursterei der Kirche in Erscheinung. Der Fall Bahr zeigt sie vielleicht greifbarer als die sonstige Alltäglichkeit. Jedenfalls kennzeichnet er die Art, wie man Kirchenchrist wird. Wie ein völlig verweltlichter Mensch, der mit seiner Weltlichkeit kein Weiterkommen mehr sieht, zur Kirche geht. Womit bekundet ist, daß der Schutz, den diese Kirche gewährt, eigentlich von der letzten Spekulation einer Weltlichkeit erstrebt ist. Nun gehört wohl die Mehrheit der sogenannten Gläubigen zu diesen spekulativ verweltlichten Menschen. Und alle nennen sich Christen, weil sie innerhalb der Kirche stehen, die sich die „christliche" nennt!

Wer aber auf solche Weise Christ geworden ist, muß — christlich betrachtet — dem Christlichen, als dem Religiösen und Geistigen, nur noch ferner gerückt sein. Denn der Selbstbetrug kommt dabei zu immer neuer Nahrung und kann geradezu groteske Formen annehmen. Der Glaube, durch Erfül-

lung einer kirchlichen Vorschrift schon ein Christ zu sein, wächst sich schließlich zum Wahn aus, daß man alles tun dürfe, auch sein Leben zu einem Betrug machen, wenn nur die kirchliche Vorschrift erfüllt wird — und daß man dabei noch ein Christ sei.

Das alles verdeutlicht der Fall Bahr. Ein völlig verweltlichtes Dasein, das immer unwahrer und betrügerischer zu sich selbst wird, entpuppt sich plötzlich als ein christkatholisches Leben; denn sein Träger ist Katholik und Kirchenchrist geworden. Als solcher greift er sofort zum Glauben, wie er früher zur Kunst gegriffen hat, und geht damit zur Judenpresse, um ihn auf rentable Art wieder anzubringen. So daß man fast versucht ist, ihm das Geständnis zu glauben: „Wenn ich aber den Glauben und die Kunst nicht hätte, ich begriffe nicht, wie man auch nur eine Stunde noch leben kann." Die Bekehrung — natürlich — hat ihn völlig umgewandelt. Er erkennt sich nicht mehr. Früher schrieb er: „In jungen Jahren war mein Hauptvergnügen, da ich ein richtiger Oberösterreicher bin, zu raufen. Es wurde mir verboten. Das half nichts, ich ließ mir meine Lust nicht nehmen." Heute, da er ein richtiggehender katholischer Kirchenchrist geworden ist, schreibt er: „ich bin von Natur ein unbeweglicher, stockfauler, immer ganz im Augenblick verweilender Mensch" und erblickt sich als einen „unbeweglich in die Stunde Verlorenen, in die Stunde Versunkenen", der wider seinen Wunsch, versteht sich, in das Burgtheater geholt worden ist. Aber das ist schon so sein Verhängnis. Zwar brüstet er sich nach berühmtem Muster: „Meine Gefühle fragen nie nach Erwiderung. Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" Aber da man — mit solchen Fragen spielend — Gegenliebe immer spielend findet, so wurde er eben in alles hineingerissen, was der Anziehungskraft seiner Unnahbarkeit nicht widerstehen konnte: in jede wechselnde Gunst der Zeitung und der Zeit, in jede neue Richtung, die gerade hochkam, in Welt- und Logenbrüderschaft, in alle Lockungen des Honorar- und Tantiemensegens, in eine erste, eine zweite Ehe (in diese zufällig mit einer berühmten Wagnersängerin) und nun — zuguterletzt — in dieses überstürzte Verhältnis mit der Kirche, die — wie wir hörten

— „den ganzen Menschen fordert", aber dieses Opfer — wie er uns versichert — auch „unermeßlich" zu vergelten weiß.

Was aber mag es sein, das auch die Kirche bewogen hat, sich durch die Liebe dieses alten Freimaurers geehrt zu fühlen? Wohl nur der Umstand, daß sie für ihren wankenden Bau sich überall nach weltlichen Stützen umsehen muß. Und Bahr hinwiederum ist klug genug, in der Kirche seinerseits die Stütze zu erblicken für seine unverwüstliche Weltlichkeit, die schließlich ja so weit gehen mag, daß sie sich auch noch ‚das Drüben" durch die Kirche sichern zu können wähnt. Was Wunder, daß er der Kirche nicht genug das Wort reden kann, um an ihrem verweltlichten Tun desto besser sein Genügen finden zu können. So sagt er: „Zum Begriffe der Kirche gehört es für mich wesentlich, daß nur Gott selbst sie stiften kann. Nur dadurch allein, daß Gott selber unter die Menschen tritt, entsteht die Kirche." Daß gerade dadurch, daß Gott selber unter die Menschen tritt, jede Kirche aufgehoben würde, diese einfachste Vorstellung jedes redlichen Menschen kann er sich nicht vorstellen. Er hält nun einmal Gott für den Stifter der christkatholischen Kirche. Wo anders g e g l a u b t wird, da kann er nicht mit, sagt er: „denn ich muß gestehen, daß dies meine Denkmöglichkeiten übersteigt". Daß das Christliche als das Religiöse und Geistige immer und überall ein Denken voraussetzt bis zur Kapitulation des Denkens, daß also auch der Glaube als solcher jedes Denkvermögen übersteigt, davon hat dieser völlig verweltlichte Kirchenchrist keine Ahnung; es zöge ja auch die Gefahr nach sich, von dieser Weltlichkeit ablassen zu müssen.

*

Aber auch der Selbstbetrug (und aller geistige Betrug ist Selbstbetrug, weil der Betrüger — geistig gesehen — immer auch der Betrogene ist) hat seine Grenzen, und keine Kirche kann dem, der ihm verfallen ist, über diese Grenzen hinweg soweit Vorschub leisten, daß ihm die Verantwortung für ein Reden, das mit jedem Satz von geistiger Nichtsnutzigkeit zeugt, geschenkt wird. Prophezeit doch die Schrift: „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Ge-

richt von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben. Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden". Nur geistige Taubheit vermag einen Menschen dieser Mahnung so zu verschließen, daß er den traurigen Mut, ja die unglaubliche Frechheit aufbringen kann, sein Zeitungsgewäsch mit Aussprüchen aus den Evangelien zu spicken. Freilich hat er das Beispiel der Kirche für sich, die auch der Tageszeitung bedarf, um ihre weltlichen Angelegenheiten durchzuführen. Der weltliche Handel innerhalb der Kirche trägt daher den Großteil der Schuld, wenn es glücklich so weit gekommen ist, daß jüdische Händlerseelen Christentum feilbieten dürfen. Und wie der Jude eigentlich erst jüdisch wird, wenn er die Taufe annimmt, so wird der weltliche Mensch erst verwerflich christlich — das ist jüdisch —, wenn er als Kirchengläubiger und „Religiosus" auftritt. Auch bei dem typischen Allerweltsjuden Bahr, der ja als Katholik nicht erst getauft zu werden brauchte, trifft das zu.

Darum bedeute man mir hier nicht, daß Ehen Privatsache sind. Wenn einer, der von seiner Frau geschieden ist, glaublich zu deren Lebzeiten eine zweite Ehe eingeht, gewiß, so geht das an sich die Oeffentlichkeit und geht auch mich nichts an. Wenn aber derselbe Mensch hergeht und plötzlich tut, als ob er ohne seine Kirche, deren Vorschriften er für sich als verpflichtend anerkennt, keine Stunde mehr leben könne, wenn er sich als Sohn dieser Kirche vor der Oeffentlichkeit in Szene setzt und seinen Kirchenglauben an die große Glocke hängt, so darf man, dünkt mich, auch in diesem Punkte die Gewissensfrage stellen. Denn der Kirche ist die Ehe keine Privatsache. Das müssen die dicksten Ohren gehört haben in einer Zeit, da man bei uns eine Reform des Ehegesetzes in Aussicht stellte. Und was eine solche zweite Ehe für den Katholiken bedeutet, was sie für ihn im Gefolge hat, weiß ich, der ich katholisch war und es nicht mehr bin, aus eigener Erfahrung. Doch trüge einem eine solche Ehe — vorausgesetzt, daß sie völlig unspekulativ geschlossen wurde — auch lauter Ungemach ein, ich müßte sie gutheißen, schon des Bruches mit der Kirche wegen, den sie bedingt und der erst die Aussicht freigibt auf das Christliche an sich, als auf das

Geistige und Religiöse. Denn solange man als christlich oder religiös innerhalb der Kirche steht, betrügt einen dieser Umstand nur allzu leicht um die existenzielle Beschaffenheit des Begriffes christlich oder religiös. Indem man diesen Begriff zu leicht schon dadurch erfüllt wähnt, daß man innerhalb der Kirche steht. Das hört nun auf. Das lebendige Wort aber bleibt, und man kann nun beginnen, sich Rechenschaft darüber abzulegen, ob man es lebt oder nicht lebt, ob man es leben w i l l oder nicht. Erforderlich hiefür ist nur, daß man noch Ohren hat, um zu hören; daß man nicht einer ist, der „n i c h t h a t", das heißt: der nicht anwendet, was er hat, und dem daher noch genommen worden ist, was er hatte (da ja jeder, seiner Herkunft nach, ursprünglich „haben" muß).

Dann freilich ist alles umsonst, und auch eine wahre Sintflut von Worten ist nicht imstande, ein einziges Wort zu tragen, das Leben hat. Kein Gesagtes ergreift mehr, weil es von nichts ergriffen ist. Dann hilft auch keine Kirche mehr und auch kein Glaube, „daß nur Gott selbst sie stiften kann", zumal, wenn dieser Glaube so beschaffen ist, daß er seinen Träger nach einer „Weltzeitung" ausschauen läßt mit dem Hauptsitz in Boston und mit eigenen Filialen in Avignon, Sevilla, Venedig, Bayreuth, Salzburg, Ragusa, Mekka — den „Heimstätten der Seele" — wohl zur Stütze der von Gott gestifteten Kirche. „Und das Programm wäre Whitmans Demokratie, die man, um sie mit keiner anderen zu verwechseln, eigentlich Erotokratie heißen sollte (ihre Volkshymne: der Chor aus der Antigone, in der Uebersetzung Hölderlins)."

Nun also frage ich nochmals: muß da nicht auch die Kirche ein Hanswurst sein, wenn einer, dem diese Kirche alles geworden ist und der alles von ihr erhalten haben will, so aussieht? So?!

*

Geistigem Betrug also eröffnet selbst die Kirche keine Ausflucht, so reichlich sie ihm Raum gewährt. Das glaube ich dargetan zu haben mit meinem Verweilen vor dem Fall Bahr. Er zeigt, wie sehr solcher Betrug den Menschen aushöhlt, wie er die Zugänge zum eigenen Innern verschüttet, die nur das Geistige,

das Religiöse, offen zu halten imstande ist. Die innere Bewegungsfreiheit des Menschen ist demnach abhängig von seiner Redlichkeit, ohne die ja das Geistige, das Religiöse, nicht erweckbar ist. Je weniger Redlichkeit also in einem ist, um so weniger auch Bewegungsfreiheit. Die Folge ist, daß auch der Begriff des Religiösen immer äußerlicher, immer hinfälliger wird, je unredlicher, je unwahrer zu sich selbst ein Mensch ist. Der Begriff des Religiösen — auch in seinem Werden —, ausgeprägt im Leben eines völlig wahrhaften Menschen, mag daher für einen, der seine innere Redlichkeit der Spekulation geopfert hat, wie ein Buch mit sieben Siegeln sein. Anderseits ist anzunehmen, daß die Größe und Klarheit des wachen religiösen Begriffes, der die innere Bewegungsfreiheit mit sich bringt, die innere Macht des Menschen und damit auch dessen fühlbare Ueberlegenheit bestimmt. Auf Seite des geistigen Betruges, der an sich ein Niedriges und Unterlegenes ist, muß nun solche Ueberlegenheit notwendigerweise Widerstand und Drang zur Anfeindung dieses Ueberlegenen auslösen. So befeindet der Kirchenmann den wahrhaft religiösen Menschen. So befeindet die Kirche den freien Bestand des Geistigen als des Religiösen. So befeindet die von den Menschen geschaffene Welt den Menschen, wie er von Gott gewollt ist.

Im Rahmen meines Vorwurfs und diesen (soweit er den Fall Bahr betrifft) abschließend, verweise ich hier nur noch auf die Anfeindung des großen Dichters Heinrich v. Kleist von Seite Bahrs, mit welcher Anfeindung sich dieser als Kirchenmann und Zeitungschrist erst restlos bloßstellte. Als solcher rügt er heute noch, daß sich Kleist „in seinem Chaos wälzt", nachdem ihm schon früher am „Prinzen von Homburg" die Feigheit vor dem Tode arg mißfallen hat.

Da indes im großen Dichter und Künstler — schon infolge seiner inneren Redlichkeit — immer auch das Religiöse, wenn auch bisweilen verstört, lebendig umgehen muß, ist die Anfeindung von solcher Seite im allgemeinen begründet und begreiflich. In einer Journalistenseele hingegen, die einem Zeitungschristen angehört, mag der Universalismus des Allerweltsschwätzers so die Führung an sich gerissen haben, daß auch sein

Ehrgeiz als Kirchenstreber noch davon beherrscht ist. Und so ist dieser genötigt, Menschen, die als große Dichter oder Künstler bereits anerkannt sind, zwar auch seinerseits anzuerkennen, mögen sie ihrem wahren Wesen nach von seinem auch niemals zu erfassen sein; aber er kann seine Anerkennung nur so zum Ausdruck bringen, daß er sich zu zeigen bemüht, wie sehr eigentlich sein eigenes Wesen dem jener Großen verwandt sei. Ist solche Anfreundung auch die denkbar unverzeihlichste Anfeindung, so geht sie als solche immerhin verhüllt. Den großen Dichter Kleist aber befeindet dieser Universalist und Kirchenchrist offen. Ich denke nun, es ist der Freitod und das erfolgarme Leben, also ein Untaugliches für den Geschmack der Menge, das einer Journalistenseele den Mut gibt, gegen Kleist loszuziehen. Freilich ist in dessen rücksichtsloser Redlichkeit, die selbst einen Goethe beunruhigt haben mag, Religiöses genügend wach, um einen Patentchristen, der mit dem Religiösen Schindluder treibt, ehrlich zu entrüsten. Denn wohl an keinem deutschen Dichter ist so wie an Kleist wahrzunehmen, wie Redlichkeit den Menschen erschließt und wichtige Kennzeichen des Religiösen Leben und Tat werden. Zugleich freilich auch, wie dieses Sicherschließen als ein Freiwerden zu sich selber unter dem Verhängnis der erblichen Belastung und der unvermeidlichen Verkettung mit Welt und Mitmenschen immer äußerst mühsam zu erringen ist. Aber wer bliebe unergriffen, wenn er sieht, wie zuletzt der Dichter diese errungene Freiheit zu sich selbst, mehr oder weniger wahrnehmbar, in sich trägt und so davon Zeugnis ablegt, daß er die mühsamen Wege, die zu ihr führen, bereits zurückgelegt hat. Wobei als sicher gelten kann, daß er, um so weit zu kommen, immer mehr gelernt haben muß, das Leben schwer zu nehmen.

Das Leben schwer nehmen: das ist der Schlüssel, um schließlich alles einmal leicht zu finden. Es enthält die religiöse Bewegung, die der „Taoteking" dem Vollendeten also zuschreibt: „Er nimmt alles schwer: so findet er alles leicht."

In Kleist ist diese Bewegung vorhanden. Schon der Prinz von Homburg bringt dieses Schwernehmen und zuletzt noch Leicht-

finden zum Ausdruck in der Auffassung des Todes. Und was das Schauspiel veranschaulicht, wird im Leben des Dichters zur grandiosen Erfüllung. Bahr aber, das den großen Dichter vermeintlich in den Schatten stellende große Kirchenlicht, hat bisher alles leicht genommen: das Leben wie die Kunst, den Glauben, den Katholizismus, das Christentum, ja vorläufig auch den Tod. Und mag er auch weiterhin in Zeitungsartikeln vorgeben, am Leben nicht zu leiden und den Tod nicht zu fürchten (wohl weil er sich selber als glückliches Vorbild der Nachwelt hinterlassen möchte), ja, mag er schließlich selbst daran glauben, so wird er doch niemals in der Vorstellung den Tod soweit überwinden, daß er schaut, was Kleist, als Prinz von Homburg den Tod erwartend, geschaut hat:

„Nun; o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Aetherträume schwingt mein Geist.
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter"

Und noch weniger wird so ein Gaukler vor dem Herrn, wie Bahr, vor seinem Ende zu irgend jemandem sagen können, was der große, chaotische Kleist, einer höheren Ordnung zustrebend, unmittelbar vor seinem Freitod seiner Schwester geschrieben hat: „Möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich!" Denn ein solches Geschehnis weist auf die innere Gesetzlichkeit, als auf die Zumesserin der geistigen Löhnung, hin, die einem immer wieder vor Augen hält, wie Gott gerecht ist. Sie legt in das Schwernehmen das Leichtfinden und bedeutet so ungleich mehr als die Kirche, die wohl dem Leichtnehmen Vorschub leisten, aber nimmermehr die ernste Stunde zuletzt ausbleiben machen kann, die für alles Tun Verantwortung heischt. Verantwortung — begreift, was das heißt, wer zu sich selber niemals wahr gewesen ist.

Der Frühling ist inzwischen eingezogen. Schon bleibt die Nacht hindurch mein Fenster offen, und meine Müdigkeit bespült der glättende Hauch der milderen Lüfte. Es ist alles so groß, was von der Schöpfung zu einem kommt, daß man verlernen möchte, sich nach den Mitmenschen umzusehen. Wenn nur ihr Tun nicht immer wieder wie ein Hohn ins Antlitz dieser Schöpfung wäre! Und wenn die Menschen wenigstens dabei nicht noch so anmaßend wären, dieses ihr Tun für christlich oder religiös auszugeben, das heißt: das Wohlwollen Gottes für sich in Anspruch zu nehmen. Daß die Kirche an dieser Vermessenheit die Hauptschuld trägt, ist zweifellos schon dadurch bekundet, daß sie als Christentum gelten läßt, was nicht einmal das bessere Heidentum für gut und den Göttern wohlgefällig gehalten hätte. Die Hanswursterei liegt demnach zuerst, und auch zuletzt, auf Seite der Kirche. Und eine Zeit, in der die Empörung schon überall wachgerufen ist, als Folge eines Unmaßes von Gewalttätigkeit, und diese wiederum als Folge eines Unmaßes religiöser Entartung, wird auch mit dem Schuldtragenden an dieser religiösen Entartung, wird mit der Hanswursterei der Kirche abrechnen müssen. Und auch ich will redlich das Meine dazu beitragen, daß es geschieht.

Schwaz, im März und April 1919.

LUDWIG FICKER: NACHTRAG

Kierkegaard, 1843, in *„Furcht und Zittern"*: „ . . . Doch darum kümmert man sich wenig in unserer Zeit, welche zu dem Höchsten gelangt ist, während doch keine Zeit, wie gerade sie, dem Komischen verfallen gewesen ist. Und unbegreiflich ist es, daß das Erwartete nicht schon eingetreten ist, daß die Zeit selbst noch nicht durch eine *generatio aequivoca* ihren Helden aus sich herausgeboren hat, den Dämon, der schonungslos das schreckliche Schauspiel aufführen wird, das die ganze Zeit zum Lachen bringen und sie zugleich vergessen lassen wird, daß sie über sich selbst lacht . . . . In einer Art Hellseherei offenbart die Zeit ihr Gebrechen, so wie ein Dämonisches sich immer selbst offenbart ohne sich selbst zu verstehen; denn sie fordert immer wieder das Komische . . . . Sollte die Zeit wirklich der lächerlichen Erscheinung eines Erweckten bedürfen, um etwas zum Lachen zu haben, oder sollte sie nicht vielmehr bedürfen, von einer solchen begeisterten Erscheinung an das erinnert zu werden, was vergessen ist?"

Als aber — endlich! nach mehr als einem Halbjahrhundert — der Dämon aus dem Schoße dieser Prophezeiung in die Welt seiner Bestimmung und wie ein deplacierter Witz aufs Podium sprang: siehe, da ward es dunkel über dem Parterre der Welt. Witz stand als Wolke über dem Zenith der Zeit, beschattete den wunden Punkt, wo sie, vom Sonnenstich der Aufklärung getroffen, sich ganz besonders erleuchtet dünkte, und siehe: Lachen duckte sich, Lachen verlachte sich, denn Blitz auf Blitz entsprang der Wolke Witz. Weltkrieg im Frieden grollte auf, wie komisch! Weltkrieg in Wirklichkeit brach aus, o Wehe, fraß sich im Wundbrand um die Erde und endet Gott weiß wo auf welchem fremden Stern der Kühle. Weltbild der Wehrpflicht, Trugbild der Ehrpflicht, heillos in sich entzweit, zerbarst. Welt, dort, ins Jenseits aufgehobene — Welt, gestern noch ein Stück von uns im Ueberfluß bewegten Daseins: als Toteninsel ward sie abgetrieben, fern schon, verschollen fast dem Tag, nur noch umnachtetem Gesicht ein weither winkendes, traurig versinkendes Fanal. Hier, Welt, zurückgebliebene im Diesseits — Welt, heute noch ein Stück von uns und schwankes Festland unter unsern Füßen: ein Tummelplatz versklavter

Lebenstriebe, ein Pandämonium verkrachten Uebermuts, enthüllt sie noch in jeder Regung ihrer Leidenschaft: in jedem Ausfall ihres blutigen Ernstes, in jeder blutigen Reflexbewegung ihres Galgenhumors, den bunten Varietéprospekt verwester Lebensfreude, auf dem ihr Friede wie ihr Krieg und, beides überragend, der hochgestapelte Raubbau ihrer Geldwirtschaft an all dem *à la hausse* wie *à la baisse* gottlos verspekulierten Lebensgut sich himmelauf und höllenab gebaut hat. — Dies also ist und wird und war einmal, und keine Vision der Trauer vermag zu sagen, wohin es führt. Aber es lebt als Vision der Leidenschaft im Geiste und als eherne Legende im Werke eines Dämons, der diese Schreckensphantasie der Wirklichkeit in eine Zauberwelt des Worts gebannt, in der die Zeit, zu Tod getroffen, in ihrem eigensten Jargon noch aufkreischt und verstummt, um schließlich als verlorenes Echo in jene tiefste, wunderlichste Selbstbesinnung der deutschen Sprache einzugehn, die eines Juden beseligend-erschütterndes Erlebnis war; eines Juden, der sich selbst darin geoffenbart und sich in dieser Höllen-, dieser Himmelsmission — l e i d e r, ihr Arier! — noch immer besser verstanden hat als diejenigen unter euch, die sie ihm in Liebe oder Haß auf ihre Art verdeutschen wollten. Denn diesen Dämon einer fremden — aber was heißt M e n s c h e n „fremden"? — Rasse wird heute kein Arier mehr mit der Aussicht, sich geistig gegen ihn behaupten zu können, als seinen Widerpart ins Auge fassen dürfen, er sei denn r e l i g i ö s bewegt, also ein C h r i s t, und also m e h r als der Arier oder Jude, der sich i n n e r halb der Rasse seine Bestimmung sucht. Der Christ aber, der nicht zugleich sein Verhältnis zur Zeit und das Maß seiner geistigen Berufenheit im Kampfe gegen die Welt am Wirken dieses Juden orientiert und geklärt hätte: er trete vor und werfe — auf die Gefahr hin, sich selbst als Christen zu desavouieren — den ersten Stein auf ihn! Denn wohlgemerkt: nie war die Gelegenheit dazu günstiger als jetzt, da er neuerdings und diesmal aus dem Hintergrund eines erfüllten Schicksals in die fragwürdig erhellte Welt seiner Bestimmung tritt und als die v o l l e n d e t e W e i s s a g u n g d e r Z e i t und deren wesentlich erschöpfte Herausforderung das Podium ihrer Verlegenheit bestieg, um ihr

die Bestialität ihres verlorenen Kriegs und das Elend ihrer Niederlage mit einer Leidenschaft ins Gewissen zu hämmern, die reichlich unbarmherzig anmutet, im übrigen jedoch darauf zu pochen scheint, daß hier nichts in Erinnerung, sondern alles erst zur Besinnung zu rufen ist. Aber wie um die Tragikomik einer Zeitgenossenschaft, die ihn darob rückständig schilt, in einer letzten Offenbarung ihrer Gedankenlosigkeit bloßzustellen, melden sich nun gar noch einige mit anscheinend ganz heilem Kopf und unverstümmelten Gliedern und geben vor, an Krieg und Niederlage n ä h e r beteiligt gewesen zu sein als er, der „nur" die g e i s t i g e Distanz zu dem Verhängnis hatte und daher höchste Zeit habe, vom Schauplatz i h r e r — wohlgemerkt: nicht s e i n e r! — Heldentaten endlich zu verschwinden. Aber spürt auch nur einer von ihnen, die sich da weibisch mit ihrem Fronterlebnis brüsten — doch halt: was wiegt denn dieses flüchtige Erlebnis gegen das ewige Frontverhängnis des Weibes, sich auch den M a n n, das ewige Frontverhängnis ihrer Leidenschaft, auf Leben und Tod aus sich gebären zu müssen?! — w a s w i e g t e s d e n n, heda, ihr Aufgeweckten, die ihr euch rühmt, daß euch der Krieg, der Krieg an sich, der Krieg in seiner Unmittelbarkeit, die Augen geöffnet habe: und spürt denn also k e i n e r von euch das himmelschreiende Unrecht, das ihr damit dem Andenken der Millionen Brüder aus aller weggefegten „Herren" Länder zufügt, denen der Krieg auf Grund desselben — nein: des a n d e r e n! — Fronterlebnisses die Augen für immer geschlossen hat?! Denn d a s wollen wir — w i e?! — mit Karl Kraus doch nie vergessen, daß diese Millionen Menschenleben, die spurlos von der Erde und nicht immer i n die Erde verschwunden sind, die Hunderttausende, die sich als Krüppel auf ihr weiterschleppen, die n ä c h s t beteiligten Opfer eines Unternehmens waren, das verlustreich war, weiß Gott, wie kaum ein zweites, das die Menschheit, dieser passionierte Spekulant auf Gottes weiter Erde, auf dem Gewissen hat. Also *silentium*, ihr Helden von Krieges Gnaden, die ihr — der und jener — vielleicht noch ehegestern meine guten Kameraden im Felde wart, jung und aller Achtung wert; ehrt — den Schläger, die Attrappe eurer Hinterlandswehrhaftigkeit, im Geiste oder

meinetwegen auch *de facto* in der Hand — ehrt eure streitbaren *spiritus rectores magnifici* durch Sympathiekundgebungen soviel ihr wollt (ich weiß, es macht euch Freude und mich ficht's nicht an): aber verschwindet, bitte, einen Augenblick hinter die Kulissen eurer Ideale, denn ich will mir die Erscheinung jenes anderen, jenes immerhin beträchtlicheren *spiritus rector*, der ohne andere Rückendeckung als die seiner Wahrhaftigkeit dem Geist der Menschlichkeit in diesen blutigen Henkersjahren mit einem Wagemut ohnegleichen den Rücken gedeckt hat, ich will ihn mir als eine geistige Wirklichkeit gerade in jenem kritischsten Moment vergegenwärtigen, da die Dämonie seiner Selbstaufopferung, sich selbst mit Begeisterung rezitierend, ganz offenbar Gefahr läuft, sich selbst in Frage zu stellen, sich selbst nicht mehr zu verstehen. Oder sollte die Besorgnis unbegründet sein? Sollte Kraus, indem er aus jenem für immer „aktuellsten" seiner Werke liest, worin der Zeiten Schande besiegelt und *„aere perennius"* der Nachwelt überliefert ist — sollte er, da er mit wahrer Inbrunst die mark- und beinerschütterndsten Stichproben aus diesem grammophonetischen Gespensterfilm von ungeheurer Länge vorträgt, darin die Schande selbst das Wort führt und die Satire als Leidenschaft der Reflexion sich nur mehr im verbindenden Text und im gewaltigen Epilog auswirken konnte, hierin jedoch bis auf die Spitze der Verzweiflung getrieben ist — sollte er bewußt das Odium auf sich nehmen, durch Bloßstellung des Unmenschlichen in seiner abstoßendsten Gestalt selbst abstoßend und unmenschlich zu erscheinen: nur weil er Grund zur Befürchtung hat, daß dieses Abstoßende die feminine Welt der Wirklichkeit immer wieder anzieht und spielend für sich einnimmt?! — Dies wäre möglich. Es würde auch die Vehemenz erklären, mit der er dieses Abstoßende immer wieder in ein satirisches Relief treibt, das notgedrungen wie ein Teufelsgespinst ureigener Frivolität in seinen Mienen hängen bleiben muß. Mag aber im übrigen auch sonst noch manche Besessenheit im Ausdruck der Gesamtgeste fremd und schwer zu deuten sein — so z. B. wenn die Lust des Schauspielers die Leidenschaft des Schriftstellers bisweilen förmlich auszupeitschen scheint — das eine ist klar: der Geist, der hier

einem Publikum entgegen, das für ihn im Dunkeln sitzt, die Zucht-, die Notzuchtrute schwingt, bis es sich in Verlegenheit, ja in Empörung windet (weiß Gott, aus welchen Tiefen der Bewußtlosigkeit da manchmal der Applaus herausspringt!), ist den entsetzlichsten Wehen der Zeit als deren leibhaftiges Paradox entbunden, ist gleichsam als Gottes Wechselbalg vom Schicksal in die Welt gesetzt. Diese Zeit aber steht am Ende ihrer glänzenden Laufbahn. Und was da oben schließlich so verwirrendmächtig aus der schmächtigen Gestalt des überzeitlichen Satirikers tritt, ist die Vision des Mörders seiner Zeit. Des Mörders, der sein Opfer völlig in seiner Leidenschaft begräbt. Fürwahr, kein Schmerztöter tobt sich hier aus, sondern ein Lustmörder. Der passionierte Lustmörder all der besinnungslosen Bestialität, die seit undenklichen Biedermeierzeiten den Geist der Menschlichkeit genotzüchtigt, geschändet, hingeschlachtet, mit dem Mantel der Nächstenliebe zugedeckt, ein Kreuz darüber gemacht und ihn zuguterletzt im Massengrab des Weltkriegs mit Gloria-Viktoria zur letzten Ruh — zur Ruh in Gott! — bestattet hat. Aber gerade der Christ, der vor der Theodizee der Unbarmherzigkeit, die sich da wie ein blitzendes Lasso über schlagende Herzen und betäubte Köpfe in die Dunkelheit eines Saales wirft, am tiefsten erschüttert steht und nie die Sorge los wird, ob sie bei Licht besehen nicht auch die Schlinge ist, in der sich letzten Endes noch der Henker des Henkers fängt; er, der sich sagen muß, daß der Geist einer Zeit, aber auch der Geist, der ihn zu überwältigen berufen war, noch nie so in die Enge getrieben war wie heute und hier, in diesem Engpaß der Kraus'schen Satire, aus dem heraus erst Geist wieder ins Freie atmen kann: er also auch besinne sich am tiefsten. Er besinne sich, daß hinter dem Grauen dieser Offenbarung die Erscheinung unseres Dämons immer wieder Schimmer und Umriß jenes Engels mit dem flammenden Schwert annimmt, der die Erinnerung an ein verlorenes Paradies verteidigt. Und er vergesse nicht, daß aus dem Laster- und Lästergrund seiner Satire, daß hinter dem phosphoreszierenden Höllenspuk seiner metrischen Grotesken immer wieder Verse dieses Karl Kraus aufsteigen, in denen die Erinnerung an das verlorene Paradies in eine Wortgestalt von

so erhellter Tragweite gehoben ist, daß sie sich wie ein Steg der Sehnsucht — und bleibe er auch, wie alle Poesie, ein schwanker Notsteg — ins ewige Wort Gottes spannt. Aus der Zeit des großen Kriegs der christlichen Völker Verse sind es eines E r z juden — aufgethaut zum H e r z frieden eines ewig menschlichen Gedächtnisses. Verse wie diese, wahrlich der Treue eines christlich bewegten Menschen wert, dem sie einstmals — wie lange ist das her? — im Schneegrab einer Frühjahrsoffensive und unter dem Gekläffe der Geschütze trostreicher Klang im Ohr und wie die Wiederauferstehung zur Ehre Gottes — die endliche! — einer zu Ehren Satans eingeschmolzenen Osterglocke waren:

„Heute ist Frühling. Zitternder Bote des Glücks,
kam durch den Winter der Welt der goldene Falter.
Oh knieet, segnet, hört, wie die Erde schweigt.
Sie allein weiß um Opfer und Thräne".

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
DER PFAHL IM FLEISCH

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM VORWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

. . . Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgend welchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zuhause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter annonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne das keiner herrschen darf, leichter, sage ich, als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhängigen Redaktionskollegien in Massenauflagen erscheinender Zeitungen und Zeitschriften, leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymer Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

. . . Wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür, sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, jawohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz" an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Kierkegaard mit.

Kierkegaards Aufgabe aber war, der Menschheit wieder einzuschärfen, daß sie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geistes anzugehören, ja daß diese Anlage und Möglichkeit die wichtigsten seien, weil sie den Menschen in Verbindung mit Gott bringen, dessen Ebenbild er nur im Geist ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 2.— (Kr. 2.40).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
KRITIK DER GEGENWART

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Nachwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM NACHWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

Kierkegaard kann anscheinend seine Untersuchungen noch aus der Distanz einer in Wolken thronenden philosophischen und religiösen Weltanschauung führen, manchmal in der Sprache der deutschen Philosophie, als entwickle er den Zustand der Welt aus Grundsätzen a priori. Man will ja auch nicht recht glauben, daß es im Jahre 1846 schon so ausgesehen habe wie im Jahre 1914; vieles muß Kierkegaard doch antizipiert haben, meint man. Es ist ja auch wahrscheinlich, daß das Jahr 1846 und die Stadt Kopenhagen sich nicht in dem Spiegel wieder erkannten, den ihnen ihr größter Geist entgegenhielt, da der Spiegel schon Dinge sah, für die die neuen Augen erst geschaffen werden mußten. Aber aus dem Jahre 1846 wurde ganz von selber das 20. Jahrhundert und aus dem kleinen Kopenhagen das Riesenpublikum Europas, und diese beiden gigantischen Erscheinungen gibt der kleine Dänenspiegel heute wieder, als wäre sein Bild das Ideal gewesen, das die Entwicklung und der Fortschritt, immer strebend sich bemühend, erreichen wollten,

. . . Dostojewski war ja bekanntlich des Glaubens, daß die westeuropäischen Völker vollständig dem Judentum verfallen seien. Und die Entwicklung hat ihn nicht etwa Lügen gestraft, im Gegenteil; er sah vielleicht noch grau, wo doch schon schwarz war, und sein eigenes Volk wird wohl demselben Schicksal entgegengehen. Das ist nicht einmal eine Anklage gegen das Judentum — man suche die Schuld nur immer zuerst im eigenen Haus — wohl aber eine Anklage gegen die westeuropäischen Völker. Denn wenn sie für jüdisches Geld sich dem jüdischen Geist verkauft und diesen durch die unbestechliche Gerechtigkeit des Daseins als Zugabe bekommen haben, so war das ja nicht ein Unglücksfall, der ihnen von ungefähr nach mechanischen Gesetzen zustieß, sondern eine Handlung, die im Reich der Freiheit und unter Verantwortung geschah. Sie wollen von der Ewigkeit nichts mehr wissen, alle Ethik soll in der Zeit und in der Sorge für die nächste Generation beschlossen, soll „biologisch" sein. Gut, aber glauben sie wirklich, das was sie getan haben und tun, heiße in Wahrheit für Kinder und Kindeskinder sorgen? Kurzsichtige Narren das! Aber auch hier gilt: jetzt ist es zu spät. Die Rettung des Einzelnen kann nur unter religiösen Voraussetzungen geschehen; nur so kann er zu neuer Unmittelbarkeit kommen, ohne die das Leben doch nur eine Farce ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 2.50 (Kr. 3.—).

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 5*

Das achtzehnte Kapitel der Offenbarung Johannis

Ferdinand Ebner: Wort und Menschwerdung

Sören Kierkegaard: Tagebücher (III)

Theodor Haecker: Übersicht

Anton Santer: Stoische Episode
(Zweiter Teil: Das Bergland)

Carl Dallago: Das Christliche und das Soziale

* *JUNI 1920* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. / Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). / Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

MITTEILUNG DES VERLAGS

Die enorme Steigerung der Herstellungskosten zwingen uns, für neu eintretende Abonnenten des „Brenner" innerhalb Oesterreichs neue Bezugsbedingungen festzusetzen. Mit Erscheinen des vorliegenden Heftes, das den ersten Halbband der sechsten Folge abschließt, kostet demnach:

der Nachbezug der ersten halben Folge (Heft 1—5) . . K 30.—,
der Vorausbezug der zweiten halben Folge (Heft 6—10) K 30.—,
der Gesamtbezug somit im gegenwärtigen Zeitpunkt . . K 60.—,
das Einzelheft . . . . . K 6.50,

dazu bei direktem Bezug vom Verlag der bisher übliche Teuerungszuschlag von 20%. Für Deutschland und das übrige Ausland bleiben die bisherigen Preise in Kraft.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 4 (APRIL 1920):

Ferdinand Ebner: Das Wort und die geistigen Realitäten / Friedrich Hölderlin: Patmos / Sören Kierkegaard: Tagebücher (II) / Theodor Haecker: Wandel der Tragik / Anton Santer: Stoische Episode (Erster Teil: Wien) / Carl Dallago: Wider Hanswurst / Ludwig Ficker: Nachtrag

DAS ACHTZEHNTE KAPITEL DER OFFENBARUNG JOHANNIS

(Luther)

Und darnach sahe ich einen andern Engel niederfahren vom Himmel, der hatte eine große Macht, und die Erde ward erleuchtet von seiner Klarheit;

2. Und schrie aus Macht mit großer Stimme, und sprach: Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große, und eine Behausung der Teufel geworden und ein Behältniß aller unreinen Geister und ein Behältniß aller unreinen und feindseligen Vögel.

3. Denn von dem Wein des Zorns ihrer Hurerei haben alle Heiden getrunken, und die Könige auf Erden haben mit ihr Hurerei getrieben, und ihre Kaufleute sind reich geworden von ihrer großen Wollust.

4. Und ich hörte eine andere Stimme vom Himmel, die sprach: Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen.

5. Denn ihre Sünden reichen bis in den Himmel, und Gott denkt an ihren Frevel.

6. Bezahlet ihr, wie sie euch bezahlet hat, und macht es ihr zwiefältig nach ihren Werken; und mit welchem Kelch sie euch eingeschenket hat, schenket ihr zwiefältig ein.

7. Wie viel sie sich herrlich gemacht und ihren Muthwillen gehabt hat, so viel schenket ihr Qual und Leid ein. Denn sie spricht in ihrem Herzen: Ich sitze, und bin eine Königin, und werde keine Witwe sein, und Leid werde ich nicht sehen.

8. Darum werden ihre Plagen auf Einen Tag kommen, der Tod, Leid und Hunger; mit Feuer wird sie verbrannt werden; denn stark ist Gott, der Herr, der sie richten wird.

9. Und es werden sie beweinen, und sie beklagen die Könige auf Erden, die mit ihr gehuret und Muthwillen getrieben haben, wenn sie sehen werden den Rauch von ihrem Brande;

10. Und werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual, und sprechen: Wehe, wehe, die große Stadt Babylon, die starke Stadt! Auf Eine Stunde ist dein Gericht gekommen.

11. Und die Kaufleute auf Erden werden weinen und Leide tragen über sie, weil ihre Waare Niemand mehr kaufen wird,

12. Die Waare des Goldes und Silbers und Edelgesteins und die Perlen und Seide und Purpur und Scharlach und allerlei Thinenholz und allerlei Gefäß von Elfenbein und allerlei Gefäß von köstlichem Holz und von Erz und von Eisen und von Marmor.

13. Und Zimmet- und Räuchwerk und Salbe und Weihrauch und Wein und Oel und Semmel und Weizen und Vieh und Schafe und Pferde und Wagen und Leiber und Seelen der Menschen.

14. Und das Obst, da deine Seele Lust an hatte, ist von dir gewichen, und Alles, was völlig und herrlich war, ist von dir gewichen, und du wirst solches nicht mehr finden.

15. Die Kaufleute solcher Waare, die von ihr sind reich geworden, werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual, weinen und klagen,

16. Und sagen: Wehe, wehe, die große Stadt, die bekleidet war mit Seide und Purpur und Scharlach, und übergoldet war mit Golde und Edelgestein und Perlen!

17. Denn in einer Stunde ist verwüstet solcher Reichthum. Und alle Schiffherren und der Haufe, die auf den Schiffen handthieren, und Schiffleute, die auf dem Meer handthieren, standen von ferne,

18. Und schrieen, da sie den Rauch von ihrem Brande sahen, und sprachen: Wer ist gleich der großen Stadt?

19. Und sie warfen Staub auf ihre Häupter, und schrieen, weineten und klagten, und sprachen: Wehe, wehe, die große Stadt, in welcher reich geworden sind Alle, die da Schiffe im Meer hatten, von ihrer Waare! Denn in Einer Stunde ist sie verwüstet.

20. Freue dich über sie, Himmel, und ihr heiligen Apostel und Propheten; denn Gott hat euer Urtheil an ihr gerichtet.

21. Und ein starker Engel hob einen großen Stein auf als einen Mühlstein, warf ihn in's Meer, und sprach: Also wird mit einem Sturm verworfen die große Stadt Babylon, und nicht mehr erfunden werden.

22. Und die Stimme der Sänger und Saitenspieler, Pfeifer und Posauner soll nicht mehr in dir gehöret werden, und kein Handwerksmann einiges Handwerks soll mehr in dir erfunden werden, und die Stimme der Mühle soll nicht mehr in dir gehöret werden;

23. Und das Licht der Leuchte soll nicht mehr in dir leuchten, und die Stimme des Bräutigams und der Braut soll nicht mehr in dir gehöret werden; denn deine Kaufleute waren Fürsten auf Erden; denn durch deine Zauberei sind verirret worden alle Heiden;

24. Und das Blut der Propheten und der Heiligen ist in ihr erfunden worden, und aller derer, die auf Erden erwürget sind.

FERDINAND EBNER:
WORT UND MENSCHWERDUNG

Jedem persönlichen Verhältnisse liegt das Verhältnis des Ichs zum Du zugrunde. Daß der Mensch ein solches zu Gott hat und haben soll, macht die Geistigkeit seiner Existenz aus. Im Verhältnis zu Gott, in dem sein Ich aus der den geistigen Tod bringenden Einsamkeit heraustritt, „realisiert" sich sein geistiges Leben. Das Ich hat keine „absolute" Existenz, denn es existiert nur im Verhältnis zum Du. Dessen Objektiv-im-Wort-Gegebensein entspricht sein „subjektiver" Bestand in der Liebe; sodaß also das Wort und die Liebe in ihrem geistigen Grunde zusammengehören. Das Wort in der Aktualität seines Ausgesprochenwerdens setzt das Du voraus, und da dieses im letzten Grunde Gott ist, so heißt das nichts anderes als daß die Existenz des Menschen in ihrer Geistigkeit die Existenz Gottes zur Voraussetzung hat; mit anderen Worten: daß der Mensch von Gott geschaffen wurde. Von Gott, der als Geist eine „reale", nicht nur eine in der Idee des Göttlichen gedachte und erträumte Existenz hat.

Gott aber schuf den Menschen, indem er zu ihm sprach. Er schuf ihn durch das Wort, in dem das Leben war, und das Leben war das Licht der Menschen, wie es im Introitus des Johannesevangeliums heißt. Gott schuf den Menschen heißt nichts anderes als er sprach zu ihm. Er sprach ihn schaffend zu ihm: Ich bin und durch mich bist Du. Indem Gott so zu ihm sprach und durch das Wort in der Göttlichkeit seines Ursprungs das Ich, es in seiner Beziehung zum Du schaffend, in ihn hineinlegte, wurde der Mensch seiner Existenz und ihres Verhältnisses zu Gott sich bewußt. Und so ist in sein Wesen hinein von Grund aus, jedoch nicht als eine Angelegenheit des Verstandes, sondern als Imperativ zum Glauben, das Bewußtsein von der Existenz Gottes gelegt — in unsrer ganzen Existenz liegt, wie Hamann sagt, der Grund der Religion — obgleich dieses Bewußtsein dann nach dem Abfall von Gott sich wieder verdunkelte.

Nichts anderes ist es als die Sprache, in der Tiefe ihres Wesens verstanden; nichts anderes als die geistige Tatsache des „Worthabens", worin der Mensch sein heimliches Wissen um Gott hat, was er freilich bei dem Mißbrauch, den er mit der göttlichen Gabe des Worts und der Sprache treibt, nicht erkennt. Das göttliche Wort, das den Menschen schuf und ihm geistig die Sprache gab, richtete seinen Körper auf, sodaß er nun auch anatomisch zu ihr befähigt ist, machte seine Hand frei und wandte seinen Blick zum Himmel empor. Man wird freilich in unsrer Zeit sagen, das alles sei nicht „wissenschaftlich" gedacht und gesprochen. Gewiß ist es das nicht. Wann aber könnten jemals die Wahrheiten des geistigen Lebens „wissenschaftlich" gedacht und ausgesprochen werden? Ein Zugeständnis jedoch mag man sogar dem Ungeist dieser Zeit machen: ob Gott den Menschen durch das Wort gemäß der biblischen Vorstellung in einen Erdklumpen hinein erschuf oder einen höchstentwickelten Affen, ist am Ende gleichgültig.

In der Geistigkeit seines Ursprungs in Gott war der Mensch nicht „erste", sondern „zweite Person" — die erste war und ist Gott. Und hier drückt dieses „erste" und „zweite" tatsächlich die geistige Rangordnung aus, im Gegensatz zu seinem grammatikalischen Gebrauch. Er war die von Gott „angesprochene Person", das Du des ihn schaffenden göttlichen Wortes. Weil es aber Gott selbst war, der sprach, so ist das Du nicht, was es in seinem letzten Grunde sonst immer ist, Gott, sondern eben der Mensch. Hier also, als im einzigen Falle, gilt das perspektivische Gesetz für die Auffassung des Geistigen im umgekehrten Sinne.

Es kommt gar nicht darauf an, das „Dasein Gottes" objektiv zu beweisen. Kein Beweis, zu dem übrigens der Mensch nur im Müssiggang seines inneren Lebens die Zeit fände, angenommen auch, er gelänge logisch widerspruchslos und brauchte eine logisch ebenso unwiderlegliche „Antithesis" nicht zu fürchten; kein Beweis träfe die reale Existenz Gottes, denn er würde in der Icheinsamkeit des menschlichen Lebens und Denkens geführt, also abseits von den Realitäten des geistigen Lebens. Ist aber der Mensch einmal aus dieser Einsamkeit des Ichs heraus und in ein Verhältnis zum Du, zu Gott, getreten, dann fragt er auch

nicht mehr nach Beweisen. Nicht diese jedoch in ihrer „Objektivität" treiben ihn aus seiner Einsamkeit heraus, sondern die Besinnung auf sich selbst in der „persönlichen Entscheidung" des Glaubens tut es. Wenn die Narren sind, schrieb Hamann an Jacobi, die in ihrem Herzen das Dasein Gottes leugnen, so kommen mir die noch unsinniger vor, die selbiges erst beweisen wollen. Zum in erkenntnistheoretischer Hinsicht Unzulänglichen und, was das wahre geistige Leben des Menschen betrifft, sogar Bedenklichen jedes Gottesbeweises kommt noch seine Ueberflüssigkeit, die sich in einem höchst beachtenswerten Umstande zeigt. Die personale und in dieser Personalität „konkrete", nicht bloß abstrakt gedachte Existenz des Ichs nämlich kann nicht anders als „persönlich", vom Ich selber in der Aussage des Satzes „Ich bin" behauptet werden. Anders verhält es sich mit der Existenz des Du im Satze „Du bist". Denn in dessen aktueller Aussage wird diese gar nicht erst behauptet, sondern — wie schon im Aussprechen des Satzes „Ich bin" — als die Möglichkeit einer Aussage überhaupt geistig bereits vorausgesetzt. Man muß nun auch hier wieder im Auge behalten, daß das wahre Du des Ichs Gott ist; daß der Mensch also, wenn er seine eigene Existenz in der Selbstbewußtheit des Satzes „Ich bin" behauptet, insgeheim Gott voraussetzt. Ist er sich aber dessen nicht bewußt, so beweist das nur, daß er in dem Satze „Ich bin", daß er in der Selbstbewußtheit seiner Existenz sich selbst einfach nicht versteht, und das aber heißt, daß diese Selbstbewußtheit nur eine scheinbare ist. Im ersten Kapitel des Johannesevangeliums kommt einmal die Wendung „an den Namen Gottes glauben" vor. An den N a m e n Gottes, heißt es da, nicht an Gott schlechtweg glauben. Dem tieferen Sinn dieser Wendung kommt nun gerade das deutsche Wort Gott — zur Sanskritwurzel *hu* = Götter anrufen — entgegen. An den Namen Gottes glauben heißt an Gott als das angerufene Wesen glauben, als die „angesprochene Person", als das Du eben des Ichs im Menschen; mit anderen Worten: an seine persönliche Existenz. Die Wendung „an den N a m e n Gottes glauben" betont aber auch die Beziehung des Glaubens zum Wort. Und wirklich ist ja aller Glaube in seinem letzten und tiefsten Grunde Glaube an das „Wort".

Die Realität Gottes ist uns nicht in irgend einem versteckten, nur dem logischen Scharfsinn und der Spitzfindigkeit eines Metaphysikers oder Theologen zugänglichen Winkel der menschlichen Vernunft, sondern in nichts anderem verbürgt — hierin aber unerschütterlich — als in der Tatsache, daß das Ich im Menschen auf ein Verhältnis zum Du, außerhalb dessen es gar nicht existierte, angelegt ist; und dann, worin dieses Verhältnis lebendig zum Ausdruck kommt — im Wort und in der Liebe: in jenem, das uns von Gott gegeben ist, in dieser, deren uns durch das Wort gegebene Forderung wir im Leben zu erfüllen haben; im Wort, das uns zum „Hörer", in der Liebe, die uns zum „Täter" des Wortes macht.

*

Mit dem Atheismus hat es eine merkwürdige Bewandtnis. Streng genommen kann man niemals so recht an ihn glauben. Gibt es denn einen absolut gottlosen Menschen? Könnte der existieren ? Da doch der Mensch von Gott geschaffen ist und seine Existenz, selbst in ihrer ja immer nur relativen Gottlosigkeit, Gott voraussetzt und an und für sich, mag sie sich auch noch so gottlos gebärden, das „Gottesverhältnis" in sich begreift. Der Glaube, sagt Hamann — und hat er etwa irregeredet, wie ein Kind geredet, das nicht recht weiß, wovon es spricht? — der Glaube gehört zu den natürlichen Bedingungen unserer Erkenntniskräfte und zu den Grundtrieben unserer Seele. Aber nicht nur unser Erkennen ruht auf ihm, sondern vor allem unser Leben, unsere ganze Existenz. Wir leben alle von der Gnade Gottes und es gibt gar keinen Menschen, der nicht im Innersten seines Gemüts um Gott wüßte, an Gott glaubte. Aber andere gibt es wieder, die auf die göttliche Gnade nicht vertrauen können, die insgeheim nicht zu leben wissen und darum an ihrer inneren Hilflosigkeit im Geheimen, verborgen vor den Augen aller Menschen, fortwährend leiden. Und die gehen dann auch hin und verleugnen — nicht Gott etwa, aber ihren Glauben an Gott, der ihnen zur Not und Qual wird. Sie verleugnen ihn schließlich vor sich selbst. Wer sagt und sich vorsagt, er glaube nicht an Gott, der verleugnet, was in der Tiefe seines Bewußtseins liegt und dessen Grund und Kern ausmacht. Und wer

voll Genugtuung die Nichtexistenz Gottes durch Wissenschaft und Philosophie erwiesen meint, den — drückt ein schlechtes Gewissen. Vielleicht gibt es sogar keinen, der nicht doch im verstecktesten und ihm selber am meisten versteckten Winkel seines Herzens auf die Gnade Gottes vertraute. Denn wir leben nicht nur von ihr, sondern auch vom Glauben an sie. In dem Augenblick, wo einer absolut aufhörte an Gott zu glauben und auf die göttliche Gnade zu vertrauen, da wäre es auch, als ob sein Inneres entzweirisse und in Trümmer ginge — in diesem Augenblicke hörte der Mensch auf zu existieren. Die Gottlosigkeit so mancher menschlichen Existenz ist nichts als ein Mißverständnis, auf dem freilich die Schuld des Menschen lastet. Es ist wahr: der Mensch vergißt es ungemein leicht, daß er im Innersten seines Gemüts an Gott glaubt, und es gibt wohl manche, die das im Zustande geistiger Zerstreutheit nicht nur gleichsam unwillkürlich vergessen, sondern es vergessen wollen — was natürlich nicht geht. Und diese bringen dann bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ihren Atheismus an, der ganz einfach nur eine falsche Aussage ist und niemals ohne einen Zug des „Demonstrativen". Wann aber wird denn der Mensch demonstrativ? Wenn er sich und den andern etwas vormachen will. Selbstverständlich steckt hinter der atheistischen Gebärde — und Atheismus ist immer nur Gebärde — die „Verzweiflung". Alles Verzweifeltsein aber ist Undankbarkeit des Menschen gegen Gott und seine Gnade. Der Verzweifelte bemerkt es gar nicht, so blind ist er in seiner Verzweiflung, daß er ohne die Gnade Gottes — nicht einmal verzweifelt sein könnte. Denn daß er es ist, das ist noch immer ein geistiges Lebenszeichen.

Es kann ja nicht geleugnet werden, daß die Ungläubigkeit tief im menschlichen Geist steckt; aber nicht als das Ursprüngliche in ihm wie der Glaube an Gott und als sein Tiefstes, sondern als Ergebnis des Abfalls von Gott. Der Einwand Schopenhauers aber, daß es, bei den Mongolen nämlich, auch wesentlich atheistische Religionen gebe, besteht gar nicht zurecht. Einmal gibt es nicht verschiedene Religionen, sondern nur eine einzige. Sowie alle Arten der Unvernunft, sagt Hamann, das Dasein der Vernunft und ihren Mißbrauch voraussetzen, so müssen alle

Religionen eine Beziehung auf den Glauben einer einzigen, selbstständigen und lebendigen Wahrheit haben. Jene einzige Religion ist das Christentum und in ihm allein ist die lebendige Wahrheit, haben wir die Wahrheit unsres Lebens. Sein Geist erst hat den wahren Glauben, der im letzten Grund der Glaube des Menschen an das Wort ist, möglich und darum auch das eigentliche Wesen des Unglaubens offenbar gemacht, den Atheismus provoziert. Fürs zweite aber bedenke man, daß in der mongolischen Rasse der Mensch faktisch noch nicht zum Bewußtsein seiner selbst, also auch nicht zum Bewußtsein der Existenz Gottes gekommen ist — ein Umstand, der das ganze mongolische Geistesleben charakterisiert, den mongolischen Menschen — der mit der Geistigkeit seiner Existenz nichts Rechtes, vielleicht aber auch nichts Schlechtes anzufangen weiß — in einer uns Europäern unfaßlichen Weise tief in das „Leben der Generation" hineinverwurzelt sein läßt.

Jene im menschlichen Geist steckende Ungläubigkeit — mag sie sich in was für einer Form immer geben: als absolute religiöse und moralische Indifferenz, die aber immer nur eine scheinbare, zur Schau gestellte ist; demonstrativ als Zynismus in der Auffassung des Ethischen sich gebärdend, oder hinter einer philosophischen Anschauung oder wissenschaftlich sich gebenden und stützenden Meinung sich versteckend — sie muß durch einen „geistigen Akt", wie sie durch ihn in den Menschen hineinkam, durch die „persönliche Entscheidung" auch wieder überwunden werden: daß der Mensch zum Glauben an Gott, zu seinem wahren geistigen Leben komme.

Man könnte sich eigentlich nur denjenigen Atheismus gefallen lassen, an dessen ganzer ethischer Haltung und Lebensauffassung nicht das Geringste sich änderte, wenn seine Irrigkeit mit einem Male durch einen unanfechtbaren, absolut einleuchtenden Gottesbeweis „streng wissenschaftlich" dargetan würde. Ein solcher Atheismus ließe sich vielleicht konsequent denken, doch ist auch das nicht möglich und vor allem aber gibt es solche Atheisten nicht. Darüber lasse man sich nicht durch diejenigen, die vorgeben sie zu sein, täuschen. Wenn es sie gäbe, so wäre das natürlich ein Beweis für die totale Ueberflüssigkeit des Glaubens

an Gott in Hinsicht auf das innere Leben im Menschen. Aber nicht nur das. Die Existenz Gottes selber vermöchte kein Mensch, trotz dem unwiderleglichen, absolut einleuchtenden Beweise, einzusehen. Es ist zum Schluß wirklich so: ein philosophisches System, das — in der Besinnungslosigkeit des Philosophierenden — die Existenz Gottes unbestreitbar abgeschafft hat, wäre ja ausdenkbar; eine menschliche Existenz aber, die „existierend" die Existenz Gottes abgeschafft hat, ist einfach unmöglich.

Es ist ja vorgekommen, daß einige als „standhafte" Atheisten — nicht gerade mit dem bis zur Blasphemie verzweifelten Zynismus mancher Verbrecher — in den Tod gegangen sind. Begreift man es, wie dieser Selbstbetrug des Atheismus bis in den allerletzten Augenblick des Lebens hinein aufrecht erhalten werden kann? Wird nicht im Tod, wenn die Komödie zu Ende ist, die der Welt vorgespielt wurde, jeder demaskiert? Aber man bedenke, daß zwischen dem Ende der vorletzten Sekunde des Lebens und dem Augenblick des Todes noch immer Zeit genug ist für den „Durchbruch der Ewigkeit". Und was sich in diesem Moment, und wenn er auch nur den kleinsten Bruchteil einer Sekunde dauerte, abspielt, das weiß, — außer dem, der ihn mitmacht, und Gott — kein Mensch.

*

Gott hat entweder eine persönliche Existenz oder er existiert überhaupt nicht. Weil er persönlich existiert, darum ist auch sein Verhältnis zum Menschen ein persönliches, und nichts anderes als dies meinen wir, wenn wir von der göttlichen Gnade reden, der im Menschen das demütige Vertrauen auf sie, das Vertrauen des Ichs auf das „Entgegenkommen des Du" entspricht. Die Gnade aber korrespondiert dem Ethos der menschlichen Existenz. Wie nun könnte es einer wagen, sich „sachlich" zur göttlichen Instanz, die über alles Ethische richtet, zu verhalten? Welches Menschen Sache wäre dann nicht vor Gott und für ewig verloren?

Die Personalität einer Existenz wird niemals durch das Denken erfaßt und darum vermag die Philosophie und Metaphysik dem Menschen nicht den Weg zu Gott — als einer geistigen Realität — zu weisen. Keine hat es noch weitergebracht als bis zum

Entwurf der Idee des Göttlichen — dieser „Projektion des Ichs" in seiner Icheinsamkeit — und keine ist imstande, im Menschen die „Zurücknahme der Idee" absolut unmöglich zu machen.

Hätte das Ich eine absolute, d. h. von seinem Verhältnis zum Du unabhängige Existenz; wäre also seine Einsamkeit sein ursprünglicher und ihm wesentlicher Zustand und jenes Verhältnis zu diesem erst hinzugekommen, etwa daß es sich im Fortschritt der Sozialisierung des menschlichen Lebens aus ihm heraus als „soziale Notwendigkeit" entwickelt hätte — ganz gewiß aber ist das Umgekehrte der Fall und das Verhältnis zum Du die Voraussetzung der Sozialisierung überhaupt und vor allem der wahren Sozialisierung, von der die Menscheit freilich noch weit genug entfernt ist; wenn das so wäre, dann allerdings hätte Gott keine andere als eine bloße ideelle Existenz, das Göttliche wäre nichts als eine im Gang der Entwicklung anfangs zwar ihre guten Dienste leistende, dann aber immer mehr sich abnutzende, zuletzt unbrauchbar und überflüssig werdende Idee. Dann aber auch stünde es um die Existenz dieses absoluten Ichs selber nicht weniger schlimm. Dann hätten jene Philosophen recht, die im Ich nur eine schließlich nicht einmal denknotwendige, sondern bloße grammatikalische Fiktion sehen wollen, eine Sache und Zufall des Sprachgebrauchs, und in deren Augen es die Aufgabe der Philosophie ist, diese Fiktion zu durchschauen und das wissenschaftliche und philosophische Denken von ihr frei zu machen.

Es ist jetzt nur noch die Frage zu beantworten, worauf jener Zufall des Sprachgebrauchs zurückzuführen sei; damit man doch endlich einmal die Fatalität des Denkens aus der Welt geschafft habe, mit der es bisher unausweichlich das Problem der Philosophie direkt oder indirekt auf die Frage sich zuspitzen ließ: Wie kommt die Welt zum Ich, wie kommt das Ich zur Welt? oder noch präziser ausgedrückt: Wie kommt das Bewußtsein zum Ich, das Ich zum Bewußtsein? Wie kommt es also, daß der Mensch seine Existenz, indem er sie selbst behauptet, im Worte Ich begreift? Wieso kommt es, daß ich — und um sich hier so deutlich und konkret als nur möglich auszudrücken, bleibt nichts übrig, als „persönlich" zu werden — von mir selber sagen kann

„Ich bin" und dabei mich überdies der nach jenen Philosophen sehr irrigen, bloß durch den Sprachgebrauch provozierten Meinung hingebe, in diesem Satz und Gedanken die allergewisseste und unzweifelhafteste Exisetnz an und für sich behauptet zu haben? Einerseits stehen wir hier vor dem Problem des Selbstbewußtseins — und dem des Willens: da die „subjektive" Wirklichkeit des Ichs im „Ich will", das auch der Aussage „Ich bin" zugrundeliegt, gesehen werden muß — andrerseits aber vor dem Problem der Sprache; denn im Wort und vor allem im Wort Ich des Satzes „Ich bin" liegt die „objektive" Wirklichkeit des Ichs. Wie kommt die Sprache zum Ich, das Ich zur Sprache?

Das Selbstbewußtsein, dessen Kern zwar das Ich ist, ist nicht, wie die Philosophen vor hundert Jahren sagten, die „Selbstsetzung" des Ichs — denn dann müßte dieses seinen Grund in der Icheinsamkeit haben — sondern die durch das „Wort" ins Bewußtsein gelegte weder „psychologisch" noch „metaphysisch" zu begreifende Möglichkeit im Menschen, seine persönlich gemeinte Existenz in dem Satze „Ich bin" aussagend zu behaupten — aussagend, das heißt eben die Beziehung zum Du, zur angesprochenen Person voraussetzend. Die „Intervention des Bewußtseins" im organischen Geschehensablauf — die eine Tatsache des natürlichen Lebens ist, da ja auch das Tier Bewußtsein hat — impliziert an und für sich noch kein Ich. In ihr aber, könnte man sagen, komme die Natur dem Geist entgegen. In sie hinein hat dieser das Ich — durch das Wort — geschaffen, und weil er das Ich schuf, indem er das Wort in den Menschen legte, hat er es zu einem Verhältnis zum Du geschaffen, außerhalb dessen es gar nicht existiert und in dem allein es auch zum Bewußtsein seiner selbst kommen kann. Die Natur hat es gleichsam nur — wie jedoch, wird uns die Wissenschaft niemals sagen können — bis zum stummen, wort- und dulosen Ich gebracht und darum auch nicht zum Selbstbewußtsein. Dieses stumme Ich der Natur existiert jedoch gar nicht; wie es auch in ihr keine faktische individuelle Existenz — die durch das Ich erst wirklich gemacht wird — sondern nur den immer wieder zurückgenommenen und der Vernichtung preisgegebenen Entwurf zu ihr gibt.

Jene die reale Existenz des Ichs leugnenden Philosophen waren zwar schon daraufgekommen, daß das Selbstbewußtsein mit nichts anderem identisch ist als der Tatsache, daß der Mensch ein sprechendes Wesen ist, erfaßten jedoch nicht die Bedeutung dieser Identität, weil sie das Verwurzelt- und Verankertsein der Sprache in den geistigen Realitäten des Lebens nicht sahen.

Das „Wort" ist das Licht, durch das das Bewußtsein — diese auch im tierischen Leben gegebene Tatsache — im Menschen zum Selbstbewußtsein aufgehellt wurde, zum „Bewußt-S e i n", das dem Tier versagt ist. Das „Wort" schuf das Selbstbewußtsein und das geistige Leben des Menschen in seiner Realität. Freilich — das Licht leuchtete in die Finsternis und die Finsternis hat es nicht begriffen. Und so heißt es auch im Matthäusevangelium 6, 23: Wenn das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein! und bei Lukas 11, 36: Wenn nun dein Leib (dein Leben in dieser Welt) ganz erleuchtet ist, ohne einen Teil an der Finsternis zu haben, so wird er ganz im Licht sein, wie wenn das Licht des Blitzes dich erleuchtet*).

Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das aus dem Mund Gottes kommt, sagt Jesus zum Versucher in der Wüste. Wir leben geistig vom Wort Gottes, das uns schuf, vom Leben Jesu, der das Wort und das Brot des Lebens war, das vom Himmel herabstieg, daß, wenn jemand davon ißt, er nicht sterbe, wie es im Johannesevangelium heißt.

*

Vom Wort Gottes soll der Mensch nichts hinwegnehmen. Er soll aber auch nichts dazutun, er soll sich kein Wort Gottes erdichten wollen, schon deswegen nicht, weil das einfach unmöglich ist. Die kritische Neigung einer Menschheit, die geist- und gottlos geworden war und den Glauben ans Wort verloren hatte, zweifelte an der historischen Existenz Jesu und machte ihn zu einer mythischen Gestalt, zu einer Gestalt religiöser Dichtung.

---

* Vielleicht wird noch einmal, was „pneumatologisch" an und für sich seinen guten Sinn hat, sprachwissenschaftlich die etymologische Verwandtschaft des Wortes *lógos* mit Licht nachgewiesen.

Das Leben Jesu aber, auch in seiner historischen Faktizität, ist uns verbürgt in seinem Worte. Darin, daß dieses nicht „erdichtet" werden konnte, liegt der stichhältigste Beweis für die Existenz Jesu, der freilich an die Geistigkeit des Menschen appelliert und mit dem also eine geistlos gewordene Menschheit nichts Rechtes anzufangen wußte.

Das Wort Gottes ist einfach, klar und nicht mißzuverstehen, wenn es der Mensch mit dem Ernst seines geistigen Lebens in sich aufnimmt. Es verliert aber sofort diese Einfachheit und Klarheit, es wird zweifelhaft, vieldeutig, ja sogar unverständlich, wenn man es mit dem Leichtsinn des Theoretisierens und Spekulierens zu erfassen sucht. Die „Armen im Geiste", vom Evangelium selig gepriesen, verfallen freilich niemals auf Theorie und Spekulation, worin kein Ernst ist — und also ist ihrer das Himmelreich. Was ist ein Genie vor Gott? Nicht durch seine Genialität, sondern dadurch, daß es ihm ernst ist um die Geistigkeit seiner Existenz, tut der Mensch sein Gemüt dem Wort Gottes auf. Diesen Ernst in sich zu haben, dazu braucht keiner ein Genie zu sein. Und wer ihn in sich hat, der hört das „Wort" und das Licht seines Lebens geht ihm auf.

*

Aus sich selbst heraus wäre der Mensch niemals imstande gewesen, die geistigen Realitäten des Lebens und die Icheinsamkeit seiner Existenz in der Welt in ihrer wahren Bedeutung als den Zustand seiner geistigen Verlorenheit zu erkennen. Ohne den Geist des Christentums, das heißt ohne das Leben und Wort Jesu, in dem die Realität des Geistes und das Wort absolut eins waren, in dem Gott Mensch geworden ist, um uns vom Fluch der Erbsünde zu erlösen, wüßte keiner, die Juden jedoch ausgenommen, etwas von sich selbst — vom Ich, das heißt von seinem Ich — noch von Gott. Sowohl die im Verhältnis von Mensch zu Mensch praktisch betonte und dann auch in der jedoch nur scheinbaren Einsamkeit im selben Sinne aufrecht erhaltene, als auch die philosophisch-theoretische Selbstbewußtheit des vor dem Du sich verschließenden Ichs vergißt ihre eigene Voraussetzung oder will sie vergessen: das Bewußtsein von der Existenz des Du. Die auf das Du und Gott mit Bewußtsein ver-

zichtende Selbstbewußtheit des Gedankens „Ich bin Ich" merkt es nicht, daß Gedanke und Aussage „Ich bin" gar nicht möglich wären ohne den Gedanken des „Du bist", d. h. ohne das durch das „Wort" in den Menschen gelegte Bewußtsein von der Existenz Gottes. Im „Gottesverhältnis" erst konkretisiert und realisiert sich das Selbstbewußtsein eines Menschen, in ihm erst kommt die menschliche Persönlichkeit ganz zum Durchbruch und das Ich zu seinem vollen Leben, das ein Leben des Geistes ist.

Persönliches Sein ist, vom Standpunkte des Menschen aus und für ihn absolut geltend, immer das Existieren des Ichs im Verhältnis zum Du. Nur die Persönlichkeit Gottes könnte auch beziehungslos sein, ist es aber nicht, da sie ja in einem Verhältnis zur persönlichen Existenz des Menschen, die ohne dieses gar nicht möglich wäre, steht. Daß Gott jedoch den Menschen zu einem persönlichen Sein, d. i. zu einem persönlichen Verhältnis zu ihm, geschaffen hat, lag nicht in der Notwendigkeit seiner Existenz als Gott und Persönlichkeit, sondern war sein „freier Wille".

Wie das Verhältnis Gottes zum Menschen im schöpferischen Wort der Gnade und Liebe „Ich bin und durch mich bist du" liegt, so findet umgekehrt das Verhältnis des Menschen zu Gott, durch das er sich seiner Existenz und ihres geistigen Grundes bewußt wird, in dem jedes Gebet tragenden und seinen Sinn ausmachenden Wort und Gedanken „Du bist und durch Dich bin ich" seinen Ausdruck. Das Du in seiner Göttlichkeit ist die „erste", das Ich in seiner Menschlichkeit die „zweite Person" und so ist die Rangordnung des geistigen Seins hergestellt. Gott ist keine „Projektion des Ichs", wie manche Psychologen meinen, die nicht das reale Gottesverhältnis eines Menschen fassen können (weil sie selber nicht an Gott glauben), sondern nur die menschliche Idee des Göttlichen. Die Existenz des Du hat nicht die des Ichs, sondern umgekehrt diese jene zur Voraussetzung.

Aus dem Wort in der Göttlichkeit seines Ursprungs hervorgehend, begreift das Leben des Geistes in sich und fordert ein persönliches Verhältnis zu Gott und ist die von Gott selbst geschaffene und gewollte Möglichkeit im Menschen, daß er,

wenn er betet, zu ihm unmittelbar als zum Vater spricht. Im Gebet — im „Dialog mit Gott" — kehrt das Wort dorthin zurück, woher es gekommen ist. Wenn der Mensch auch nur das erste Wort des Vaterunsers im rechten Sinne betet, dann ist das „unaussprechliche Geheimnis Gottes" Wort geworden — vom Menschen aus; wie es im Leben Jesu, der uns das Vaterunser beten lehrte, Wort geworden ist, aber von Gott selber aus.

SÖREN KIERKEGAARD: TAGEBÜCHER (III)

Ausgewählt und übersetzt von Theodor Haecker

1834

30. V. — Eine strenge Prädestinationslehre führt den Ursprung des Bösen auf Gott zurück, und ist dadurch nicht einmal so konsequent wie der Manichäismus, indem dieses letzte System zwei Wesen setzt; das erste vereinigt die beiden Gegensätze in einem Wesen.

Die Sünde kann nicht aus dem Menschen allein kommen, ebensowenig wie das eine Geschlecht allein ein neues Individuum hervorbringen kann, deshalb ist die Lehre des Christentums von der Versuchung des Teufels richtig. Dies ist das andere Moment, und zugleich ist deshalb die Sünde des Menschen spezifisch verschieden von der des Teufels (Erbsünde — Möglichkeit der Bekehrung).

19. VIII. — Der Begriff der Prädestination muß durchaus als eine Mißgeburt betrachtet werden, da er, zweifellos aufgekommen, um die Freiheit und Gottes Allmacht in Verbindung zu bringen, das Rätsel löst, indem er einen der Begriffe negiert und also nichts erklärt.

23. XI. — Sehen wir zu, wie die Prädestinationslehre aufgekommen ist, so wird deutlich, daß, solange nicht die Rede ist von

irgend einer Freiheit, die in der Welt sich geltend macht, es solange auch nicht möglich ist, daß die Frage nach einer Prädestination aufkomme, also erst, als die Vorstellung von der menschlichen Freiheit sich entwickelte, und nun durch die Reflexion in Verbindung mit der Vorstellung von Gottes Weltregiment gebracht wurde, erst da konnte sie aufkommen und mußte da aufkommen als ein Versuch, die Aufgabe zu lösen.

11. IX. — Die Prädestinationslehre scheint mir gleich einem Ameisenfresser mich hineinzuziehen in einen Trichter; der erste Fall bedingt alle die folgenden mit einer entsetzlichen Konsequenz. Gleich dem Ameisenfresser richtet sie ihren Trichter (ein gewiß treffendes Bild für eine solche logische Gedankenreihe) in dem losen Sand (den religiös-frommen Gefühlen) auf; und der, der einmal hineingefallen ist, ihn umschlingen gleich Laokoon alle Schluß-Konsequenzen, wie Schlangen.

29. IX. — Als ein Seitenstück zur Prädestinationslehre als einer solchen, die einen Menschen, wenn er an ihr festhält, in Widerspruch mit ihm selbst bringt, könnte man wohl anführen: Wenn man einen Menschen sich denkt, der alles aus Egoismus ableitet, man würde dadurch beständig in Widerspruch kommen; man wäre sich bewußt, daß es edle Aufopferung war, aber infolge seiner Theorie müßte man sagen, daß es Egoismus gewesen sei. (Fichtes Identitätslehre ist auch ein Beispiel.)

Wenn man die Prädestination als bloß im Vorherwissen gegründet erklärt, so kommt man ja zu der Annahme, daß der Mensch die Gnade verdient. Dies scheint auch in Origenes Worten zu liegen, der diese Theorie in seinem Kommentar zum Römerbrief verteidigt! Die Ursache der Vorausbestimmung liegt in unserem eigenen freien Willen. Paulus war bestimmt für Gottes Evangelium! Warum? Weil er dessen w ü r d i g war, vermittelst seiner von Gott vorhergesehenen Handlungen.

1835

Am 8. Juli machte ich einen Ausflug nach Esrom. Wenn man von Esrom nach Noeddebo längs des Sees geht, passiert man

einen der lieblichsten Wege, den ich seit langem gegangen bin. Zuerst zur linken Seite Sölyst, das fast auf den See selbst gebaut ist, weiterhin Fredensborg. Rechter Hand hat man beständig Wald, Buchen abwechselnd mit Fichten. An einzelnen Stellen findet man liebliche Plantagen von 3 bis 4jährigen Päonien. Auf dem Wege holte mich ein Gewitter ein. Ich freute mich schon, ein solches Unwetter zu sehen zu bekommen, wie es über den Esrom-See und den Gribwald aufzog; aber es kam nur zum Regnen. Indessen interessierte es mich doch, die Präliminarien zu einem solchen Schauspiel zu sehen. Ich habe wohl das Meer bei einer solchen Gelegenheit in scharfen Kräuselungen blaugrün werden sehen, und ich habe wohl bemerkt, wie die Windstöße, die des Donners nahe Ankunft verkündigen, das Gras aufwirbeln und den Sand längs der Küste; aber ich habe nicht vorher gesehen, wie eine solche Partie sich ausnimmt, wenn es nicht bloß Gras ist, sondern ein ganzer Wald, den diese Windstöße (diese Posaunenstöße, die das Gericht ankündigen) in Bewegung zu setzen haben. Da es indessen zu nichts als Regen kam, sah ich es für das Richtigste an, irgendwo einzustellen. Ein Ort zeigte sich nun auch. Ungeachtet ich lange nach einer Einfahrt suchte, zeigte sich doch keine. Einer Gestalt, die am Fenster sich sehen ließ, winkte ich zu; aber sie fand sich vermutlich nicht veranlaßt, in einem solchen Regen sich heraus zu bemühen, und vom Fensteraufmachen konnte hier wohl ebenso wenig die Rede sein, wie bei irgend einem Bauern überhaupt. Mein Fahrzeug mußte ich also unter einigen Bäumen einstellen, die sich über den Weg neigten, um mir gleichsam eine Zuflucht zu geben. Selbst trat ich nun, in meinen ungeheuren Kragemantel gekleidet in die Stube, wo ich die Gesellschaft, bestehend aus drei Personen, im Begriffe fand, das Vesperbrot einzunehmen. An Meublement fand sich natürlich der lange große Tisch, an dem unsere Bauern zu essen lieben; ferner ein Himmelbett in des Wortes eigentlicher Bedeutung; denn ich stelle mir vor, daß man, wenn man zu Bett wollte, in die Bodenkammer hinaufgehen müßte, um dann sich herunterfallen zu lassen — ein Fall, der nach Bauernbrauch ziemlich tief ist. Das folgende Zimmer, in das die Türe offen stand, war ein Stapelplatz für

Wäsche, Leinen, Drillich usw. in unordentlichen Massen, was leicht die Vorstellung erwecken konnte, daß man in eine kleine Räuberkolonie geraten sei, wozu sowohl die Lage des Ortes (auf der einen Seite der Esrom-See, auf der andern der Gribwald und in einer Viertelmeile Abstand kein Haus), aber auch das Aeußere der Leute zu passen schienen. Am obersten Ende des langen Tisches saß der Mann selber mit seinem Butterbrot und einer Branntweinflasche vor sich. Ganz ruhig hörte er meine Erzählung von meinem traurigen Schicksal an und nippte bloß einmal dazwischen an seinem Glas, etwas, das er, wie seine Nase zu beweisen schien, schon oft getan hatte. Indessen hatte der häufige Genuß auf keine Weise sein Behagen geschwächt, und ich bin sicher, daß er seinen Schnaps noch mit demselben Wohlbehagen trank, wie einer, der erst neulich aus einem Mäßigkeitsverein ausgetreten ist. Das Weib war nicht sonderlich groß, mit einem breiten Gesicht und einer häßlich aufwärtsstehenden Nase und ein paar tückischen Augen. Dazu kam ein kleines verwachsenes Mädchen, dasselbe Wesen, das am Fenster sich gezeigt hatte, und das ich damals für ein Kind hielt.

Der Regen hörte bald auf, und ich eilte weiter. Doch waren das nur die Präliminarien, und da ich in den Gribwald kam, fing es erst recht an. Jetzt begannen im Ernst Blitz und Donner. Der Regen durchnäßte uns bald und so brauchten wir in der Hinsicht nicht zu eilen; aber der kleine Knabe (Rudolf) der mit mir war, war ganz bange. Da saß ich nun, zum Auswinden naß, in strömenden Wassern, mitten im Gribwald unter Blitz und Donner, mit einem Knaben zur Seite, der vor dem Blitz zitterte; in gestrecktem Trab erreichten wir endlich ein Haus, in dem wir Zuflucht nahmen. Aermlich und verfallen. Die Leute arm. Die Frau häuslich. Saß und spann. Der Mann näselnd. Das erste, worauf mein Auge beim Eingang fiel, war eine Art Tür zu einem Verschlag, die aus einem alten Brett gefertigt war, auf das ein Mädchen in einfacher ländlicher Tracht gemalt war mit folgender Unterschrift: „Mein Acker mich nährt, mein Schaf mich kleid't, hier nehm ich die Nahrung, die das Haus bereitet!" Ich bat sie um etwas Brot für meine Pferde, wozu sie nicht sehr willig waren, da sie nur ein halbes hatten. Doch ließen sie sich

bewegen, und da ich ziemlich gut zahlte, antwortete die Frau, daß s o viel sie nicht haben sollte, aber sie ließ sich doch durch meine Bemerkung, daß ich es entbehren und sie es brauchen könnte, bewegen, es anzunehmen.

Es geht nicht an, so vorwärts zu hasten, wie die Moralisten, die sogar die Reue verwerfen, meinen; — sehen wir nicht in der physischen Welt den Nebel wie ein stilles Gebet von der Erde sich heben, um, erhört, zurückzukehren als erfrischender Thau?

Ein ähnliches Phänomen ist die falsche Anschauung, die man von der Erkenntnis und ihren Resultaten hat, indem man von den objektiven Resultaten redet und nicht daran denkt, daß gerade der eigentliche Philosoph im höchsten Grad subobjektiv ist. Ich brauche bloß Fichte zu nennen. So behandelt man auch den Witz, sieht ihn nicht als die aus der ganzen Individualität und Umgebung des Verfassers notwendig hervorspringende Minerva, darum in einer gewissen Hinsicht als etwas Lyrisches (daher auch das Erröten, das gern eine gewisse Art von Witz begleitet und eben darauf deutet, daß er natürlich hervorkam, neugeboren), sondern wie Blumen, die man abpflücken und zu eigenem Gebrauch aufbewahren kann.

9. X. — Es geht mit dem Christentum oder mit dem Christwerden wie mit jeder Radikalkur, man setzt sie aus so lange wie möglich.

11. X. — Ist denn alles Träumerei und Täuschung — sind denn die Begeisterung der Naturphilosophen und eines Novalis Seelenfülle Opiumdünste, — greife ich da, wo ich dem Ideellen in seiner schönsten und reinsten Form zu begegnen glaubte, das Materielle?—!—

11. X. — Nicht bloß das Menschengeschlecht brauchte, wenn ich so sagen darf, ein Stadium für die Sünde und ein anderes für das Bewußtsein der Sünde; auch das Leben des Einzelnen zeigt dasselbe. Erst die Sünde, und oft, wenn sie de facto aufgehört hat, kommt das Sündenbewußtsein.

13. X. — Es ist ein merkwürdiger Zusammenhang, der zwischen dem Protestantismus und der modernen politischen Anschauung

statt hat, es ist ein Kampf um desselbe, um die Souveränität des Volkes, weshalb es auch interessant ist, zu sehen, wie die eigentlichen Royalisten, insoferne sie nämlich nicht eine Anschauung in der einen und eine wesentlich verschiedene in der anderen Sache, die doch beide in einem Individuum auf dieselben Prinzipien gegründet werden müssen, haben wollen, — dem Katholizismus sich nähern.

THEODOR HAECKER: ÜBERSICHT

Aus dem „Nachwort" (1917)

Zu den vielen Gesichtspunkten, unter denen das Werk Kierkegaards betrachtet werden kann, — der höchste aber, sie alle krönende, ist der, daß die Sokratische Methode auch innerhalb des Christentums gilt; daß Gott, nach dem Worte des Propheten, selbst der Lehrer eines jeden Menschen sein will; daß Kirchen, Institutionen und Menschen nur Geburtshelfer sein können — zu den vielen niederen Gesichtspunkten gehört ja auch dieser historische, daß es vom ersten bis zum letzten Wort ein gewaltiger Widerspruch ist gegen die Aufhebung des Satzes vom Widerspruch, die Hegel und seinen Schülern wie durch ein Wunder der Sünde und der weltlichen Torheit sowohl in ihren eigenen wie in den Köpfen ganzer Generationen zu bewerkstelligen gelungen war. Sie war wohl wirklich „ die Forderung der Zeit" gewesen, und Hegel ihre Erfüllung. Der Erfolg war und ist ja — noch! — unermeßlich. Nicht so sehr in den exakten Wissenschaften, dort ging es nicht so leicht, wir wenigstens wissen nicht viel von einer Wirkung der Hegelschen Dialektik auf Mathematik und Physik, um so mehr aber in der Aesthetik, und hier, wie wir gerne gestehn wollen, sogar mit Recht. Denn die Aesthetik ist jene Sphäre der Unentschiedenheit und des Spieles, in der Sachen wie die Aufhebung des Satzes vom Widerspruch möglich und erlaubt sind, an denen, wenn es Ernst wird, Leben und Seelen der Menschen zugrunde gehn. Für die Aesthetik ist Hegel, wie die Romantik beweist,

der größte Philosoph. Aber das Unheil war, daß er es auch für Ethik und Religion sein wollte und wurde; daß der Satz vom Widerspruch auch dort zu Gunsten der Mediation abgeschafft wurde, wo er durch Christus selber in seiner radikalsten und konkretesten Form ausgesprochen worden war: Wer nicht für mich ist, ist wider mich. Hier sind wir zu Zeiten scholastischer als Scholastiker und behaupten, daß Leben und Sätze Christi schließlich doch die letzte Quelle aller und jeder absoluten Wahrheit sind. Auch der Satz der Identität hat seinen vollen Sinn erst in Gott, in dessen ewiger Identität mit sich selbst; er kann sich durch nichts erklären als durch sich selbst; er kann bei niemand schwören als bei sich selbst. „Wem ich aber gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wes ich mich erbarme, des erbarme ich mich". Wo der Satz vom Widerspruch aufgehoben ist, läuft der Mund; und das tut er ja heute wahrlich. Es ist noch nicht anders: unsre Kulturwissenschaften leben immer noch von Hegel; man darf nur einen Blick tun in die Bücher der gefeiertesten „Theologen", Historiker, Kulturessayisten, der Tröltsch, der Meinecke, der Simmel und so weiter. Freilich ist das ein Betrieb, der noch unter allem aussprechbaren Maß subaltern ist, und bei dessen Betrachtung wir die ergötzliche Entdeckung nicht vermeiden können, wie dieselben Leute, die, nachdem es ihnen Nietzsche vorgesagt hatte — ein guter Christ hat dazu freilich Nietzsche nicht nötig gehabt — mit etwas Mitleid und Verachtung auf die „Bildung" eines D. Fr. Strauß und Genossen herabsehn, wie dieselben Leute heute die Anhänger, die Bewunderer, die Propagatoren jener ordentlichen und außerordentlichen Professoren des Kulturgewäsches sind, die doch in jedem Betracht, an Gelehrsamkeit, an Fleiß und Charakter tief unter Strauß und den ersten Hegelschülern stehn, und die einen lesenden und — schlimmer noch — einen unaufhörlich schreibenden Bildungspöbel heranzüchten, der sich gewaschen hat — mit K. A. Seife. Das Geheimnis des Erfolges besteht genau wie bei Hegel darin, daß sofort jeder, der keck genug ist, auch mitmachen kann. Oder ist vielleicht nicht für einen aufgeweckten Primaner — welcher ist nicht aufgeweckt?! — die Simmelei, neben der Neuen Dichtung, leichter zu erlernen als

Griechisch? Es ist in Wahrheit ein voraussetzungsloser Betrieb, namentlich, wenn zu den Voraussetzungen auch das Gewissen gehört, nicht bloß das Wissen. Ich weiß es ja, ich weiß schon, daß die Herrlichkeit einer Simmelei jeweils nicht allzulange dauert und die Toten ihre Toten begraben, aber das Vertrackte ist, daß sofort eine neue an die Stelle der alten tritt; daß nur der Inhalt wechselt, die Form ewig zu dauern scheint. Und noch trostloser ist, daß auch das Echte im Handumdrehn der Schüler und Nachäffer zur Simmelei wird. So heute mit der Phänomenologie, die der Theologie so viel geben kann. Da ist wohl Husserl, der Meister, dessen Werke für die Philosophie von weittragenderer Bedeutung sein werden als einst die Kritik der reinen Vernunft; bei ihm ist die Form dem Inhalt adäquat; bei ihm ist wirklich die Form die Reduplikation des Inhalts, aber er ist auch weise und bescheidet sich. (Das Geheimnis ist nämlich: nicht zu blasen, was einen nicht brennt, und wenn einen schon gar nichts brennt, überhaupt nicht zu blasen!) Da ist auch Scheler, der wirklich Lehrer ist, und der uns durch die Fülle der Erkenntnismaterie, über die er wie heute kein andrer verfügt, für die ihr durchaus nicht gewachsene und so oft jeden sprachlichen Anstand allzu schroff verletzende Form, er würde sagen: irgendwie entschädigt. Es ist nur aufzupassen, daß er nicht aus der „reinen" Wesensschau in einem Augenzwinkern eine ziemlich — barocke mache, und es ist nicht zu vergessen, daß er als politischer und kirchlicher und als kirchenpolitischer Autor in einer die Komik streifenden retrograden Weise die unzeitgemäßen Betrachtungen liebt. Er scheint manchmal in der romantischen Illusion zu leben, eine rettungslos untergehende Kultur sei dadurch doch noch zu retten, daß man erzählt, wie schön sie einmal war. Er schreibt in diesem Krieg 1915 über den Genius — der Perserkriege; 1916 über die Kirche unter — Gregor dem Großen; über den Katholizismus des Heiligen Franziskus und ist von alledem selbst so hingerückt, daß er die Frankfurter Zeitung für eine Kathedrale hält, in der Thomas a Kempis zelebrieren kann. Aber trotzdem er also politisch und kirchlich der typische Romantiker ist — übrigens war das Plato für seine Zeit unbedingt auch; freilich ging Griechenland

langsamer zugrunde, als Europa heute sich erledigt — ist er als Philosoph ein wirklicher „Lehrer"; die Jugend, die das vergißt oder übersieht, betrügt sich nur selber. Doch so viele andre! Wie haben sie uns in allerkürzester Zeit schon mit Sprachschund und neugeschwätzten Banalitäten geplagt! Der Betrieb läuft bereits so automatisch und geschmiert wie die Simmelei; nur ist das hier gefährlicher; in der Dialektik läßt es sich leichter schwindeln und schwimmen als in der Anschauung. Diese Philosophen der Anschauung bringen es fertig, unanschaulicher zu schreiben, als ein Marburger je geschrieben hat. Kann man satirischer sein, grausamer gegen sich selbst? Sie behaupten und sagen aus: wir schauen an, und meinen, daß das schon genüge und uns beweise, daß sie anschauen; aber die Blindheit ihrer Aussage verrät ihre eigene, doch die sehn sie auch nicht. Sie haben läuten gehört und sagen das und meinen, daß sie nun auch läuten. Die Stummheit ihrer Sätze bezichtigt sie der eigenen; aber die hören sie auch nicht. Sie beißen nicht auf Brot, sie beißen auf ihre Zunge; aber das spüren sie nicht, es ist schrecklich. Sie reden und sehn immer „irgendwie" vorbei. In ihrer Hut ist die Phänomenologie die „Philosophie des Irgendwie" geworden —: irgenwo und irgendwie immer schreibt oder sagt irgendeiner oder eine: irgendwie, was wirklich, aber nicht bloß irgendwie, zum Davonlaufen ist. Und wie komisch sind die Versuche, ihre Sprache, die doch bei jedem Satz, den sie machen will und eben nicht machen kann, über die fürchterlichen noch nicht wortgewordenen Buchstabenklumpen einer nicht durch- und durchsichtig gedachten Terminologie stolpert, mit Gewalt — wer Sprachnerven hat, dem tuts im Hirn und in allen Fingerspitzen weh — leicht und schwebend zu „machen"; es ist, wie wenn plötzlich ein Spießer uns dichterisch kommt, eine Kuh uns tänzerisch kommt. Ihre Philosophie gerade müßte sie lehren, daß solche Dinge nicht „gemacht", sondern geschenkt werden. Doch wollen wir das lassen und uns aufrichtig über die Philosophie Husserls freuen.

Bei Bergson und Husserl ist erkannt, daß es für einen menschlichen, also erschaffenen Geist zwei Transzendenzen, zwei Außen gibt, ein relatives und ein absolutes: die Welt und Gott.

Die äußere Weslt ist auf das Bewußtsein auch des erschaffenen Geistes bezogen, so daß sie ohne es nicht so wäre, wie sie ist, während Welt und erschaffener Geist, zu dem der Mensch gehört, zusammen auf das Sein und Bewußtsein Gottes bezogen sind, der ohne die Welt oder mit ihr, ohne das Bewußtsein aller erschaffener Geister, unter ihnen der Menschen, oder mit ihm — war und ist und sein wird der ewige, unveränderliche, heilige Gott. Welt und erschaffener Geist können ohne Gott nicht sein, wohl aber Gott ohne sie. Das ist nur eine philosophische Explikation des frommen Glaubens des einfältigen Christen: Gott hat die Welt und den Menschen aus Nichts erschaffen. Das philosophische Denken stoßt nach Durchmessung all der mannigfaltigen Gebiete der Außen- und Innenwelt, die beide zusammen das relative Außen des menschlichen Bewußtseins sind, nach Erkenntnis all der unendlich vielen Gegenstände, angefangen von den Zahlen und Figuren, von den Sternen des Weltalls und allen Körpern und Dingen und Farben und Tönen der unendlichen Natur bis zum Leben der Seele und des unmittelbaren endlichen Geistes, auf einen absoluten Bewußtseinsstrom, in dem es andre Weisen der Bekundung gibt: Andre! Wären es nämlich nicht andre als die dem human-philosophischen Erkennen geläufigen, sondern eben diese, so wäre es doch recht merkwürdig, daß die Philosophen so sehr mit ihrem Wissen hinter dem Berg zurückhielten, alles für sich behielten und uns gar nichts aus diesem Reiche berichteten. Und sie berichten uns doch wirklich nichts. Aber hier gilt absolut, daß es in keines, gar keines, auch nicht des genialsten Menschen Macht liegt, aus diesem Reich ein Wissen bescheidenster Art willentlich sich zu holen, wenn Gott nicht will. Hier gilt die pure Gnade und kein Verdienst; hier gilt absolut, daß der Begnadete selbst, wie wir, nachdem wir ihn kennen, nicht sagen können, warum er und nicht ein andrer also begnadet wurde, auserwählt wurde. Der einzelne Fall ist für den Verstand Willkür, die erst im Ganzen des Glaubens, daß Gott gut ist, auch den Sinn des Guten bekommt. Die Sprache der Theologie ist auch in der Regel das Paradox und die Antithese, die beide das Bürgerrecht seit dem ersten Tage des Christentums haben, da sie schon in den Evan-

gelien sich finden. Paulus hat diese Sprache gesprochen, Tertullian, Augustinus, die Reformatoren, Pascal und ganz und gar Kierkegaard; man beachte hier schon: lauter leidenschaftliche Menschen. Seit der Reformation scheint es fast, als ob der Katholizismus diese Sprache nicht mehr liebe, vielleicht aus einer weisen aber etwas senilen Angst vor ihrer doppelten Gefahr: Ein Axiom wie das Calvinische, *finitum non est capax infiniti*, als Ausdruck einer theoretischen Ueberzeugung, kann, wenn es nicht bereits Folge eines praktischen Verhaltens ist, sondern Ursache und Begründung eines solchen, immer noch zweierlei Wirkung hervorbringen. Es kann einen Menschen jedes Glaubens berauben und ihn zum plattesten Denker und Relativisten, also zu einem modernen protestantischen Theologen machen; es kann aber auch in einem andern, der ja trotzdem mit dem „Unendlichen" zusammenleben will und um des Heiles seiner Seele willen soll, die Leidenschaft des Glaubens bis zu einem Uebermaß steigern, das nur noch in der „Gottessprache" des Paradoxes und in der Antithese sein ungenügendes Genügen findet; — dies jedoch kann ihn leicht zu einem Separatisten machen. Es ist der Stil der Antithese von vornherein nur erträglich, voll Sinn, und das Leben des — endlichen — Geistes selbst in der unendlich leidenschaftlichen Person, deren Leben an ihr sich immer neu entzündet und wächst, welche die objektiven Gegensätze mit der Macht des Pathos in einem einzigen Satze verbindet und nun, kaum merklich noch zitternd vom gewaltigen Sprunge, heil und fest dasteht. Fehlt die unendliche Leidenschaft der pathetischen Person, die allein die Wahrheit des Erlebnisses und des Sprunges verbürgt, so ist nichts toter, nichts alberner und verlorener als die Antithese, eine müßige und mäßige Spielerei. So wurde mit einem Schüler Kierkegaards, Rasmus Nielsen, der ein gescheiter Professor war und meinte: hier ist der Glaube, dort ist das Wissen; von meinem Glauben glaubt mein Wissen nichts, und von meinem Wissen weiß mein Glaube nichts; das ist doch klar, und darauf kann man ruhig schlafen, zwischen beiden ist keine Brücke — ach, dieser Professor, während doch zwischen beiden, wenn nicht die Gnadenbrücke Gottes, so doch immer noch ein höchst un-

ruhiges und lebendiges Schwanken des Seligseins und Verzweifelns sein kann — mit diesem Professor wurde sogar ein junger talentierter Jude vom Stamm Heine — diesen Stamm haben schon Moses und die Propheten verflucht — namens Brandes fertig, während denselben jungen talentierten Juden zu Zeiten Kierkegaards, wenn der ihnen etwas energisch in die Augen sah, diese übergingen. Aber weder Paradox noch Antithese können wir missen, wenn sie auch noch nicht die Vollkommenheit sind. Im Glauben und in der Liebe nur ist der Christ ein Herr aller Widersprüche, weil er gehorcht und ihre Lösung Gott überläßt; in der Sprache aber dieses endlichen Lebens und in der verstandesmäßigen Explizierung klaffen sie auseinander. Wie sollte die Sprache auch für den Verstand einen nicht antithetischen Satz bilden können aus einer christlichen Anschauung wie etwa dieser, daß der vollkommenere Stand des Menschen der ehelose, also auch der kinderlose ist. Und das ist so, nicht etwa bloß deshalb, weil Christus unehelich war, das hätte doch schließlich nur einen Affektionswert, sondern es wird dieser Vorrang von einem redlichen Menschen eingesehn, der nicht gerade ein platter Pastor ist; der nicht zugleich feig und hochmütig ist; der das Hohe ehren kann, auch wenn er für es nicht geschaffen ist: von jedem redlichen Menschen, also auch von dem, der mit Recht und gutem Gewissen und Danksagung für die schönste Gabe Gottes in dieser Welt, das Weib, ehelich wird, weil er ohne das schlecht und böse würde, und das Beste der Feind des Guten ist. Nun also will der vollkommene Christ das Kind eigentlich nicht und will es doch; er begrüßt es ja freudiger, als der Heide je es konnte, denn es ist ihm ja von Gott eine unsterbliche Seele erschaffen, der die ewige Seligkeit bestimmt ist. Der es nicht will, will es mehr, als der es will. Auf solche Widersprüche wäre die Sprache von sich allein nie gekommen. Wie das Paradox, so ist auch die Antithese im absoluten Sinn erst durch das Christentum in die Sprache des Menschen gekommen. Sie ist im Sinne des Buchstabens die Grenzsprache, dem Menschen entlockt vor den Toren eines neuen Reiches. Vielleicht ist aber schon in dieser Welt einigen Menschen durch Gnade ein Vollkommeneres geschenkt. Was Augu-

stinus über die Trinität sagt: *„dictum est ‚tres personae' non ut illud diceretur, sed ne taceretur"* ist ja der reine Typus der paradoxen und antithetischen Grenzsprache, in der die ganze Theologie Kierkegaards gedacht und geschrieben ist; aber der Kardinal Newman erzählt von einem mystischen Erschauen der Trinität, das also jenseits jener Dialektik liegen muß. Doch kein Mißverständnis: für den „natürlichen" Verstand, wenn er sich nur selbst versteht und nicht faselt, gibt es ewig und wesentlich, was das Christliche anlangt, nur das Paradox — den Griechen eine Torheit! — und in alle Ewigkeit nicht und wesentlich nicht: die Mediation, die Hegelei, die Simmelei; niemals!

Ist nun der, dem „die Transzendenzen des Absoluten sich bekunden", der Auserwählte im Sinne Kierkegaards? Nein! Es muß noch ein Wichtiges dazukommen: der Auftrag, das Amt. Nicht ein Amt, das ihm ein Volk, ein Staat, eine Regierung, eine Gemeinde, ein Priester, ein Bischof, ein Papst, eine Kirche gibt, aber auch nicht eines, das ihm nur sein Inneres, sein „Dämon" gibt, nein, ein Amt, das ihm Gott gibt, unmittelbar Gott selber. Das ist der Auserwählte! Doch das ist eine anstrengende Stellung, die immer die alte Klage auf die Lippen locken wird: „Ach, meine Mutter, daß du mich geboren hast, wider den jedermann hadert und zankt im ganzen Lande! Hab ich doch weder auf Wucher geliehen noch genommen; doch flucht mir jedermann", wenn auch immer ewig neu der Trost lauten wird: „Denn ich habe dich wider dies Volk zur festen, ehernen Mauer gemacht; ob sie wider dich streiten, sollen sie dir doch nichts anhaben; denn Ich bin bei dir, daß Ich dir helfe und dich errette, spricht der Herr". Es ist ein Amt, das keiner, wie es in der Rede vom Pfahl im Fleisch heißt, „für eigenen Sold" übernehmen zu wollen sich erdreisten soll, ein Amt, das Moses gar nicht annehmen wollte, weil es ein vernünftiger Mensch, wenn er es sich recht überlegt, eigentlich sich gar nicht wünscht, nicht aus Bequemlichkeit, das wäre ja nur verächtlich, sondern wegen der Verantwortung. Nur die Pfuscher! Und nun: ist hier Kierkegaard vielleicht nicht ein Prophet gewesen mit seiner Erkenntnis, daß das Prophetenspielen sich zum Gesellschaftsspiel entwickeln werde? Es war

noch nicht so sehr die ihm folgende Generation, die bescheiden mit der Natürlichen Schöpfungsgeschichte sich begnügte; aber die nächste: unsre! Welch ein Gesindel spielt heute die Propheten und die Auserwählten! Und da muß man schon sagen, nicht immer harmlos und ungefährlich, nicht immer bloß literarisch, sondern auch mit realen Kräften, aber unreinen. Während die Diener der offiziellen Kirchen Predigten für Kriegsanleihen halten und nur allzuoft die freche Machtgier der europäischen Staaten unterstützen, anstatt sie mit allen Mitteln des Geistes und des Wortes zu züchtigen; während sie so oft mit Dingen sich abgeben, die sie eigentlich nichts angehn, und ihrer traditionellen Beschäftigung obliegen: Mücken zu seihen und Kamele zu verschlucken, brechen die Dämonen ein in das Seelenreich der Menschen und richten Unheil an. Das evangelische Christentum kennt zum Beispiel keine Theosophie, Spiritismus, Magie, Dinge, die heute in einem schreckenerregenden, Seelenopfer unerhört fordernden Anwachsen sind. Die ersten Christen haben gegen solche Erscheinungen mit aller Macht auf ausdrückliches Geheiß ihres Herrn und in der keinem Zweifel unterworfenen Erkenntnis angekämpft, daß sie den Mächten des Bösen entstammen. Theoretisch weiß das die christliche rechtgläubige Kirche heute auch, wie sie alles weiß; aber was nützt totes Wissen gegen reale Macht, wo doch nur eine praktische furchtlose Seelsorge dem Verderben Einhalt tun könnte. Die Seelen, die verführt werden, sind ja von vornherein krank und verlangen den geistlichen Arzt, der ihnen die rechte bekömmliche Speise geben kann; die feste nehmen sie nicht an. Das Zwielicht, in dem sie leben, und das dem Zwiegelichter den Eintritt bereitet, ist blind für die Klarheit des starken Wortes. Ist es auch zehnmal wahr, wenn ich sage, daß Kellnerseelen ohne Theosophie lange nicht so schleimig und schmierig sind wie solche mit Theosophie; daß ein Heiratsschwindler ohne Magie eine erfreuliche Erscheinung ist gegen einen solchen mit Magie; daß der Rudolf Steiner unmöglich der Aar mit dem goldenen Gefieder ist, der die Seele zu dem Göttlichen emporreißt, sondern ein qualliger, quakender Frosch, der die arme Seele in den Sumpf zieht: dadurch stärke ich nur die starke und

rette nicht die kranke Seele. Es nützte auch nicht viel, wenn einer sagte, daß in einem bessern, nicht so sehr mit Mordanschlägen, Verbreitung von Lügen, Nahrungsmittelverderbung und Wuchererfürsorge beschäftigten „christlichen" Staat gewisse Existenzen fast unter die Aufsicht der Polizei fallen könnten, da ich sehr wohl weiß, daß die Rattenfänger zugleich so schlaue und gerissene Kommis sind wie nur je Jüdchen aus Prag, und daß sie seelenmörderische Mittel genug wissen, um ein Opfer in dem Augenblick, wo es aufwachen und sich wehren will, gerade noch unzurechnungsfähig zu machen, so daß es sich nicht mehr wehren kann. Doch sollten die christlichen Kirchen auf die Gefahr aufmerken.

Der Auserwählte ist immer „der Einzelne". Nun gab es aber doch ein auserwähltes Volk, das als Volk ein auserwähltes war! Wohl wahr! aber es genügt ein Blick, um zu sehn, daß innerhalb dieses auserwählten Volkes die wahrhaft Auserwählten die Einzelnen: die Väter, Moses und die Propheten waren; so daß auch das Volk auserwählt nur um dieser Einzelnen willen heißt, durch die Gott sich ihm offenbart hat, so wie das neue auserwählte Volk, das an die Stelle der Juden trat, die Kirche Christi, auserwählt und christlich heißt und ist durch Christus und die Heiligen. Seitdem aber diese herrscht, gibt es ein auserwähltes Volk im Sinne der Natur oder Rassebestimmung überhaupt nicht mehr, wiewohl es wirklich eines gegeben hat. Denn daß die Juden nicht untergingen, wie so zahllose alte Völker, sondern die Jahrtausende überdauern — ohne Staat, was ein nur natürliches Volk keine 100 Jahre aushielte —, liegt unter keinen Umständen in einer nur naturhaften Bestimmung. Ich befinde mich hier nur scheinbar im Widerspruch zu einer Anmerkung Kierkegaards. Die Juden, der edelste wie der gemeinste, leben auch heute noch vom Segen oder vom Fluche Gottes, der mit ihnen als Volk allein einen Bund geschlossen hat, den sie aber nur immer von neuem mißverstanden, indem sie ihn selbstsüchtig, imperialistisch, preußisch-alldeutsch interpretierten; der ihnen zuerst sich geoffenbart hat; der ihnen zuerst seinen Sohn geschickt hat; der nach einer alten Weissagung sie nicht untergehn läßt, bis Christus wiederkommt, während jedes andre bloß

natürlich bestimmte Volk, wenn es die Gebote des Christentums, nachdem sie ihm einmal offenbart sind, nicht befolgt, ohne Gnade, als solches den Gesetzen der verweslichen Natur unterworfen ist. Es hat seitdem kein auserwähltes Volk mehr gegeben, und es gibt auch heute keines; auch die Russen sind keines, da irrte Dostojewski sehr, sondern Gott muß sich offenbaren, so wie er es Abraham, Isaak, Jakob, Moses und den Propheten tat. Wie einfach ist hier der Irrtum Dostojewskis und aller ähnliche durch die Dogmatik aufzudecken, daß er nämlich die Transzendenz der Sphäre, in welcher Gott lebt, der nicht nach dem Sein erst ringt, sondern der ewige Klarheit ist und sich zum Menschen neigt, nicht beachtet. Aber um die Auseinandersetzung mit dem Christentum werden die Juden, eben weil sie „auserwählt" waren, unter keinen Umständen herumkommen, ich meine die ernste, die im Geist und in der Wahrheit, ich meine nicht die wissenschaftliche, die künstlerische, die philosophische, die literarische, die liberale, die tolerante, die symbolische, die entwicklungsgeschichtliche, die mythische, die theosophische, die humane, die vermittelnde, die soziale, die politische, die demokratische, die westliche, die östliche, die zionistische, die ästhetische, die ethische oder was sonst noch die letzten Jahrzehnte an Ausflüchten ersonnen haben, um nur ja das religiöse Entweder — Oder: Ist Christus der Messias oder nicht? zu umgehn. Diese Auseinandersetzung wird dann auch einen etwas andern Charakter haben, als der ist, den wir neulich mit Mißbehagen erlebten, da einer interessiert und krank von Ehrgeiz sich hinsetzte und eine Streitschrift vom Glauben schrieb, aus der die deutsche Geschäftswelt mit Staunen erfuhr, daß ihr pater patriae und Aufsichtsrat nicht, wie sie doch annehmen mußte, mit beiden Füßen auf ihrem Boden, sondern, sage und schreibe, auf dem des Evangeliums stehe, ganz einfach, ohne ein Dogma nötig zu haben, ohne Schwanken, so sicher wie eine Aktie der A. E. G. auf dem Boden doch ganz gewiß dieser Welt steht; ohne jeden Skrupel oder Zweifel, nicht bloß wie Petrus, der auch hie und da zweifelte und sogar den Herrn verleugnete; nicht wie Jakobus, der Bruder des Herrn, der zur Sicherheit das Gesetz, das ein Berliner natürlich auch

längst nicht mehr braucht, nicht entbehren wollte; nicht wie Paulus, der „eiferte" und nicht ganz ohne dogmatische Sätze lebte mitten in dieser gefährlichen Welt; nicht wie Augustinus, Pascal, Kierkegaard, die nie vergaßen, daß auf dem Boden des Evangeliums auch das Kreuz steht; — o nein, jener ist ganz anders; von ihm muß man sagen, daß er, während er eine Rundfrage des B. T. (Auflage 250.000) beantwortet oder das Vaterland rettet oder Kunstpreisrichter ist, zu gleicher Zeit reiner als Johannes immer am Busen des Herrn ruht. Siehe, hie ist mehr denn Bahr! Aber waren vielleicht nicht doch unter den Wechslern, die Christus aus dem Tempel jagte, auch Agenten der Gesellschaften, in deren Aufsichtsrat der moderne reiche Jüngling sitzt, der auch durch das Nadelöhr so leicht geht, wie ein Kamel in den deutschen Olymp kommt? (Man sehe sich einmal alle die Gesichter im S. Fischer-Katalog an. Ein Spaßteufel scheint ja die Leute zu reiten, daß sie in einem fort sich photographieren lassen, während sie doch, klugerweise, öffentlich zeitlebens Gasmasken tragen müßten.) Aber nein, könnte er sagen, damals freilich machten sie aus dem Tempel ein Kaufhaus, ich aber habe aus der Börse einen Tempel gemacht. Und er hätte recht, das ist wirklich die Umwälzung, unter deren Folgen wir leben. C'est la guerre. Aber, was ist das Ganze, ja, was ist denn das? Es ist ein bißchen keck, es ist sogar so sehr keck, daß der Zorn aufsteigen könnte, wenn der sich doch nicht immer wieder in Lachen auflöste durch die Entdeckung jener substantiellen Dummheit, die unentrinnbar allen Berliner „Westlern" neben ihrer formalen Klugheit zukommt und mit dieser niemals zu verbergen ist, sondern nur immer wieder neu geoffenbart wird. Das ist eine im buchstäblichen Sinn verfluchte Arbeit, das ist die Praxis zur Marburger Philosophie, Fluch und Leid einer ewig unseligen Asymptotik. Sie sehn nicht bloß das Ziel, sondern auch seine Unerreichbarkeit durch sie selbst — sagen nun aber doch, daß das das Ziel sei, weil sie es vor der Welt nicht aushalten, nicht am Ziel zu sein; sie erkennen den eigenen Mangel und die eigene Blöße, sie erkennen aber auch, daß sie sie nie decken und zudecken können — sagen aber doch, daß das die Fülle sei, weil sie es vor der Welt nicht aushalten, die Fülle

nicht zu sein; sie schwindeln ein bißchen und sehn, daß der Schwindel nicht fruchtet, und schwindeln wieder ein bißchen und sehn wieder, daß . . . — sagen aber doch, daß das die Wahrheit sei, weil sie es vor der Welt nicht aushalten, nicht die Wahrheit zu sein. Ach, wer will sie noch strafen, die so sich selber strafen. Hier lassen nicht einmal die Betrüger sich betrügen, während das doch sonst ihre Rettung ist . . . Wer aber offen zugibt, daß es in dieser Welt gar nicht so leicht ist, auf dem Boden des Evangeliums auch mit der Tat zu stehn und deshalb ein wenig Dogmatik als Stütze recht nützlich sein kann; daß auf diesem Boden viele Dinge ganz gewiß nicht wachsen können, die dagegen auf dem Boden der A. E. G. üppig gedeihen; wer es für sicherer hält, in den Behauptungen über die eigene Christlichkeit und Vollkommenheit und Fähigkeit, andre zu lehren, etwas unsicher zu sein, dem wird noch gratis die Erkenntnis geschenkt, wie furchtsam vor dem Urteil der Welt der neue Apostel ist, während es ein unentbehrliches Merkmal des wahren wäre, daß er die Welt und was sie sagt, nicht fürchtet. Jener aber, darüber täusche dich nicht und glaube mir, fürchtet dich und mich und jede Kritik der Zeit. Er wird sich im Tag lieber zehnmal die Hand beschmutzen, als daß er einmal das lobende Urteil des letzten Zeitungsschmierers verschmähte, — dieser Evangelist und Hohepriester der Börse.

Vielem Polemischen, das Kierkegaard hat, ist, um des rechten Verständnisses willen, immer ein Wort voranzustellen, das in den Tagebüchern steht: „Wer ein Korrektiv zu bringen hat, muß die schwachen Seiten des Bestehenden genau und gründlich kennen und dann das Gegenteil einseitig hinstellen, tüchtig einseitig. Gerade darin liegt das Korrektiv und auch wieder die Resignation dessen, der das zu tun hat. Das Korrektiv wird ja in einem gewissen Sinn dem Bestehenden geopfert". Diese Einseitigkeit herrscht nach unsern Begriffen auch in der Fassung — zum mindesten in einigen extremen Ausdrücken — des Autoritätsbegriffes bei Kierkegaard. Er scheint zuweilen auf seine formalste Abstraktion gebracht und jedes Inhalts bar zu sein. Das wäre selbstverständlich niemals die Ansicht Kierkegaards gewesen, wenn es etwa für ihn gegolten

hätte, reiner „Dogmatiker" des Christentums überhaupt zu sein. Er ist das nie gewesen, und es gehört mit zu seiner Größe und seiner Bedeutung, daß er es nie sein gewollt hat. Autorität ohne dahinterliegenden oder ihr immanenten Wert des Guten, deutlicher: der guten Person — eine Karikatur, die in diesen Tagen bei militärischen Verhältnissen im Uebermaß Seele und Auge verletzt und Verbrechen unerhört begeht —, ist faktisch ein eben so großes Unglück, wie die vollständige Aufhebung der g e i s t i g e n Autorität und ihres Begriffes überhaupt, die Kierkegaard in der protestantischen Kirche seiner Tage vorfand, und die auch heute noch das rascher und rascher wirkende Mittel ihrer Zersetzung ist. Aber eines steht fest, und eine überwältigend klare Erkenntnis ist es, daß Autorität eine Qualität und ein Qualitätsbegriff ist, der dem Göttlichen absolut und ewig zukommt und in ihm seine Quelle hat. Autorität gehört zunächst immer zu einer Person; sie ist ohne die Person nicht denkbar und wäre ohne sie nie vorhanden. Kein Naturgesetz hat „Autorität", und sofern man von den Gesetzen des Rechtes sagt, daß sie Autorität haben, ist es auch nur übertragene Rede, die ihren Sinn erst aus der Tatsache bezieht, daß jene Gesetze aus einer Einzel- oder Gesamtperson, einer empirisch sichtbaren oder transzendenten, fließen. Es war nicht bloß eine dichterische Erfindung, daß Plato-Sokrates die Νόμοι personifizierte. Autorität ist eine Qualität, die Christus unbedingt zukommt und niemals von ihm getrennt werden kann. Wohl gibt es viele Wege der Dialektik und der Kunst und der eindringlichen Predigt, die zur Erkenntnis, zur Einsicht in die Wahrheit und die seligmachende Wirkung der Gebote und zum Glauben führen, und Christus ist diese langen Wege, lang wie die göttliche Geduld, alle gegangen und geht sie immer wieder mit jedem neuen Geschlecht, aber über den Inhalt selbst der Gebote gab und gibt es keine „Diskussion" und kann es mit ihm nie eine geben; in ihnen spricht der, welcher von sich sagte, daß er von Herzen demütig sei, nunmehr kategorisch als der „Herr", mit absoluter Autorität, κατ' ἐξουσίαν. Es ist ja bei allem Christlichen dieses geheimnisvolle Zusammensein von wahrer Demut und wahrer Herrschaft, das dem einfältigen Gläubigen kein

Kopfzerbrechen macht, an dem aber die bloß menschliche Klugheit sich noch immer den Kopf zerbrochen hat. In der letzten göttlichen Autorität aber ist kein Unterschied mehr zwischen dem göttlichen Willen, weil es gut ist, und dem Gutsein, weil es der Wille Gottes ist; und auf Seiten der Erkenntnis zwischen: es ist wahr, weil es Gottes Wort ist, und ist Gottes Wort, weil es wahr ist. Autorität und höchster Wert sind hier identisch. Doch ist es nicht eine Identität im Sinne der Logik, die für die äußere Welt und die Region des Mathematischen gilt, wo sie ein ununterscheidbares Zusammenfallen ist, sondern es ist eine Identität im Sinne des christlichen Mysteriums, wie zum Beispiel auch bei der Doppelnatur Christi, der Trinität, wo sie wohl unbedingt, aber doch ein geheimnisvolles Unterscheiden und Ineinander ist.

In unsrer Auffassung, da wir für übernatürliche Wahrheiten schwach sind, können, so lange wir lernen, beide Qualitäten auseinanderfallen, so daß man auf dem Wege zum Glauben zwei Typen von Menschen feststellen kann. Die einen gelangen zu ihm zuerst durch die Erkenntnis der „Autorität" Gottes, die andern durch die des Wertes Gottes. Hiob mußte erst unter die Erfahrung sich beugen, daß Gott der allmächtige Herr ist, der will, wie er will, aus dessen Händen keine Flucht möglich ist, ehe er aus einer traditionellen ungesicherten Frömmigkeit zur wahren Gotteserkenntnis kam und zum Glauben, daß Gott gut und gnädig ist. Nicht anders lernte Kierkegaard, der lange wider den Stachel lökte, Gott erkennen. Sein religiöses Erlebnis war zuerst das von der Allmacht Gottes: „Keiner weiß, wo dieser Gewaltige wohnt, so daß man zeigen und sagen könnte: sieh, hier ist sein Thron; so daß man durch die Lande reisen könnte, bis man vernähme: sieh, hier ist seiner Herrschaft Grenze. — Denn er wohnt nicht als mein Nachbar an meines Reiches Grenze; er umschließt nicht mein Reich, wie der Graben des Meers und der Wall der Berge. — Und niemand weiß von ihm, wer sein Vater war, und wie er die Herrschaft bekam, wer ihn das Geheimnis seiner Macht lehrte. — Und er hat keinen Ratgeber, dem man sein Geheimnis für Gold abkaufen könnte: keinen, zu dem er sagen würde: was soll ich tun? keinen,

der zu ihm sagen dürfte: was machst du? — Er hat keine Späher, die ihm die Gelegenheit ausspähen müßten, so daß man sie fangen könnte; denn er sagt nicht ‚morgen', er sagt immer nur ‚heute'. — Denn er macht nicht wie ein Mensch Vorbereitungen, und seine Vorbereitungen geben dem Feinde keine Frist; denn er sagt: ‚das geschehe', und so geschieht es" — ehe es auch das beseligende von der Liebe Gottes wurde, so daß all sein Beten, sein ganzes Verhältnis zu Gott überhaupt nurmehr ein unaufhörliches Danken ward. In allen nur menschlichen und irdischen Beziehungen fallen Autorität und Wert so fortwährend auseinander, daß ein guter Teil der Geschichte unter die Formel zu bringen ist: Autorität ohne Wert und Wert ohne Autorität, mit der Möglichkeit unendlich vieler Grade. Wo eine dieser Qualitäten, die beide ihre letzte Quelle in Gott haben, ganz verfehlt und auch sogar theoretisch, in der Lehre, beiseite gelassen oder unterdrückt oder gar nicht mehr gesehn wird, wirkt das immer wie eine Kastration des Geisteslebens und verlangt das „Korrektiv", das tüchtig einseitige Hinstellen des Gegenteils. Ein geistiges Leben, in welchem Autorität ohne Wert (der Personen!) herrscht, stockt und wird hart; ein Leben, in welchem der Wert so viel gilt wie der Unwert und beide sich neben einander einmal ruhig „ausleben" sollen: es wird sich dann schon von selber das rechte entwickeln, wird zum Brei und zur Suhle wie die offizielle protestantische Kirche und Theologie. Um es gleich zu sagen: ich weiß es aus der gewissesten, mich stärkenden und beglückenden Erfahrung, daß es unter den Protestantischen, die ja auch Evangelische heißen, wahrhaft evangelische Menschen im Verborgenen gibt; die werden wieder das Salz der Erde sein, das Licht der Welt sein in den Tagen der Finsternis, die nun über Europa heraufziehen. Sie haben auch gegenüber ihren katholischen Brüdern die rechte Stellung; sie erfüllen das edle Wort Möhlers, daß der wahre Wettstreit der beiden Konfessionen nur die Verherrlichung Christi sein sollte —: sie verherrlichen Christus. Ich weiß auch, daß die Evangelischen vor nicht langer Zeit zwei Führer den Suchenden geschenkt haben, die alle Kultur und Kunst und Literatur dieser Zeit lange, lange überleben werden: Blumhardt, der fast ein Heiliger war,

und Hilty, der wie Abraham ein Freund Gottes war, einer der weisesten Männer aller Zeiten, weise geworden durch den Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Das weiß ich, und neben ihnen bin ich nicht viel, ein Knecht, der Platz schafft, ehe er zur Ruhe Gottes einkehrt, die auch ihm verheißen ist. Aber die offizielle, publizistische protestantische Theologie und Kirche ist Schmach und Elend. Die Harnack und Troeltsch christliche Theologen zu nennen, ist doch eine Schmeichelei, die sogar für den Geschmack deutscher Geheimräte etwas zu plump sein sollte, als daß sie sie annehmen könnten. Sie dürften sich ja mit Recht Gelehrte, Philologen, Historiker, Soziologen und weiß Gott was nennen. Sie können gut Griechisch, aber Wilamowitz, der Feldwebel als Apollon, kann wahrscheinlich noch besser Griechisch und ist vielleicht deshalb ein noch besserer, christlicher Theolog! Wenn einer zu diesen Leuten ginge und fragte, was er nun als Christ unbedingt zu glauben habe, meinst du, sie würden es ihm, wie es sich gehört, kategorisch sagen, o nein, sie würden in die ärgste Verlegenheit kommen. Kann mir einer, der das Wesen des Christentums von Harnack gelesen hat, sagen, was eigentlich das Wesen des Christentums sei? Er trete vor! Ich habe nur den Eindruck gewonnen, daß das Buch ebensogut von Sven Hedin geschrieben sein könnte (selbstverständlich könnte Harnack, auch ohne in Tibet gewesen zu sein, die Bücher Sven Hedins geschrieben haben; ich will nicht ungerecht sein). Die Propheten Jesaias und Jeremias hält Herr Troeltsch für Waisenknaben der hohen, heute bei uns geltenden Ethik. Sie waren nur die Verkünder der „Nebenethik eines primitiven Bauernstaates" (erfinde das einmal einer!), ein bißchen aufgeregte und polternde Leute, auf die eine so harmonisch ausgeglichene Persönlichkeit wie Herr Troeltsch hoch vom Katheder eines Berliner Hörsaals heruntersehn kann. Welch ein Schauspiel! Als ob einer an Christus glauben könnte, der vom heiligen Geist der Propheten nichts gespürt hat! Man könnte auch die Bemerkung machen, daß der primitive Bauernstaat mit der Nebenethik jener so wenig einverstanden war, daß er diese lieber in die Grube warf oder steinigte, als daß er sie zu Geheimen Räten machte, während ein höchst komplizierter Mili-

tär- und Industriestaat Herrn Troeltsch für die wackere Konstruktion seiner Nebenethik sicher noch zur Exzellenz machen wird. Ob aber das doch nicht der Beweis wäre, daß es sich um Ethik-Ersatz handelte, und ob Herr Troeltsch auch nach seinem Tod für einen Propheten gelten wird? Freilich, wer so etwas sagt, ist ein ungebildeter Rohling. Gut, meinetwegen. Ich habe nie den Ehrgeiz gehabt, ein Knecht jener Höflichkeit zu sein, die nur Furcht ist des Kommis, einen Kunden, ich will sagen einen Leser, das hochgeehrte gebildete Publikum: meine Damen und Herren anzustoßen oder zu verlieren; einer Bastardhöflichkeit, die vom Ideal heidnischer Humanität gleich weit entfernt ist wie von der Güte des Heiligen. Dennoch! sollte es in der großen offiziellen Kirche nicht einen geben, dem es ekelt und graut vor dem Gedanken, daß eine ganze Generation junger Theologen unterrichtet und „gebildet" wird von einem solchen heillosen Schwätzer; daß ein solcher heilloser Schwätzer als Leuchte der Theologie gilt? Wahrlich sonst konnte man doch sagen, daß es die Art der Menschen sei, einen Propheten zwar, solange er lebt, zu steinigen oder zu verhöhnen, ihm aber, sobald er tot ist, die schönen Grabmäler zu erbauen. Siehe, das kann man nun auch nicht mehr sagen. Wie grauenvoll verheerend wirken doch die Gase der „Bildung"! Wo sie über eines Menschen Herz und Hirn hinstreichen, ätzen sie auch noch die letzten Reste des Menschlichen weg, auch noch jenes Allzumenschliche, das doch der Hebel zur Umwendung sein kann. — Es ist ja eine alte Erfahrung, daß in keiner andern Wissenschaft ein solches Flunkern und Schwimmen möglich ist wie in der Theologie, eben weil sie es mit der transzendenten Sphäre der Offenbarung zu tun hat; aber ein so groteskes Elend oberflächlicher Biederkeit, wie heute in der protestantischen Theologie, war doch nicht vorauszusehn. Sie kennt ihren Gegenstand überhaupt nicht mehr, sie weiß nichts mehr von ihm, sie kennt eine absolute transzendente Sphäre nicht mehr und redet deshalb von hundert und tausend Dingen, bloß nicht von denen, die sie eigentlich angehn. Das ist nun wirklich in keiner andern Wissenschaft möglich. Es ist ja, wie wenn der Mathematiker das Reich der absoluten Zahlen nicht mehr sähe; dann wird er

auch bald von den Ubooten sprechen, vielleicht gut Griechisch lernen, vielleicht auch Hebräisch aus Langeweile. Man sollte ja meinen, daß das immer neue Wunder der Gnade geborenen Denkern — das müßten Theologen ja sein, und wenn sie es nicht sind, sind sie eben νοθοι — immer etwas zu denken geben müßte. Aber du wirst von ihnen höchstens erfahren, was andre oder auch nur daß andre über die Gnade nachgedacht haben. Und selbst das wirst du schlecht erfahren, so daß du mißtrauisch sein mußt. Sie aber haben Wichtigeres zu tun, viel Wichtigeres. Soll ich von ihren großen Taten im Krieg erzählen? Ich wills. Das „Eichenlaub mit Schwertern", das die philosophische Fakultät sich verdiente, indem sie ihre friedlichen Lorbeeren einem Dutzend Generälen für gutes Trommelfeuer schenkte, ließ ihre Schwester von der Theologie nicht schlafen, wiewohl sie doch, wie gesagt, gerne schläft und es, wenn sie sonst nichts kann, sogar besser wäre, sie schliefe weiter. Aber sie wollte in der großen Zeit auch Ehrendoktoren haben. Da versteht man nun freilich nicht recht, warum sie nicht dasselbe Dutzend Generäle für gutes Trommelfeuer zu Ehrendoktoren auch der Theologie gemacht hat. Schade! Doch fand die evangelisch-theologische Fakultät von Münster einen Ausweg, aus Anlaß des Krieges, an dem diese Theologen mehr als ihnen einmal lieb sein dürfte, beteiligt sind, zu einem Ehrendoktor zu kommen, indem sie dazu einen strebsamen Beamten machte, weil er gerade Reichskanzler geworden war. Nun gebe ich ja zu, daß es eine Leistung war, wenn man so aussieht wie Michaelis, auf die Aufforderung des Photographen: bitte, recht freundlich! plötzlich ein Gesicht: bitte, wie Bismarck! machen zu können. Immerhin — ist es ein Verdienst um die Theologie? Ich hab in diesem Fach im Variété schon bessere Nummern gesehn, die deshalb doch nicht Ehrendoktoren der Theologie, ja nicht einmal deutsche Reichskanzler geworden sind. Oder liegt die Sache ganz hinterhältig fromm? Sollen wir erbaut werden durch den Gedanken, wer hier wohl demütiger war und geringer von sich selber dachte: die evangelische Fakultät, die den Titel verlieh, oder der evangelische Mann, der ihn annahm?

Herr Brandes hat von seinem Standpunkt aus, wenn wir die absolute Plattheit auch einen Standpunkt nennen sollen, mit Recht Kierkegaard vorgeworfen, daß er sich um D. Fr. Strauß, der doch ganz Europa in Aufregung versetzte — so was versetzt Herrn Brandes immer in Aufregung, wiewohl ihm das doch auch mit Leichtigkeit gelungen ist: es ist ja ein gutes Europa —, so ganz und gar nicht gekümmert habe. Und in der Tat, seine Geringschätzung des abtrünnigen Flachgeistes war ein souveräner Gestus; aber noch größer war schließlich doch seine Geringschätzung einer Kirche, die mit jener Mediokrität nicht einmal fertig wurde und gar nicht mehr die Sphäre kannte, mit deren Waffen solche Angriffe abzuwehren sind. Die offizielle protestantische Kirche ist ganz sicher nicht „das Reich Gottes", aber sie hat auch, wiewohl das dann doch unbedingt nötig wäre, nicht ein einziges Dogma, an das sie unerschütterlich glaubt, das unbedingt feststeht. Das nennt sie Entwicklung, Fortschritt, Werden; aber in Wahrheit ist es einfach Auflösung. Man stelle sich einmal Luther vor, wenn in seinen Zeiten ein paar so lächerlich subalterne Menschen wie Traub, Jatho und Konsorten — man sehe wieder die Gesichter an! Es lebe die Physiognomik! — als Reformatoren und Emporentwickler aufgetreten wären! Dieses letzte namentlich, das Emporentwickeln, hätte ihn in Raserei versetzt. Die protestantische Kirche kommt durch ein paar ehrsüchtige Dummköpfe und Feuilletonisten, die Zeitungen haben, ins Wanken. Wohl gibt auch sie heute den artigen Patronen das wirkende Relief, da diese, wenn sie nur als Privatleute, ohne Amt, so wie ich, aus reinem Interesse für die Sache, etwas über die Kirche, dafür oder dagegen, sagen würden, weder im Berliner Tageblatt noch in der Frankfurter Zeitung ein Feuilleton untergebracht hätten —: so dumm sind sie und so unbedeutend. Aber als rebellierende Pfarrer, die trotzdem im Amt bleiben — der einzige Redliche und Reinliche war Schrempf —, locken sie die Aasgeier an von überallher. Nun braucht für sie nicht mehr der Geist zu zeugen, jetzt tuts die Zeitung. — Die vollständige Abschaffung des geistigen Autoritätsbegriffes und der Unterscheidung der Sphären hat der protestantischen Theologie noch eine

andre nette Frucht beschert: die absoluten Schundromane, die im Zeitalter der Schundromane erschienen sind und für gewöhnlich den Titel tragen: Das Leben Jesu. Irgendein Privatdozent oder Theologieprofessor oder Pfarrer, deren letzter Hörer oder Dienstmädchen oder Ehefrau mit Recht die Möglichkeit bestreiten würden, von ihnen „psychologisch erklärt" zu werden, erklären psychologisch den Gottmenschen, den Stifter der Religion, die sie zu verkündigen haben. Und sie gehn dann gleich ordentlich ins Zeug; verstehn tun sie ja alles, finden einiges aber doch recht bedenklich, nicht mehr zeitgemäß, perfektibel, entwicklungsfähig, namentlich an der Ethik, da stimmt schon gar nicht alles; da ist einiges übertrieben, „paradox", und dann doch wieder selbstsüchtig, ja, man stelle sich nur vor, sogar eudämonistisch: man tut das Gute, ehe man es um seiner selbst willen als Vollkommener tun kann, man tut das Gute — um selig zu werden, ja, so was! Der, welcher als der „Herr", dem alle Macht gegeben ist auf Himmel und Erden, in die Welt und die Geschichte eingetreten ist, bekommt von Leuten, von denen weder du noch ich, die keine Heiligen sind, eine Einmischung in ihr privates oder öffentliches Leben vertrügen, Zensuren und Berichtigungen; doch beziehn die Leute ihre Gehälter als „christliche Lehrer" weiter und bleiben weiter in der Kirche. Was „glaubt" die nun eigentlich? Es ist schon Gotteslästerlicheres und Gefährlicheres im Christentum geschehn —: Peinlicheres und Dümmeres nie!

ANTON SANTER: STOISCHE EPISODE

ZWEITER TEIL: DAS BERGLAND

1.

Eines Morgens in dem Tale
war mit mir die alte Freude.
Durch Gewölk, im Sonnenstrahle
stieg sie auf die blumige Weide.

Spielerische, helle, trübe
Stunden waren schon vergangen.
Daß ich die Erinnerung übe
hatt' ich vieles eingefangen.

Da verstieß ich alle Bilder,
die ich sonst von anderen machte,
dankbar in der Welt und milder.
Liebe ohne Spott erwachte.

Und ich sagte: Siehe, selber
bist du nur das Spiel der Stunde.
Ohne Blumen, Bächlein, Kälber,
ohne diese Luft im Munde,

die von kalten Bergen fließet,
ohne Sonne an den Händen,
ohne Gras, das zitternd sprießet,
könntest du dich einwärts wenden?

Wie du tust in dieser Fülle
aller klaren schönen Dinge,
wie du tust in dieser Stille,
daß dein Danklied draus entspringe.

Sei es denn nicht mehr als jedes,
das in bunten Menschenzeiten
satt des bitteren Geredes
Lob singt leeren Himmels Weiten.

2.

Schweigsame, wie Grün der Tannen,
aller Farben meist verschwiegne:
wo die schnellen Bäche rannen,
weißer Starre jäh entstiegne

Einsamkeit, ich hab dich wieder,
alte Schule aller Zeichen,
und ich kenn' die Dinge wieder,
welche ganz mein Herz erreichen.

Grau wie Blei in kalten Massen
ohne stete Form zerfallend
starren Berge, in den blassen
Wolken Steinschlag widerhallend.

Zwischen heller Kalke Zinken
öffnet sich die blaue Tiefe.
Dünste steigen und versinken
an der alten Platten Schiefe.

Almen weiß ich, Hausgeräte,
Hirten, weiße Milch und Gluten,
blauen Rauch, Heudüfte späte,
Rast am Pfad mit Schwerbeschuhten.

Klare Wasser, blumige Rasen,
silberige Birkenzweige,
kleine Dörfer, ferne Straßen,
mürbes Kreuz am leeren Steige.

Frauen, näher allen Kindern
als mein Herz, das beide findet.
Andrer Glück, das Leiden lindert,
und das Band, das alle bindet.

Bildern ohne andre Meinung
als daß sie wie Bächlein kommen
in die Wüsten der Verneinung,
kann kein kluges Ordnen frommen.

Was die Zukunft weiter trage,
ist bezahlt mit diesem Frieden.
Daß ich alles Künftige wage,
ist mir Gegenwart beschieden.

3.

Mischlingland mit Seen und Bergen,
Jesu Bergland zu vergleichen.
Viele ihren Traum verbergen,
wollen wachend anderen gleichen.

Daran gehen sie verloren —
oder bleiben sie erhalten,
weil doch über allen Toren
die geglaubten Mächte walten?

Bin dem kleinen Land entstiegen,
vielgereist, unbodenständig
wie nur je, und Wünsche siegen
fernererbte, nun lebendig.

Aber wenn ich also wache
und mein Schlummerlied noch liebe,
mach ich dich zu meiner Sache,
Heimat vieler trüber Triebe.

Mache dich zu meiner Sache,
werbe fast um dich wie andre,
wenn ich an den Türen sage:
Nur mein Amt ist, daß ich wandre.

Wanderte, um ganz zu sehen,
ob ihr je zuhaus gewesen.
Nichts kann ohne Sinn geschehen,
und hier kehren fremde Besen.

Also helft es mir besinnen
und an Früchten spät erkennen:
Was in Träumen wir beginnen,
werden Wachende zertrennen.

4.

Anders als zu anderen Zeiten,
ohne Berge, aus den Massen
nächtiger Wolken, mondiger Weiten
funkeln der Gebirgstadt Gassen.

Winde stoßen in das Trübe,
schwarzen Waldes Zeilen starren
in verwandeltem Gefüge
zwischen Mondes weißen Barren.

Gleiche Nacht in jenen Wäldern
schwang die Bäume hin und wieder
über gelben Lichterfeldern,
löst Undines weiße Glieder.

Jäher Regen rinnt am Fenster,
rauhen Berges Winde wehn,
fegen allerlei Gespenster
fort auf Nimmerwiedersehn.

Nur Undine dürfte bleiben
jener gleichen Nacht zuliebe,
Mondes Süchte zu beleiben,
daß ich keine Verse schriebe.

Nun, wozu in diesen Jahren
als daß ich von Andrem schöpfe
bin ich kreuz- und quergefahren,
Kreuz- und Querkopf aller Köpfe.

Leire und verwerf es wieder,
atme ein und aus und esse,
schind und pflege meine Glieder,
wache, träume und vergesse.

Mond, der Lehrer der Gezeiten,
webt mir Kleider kalt und silbern,
seine weißen Einsamkeiten
weiß kein roter Mund zu schildern.

Nur Undine dürfte bleiben
jener gleichen Nacht zuliebe,
meine Träume zu beleiben,
daß ich keine Verse schriebe.

5.

Blassem Kalkgebirg genüber,
halbgarem Gestein der Erde,
dehn ich meine faulen Glieder
am kristallgefügten Berge.

Flechten, Beeren, Alpenrosen,
rauher Teppich rauhem Steine.
Mit den menschenseelenlosen
Bäumen trink ich heiße Scheine.

Zwischen nassen Wolkenballen,
zwischen leisen Schleierregen
strahlt die Sonne unter allen
jedem seinen Teil entgegen.

Ist genug, daß Augen weiden,
aus der tiefen Fülle wählen,
Farben schaffen, Farben leiden,
Linien finden und beseelen.

Schließ die Augen, hör das Rollen
hoher Donner, folge gerne
diesen gütlich unmutvollen
alten Göttern in die Ferne.

In dem feuchten Moos der Quelle
sucht und sinnt die Hand, es treiben
Träume mit der Zeiten Schnelle —
Träume werden aus uns beiden.

Lange strahlt die volle Sonne,
Lüfte lodern, Dämpfe steigen.
Goldner Fliegen tolle Wonne
ringt um mich den jähen Reigen,

Aases Dünste freudig ahnend —
niemand weiß, wieviel zu frühe —
an die guten Dinge mahnend
mitten in des Lebens Mühe.

Sucht ihr Äser, such ich Zeichen.
Jeder ist für sich und andre.
Wär es gut, nur sich zu gleichen,
wüßte ich, wonach ich wandre.

6.

Wenn die rechten Zeiten kommen,
blauer Himmel, sanfter Wind,
wird ins Unterland geschwommen,
wo die blonden Baiern sind.

Frohe Wirtschaft ist die Erde,
Kreuz und Leiden nicht vergessend
wachst und springt die wackre Herde
schaffend, betend, paarend, essend.

Bauernarbeit, harte Hände,
blaue Blicke, ziere Hüte,
deutsches Zaudern an der Wende,
Roheit, alter Kinder Güte.

Farbiges Chaos, zu erfreuen
seine geistlichen Versteher.
Kinder sündigen und bereuen,
Andere meinen sich Gott näher.

Bäche sanften, vollen Tones
in den breiten Schluchten fallend,
Farben voll zeitlosen Lohnes,
Schellen satt und ruhsam schallend.

Breite Dächer, bunte Blumen,
Höfe, ledige Kinder nährend,
sonniges Holzwerk, Bienen summen
ganz Gescheite noch was lehrend.

Leute, die in Kirchen lachen,
deren Einfalt Gott nicht ändert,
Hennen, die sich nichts draus machen,
steife Hütlein langbebändert.

Eines blonden Kindleins Wangen,
das schon Meister Dürer kannte.
Seine Ärmlein, sie umfangen
das in mir noch ihm Verwandte.

7.

Unter einem Baume hausend,
von der Grüne rings umschlossen,
gern im Oberlande hausend
denk ich keinerlei Genossen

als die andern alle gerne. —
Ich bin nichts, was wir sonst wissen.
Es vergeht der Werktag ferne,
wo wir solche Ruhe missen.

Es vergeht die Lust zu schwatzen
und entsteht die Lust zu finden,
was die Spatzen und die Katzen
für geheime Bänder binden.

Kluge haben Gott gefunden,
welcher alles weise richtet.
Was verbleibt davon in Stunden,
wo sich diese Welt verdichtet?

Tiefe Bilder, leise Fugen
schöner Töne ohne Dinge,
und die Tröstung für die Klugen,
daß nur Bruder Narr da singe.

Wie aus grünem Sammt gebogen,
ohne Felsen, ohne Bäume,
liegen Matten überflogen
von den Schatten hoher Räume.

Weiß wie Wolken in dem Grünen
liegen Dörflein ohne Straßen.
Rings auf den smaragdnen Dünen
und im Dorfe Rinder grasen.

Wie in jedem Weltenbilde
wär ein Wunder hier bereitet,
wär ich dieser Hirtenmilde
Meister, der das Wunder leitet.

So gedenk ich jener Brüder,
die für mich das Schöne tun.
Weiße Wolken fliegen über:
Seelig ist es, so zu ruhn.

8.

Blaues Achenseegestade
die Erinnrung widertönte:
fremder Meere, fremder Pfade
ewige Wehmut unversöhnte,

bis der klare Tag mir tagte,
wo es einmal sich erfüllte,
daß ich zu der Tiefe sagte:
du bist selbst das Unverhüllte.

O du Kind an meiner Seite,
das ich liebe, weil es trauet,
das in allzuweiter Weite
noch das Haus für mich erbauet.

Des Gebirges junges Leben,
den Geschichten oft entzogen,
hat sich mir anheimgegeben
und den Ritter Tod betrogen.

Ja, ich halte Lebens Hülle
und ich habe seine Liebe
und ich hör die tote Stille,
welche aller Weisheit bliebe

ohne dich, geliebtes Leben,
tief aus unbegriffnem Willen
meiner Seele hingegeben,
die Gedanken nimmer stillen.

Noch einmal vor letzten Dingen
neut sich meine Kunst zu lachen.
Ohne andre Deutung singen
Vögel, die mich glücklich machen.

Blauer Fläche Spiegel bergen
Tiefes, Banges, Ungebornes,
Auf der Bläue führen Fergen
Schönes, Altes, Unverlornes.

Leide, was dir Gott verhänge,
und entscheide all dein Wesen,
wie du mußt, in letzter Enge:
Auch das Schöne ist gewesen.

CARL DALLAGO:
DAS CHRISTLICHE UND DAS SOZIALE

(„Der große Unwissende"; II. Teil, Kap. 6)

Ein Maientag, der lebt, was er aussagt. Der Zeitenring grauer Wochen, in Schnee und Regen gehüllt, ist durchbrochen. Sonne liegt wiederum auf Berg und Tal, und weitum leuchten grüne Fluren. Die aufsprossende Landschaft ist wie umworben von der männlichen Reife des Frühlings. Alles erhält seine Tätigkeit von einer Macht, die nicht faßbar ist. Dieser Macht muß der Mensch ebenso wie der Grashalm untertan sein, soferne er willens ist, sein Dasein der Bestimmung zuzuführen, die ihm von seinem Schöpfer, als dem Quell jener unfaßbaren Macht, zugedacht ist. Und je geistiger, je religiöser ein Mensch ist, umso mehr muß er gewillt sein, diese Bestimmung zu erfüllen. Denn das Religiöse als das Geistige offenbart sich existenziell im Menschen dadurch, daß es ihn der Anordnung des Schöpfers unterwirft.

Je mehr Unterwerfung in diesem Sinn, umsomehr auch Betätigung des Religiösen. Völlige Unterwerfung entspräche daher einem völligen Aufgehen in eine Anordnung von jeher, in eine Ordnung, an die keine äußere Macht heranreicht, in eine Ordnung, die den Menschen, der in sie aufgeht, so beschaffen sein läßt, wie er von Gott gewollt ist. Hier zeigt sich dem Menschen auch die Wegrichtung, die einzuschlagen er bereit sein muß, soferne er nur wahrhaft bestrebt ist, das Religiöse in sich zur Herrschaft zu bringen.

*

Das Christliche ist zweifellos ein Geistiges als ein Religiöses. Die Frage ist nur, ob es d a s Geistige ist, das heißt: ob es das vollendet Religiöse als das unabänderlich eine Geistige von jeher ist, das den Anschluß an Gott lebt? Mit dem Wachstum meiner Abhandlung wird wohl auch dieser Frage noch mehr Antwort werden. Hier sei nur bedeutet, daß ich in meiner Unvollkommenheit und entsprechend meinem Glauben dieses

Christliche als ein höchstes Geistiges ansehen muß, wie ich es auch bisher getan habe. Welcher Mensch dürfte sich auch herausnehmen zu behaupten, daß das Christliche Christi nicht diese höchste geistige Beschaffenheit aufweise?

Das Letzte und Entscheidende, von dem meine Abhandlung im Grunde bewegt ist, ist daher: **Das Aufgeben des Christentums als Religion durch Loslösung des Christlichen von Kirche und Kirchentum, und der Vollzug dieser Loslösung dadurch, daß das Christliche erkannt wird als das Geistige und Religiöse.** Denn heute drängt die Zeit zur Entscheidung. Und eine sogenannte christliche Religion, die sich diese Welt, der das Reich Christi ferner als je liegt, bis zur Schöpfung einer „christlichen" Welt erobert hat, in der mehr als je und unnötiger als je der Massenmord allgemein als Pflicht ausgerufen und betätigt wurde — die Blutspur des Weltkriegs ist noch nicht verwischt —, in der das Christliche völlig versagt und das Leben Formen angenommen hat, die vom verdorbensten Heidentum nicht in den Schatten zu stellen sind: eine sogenannte christliche Religion, die von einer solchen „christlichen" Welt offiziell behütet und von der wiederum diese Welt „christlich" belehrt wird, ist reif für den Untergang.

Darum gibt es hier nur mehr ein Entweder-Oder. Entweder ist das Christentum, als das Christliche an sich, ein Faules und Verwerfliches, oder das Christentum als sogenannte christliche Religion, die sich die zivilisierte Welt erobert hat, ist etwas ganz anderes als jenes Christliche an sich. Denn gewiß ist: daß das Christentum dieser zivilisierten christlichen Welt im besten Fall geistiger Kehricht und reif für den Wegwurf ist.

Es frägt sich nun: Ist diese sogenannte christliche Welt eine Frucht des Christentums als des Christlichen an sich oder eine Frucht des Christentums als eines Kirchentums. Der geistige Gehalt der Evangelien verneint entschieden das Erste. Denn etwas, das als „christliche Welt" schon mit jeder Bewegung, ja mit jeder Aeußerung und jedem Gedanken, jenem geistigen Gehalt, als der Lehre Christi, zuwiderläuft, kann sich wahrlich nicht als die Frucht dieser Lehre ausgeben. Anders steht es mit dem

Christentum der Kirche, die bereits Welt sein muß, ehe sie als offizielle Kirche in Erscheinung treten kann. Die „christliche Welt" erweist sich demnach als eine Frucht des Christentums, wie es von der sogenannten christlichen Kirche gezüchtet wurde.

Der Ekel vor solcher Frucht könnte einen tief wahrhaften Menschen wirklich zur Abkehr, ja zur Verwerfung von allem Christlichen verleiten. Das mag für die geistige Verfassung eines Menschen immerhin verwirrend sein. Denn auch in solcher Abkehr läge noch nicht die gewollte Abkehr vom Geistigen und Religiösen und demnach — wenn auch unbewußt — auch nicht die Abkehr vom eigentlichen Christlichen Christi, das eben von dem Geistigen als dem Religiösen nicht zu trennen ist. (Ein Beispiel der Verwirrung durch solche Abkehr gibt Nietzsche. Der schon durch seine Wahrhaftigkeit große Denker mußte sein Scheitern in der Auffassung des Christlichen durch Zersplitterung seines inneren Selbst büßen. Er nahm wohl diese „christliche Welt" für eine Frucht des Christentums als des Christlichen an sich. Sein Ekel machte es ihm unmöglich, hier zu unterscheiden. So sah er kurzsichtig das Christliche, anstatt des Weltlichen und Kirchlichen, als Widerpart zum Geiste und bekämpfte auch dieses Christliche, das vom Geiste niemals loszulösen ist; und bekämpfte und zerschlug damit im Grunde nur sich selber, seine wahrhaft religiöse Natur.)

Aber die Kirche ist vom Geiste loslösbar. Sie, die an sich niemals mit dem Geiste eines sein kann, weil sie als Institution oder als System oder als was immer sie sich zur Geltung bringt, immer auch eine weltliche Einrichtung darstellt; sie, die sich höchstens als Vertreterin des Geistigen oder Christlichen aufspielen kann, wobei sie jedoch beständig sich selber im Wege sein muß und zwar umsomehr, je offizieller sie als Trägerin oder Vertreterin dieses Christlichen auftritt; sie, die Kirche, hat nun freilich im Verlauf ihrer Entwicklung bis zum Einswerden mit dem Staate das Christliche als das Geistige und Religiöse völlig aus sich verloren, und so ist ihr nur mehr die sogenannte christliche Religion in der Hand verblieben.

Heute, nach mehr als neunzehnhundert Jahren christlicher Zeitrechnung, müßte die Frucht dieser sogenannten christlichen

Religion am Stamme der sich christlich nennenden Menschheit aufgegangen und ersichtlich sein. Denn innerhalb eines so großen Zeitraumes muß auch die tiefste Geistessaat zum Aufgehen kommen und Frucht tragen, wenn sie nicht inzwischen abgestorben ist. Das Geistige kann aber nicht absterben, es kann nur verweht werden. Die sogenannte christliche Religion jedoch wird heute noch von der Kirche auf den Erdenwandel Christi zurückgeführt; so beansprucht sie, die rechtmäßige Geistessaat zu sein, und sie hat innerhalb des genannten Zeitraumes in der Tat so fruchtbaren Boden gefunden, daß sie im Bereich der sogenannten zivilisierten Völker allgemein offiziell herrschend geworden ist. Die letzte wahrnehmbare Frucht auf diesem Boden aber ist der Weltkrieg.

Der große Seelenfriede der Evangelien steht solchem Ergebnis als der denkbar größte Gegensatz gegenüber. Er führt wohl auch heute noch da und dort, abseits der Welt, in vereinzelten Menschen sein verborgenes Leben. Aber ein solches Leben ist vereinzelt, mehr oder minder, gewiß auffindbar zu allen Zeiten und bei allen Völkern, nicht erst seit der christlichen Zeitrechnung. Nur seine wahrnehmbare letzte Vollendetheit erscheint mit Christus gegeben, als mit einem Menschen nach dem Wohlgefallen Gottes oder wie er von Gott gewollt ist.

*

Meine Darstellung hat gesichtet. Der Weg zu den Evangelien führt nicht zur Kirche, deren Wege — als Wege einer sogenannten christlichen Religion — immer wieder zur Welt als dem Reich der Veräußerlichung, das ist: der geistigen Einkerkerung, führen, der das Reich Christi als das Reich der Verinnerlichung, das ist: der geistigen Freiheit, am fernsten liegt. Die ungeheure Fälschung des Christlichen durch die Kirche tritt immer mehr zutage. Nicht das Christliche Christi ist seit neunzehnhundert Jahren auf uns übergegangen, sondern die zunehmende Verweltlichung der Kirche hat innerhalb dieses Zeitraumes das ursprünglich Christliche, als das Geistige und Religiöse von jeher, immer mehr aus sich verloren und schließlich — religiös gesehen — ein offiziell Kirchliches dafür ausgegeben,

das heute allen Wandlungen dieser Welt unterworfen ist. So erst — als ein völlig verweltlicht Kirchliches — konnte dieses neue Kirchenchristliche mit der Zivilisation, als mit dem Verfall der Menschennatur, Hand in Hand gehen. Und als dieser Verfall schließlich zu offenkundig wurde — wie unsre Zeit ja furchtbar dargetan hat — trieb die Kirche es sogar soweit, daß sie die Verfallsidee einer völlig verdorbenen Welt: durch äußeres Stützen ein verfallenes Innres wieder aufzurichten, wie einen Rettungsanker aufgriff, indem sie sich entschloß, s o z i a l zu werden. Und so haben wir heute das widernatürliche Schauspiel, daß das „Christliche" von politischen Massen getragen erscheint, die sich „christlichsozial" nennen, geführt von der offiziellen christlichen Geistlichkeit, immerzu nach einem Platz an der Sonne dieser Welt strebend, immer bereit zu wollen, was die herrschende Macht will, kurz das soziale Gang und Gäbe vertretend bis zur Sozialisierung des Christlichen, man bedenke: des Christlichen als des Geistigen und Religiösen — eine Vermessenheit, die ihren letzten Ausdruck in dem Ansinnen findet, daß der Mensch, um christlich oder religiös zu werden, erst Menge werden müsse.

*

Was aber das Christliche als das Geistige und Religiöse kennzeichnet, ist: d a ß e s n i c h t s o z i a l i s t. Ja, es ist existenziell d a s A n t i s o z i a l s t e, das sich denken läßt. Schon sein Aufkommen ist bedingt durch ein Abkommen von allem äußeren Zusammenstehen. Durch diesen Vorgang wird der Mensch in sich selbst verwiesen bis zur Erkenntnis, daß seine Wurzelung in der Verhangenheit liegt. Die Bewegung, die ihn in diese innere Tiefe seines Selbst führt, ist zugleich die Bewegung, die seinem äußeren Leben festen Stand verleiht; denn sie führt zum Offenbarwerden der inneren Kraft, deren Aufleben eben davon abhängig ist, inwieweit der Mensch seine Wurzelung in der Verhangenheit hat, inwieweit er im Nichtwahrnehmbaren verankert ist. So schöpft — geistig oder religiös gesehen — alles Wahrnehmbare seine Kraft und sein Wachstum aus dem Nichtwahrnehmbaren. Es macht zur Hauptbedingung für den religiösen — also auch für den christlichen — Menschen: sich

als ein Selbst, als der Einzelne zu fühlen, der in allem von sich Rechenschaft zu geben hat.

In seiner Endwirkung ist dieses Antisozialste, als das Geistige und Religiöse, allerdings das Sozialste. Es gibt jedem soviel, daß er alles hat, daß er jeden äußeren Anschluß entbehren kann. Da ja, wer das Geistige und Religiöse in Vollendetheit hat, den Anschluß an Gott und damit — geistig gesehen — alles hat. Es ergibt für den Menschen, für den geistigen, für den religiösen Menschen, also auch für den Christen: das Antisozialste ist das Sozialste.

Des großen Kierkegaard Auseinandersetzung mit dem Christentum hat in diesem Punkte dasselbe Ergebnis. O. P. Monrad, ein Biograph Kierkegaards, faßt es in die Worte zusammen: „Die größte Liebestat ist aber die, dem Nächsten zum Selbstwerden zu verhelfen. Dann muß man ihm aber zuerst zum Alleinstehen verhelfen".

Damit ist deutlich genug gesagt, worin das Wohl für den Nächsten, für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, christlich gesehen, zu suchen ist. Und zugleich ist, ungesagt, die völlige geistige Wertlosigkeit alles Sozialen dargetan. Das Christliche als das Geistige und Religiöse begreift eben den Menschen so, daß es an ihm gar keine Stelle findet, die dem Sozialen zugänglich wäre. Es erinnert sich immer der Herkunft des Menschen und gedenkt seiner als des Abschlusses der Schöpfung, als deren Vollendung, da das Wort noch bei Gott und Gott noch das Wort war und der Mensch die befolgte Verlautbarung Gottes. So kann es nur danach streben, den Menschen dahin zurückzuführen, zurück zu seinem ursprünglichen Selbst, das in die Verhangenheit hineinreicht, das darum auch der Führung bedarf durch eine Macht, die diese Verhangenheit kennt und beherrscht, und nicht der Führung durch ein Außenstehendes, das diese Verhangenheit gar nicht wahrnimmt. Es besagt: daß der Mensch, je mehr er zu seinem geistigen Selbst kommt, je mehr er religiös oder christlich wird, je mehr er den Anschluß an Gott lebt, umso mehr auch sein Ordnendes von innen her und nicht von außen empfangen muß. Das Leben

eines solchen Menschen müßte demnach der Verwirklichung eines Nichttuns immer näher rücken, müßte die beständige Steigerung eines Tun-Erleidens sein, zuletzt und zuhöchst die Verwirklichung eines Sichverlierens in Hingebung in dem Sinne, daß das von jeher Anordnende den sich hingebenden Menschen völlig erfüllt. Es ergäbe das eigentliche große *amor fati*, als ein Aufgehen in die Stunde aus Hingebung an das Ordnende von jeher, das alle Macht hat über die Stunde: ein *amor fati*, das Nietzsche, der in der Auffassung des Christlichen — und damit auch in der Auffassung des Geistigen und Religiösen — scheiterte, nicht zuende führen und nicht zuende begründen konnte. Denn diesem *amor fati* liegt die völlige Unterwerfung des Menschen Gott gegenüber zugrunde, das existenzielle Erleben des Grundsatzes „Gott lenkt", das jedes Eingreifen in die Lenkung, im Sinne einer Zielsetzung von außen her, ausschließt.

*

Das Gesagte soll nicht glauben machen, ich wäre dieses Erlebens bereits habhaft; ich habe es nur soweit in der Vorstellung, um mir von niemandem mehr weismachen zu lassen, daß das Christliche je sozial sein, daß es je den Menschen der Menge zuweisen könne. Was sich als „christlichsozial" ausgibt, ist Hanswursterei, ist faule Kirchenchristlichkeit, die das Christliche, als das Geistige und Religiöse, längst aus sich verloren hat; ist gemeine Politik, die die Massen für sich gewinnen will, um Gunst und Güter dieser Welt nicht zu verlieren. Christlich-sozial: für jeden wahren Christen müßte diese Zusammensetzung widersinnig sein! Heute aber folgen dem Lockruf dieses spekulativen Widersinnes die spekulativen Uebervielen, die im Namen der Christlichkeit in dieser Welt irgendwelchen Profit machen wollen. So ist es nur natürlich, daß das Christlich-Soziale ein besonders anziehendes Betätigungsfeld für den Ehrgeiz politischer Windhunde abgibt.

(Ausnahmen gibt es auch hier. Das sind dann Menschen, die, durch ihre Gläubigkeit fest an die Tradition gekettet, den offiziellen Vertretern dieser Tradition, die den Glauben der Väter zu hüten vorgibt, wie blind gegenüber stehen. Diesen „weißen

Raben" gegenüber, die immerhin auch Betrogene und als solche nicht frei von Mitschuld sind — denn geistig gesehen bedeutet Betrogenwerden immer auch einen Mangel an geistiger Wachsamkeit — darf das Wort Pascals gelten: „Man muß gegen die Ausnahme streng und zurückhaltend sein.")

Hierzulande brachte man es bereits soweit, daß sich dieses Christlich-Soziale als eine „Volkspartei" etablierte. Ja, während das Christliche an sich die Aufgabe hätte, das Volk in Einzelne aufzulösen, um jeden Einzelnen der Selbstbesinnung zuzuführen, führten bei uns die Gewalthaber dieser „christlichen" Partei skrupellos die politische Wahlpflicht ein und zwangen Männer und Weiber — ja sogar die Ordensleute, die der Welt entsagt haben — unter Strafandrohung zur Wahlurne. Galt es doch, Stimmen dafür zu sammeln, daß der offiziellen Kirchenchristenheit in dieser Welt das Heft nicht aus der Hand gewunden werde! Was aber dieser Kirchenchristenheit damit endgültig genommen erscheint, ist das Christliche als das Geistige und Religiöse.

*

Das Soziale hat für seine Entstehung wie für sein Emporkommen, gleich der Zivilisation, die Welt als ein von Menschen Geschaffenes zur Voraussetzung. Erst auf dem Boden dieser Weltlichkeit erhält es sein scheinbares Leben. Seine unmittelbare Vorläuferin ist die Zivilisation, und erst das Versagen dieser gibt dem Sozialen die Bahn frei für die Verwirklichung seiner Ziele. Es ist eine Art zweiter Kraftprobe, die der Welt zum Durchhalten ihrer künstlichen Ordnung verhelfen soll gegenüber jenem verborgen Ordnenden von jeher, auf das der Mensch für seine Menschwerdung wie für sein wahres Wohlergehen auf Erden angewiesen ist und das dieser Welt-Ordnung entgegenwirkt. Das Soziale vermehrt noch dieses äußerlich Ordnende. Aber erst auf dem Wege zum verborgen Ordnenden von jeher ist der Mensch auch auf dem Wege zum Christlichen als dem Geistigen und Religiösen.

Alles, was mit der Zivilisation zusammenhängt, kann demnach nicht das Geringste mit dem Christlichen an sich zu tun haben. Hat doch dieses, als das Geistige und Religiöse, zum Ausgangs-

punkt das Wissen des Menschen um sein Unwissen; jene aber lebt vom Wissen als solchem, von der Einbildung des Wissens, also von Selbsttäuschung und Selbstbetrug. In Errungenschaften der Zivilisation eine Ebnung der Wege zum Christlichen erblicken wollen, hieße ungefähr: besser sehen wollen, wenn einem die Faust vor das Auge gesetzt wird. Wege, die erst die Zivilisation gangbar gemacht hat, sind vielmehr für das wahre Christliche mit der Zeit völlig ungangbar geworden. So ist es denn auch kein Wunder, wenn dieses umso mehr zurückblieb, je mehr jene fortschritt ihrem eigenen Verfall zu. Denn je eigenmächtiger die Zivilisation auftrat, umso haltloser wurde sie und mit ihr der Mensch, den sie immer mehr mit sich fortriß zu ihren nichtigen Zielen.

Das Christliche aber, als das Geistige und Religiöse, legt die Wege des Menschen nach wie vor in ihn selbst hinein, läßt ihn selbst immer mehr Weg werden ohne Zielsetzung und treibt so seine Wurzelung immer tiefer. Dem entgegen drängt die Zivilisation alles im Menschen immer mehr an die Oberfläche und entwurzelt so allmählich seine ganze Existenz als Mensch. Diese Entwurzelung des Menschen ist der eigentliche Ursprung des Sozialen. Das kam vermutlich so:

Man begann, da es allzu augenfällig wurde, einzusehen: Die zivilisierte Menschheit bedarf des Stützens von außen her; innerlich morsch geworden, schien sie danach zu verlangen, zur Sicherung ihres Bestandes die Vielzahl ihrer Träger — die zivilisierten Menschen — zu einer tragfähigen Einheit zusammenzuschweißen, ihre vielfach widerspenstigen und sich befehdenden Tendenzen zu einträchtigem Wirken nach außen zu bändigen. Das war das Ergebnis der Zivilisation. Daß durch dieses elende Machwerk der Menschen des Menschen Wurzelung in der Verhangenheit untergraben und damit auch das von jeher Ordnende im Menschen gewaltsam verschüttet worden war, gestand man sich nicht; vielleicht auch hatte geistige Entartung die Menschennatur schon so sehr getrübt, daß sie den wahren Grund ihres Versagens innerhalb der zivilisierten Welt nicht mehr zu erkennen vermochte. Der Kirchenchrist hatte das Beispiel der Kirche, die längst Welt geworden war, als Wegweiser

vor Augen — sie, die mit dem weltlichen Machwerk der Zivilisation Hand in Hand ging und so an der Bildung einer Welt-Ordnung von außen her mitschuf. Die trotzdem beständig — also auch gleichzeitig — den Anspruch erhebt, die wahre Hüterin des Christlichen Christi auf Erden zu sein, und solcherart auch das Geistige und Religiöse vertritt, dessen Wirksamkeit aber gerade darin besteht, daß es dem Menschen zum einzig von jeher Ordnenden zurück verhilft. Es erhellt das Unmaß religiöser Entartung: Eine Macht, die das Christliche als das einzige wahre Religiöse vertritt und damit die Verpflichtung übernimmt, den Menschen diesem Religiösen zuzuführen, verhilft einem Machwerk zur Macht, das den Menschen vom Religiösen völlig abzieht. Kein Wunder, wenn schließlich auch die Kirche im vermeintlichen Interesse ihrer Gläubigen, ebenso wie die Zivilisation in dem ihrer Anhänger, zum Sozialen ihre Zuflucht nimmt.

Aber die innere Gesetzlichkeit, einzig vom Geiste bewegt, geht unaufhaltsam verborgen ihren Gang. So ist der Betrüger zuletzt immer der Selbstbetrogene. Und weder die Kirche noch die Zivilisation werden im Sozialen dauernd ihre Stütze finden. Ein aufgeschobener Zusammenbruch ist zumeist nur ein umso gründlicherer Zusammenbruch. Und schließlich bedeutet der Mensch doch ungleich mehr als Kirche und Zivilisation, schon seinem Wesen nach, das ursprünglich ein von Gott als dem Geiste Erschaffenes, also ein von Gott Gewolltes ist, nicht wie die Kirche und Zivilisation, die erst ein von den Menschen in Verkennung des Geistigen und Religiösen Geschaffenes sind. Das Soziale bringt auch mit sich, daß der Mensch immer mehr auf das Gestütztwerden von Seite der Mitmenschen — also von außen her — angewiesen ist, und bedeutet so Wasser auf die Mühle des inneren Verfalls des Menschen. Denn je mehr der Mensch des äußeren Gestütztwerdens bedarf, umso mehr ist er auf dem Wege, die einzige für ihn verläßliche Stütze, den Halt in sich aus seinem Anschluß an das von jeher Anordnende, zu verlieren. Dadurch erhält die Verfallsströmung im Menschen erweiterten Lauf.

*

Das Soziale ist ein Weltliches; daher wird es auch von der verweltlichten Menge, die das Religiöse aus sich verloren hat, begierig aufgenommen. Wenn nun die sogenannte christliche Religion im Bereich ihrer Wirksamkeit, der sogenannten christlichen Welt, den besten Boden abgibt für die Aufnahme des Sozialen, so spricht dieser Umstand dafür, daß ihr das Religiöse mehr als anderen Religionen abhanden gekommen ist. Die Schöpferin dieser christlichen Welt aber ist die Kirche. Es ergibt wiederum: daß der Tätigkeit dieser Kirche der Verlust des Christlichen als des Religiösen zuzuschreiben ist.

Hier setze ich ein mit dem Hinweis auf den Sozialismus unserer Zeit. Er ist zweifellos ein Sprößling der sogenannten zivilisierten christlichen Welt, auf deren Boden, der kein religiöser Nährboden ist, er sich ausbreiten konnte. Er ist in geistiger Hinsicht das Unkraut, das überall dort in die Höhe schießt, wo die geistige Saat aus Mangel an fruchtbarem Erdreich eingeht. Die Verweltlichung des Religiösen durch die Kirche, die Verkirchlichung des Menschen, ist gewissermaßen seine Voraussetzung. Denn sie ist es, die dem Vorhandensein des Geistigen und Religiösen im Menschen das fruchtbare Erdreich entzieht, indem sie den Menschen dazu verleitet, das Kirchliche für das Religiöse anzusehen.

Der Vorgang entfremdet immer wieder redliche Menschen der Kirche, und in der Folge wohl auch der Religion, die von dieser Kirche vertreten wird. Der Glaube solcher Menschen verliert sein gläubiges Element; er enläßt alles, was in Verhangenheit hineinreicht. Man glaubt nur mehr, was man sehen und erkennen kann, und erkennt wohl auch das Raubtier im Menschen, dessen unersättliche Macht und Besitzgier, und die Gefahr für den Menschen, die eine solche Beschaffenheit mit sich bringt. So mag dem Sozialismus eine redliche Einsicht zugrunde liegen, die die Führung des Menschen an sich reißen will, um das Leben sozial zu gestalten. Aber den Menschen der Führung einer solchen Einsicht, der Führung des Intellekts, unterwerfen, bedeutet immer eine Irreführung. Denn der Umstand, daß der Intellekt im Menschen führend wird, hat wiederum zur Voraussetzung, daß der Mensch das Geistige und Religiöse aus sich

verloren hat und damit auch die Führung durch das Ordnende von jeher. Der Mensch ist dann vorsätzlich — und zwar in der Bewertung des Religiösen als des Geistigen durch die Kirche, als die Vertreterin eines falschen Religiösen, des Kirchlichen, irregeführt — bereits Welt geworden. Es ist die redlichste Verweltlichung. Sie sieht im Sozialismus die beste Regelung des Daseins der Menschen. So sind auch heute noch die Anhänger des Sozialismus — die Sozialisten — die redlichsten Kinder der Welt.

Dem entgegen bedeutet die Verkirchlichung des Menschen die schlimmste Verweltlichung. Indem Entartung eigentlich erst dann innerhalb des Geistigen verhängnisvoll zu wirken beginnt, wenn sie als Wohlgeratenheit auftritt. Geistig gesehen ist ein Schlechtes an sich nur eine Abweichung vom Guten, schlecht in seiner Auswirkung wird es erst, wenn es als das Gute auftritt.

Aber „Kinder der Welt" zu werden, ist ein völlig Unzulängliches für die Menschen, weil der Mensch in die Welt nie ganz hineingeht. Das Bestehen dieser Welt bedingt, daß der Mensch auf die Herrschaft des Wahrnehmbaren eingestellt ist. Der Mensch jedoch erkennt, je mehr er Mensch wird, daß die Lenkung dessen, was ist und wird, der Wahrnehmung entzogen ist. So werden Welt und Mensch dem geistigen Betrachter immer mehr zum Gegensatz, je mehr sie sich in ihrem Wesentlichen offenbaren. Das rein Weltliche erweist sich immer mehr als ein völlig Begrenztes, je mehr man es handhabt; das Reine Menschliche hingegen, als das Menschliche von Anfang her, erweist sich immer mehr als ein Unbegrenztes, je mehr man es handhaben will; denn es läßt sich nicht handhaben, weil es aus der Verhangenheit nicht herauszuheben ist.

Ein Erschaffenes ist eben von einem aus der Einsicht der Menschen Geschaffenen nie völlig zu unterjochen. Will man es sich dienstbar machen, muß man sich erst selbst dem Wesentlichen an ihm dienstbar zeigen. Das Wesentliche am Menschen kann nun niemals das sein, was sich handhaben läßt. Es ergibt: wer der Welt dienstbar ist, zeigt sich nicht dienstbeflissen für den Menschen. Das Tun und Streben der Kinder der Welt erweist sich demnach nicht als fördernd für den Menschen. Das

zeigt sich auch im Walten des Sozialismus. Die Errungenschaften seiner Hauptanhängerschaft, der Sozialdemokratie, sind keine Errungenschaften für den Menschen. Sie führen diesen vielmehr auf Abwege, sodaß er früher oder später dasteht wie der Ochs vor dem Berg und umkehren muß. Sie bedeuten für das Wachstum des Menschen immer eine Sackgasse, die ein Weiterkommen ausschließt. Denn wer auf Eroberung dieser allzu begrenzten Welt ausgeht, wer die Weltherrschaft in diesem Sinne anstrebt — und auch der Sozialismus will diese Welt unter seine Herrschaft bringen — bringt sich und jeden Einzelnen immer mehr in Abhängigkeit von der äußeren Gewalt. Und die Welt als Schöpfung, das Erdreich mit der Umfriedung des Unbegrenzten, entzieht sich immer mehr solcher Handhabung durch den Menschen. Schon der „Taoteking" lehrt:

Das Erdreich ordnen wollen mit Gewalt:
es mißlingt, wie die Erfahrung zeigt.
Das Erdreich untersteht einer geistigen Macht,
der man nicht mit Gewalt beikommen kann.
Es ordnen wollen, bringt es in Unordnung,
es festigen wollen, macht es wanken.

Dem Zitierten begegnet das Wort der Bergpredigt: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen". Der Mut, der zum Gewaltbrauchen drängt, soll verdrängt werden durch den Mut, der besänftigt und so erlangt, ohne Gewaltanwendung. Es enthält die Bewegung des geistigen Besitzergreifens. Ein Besitzen, das nur mit Gewalt gehalten wird, ist eben noch kein Besitzen. Nietzsche, auf der Schwelle zum Religiösen stehend, erkennt auch: „Der Besitz besitzt" und verweist damit auf die Benachteiligung des inneren Menschen durch äußeres Besitzen.

Alle Wahrnehmung der Erfahrung spricht auch dafür, daß der Sozialismus auf Wegen wandelt, die den Einzelnen wie die Menge nicht zum Heile führen. Es ist ein Wahn, in der Besitzergreifung der Welt durch den Sozialismus das Heil der Menschheit zu sehen. Für die Menschheit ist nur Heil zu erhoffen, wenn sie sich in Einzelne auflöst, deren jeder beginnt, sich der inneren

Ordnung von jeher zuzuwenden. Alles andere gleicht einer Zwangsjacke, in die die Menschennatur gesteckt wird. Wo bleibt da der Begriff der Freiheit und Unabhängigkeit für den Menschen?

Schon machen sich die Uebelstände des Sozialismus in der Sozialdemokratie geltend. Sie ist gedrängt, Gewalt anzuwenden. Auf der einen Seite dient sie als Deckmantel für die weitere Entfaltung des Kapitalismus. Auf der anderen — der eigentlich ehrlicheren und konsequenteren — entwickelt sie sich zum Kommunismus, der Verwirklichung der Idee der Gleichheit, die eine Unnatur im Dasein ist. Schon treten diese „fortgeschrittensten" Sozialisten als „Spartakisten" auf und wollen das Heil der Menschheit durch Gewaltbrauchen erzwingen. Das Streben zum Ziel, das der Wahn — nicht innere Not — aufgestellt hat, drängt zu Mord und Plünderung. Ein Heil — und wäre es scheinbar auch das höchste — auf solche Weise errungen, müßte ein jeder redliche Mensch, und zwar je mehr er Mensch ist, unbedingt verabscheuen. Und eine Partei der „Unabhängigen" (zu der ich mich sonst gerne zählen möchte), soll auch so geartet sein? Auch sie eine Partei des Gewaltbrauchens, eine Partei, die eine gerechte Ordnung in der Welt mit Gewalt herbeiführen will? Wer jedoch dürfte sich herausnehmen zu sagen, daß in der Welt als Schöpfung, die in eine ewige Verhangenheit hineinreicht, etwas nicht gerecht sei? — Wäre es darum nicht gerechter zu urteilen, daß alle Ansichten und Einsichten im Hinblick auf Qualifizierung des Daseinsgeschehens unzulänglich sind? Jedenfalls läßt sich für den Menschen der Begriff der Unabhängigkeit nicht vereinen mit dem Gedanken an eine gewaltsame Aufstellung einer Weltordnung von außen her. Da doch der Mensch, und zwar je mehr er Mensch ist, die Mahnung des von jeher Ordnenden in sich nicht los wird und zugleich umso unfreier und abhängiger wird, je mehr er sich von dieser Ordnung entfernt. Darum: Wer der Partei der wahren und großen Unabhängigkeit angehören will, muß alle seine Kräfte daran setzen, diese Ordnung von jeher in sich wiederum herzustellen, um durch Aufgehen in sie befreit zu sein von aller Unterwerfung.

*

Der Sozialismus brachte es mit Hilfe des Journalismus — dieses Fluches des Tages — zustande, ein „Weltbürgertum" als ein Höchstes für den Menschen auszurufen. Aber Weltbürgertum als Ziel des sozialen Fortschritts wäre die größte Veräußerlichung des Menschen: die Preisgabe jeder Bodenständigkeit, ein Sichausliefern an die Willkür von Weltbeherrschungsmächten im äußerlichsten Sinne, ein Emporkommen ohne eigene Wurzelung durch Willfährigkeit der Vielen. Der Weg zum Weltbürgertum müßte demnach den Menschen vom Weg zum Menschwerden abbringen; denn der führt nicht zu äußerlicher Verbundenheit, sondern zu möglichster Vereinzelung, zu möglichstem Sichselbstfinden. Es zeigt wieder, daß das Soziale dem Menschen, je mehr er M e n s c h wird, umso ferner rücken muß. Denn das Sichselbstfinden läßt sich soweit führen, daß es zuletzt bedeuten müßte: zu Gott finden, was der Welt und dem Weltbürgertum gewiß am fernsten liegt.

Das Nationale steht solchem Menschwerden, und damit auch dem Christlichen als dem Geistigen und Religiösen, näher als das Soziale. Als eine sich äußernde Bodenständigkeit eines leiblichen Herkommens aus dem Zeitlichen erscheint es in seiner Vertiefung wie ein Hinweis auf die Bodenständigkeit des ursprünglichen Herkommens des Menschen aus dem Ewigen. Mit solchem Hinweis aber betritt das Nationale den Weg zum Geistigen und Religiösen. Es läßt bereits erkennen: daß die Wege, die zur Stärkung des Nationalen führen, n i c h t die Wege sein können, die zur äußeren Weltherrschaft führen. Ja, es ist anzunehmen, daß aller Nationalismus, der als lautgewordene Gesinnungspropaganda für eine äußere Zugehörigkeit auftritt, das Wesentliche des Nationalen als einer Bodenständigkeit bereits eingebüßt hat, wodurch er erst gezwungen ist, sich spekulativ — d. h. politisch— zu betätigen. Denn man bekennt sich zur Bodenständigkeit, ohne daß man sich bekennt. Ein Nationales, das sich gedrängt fühlt, nichts weiter als seine Bodenständigkeit zum Ausdruck zu bringen, schaut darum auch niemals nach Weltherrschaft aus. Es mag erst an Gewaltbrauchen denken, wenn es in seiner Bodenständigkeit bedroht ist. Erst der spekulative, der politische Nationalismus vermißt sich, jenem

Phantom einer Weltherrschaft nachzujagen, das nur durch Gewaltanwendung zu verwirklichen ist. Als Betätigung eines Nationalen, das jeder Bodenständigkeit entbehrt, ist er wurzellos geworden. So verlangt er immer mehr nach äußerer Macht zur Sicherung seines Bestands und seines Ansehens. Er gerät auf die Wege des Sozialismus und übernimmt dessen Streben. Er wertet nicht mehr qualitativ, sondern quantitativ. Er achtet nicht mehr auf die Festigung der Beschaffenheit des Nationalen, sondern strebt einen Machtzuwachs der Nation durch Vermehrung ihrer Kopfzahl an. Er ist ganz Oberfläche geworden, in deren Bereich das Nationale zu einer mehr oder weniger aggressiven Form wird, die sich um den Gehalt betrügt. Ein solcher Nationalismus bietet gleich dem Sozialismus immer mehr Reibungsflächen, die schließlich furchtbare Entzündungen bewirken. So stürzt er die Nationen, die ihm verfallen sind, ins Verderben. Der Weltkrieg und seine Folgen zeugen dafür.

Faßt man das Ergebnis zusammen, zeigt sich Folgendes: Auch am Nationalen, als einer sich äußernden Bodenständigkeit, ist das Soziale Entartung. Denn dieses Nationale erhält seine Stärkung und Festigung durch Stärkung und Festigung seiner Bodenständigkeit. Diese Stärkung und Festigung erfährt es durch einen Vorgang, der es auf den Weg zum Geistigen und Religiösen führt: indem es immer mehr einer Bodenständigkeit zugeführt wird, die — als die Bodenständigkeit eines Herkommens aus dem Ewigen — je mehr sie erreicht wird, umso weniger bedroht werden kann. Wodurch das Nationale wiederum immer weniger genötigt ist, Gewalt anzuwenden, und daher immer mehr der Friedfertigkeit anzugehören vermag, von der gesagt ist, daß sie zur Kindschaft Gottes führt.

Darum gilt auch für den nationalen Menschen: daß er sich stärkt und festigt dadurch, daß er immer mehr Mensch wird. Dazu bedarf er bloß einer Gesinnung, die es ihm ermöglicht, bei sich selber Propaganda zu machen für seine innere Zugehörigkeit. Es brächte ihn auf den Weg zum Geistigen und Religiösen. Seine äußere Zugehörigkeit würde ihm dadurch nicht genommen. Wohl aber gewönne diese Zugehörigkeit und die Nation, der er angehörte, Unschätzbares mit dem Beispiel solcher

Menschen, die sich schließlich auch noch als jene Friedfertigen erweisen müßten, von denen gesagt ist: „sie werden Gottes Söhne heißen". Das Vorhandensein solcher Menschen und das Uebergreifen ihrer Beschaffenheit und deren Einwirkung auf die Haltung eines ganzen Volkes ergäbe ein auserwähltes Volk.

(Hier verweise ich auf das ursprüngliche Judentum, auf die wahrhaft religiösen, auf die den Reinen Menschen nahestehenden, großen Glaubensmenschen des alten Testaments. In ihnen schaue ich dieses Nationale, vertieft zur geistigen Rasseeigentümlichkeit, als die sich äußernde Bodenständigkeit eines Herkommens aus dem Ewigen, die von ihnen überall mitgeführt wird, wohin sie auch kommen. So liefen diese Menschen auch niemals Gefahr, ihr Nationales einzubüßen, weil sie in ihrer Bodenständigkeit durch kein Aeußeres bedroht werden konnten. Die traditionelle Verbundenheit der Juden mit solchem Stammvolke, die ihre äußere Haltung noch immer aufweist, berührt mich durch alle ihre tiefgehende religiöse Entartung hindurch, die sie heute allen sozialen und journalistischen Unternehmungen voranstellt, wie ein Schimmerrest aus der Zeit, da sie die Verwirklichung eines auserwählten Volkes waren.)

*

Wo das Soziale die Herrschaft übernommen hat, ist der Mensch geistig unterbunden. So auch dort, wo die Wissenschaft, wie in neuester Zeit, eine soziale Perspektive gewonnen und sogar „Sozialwissenschaft" hervorgebracht hat. Denn je gründlicher eine Wissenschaft ist, umso mehr führt sie zur Grenze des Wissens, zur Aufdeckung eines nicht endenden Unwissens. Das Soziale aber hat zur Voraussetzung, daß das Heil der Menschen einer menschlichen Anordnung und damit auch der menschlichen Einsicht untersteht. Das bedeutet eine Gefangennahme des Wissens durch die Wissenschaft. Aber welch eine traurige Wissenschaft, die dem besseren Wissen die Bewegungsfreiheit nimmt, bevor sie ihre Arbeit aufnimmt! Die Frucht eines solchen Vorgehens zeigt sich in ihrer ganzen Mißratenheit, wenn diese Wissenschaft das religiöse Gebiet berührt.

Ich erwähne hier den Aufsatz eines Helmuth von Glasenapp „Der Hinduismus als soziales und religiöses Phänomen", von dem bemerkt ist, daß er „die Wiedergabe der öffentlichen Antrittsvorlesung" ist, mit der sich der Verfasser am 13. Mai 1918 an der Universität Bonn habilitiert hat. Schon der Titel verrät die fragwürdige Berechtigung des Autors, sich mit einem religiösen Thema zu befassen. Da doch ein soziales Phänomen niemals ein religiöses ist, sondern ein antireligiöses, wie auch das Religiöse — ich wiederhole es — immer ein Antisoziales ist. Das Soziale ordnet die Menschen von außen her, das Religiöse den Menschen von innen her. Das ist und bleibt eine Grundverschiedenheit. Zudem führt das erste zu einem beständigen Scheitern, das letzte zum einzig möglichen Gelingen. Wie ferne ein Wissenschafter dieser Art dem Begriff des Religiösen steht, zeigt seine Aussprache über die Religion. „In Europa versteht man unter einer ‚Religion' die Summe der metaphysischen Ansichten, welche von einer bestimmten Menschengruppe geteilt werden und deren Gefühlsleben und praktisches Verhalten affizieren. Dem Christentum sowohl wie dem Islam liegt ein bestimmtes, ursprünglich von einer Persönlichkeit ausgehendes Bekenntnis zugrunde, das von allen ihren Mitgliedern als wahr anerkannt, und das in Verbindung mit den mit ihm zusammenhängenden rituellen und ethischen Vorschriften für alle Christen oder Mohammedaner . . . eine gemeinsame geistige Atmosphäre schafft". So lehrt ein angehender Hochschullehrer! Man fühlt: was dem Bekenntnis, der Lehre Christi, das dem Christentum zugrunde liegt, wiederum zugrunde liegt, kann er nicht mehr wahrnehmen. Er spürt daher auch nicht, daß jenes Bekenntnis, lediglich in der Auffassung einer Kenntnis der Lehre „in Verbindung mit den rituellen und ethischen Vorschriften", die mit dem wahren Bekenntnis nicht zusammenhängen, für alle Christen eine Atmosphäre schafft, die als die Atmosphäre der sogenannten christlichen Welt zu der einzig geistigen und religiösen Atmosphäre dessen, was jenem Bekenntnis zugrunde liegt, ein ewiger Gegensatz ist, gleichwie der Weltkrieg dieser christlichen Welt zum großen Seelenfrieden Christi. Daher auch zu verneinen wäre, daß der Islam in seiner

ersichtlich mehr geistigen — schon weil mehr redlichen — Atmosphäre solchem verkommenen Christentum gleichzustellen ist.

Der vorliegende Fall scheint mir wieder zu erweisen: daß gerade jene, die im Erfassen des Religiösen, soweit es ihre eigene Religion betrifft, versagen, sich gerne geneigt finden, fremde Religionen auszukundschaften und als Spezialitäten vorzuführen. Solches Versagen aber tritt immer dann ein, wenn einer das Religiöse aus sich verloren hat. Mit dem Verlust des Religiösen scheint sich sofort ein sozialer Trieb einzustellen und zu entfalten, der den Menschen verführt, in jeder Religion nur mehr irgendein soziales System und in diesem System wiederum die Höchstleistung der Religion zu erblicken.

(Nationen, die eine Weltherrschaft anstreben, scheinen zur Entfaltung dieses Sozialen besonders veranlagt zu sein, wohl weil sie des Glaubens, daß Ordnungschaffen von außen her unbedingt nötig sei, bedürfen, um ihr Gewissen mit ihrem Streben in Einklang zu bringen. Der Drang zur Weltherrschaft in seiner praktischen Betätigung aber gilt als Imperialismus, obwohl gerade er auf das Soziale angewiesen ist aus Mangel an Religiösem. Die neuere Zeit kennzeichnet in Europa Engländer und Deutsche als solche Nationen. Der äußere Umsturz, der heute bei den Deutschen, als den Unterlegenen im Weltkriege, stattgefunden hat, spricht nicht gegen solche Auffassung. Er macht vielmehr völlig ersichtlich, daß Imperialismus und Sozialismus als rein weltliche Herrschaftsbegriffe n i c h t Gegensätze sind; der eine wie der andere erlangt seinen Glauben an die Notwendigkeit zum Ordnungschaffen von außen her erst durch die gründliche Abkehr vom Glauben an ein von jeher Ordnendes, das ist: durch den Verlust des Religiösen. Auffällig ist auch, daß bei den Engländern und Deutschen, als den weltlich ehrgeizigsten Nationen, das Christentum den offiziellsten Charakter angenommen hat und als Kirchentum zur größten Verweltlichung gelangt ist. Den Engländern mag der beständige Umgang mit dem Meere, als mit der großen unoffiziellen Natur, wie eine Gegenströmung zu solcher Verweltlichung sein. Die Deutschen des Kontinents finden solchen Schutz nicht so leicht. Und nichts als weltliche Höchstleistungen schützen nicht vor Zusammen-

bruch. Dieser hat bei den Deutschen zur Folge gehabt, daß der Imperialismus vom Sozialismus verdrängt wurde, aber das besagt nicht, daß damit auch schon ein innerer Wandel bei den Deutschen als Nation stattgefunden hat. Ein Volk vermöchte auch nie — sozusagen von einem Tag auf den anderen — das Imperialistische in sich in ein Sozialistisches zu verwandeln, wenn beide Begriffe Gegensätze wären. Aber man kann als Gesamtheit eine Form des äußeren Auftretens, in der öffentlich schwer gesündigt wurde, sofort durch eine andere ersetzen, von der man sich Besseres verspricht. So wurde vorläufig aus dem besiegten imperialistischen Deutschland ein sozialistisches Deutschland. Und der Sozialismus bei den siegreichen Nationen beugt sich dem imperialistischen Machtgebot der Sieger. Beides tut kund: wie wenig das Soziale bedeutet, da es in der Form des Auftretens völlig unterzubringen ist. Ein religiöser Mensch hingegen wird weder als Sieger imperialistisch noch als Unterlegener sozial. Er weiß, nach wie vor, Sieger und Besiegte in der Hand eines von jeher Ordnenden, das durch kein Ordnungschaffen von außen her zu beeinträchtigen ist.

Diese Abschweifung mag noch mehr ersichtlich machen, daß dem Aufkommen des Sozialen der Verlust des Religiösen vorhergehen muß. Und wie im staatlichen Leben der Völker ist es auch innerhalb der wissenschaftlichen Forschung. Auch hier tritt das Soziale in den Vordergrund, wenn das wahre Wissen seine Wegrichtung verliert, wenn sich die Wissenschaft in der Anhäufung äußerlichen Wissens erschöpft anstatt sich ihrer Unwissenheit im letzten Grunde bewußt zu werden. Auch hier sind es vorwiegend Engländer und Deutsche, die mit Vorliebe fremde Religionen zum Spekulationsobjekt ihres Forschungsdranges machen und, da sie das Soziale als Lebensinstinkt in sich tragen, nun mehr oder minder gönnerhaft in jeder jeweils in Betracht gezogenen Religion ein interessantes soziales System zutage fördern. Daß dem wahrhaft religiösen Menschen das Fremde in einer Religion das Belanglose, und das Wesentliche an ihr ein bereits Vertrautes ist, bleibt solchen Forschern immer ein Fremdes. Die Art, wie sie eine fremde Religion erfassen, hat

das völlige Scheitern vor dem Begriff des Religiösen zur Voraussetzung.

Auch der genannte Aufsatz über den „Hinduismus" weist dieses Scheitern als Grundzug auf. So findet sein Verfasser: „Christ oder Mohammedaner kann jeder werden, der die Glaubenssätze dieser Religionen anerkennt und sich ihnen durch Erfüllung bestimmter Zeremonien anschließt . . . Hindu kann man nur dadurch werden, daß man in eine unbestritten als Teil des Hindutums geltende Kaste aufgenommen und dadurch zu einem Glied des sozialen Systems wird". Nun existiert eine Auffassung Kierkegaards, die sich das Christwerden doch anders vorstellt. Kierkegaard sagt: „Daß nicht jedermann ein Genie ist, wird wohl jeder gerne einräumen. Daß aber ein Christ noch viel seltener ist als ein Genie — das hat man, spitzbübisch, ganz in Vergessenheit gebracht. Der Unterschied zwischen einem Genie und einem Christen liegt darin, daß das Genie das Außerordentliche auf dem Gebiete der natürlichen Begabung ist, wozu niemand sich machen kann, der Christ aber das Außerordentliche (oder genauer gesagt: das Ordentliche, das nur außerordentlich selten ist) auf dem Gebiete der Freiheit, was jeder von uns sein sollte . . . Und trotzdem ist ein Christ seltener als ein Genie".

Zweifellos sagt hier jeder von beiden, was er wahrnimmt. Der Unterschied ist nur der: daß der wahrhaft religiöse Kierkegaard religiös sieht, während das Sehen des verweltlichten Hochschuldozenten nur bis zur Erkenntnis des Zeremoniellen und Sozialen reicht. Außer Frage dabei ist: daß, wer wie dieser Dozent veranlagt ist, sich übernimmt, wenn er von einem „religiösen Phänomen" spricht. Zumal dann, wenn von einem Volk die Rede ist, das von Alters her als tief religiös bekannt ist. Schon die Tonart des Aufsatzes mit ihrem vermeintlichen Ueber-der-Sache-Stehen ist völlig unangebracht von Seite eines Menschen, der wie der Verfasser an den Kern der Sache gar nicht heranreicht. Beschaulichkeit liegt auf dem Wege zum Religiösen. Wie verfehlt daher zu sagen: „Von leblosen, unbeweglichen Naturdingen verehrt man merkwürdig geformte Steine und Aehnliches als Behälter einer übernatürlichen Macht . . . Die Verehrung der-

artiger Fetische ist unter der wenig zivilisierten, primitiven Landbevölkerung sehr verbreitet. Sie findet ihre Fortsetzung auch noch auf den höheren Stufen. Hier werden dann die seltsamen Naturprodukte als materialisierte Offenbarungsformen eines Gottes betrachtet oder als an sich irrelevante Dinge, die jedoch dadurch eine religiöse Bedeutung gewinnen, daß der Verehrer einer Gottheit sie bei seinen Kontemplationen dazu benutzt, seine Aufmerksamkeit auf sie zu konzentrieren."

Solche Wahrnehmung dürfte in einem noch einigermaßen religiös empfindenden Europäer den Ausdruck Fetischverehrung nicht aufkommen lassen. Denn ein derartiges Verhalten der Menschen zu Produkten der Schöpfung bekundet immer noch ungleich mehr Sinn für das Religiöse als das Gebahren unserer sehr zivilisierten europäischen Völker, die sich in Verehrung der Zivilisation, des schamlosesten Produktes menschlicher Machtgier und Gemeinheit — man vergesse nicht den Weltkrieg als Ausfluß dieser Zivilisation und die Sieger von heute als deren Schutzherrn! — nicht genug tun können und so dem verwerflichsten Fetischdienst fröhnen. Solcher Tatsache zugrunde liegt freilich wiederum unser Welt-Christentum als ein Unmaß religiöser Verkommenheit.

Meiner Auffassung des Religiösen, als des Geistigen von jeher, entspricht es zu folgern: daß Völker dieses Geistige und Religiöse umso so reiner in ihrem Verhalten aufweisen müssen, je religiöser sie sind. Ein zur Beschaulichkeit geneigtes Volk wie die Hindu im Vergleich zu den sogenannten zivilisierten Völkern für ein sehr religiöses Volk zu halten, dazu bedarf es heute keines besonderen Scharfsinnes mehr; indem jedermann, der redlich genug ist, sehen kann, wie diese zivilisierten Völker an einem dem Religiösen entgegengesetzten Ende: beim Triumph der Technik, angelangt sind.

Je mehr ich aber die Hindu als sehr religiös ansehen muß, umso weniger will mir ihr Kastenwesen gefallen, das sich in Aussprüchen von unmenschlicher Härte im Manu-Gesetzbuch spiegelt. Es verordnet beispielsweise jede Hilfeverweigerung an gebärende Frauen der untersten Klassen von Seite der höheren. Und das aus Gründen der Züchtung. Ich sehe hier versucht,

einer ursprünglichen und immer wiederkehrenden, von der Natur und dem Geiste ins Leben gesetzten Ungleichheit auf völlig veräußerlichte und deshalb rohe Weise Dauer zu geben. Anders ausgedrückt: Eine Festhaltung durch Menschen-Mache eines ursprünglichen Vorbildes in der Natur, die das Geistige wie das Körperliche in Mannigfaltigkeit und somit in Ungleichheit hervorbringt und das Hervorgebrachte auch Betätigungen aufnehmen läßt, die diese Ungleichheit zum Ausdruck bringen. Diese Ungleichheit gewaltsam festzuhalten und abzugrenzen, ist ein umso aussichtsloseres Beginnen, je mehr es von außen zur Absicht wird, weil dadurch das Geschaffene, als ein künstlich Gezüchtetes, sich immer weniger mit dem naturgegebenen Zustand deckt, zu dessen Schutz es aufgeboten wurde. Das müßte allmählich auch zum Versagen im Ergebnis führen.

Zu meiner Freude findet diese meine Anschauung im erörterten Aufsatz ein überraschendes Entgegenkommen, und zwar von einer Seite, die mir viel maßgebender sein muß als das Gutachten sämtlicher Forscher, die unsere Zivilisation hervorbringt. Die betreffende Stelle lautet:

„Der Arya Samâj, ‚die Gemeinde der Arier', wurde im Jahre 1875 von Svâmi Dayânanda gegründet. Er sucht die religiöse Einheit ... zu erreichen ... und fordert die Rückkehr zur alten reinen Urreligion der Vorfahren. Mit Hilfe einer, nach europäischen Begriffen freilich unhaltbaren Veda-Interpretation sucht er diesen alten Glauben zu ermitteln und stellt ihn als die ewige, im Laufe der Zeit verloren gegangene Wahrheit auf. Dadurch, daß der Arya Samâj die Vielgötterei, den Bilderdienst, das Kastenwesen als Verfälschungen der Urreligion auffaßt und moderne Ideen in den Veda hineinträgt, wird er zu einer fortschrittlichen religiösen und sozialen Bewegung, die durch den rücksichtslosen Umsturz historisch gewordener Anschauungen eine neue, höhere Form der Religion zu lehren sucht."

Die Auffassung des deutschen Erklärers ist nun freilich, religiös genommen, völlig unhaltbar. Mir genügt aber zu wissen, daß von einem Hindu, einem Eingeborenen, der das überlieferte Religiöse nicht nach europäischen Begriffen interpretiert hat, d a s K a s t e n w e s e n g l e i c h w i e d i e V i e l g ö t t e r e i

als Fälschung des ursprünglichen Religiösen erkannt worden ist. Was mir Zweifel an der wahren Religiosität der alten Inder auferlegte, ist damit beseitigt. Ich sehe nun ein Menschentum vor mir, das einer Volksgemeinde eines anderen Erdteils vorbildlich geworden und, indem es sich zum Religiösen findet, auf dem Wege ist, zum ursprünglichen Herkommen und dessen Ordnung zurückzufinden, so daß es wiederum bezeugen hilft: daß die Vollendung im Anfang war. Es bedingt eine ausgesprochen rückschrittliche und antisoziale Bewegung, die jeden einzelnen Menschen in sein Inneres verweist und ihn von der Menge abzieht, und die eine höhere Form der Religion nur in dem Sinne lehrt, daß sie jede Religion mehr oder weniger als eine Entartung des Religiösen dartut.

Für die Benennung „Arya Samâj" setzt der deutsche Erklärer „die Gemeinde der Arier". Ich glaube hier warnen zu sollen, den Begriff „Arier" im Sinne unseres landläufigen Rassenbegriffes aufzufassen, wie er sich in dem höchst bedenklichen Leitmotiv untergebracht hat: „Nur was arisch ist, ist gut". Ich glaube, daß hier unter „Arier" die Vorfahren zu verstehen sind, so daß es sich hier um eine Gemeinde nach dem Vorbild der reinen Vorfahren handelt, um eine Gemeinde nach dem Vorbild der vorzeitlichen reinen Menschen, gleichwie sich fernöstliche Völker die „Reinen Menschen der Vorzeit" zum Vorbild nahmen. Denn der Begriff des Religiösen kennt ursprünglich überhaupt keinen derartigen Rassenbegriff, der erst viel später und auch mehr an der Oberfläche der Wertung der Dinge einsetzt, wo die Scheidung bereits um sich gegriffen hat. Dem entsprechend zeigt sich auch, daß den Verfechtern des Rassestandpunkts gewöhnlich jede Fähigkeit mangelt, im Religiösen entscheidend mitreden zu können.

(Diesen Mangel finde ich unter anderen bei H. St. Chamberlain, der Christus „Arier" sein läßt und „Worte Christi" herausgab, obwohl er zeitlebens verehrend zum zweiten Wilhelm stand, dessen Reden zu den Worten Christi der denkbar größte Gegensatz waren. Chamberlains Schrift „Rasse und Nation" bekundet auch, wie ahnungslos er dem Religiösen gegenübersteht, da er behauptet, daß es zwar eine jüdische „Rasse", aber keine

jüdische „Religion" — nach unserer Auffassung der Bedeutung dieses Wortes — gebe noch je gegeben habe, und den Moses Mendelssohn für seine Behauptung mit dem Satze zeugen läßt: „Das Judentum ist nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung". Ein Ausspruch, der dem Erfassen des Religiösen immerhin näher kommt als jene Vorstellung von Religion in unserem christlichen Sinn, die in H. St. Chamberlain umgeht. Indem eine Gesetzgebung im Sinne des alten Testaments, als Richtmaß für die Erreichung des Anschlusses an eine Ordnung von jeher, weit mehr einer Offenbarung gleichkommt als eine Religion, die wie unsere sogenannte christliche erst dadurch immer mehr zu „Religion" wurde, daß sie das Religiöse aus sich verlor. Womit dargetan ist, daß für den religiösen Charakter eines Volkes der Umstand zeugt, daß es sein Religiöses zu keiner Religion geformt hat. Bei einem solchen Volke spricht nun der Begriff „Rasse", als Vertiefung des Nationalen, für das Vorhandensein des Religiösen und nicht dagegen, weil an solchem Volke dieser Begriff erst durch das Religiöse Gestalt annimmt. Indem er, wie schon erwähnt, das Aufkommen der Bodenständigkeit im Sinne einer ursprünglichen Herkunft aus dem Ewigen bedeutet, das die Friedfertigkeit auslöst, und das mit seiner Rückwirkung auf die ganze Lebensführung, die auch als äußere Absonderung hervortreten muß, dem Volke, in dem es zur Geltung gelangt ist, das Merkmal der Auserwähltheit aufdrücken mag. Es ist völlig falsch, den religiösen Begriff dieser Auserwähltheit mit dem Glauben an einen „rechtmäßigen Anspruch auf ungeteilte Weltherrschaft" zusammenzureimen, wie es H. St. Chamberlain tut. Ein auserwähltes Volk ist vielmehr der Gegensatz zu einem jeden Volk, das äußere Weltherrschaft anstrebt. Denn, nochmals gesagt: es zählt sich zu den Friedfertigen, die Gottes Söhne heißen und als solche freilich erbberechtigt für das Erdreich als Gottesschöpfung sind. Das alte Testament gibt in der Vorführung seiner frühen Menschen immer noch genug Zeugnis hiefür. Und ich denke: man muß, um über das Religiöse im Judentum zu urteilen, möglichst beim Vorbilde einsetzen und nicht erst bei dessen gründlicher Entartungsform: dem Aller-

weltsjuden von heute, der jederzeit auch Kirchenchrist wird, wenn es sein weltlicher Vorteil verlangt.)

Meine Auffassung des Religiösen bringt mich freilich auch entscheidend zu Nietzsche in Widerspruch. Aber Nietzsche hat vieles nicht zu Ende geführt; er hat sich in seinen Themen vorzeitig zersplittert. Eine außerordentliche Begabung enthält auch eine außerordentliche Gefahr. Vielleicht wollte Nietzsche, dieser Gefahr nicht achtend, mit seiner Begabung wie mit einer geistigen Feuerladung die ganze räumliche Welt bestreichen, anstatt geschlossen durch den zeitlichen Raum zu dringen. Seine vielseitige Auffassung des Religiösen kommt zu keiner eigentlichen Geschlossenheit. Seine Einteilung der Religionen in arische und semitische und die Kennzeichnung des Wesentlichen an diesen Religionen erscheint mir als ein Unwesentliches für das Eindringen in den Begriff des Religiösen. Auch höre ich auf keine „Ja-sagende" oder „Nein-sagende" Religion, weil eine Religion für mich noch nicht das maßgebende Wort hat im Religiösen. Das Religiöse aber und damit auch das Geistige ist für mich ein ewig Ja-sagendes. Wie sollte es auch anders sein: als ein Aufgehen in eine Ordnung von jeher, als ein Anschluß an eine ewige Gesetzlichkeit, als eine möglichste Befolgung der Verlautbarung Gottes, der die Schöpfung, als sein Werk, doch noch am besten zu lenken verstehen muß!

*

Meine Gleichstellung des Christlichen mit dem Religiösen von jeher bringt mit sich, daß alles, was von diesem Religiösen gesagt ist, auch für das Christliche gelten muß. Sodaß, wer das Christliche anstrebt, das Ordnende für sein Dasein nicht mehr aufstellt, sondern es zu empfangen bereit ist, indem er zu dem von jeher Ordnenden zurückstrebt. In der Bergpredigt kommt diese Forderung auch klar zum Ausdruck, und zwar in einer Weise, wie sie unsereiner zu stellen gar nie wagen dürfte, aus Mangel an Vermögen sie zu erfüllen. Christus sagt: „Sehet die Vögel des Himmels an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen; und der himmlische Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie? Wer ist unter euch,

der seiner Länge eine Elle zusetzen könnte, ob er gleich darum sorget? Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Und doch sage ich euch: selbst Salomo in aller seiner Herrlichkeit war nicht so gekleidet, wie eine von ihnen . . . Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürft . . . Darum sorget nicht für den anderen Morgen; denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe".

Wie kann die Betätigung einer derartigen Lehre zum Sozialen führen, dem das Aufkommen erst dadurch ermöglicht wird, daß es das Ordnen von außen her aufnimmt? Da nun aber das von jeher Ordnende immerwährend lebendig ist, müßte dort, wo das Christliche gelebt wird, auch dieses vorhandene Ordnende gelebt werden, und dieses Ordnende leben müßte ein Ordnung-Empfangen sein. Wenn nun ein Soziales als Anordnendes von außen her hinzutritt, würde es als solches Anordnendes gar nicht wahrzunehmen sein, ähnlich einem Kerzenlicht, das in die Sonne gestellt wird.

Am vorhandenen Christentum aber wird das Soziale wahrgenommen, und w i e es wahrgenommen wird! Schon liegt die tatsächliche Betonung auf dem Sozialen in der Zusammenstellung „christlich-sozial". Das Soziale führt, ordnet an, tut, was es tun kann, und ist auch fortschrittlich. Und das Christliche hängt sich in das Soziale ein und geht mit, wohl weil die Vielen dabei sind und es sich Gewinn davon verspricht. Wie muß d i e s e s C h r i s t l i c h e sein Licht verloren haben, da das Soziale an ihm so zu leuchten beginnt!

Ohne das Wirken der offiziellen Kirche ist eine solche Wirkung undenkbar. Denn das Christliche als das Religiöse bleibt immer das Christliche als das Religiöse und ist unvereinbar mit dem Sozialen. Doch die Kirche i s t nicht, wenn sie nicht o f f i z i e l l ist. Und erst der Umstand, daß sie ein Weltliches ist, macht, daß sie offiziell ist. Und da heute auch das Soziale offiziell ist, muß auch die Kirche sozial sein. So macht die Kirche allen

Wandel dieser Welt mit, weil sie eben von dieser Welt ist, in der die Pforten der Hölle wohl nichts mehr zu überwältigen finden.

Darum verlangt die Rückkehr zum Christlichen als dem Religiösen, daß man sich fern halte vom Wirkungsfelde der offiziellen Vertreter der Kirche. Diese Vertreter bilden die offizielle Geistlichkeit mit allen ihren Würden und geistlichen Rangstufen, die bezeichnender Weise in dieser Welt volle Anerkennung finden und besonderes Ansehen genießen. Aber auch die Kirche als Bau, als Symbol, mit ihrem aufstrebenden Turm, der wie alles in Festigkeit Aufragende von seiner Verankerung in der Tiefe, von seiner Wurzelung im Ewigen Zeugnis geben soll, ist ein Trugbild geworden und reif für den Zusammenbruch. In jedem hochragenden Baum fände wohl auch der Christ ein besseres Symbol für seinen Glauben.

Doch noch tönen die Glocken, die Stimmen der Tiefe, die von einem Leben berichten, das aus der Dunkelheit ins Licht verlangt und doch auch im Lichte dieses Dunkel nie ganz los werden kann, weil das Licht in ein Grenzenloses mündet. Aber sogar diese Glocken, die mystischen Rufer in der großen Weltwüste, hat unsere christliche Welt der Welt, die sich christlich nennt, ausgeliefert. Denn diese „christliche" Welt bedurfte ihrer im Kriege zur Herstellung von mörderischen Geschützen. Und vielleicht keiner der übervielen Welt- und Feld-Geistlichen hat den zertrümmerten Glockenstimmen nachgeweint.

Darum denke ich, von dem Aufgehen des Christlichen, als des Geistigen und Religiösen von jeher, noch einmal Frieden erwartend für die Menschen: o hätte man doch diese ganze weltliche Geistlichkeit außer Land gegeben anstatt der Glocken!

*

Es ist Pfingsten, der Juniabend weich und sommerhell. Feierliches Aveläuten von der Stadt herauf. Der tiefe Glockenton summt durch das sonnige Tal, gibt mystische Kunde und verhallt. Mein Aufhorchen läßt mich einer großen Stille geöffnet bleiben, die mich die täglichen Mühen und Plagen vergessen macht und Friede um mich ausstreut und Freude am Ausruhen.

Schwaz, im Mai und anfangs Juni 1919.

ANMERKUNGEN

Zu den Tagebüchern Kierkegaards (1813—1855) wird die Bemerkung nachgetragen, daß die in diesem und den beiden letzten Heften mitgeteilten Auswahlstücke Aufzeichnungen des Ein-, bzw. Zweiundzwanzigjährigen sind.

*

Aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des „Brenner" (1. Juni) fand am Donnerstag, den 29. April, im Musikvereinssaal zu Innsbruck ein Vorleseabend des Herausgebers mit folgendem Programm statt: L. Theodor Haecker: Versailles; Georg Trakl: Helian. — II. Der Sonnengesang des hl. Franziskus (in freier Uebertragung des Franz Brentano); Anton Santer: Das Bergland; Ludwig Ficker: Rückblick und Ausblick (Vorwort zum Wiederbeginn nach dem Krieg). — Ein Bericht über die Veranstaltung erschien im Innsbrucker „Abendblatt" vom 3. Mai.

*

Mit diesem Heft schließt der erste Halbband der sechsten Folge. Neu sich meldende Abnehmer sind gebeten, von der auf der zweiten Umschlagseite vermerkten Neuregelung der Bezugsbedingungen für Oesterreich freundlichst Kenntnis nehmen zu wollen.

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS
UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT. Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 40.— (K 72.—). In Pappband M 60.— (K 120.—).
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 100.— (K 200.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO: PHILISTER. Essay. Preis geheftet K 2.40 (Mk. 1.40)

CARL DALLAGO: OTTO WEININGER UND SEIN WERK. Studie. Preis geh. K 3.— (Mk. 2.—)

CARL DALLAGO: ÜBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis geh. K 3.60 (Mk. 3.—)

CARL DALLAGO: DIE BÖSE SIEBEN. Essays. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort) Preis geh. K 10.80 (Mk. 6.—)

SÖREN KIERKEGAARD: DER PFAHL IM FLEISCH. Übersetzung und Vorwort von *Theodor Haecker.* Preis geh. K 3.60 (Mk. 3.—)

SÖREN KIERKEGAARD: KRITIK DER GEGENWART. Übersetzung und Nachwort von *Theodor Haecker.* Preis geh. K 4.50 (Mk. 3.75)

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS. Mit Beiträgen von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, Karl Borr. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz-Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und dem Herausgeber Ludwig Ficker. Preis geh. K 3.— (Mk. 2.—)

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS. *Carl Dallago:* Karl Kraus, der Mensch / *Ludwig Ficker:* Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / *Karl Borr. Heinrich:* Karl Kraus als Erzieher. Mit einer Zeichnung von *Max Esterle. (Vergriffen.)*

BRENNER-JAHRBUCH 1915. Als fünfter Jahrgang des „Brenner" herausgegeben von *Ludwig Ficker. (Vergriffen.)*

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 6*

Die vierte Ecloge des Vergil

J. H. Kardinal Newman: Der Glaube an Einen Gott (I)

Franz Janowitz: Der tägliche Tag

Ferdinand Ebner: Das Urwort der Sprache

Anton Santer: Bruchstücke
(Geh und lebe / Eitelkeit der Eitelkeit / Duldung)

Jean Paul: Aus der Vorrede zu den Briefen

Carl Dallago: Weltbildung und Sündenfall

* *AUGUST 1920* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Die sechste Folge umfaßt 10 Hefte, welche zwanglos — in Abständen von ungefähr zwei Monaten — erscheinen, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die ganze Folge von 10 Heften (ca. 800 Seiten) kostet derzeit K 80.— (Mk. 30.—), die halbe erste (Heft 1—5), bezw. die zweite halbe Folge (Heft 6—10) K 44.— (Mk. 16.—), das Einzelheft K 9.— (Mk. 3.50). / Hiezu ein Teuerungsaufschlag von 20 Prozent. / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 5 (JUNI 1920):

Das achtzehnte Kapitel der Offenbarung Johannis / Ferdinand Ebner: Wort und Menschwerdung / Sören Kierkegaard: Tagebücher (III) / Theodor Haecker: Übersicht / Anton Santer: Stoische Episode (Zweiter Teil: Das Bergland / Carl Dallago: Das Christliche und das Soziale

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

NESTROY: DAS NOTWENDIGE // UND DAS ÜBERFLÜSSIGE //

Bearbeitet und eingeleitet von KARL KRAUS

*

Auf holzfreiem Papier gedruckt (mit einer Notenbeilage)

Preis M. 10.— (K 20.—)

*

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Sechste Folge
Zweiter Halbband

August 1920 bis Juni 1921

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT

		Seite
Die vierte Ecloge des Vergil (*Theodor Haecker*)		401
Carl Dallago:	Der große Unwissende, II. Teil:	
	Weltbildung und Sündenfall	453
	Thron und Altar	526
	Die Gefangennahme der Liebe	600
	Augustinus, Pascal und Kierkegaard	641
Ferdinand Ebner:	Das Urwort der Sprache	437
	Glossen zum Introitus des Johannes-Evangeliums	563
	Das Wissen um Gott und der Glaube	797
Theodor Haecker:	Revolution	481
	Über Kardinal Newmans Glaubensphilosophie	772
Franz Janowitz:	Der tägliche Tag	424
Sören Kierkegaard:	Tagebücher	590
	Die Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen	735
Josef Leitgeb:	Der Bauer	745
J. H. Kard. Newman:	Der Glaube an Einen Gott	404
	Der Glaube an die heilige Trinität	504
	Über Gewißheit / Der Folgerungssinn	746
Jean Paul:	Aus der Vorrede zu den Briefen	451
Anton Santer:	Bruchstücke (Geh und lebe / Eitelkeit der Eitelkeit / Duldung)	442
	Bürgerliches Abseits	521
	Abend	640
	Versuchung des Geistigen	791
Friedrich Schnack:	Gedichte	595
Mitteilung des Herausgebers		812

DIE VIERTE ECLOGE DES VERGIL

Musen des Hirten und Sängers, Höheres lasset uns singen!
Jeden erfreut nicht Gebüsch und ein niedriger Strauch Tamarisken:
Singen von Wäldern wir, seien die Wälder des Herrschers auch würdig!

Nun ist gekommen die letzte Zeit nach dem Spruch der Sibylle;
Neu entspringt jetzt frischer Geschlechter erhabene Folge.

Schon kehrt wieder die Jungfrau, Saturn hat wieder die Herrschaft;
Schon steigt neu ein Erbe herab aus himmlischen Höhen.

Sei nur dem nahenden Knaben, mit dem die eisernen Menschen
Enden, und allen Welten ein goldenes Alter erblühet —
Gnädig sei ihm, du Helferin, Reine! schon herrscht dein Apollo!

Während du, o Pollio, führest, beginnt dieses Aeons
Herrlichkeit, fangen an die hohen Jahre zu schreiten,
Die unsres Frevels Spuren, wenn solche noch blieben, vernichten,
Die aus unaufhörlichen Aengsten erlösen die Länder.

Jener empfängt das Leben der Gottheit, schauet die Götter
An und Heroen vereint, wird selber von ihnen geschauet.
Friedlichen Erdkreis regiert er mit Kraft, vom Vater ererbet.

Doch, o Knabe, als erste bescheidene Gabe, entsprießen
Rankender Epheu, lustiger Bärenklau, alldurcheinander,
Baldrian, Wasserrosen Aegyptens üppig dem Erdreich.

Selber bringen die Ziegen die Milch in strotzenden Eutern
Heim, und es fürchtet nun nicht mehr das Rind den gewaltigen Löwen.

Sterben wird auch die Schlange, sterben die trügerischen Kräuter
Tückischen Giftes; erblühen wird überall Syrias Amomum.
Kosende Blüten wird deine Wiege über dich schütten.

Aber sobald der Heroen Ruhmesgesänge, des Vaters
Taten lernen du kannst, und erkennen das Wesen der Tugend:
Dann werden blond sich kleiden die Aecker mit wehenden Aehren,
Hangen werden an wildem Dornbusch rötliche Trauben,
Träufeln wie Thau wird Honig aus hartem Stamme der Eiche.

Trotzdem bleiben noch manche Flecken der uralten Sünde,
Welche das Meer zu befahren, welche die Städte mit Mauern
Rings zu umgürten, welche die Erde zu pflügen gebieten.

Dann erstehet ein zweiter Tiphys, führt eine zweite
Argo erlesene Helden, entstehen andere Kriege;
Wiederum wird ein großer Achill gen Troja entsendet.

Hierauf, wann du zu sicheren Jahren des Mannes gereift bist,
Wird auch der Seefahrer meiden das Meer, wird nicht mehr die Schiffahrt
Tauschen und handeln; denn dann trägt allen und alles die Erde.

Dulden muß nicht mehr der Boden die Hacke, das Messer der Weinstock;
Alsbald nimmt auch der stämmige Pflüger den Stieren das Joch ab;
Täuschend braucht nicht mehr die Wolle verschiedene Färbung zu lügen:
Wechseln auf Auen ja selber die Widder die schimmernden Vließe
Bald in blühenden Purpur, bald in blasseren Safran;
Scharlach schmückt aus eigenem Willen weidende Lämmer.

„Laufet durch so erhabene Zeiten", sprachen die Parzen,
Einig und fest durch die Allmacht des Schicksals, zu ihren Spindeln.

Tritt' an (o, es naht schon die Stunde!) die herrlichen Ehren,
Teuerer göttlicher Sprosse, des Zeus erhabener Same!

Siehe das Weltall, erschauernd unter der lastenden Kuppel,
Siehe die Länder, die Flächen des Meeres, den Abgrund der Himmel!
Siehe, wie alles und alle sich freuen des kommenden Aeons!

O, daß der letzte Teil meines Lebens so lange noch währte!
Atem und Können hätt' ich genug, deine Werke zu preisen;

Meine Lieder wird nicht übertreffen Linus noch Orpheus,
Ob auch diesem die Mutter, und jenem der Vater noch hülfe:
Orpheus Kalliopea, dem Linus der schöne Apollo.

Pan selbst, wenn er stritte mit mir, und die Hirten entschieden:
Pan selbst, wenn die Hirten entschieden, erklärte besiegt sich.

Fang an, kleiner Knabe, lächelnd erkenne die Mutter!
— Viel Verdruß und Beschwer neun Monde ertrug deine Mutter —

Fang an, kleiner Knabe; wer nicht gelächelt der Mutter,
Den nicht würdigt des Tisches der Gott, des Lagers die Göttin.

Für Richard Seewald übersetzt
von Theodor Haecker

J. H. KARDINAL NEWMAN (1801—1890): DER GLAUBE AN EINEN *GOTT*

EINLEITUNG

Wir sind jetzt in der Lage zu bestimmen, was ein Glaubensdogma ist und was es heißt, es zu glauben. Ein Dogma ist ein Satz; es steht für einen Begriff oder für ein Ding; und es glauben heißt ihm die Zustimmung des Geistes geben, daß es für das eine oder das andere stehe. Ihm eine wirkliche Zustimmung geben ist ein religiöser Akt; eine begriffliche geben ist ein theologischer Akt. Es wird erkannt, man ruht in ihm, es wird angeeignet als eine Wirklichkeit durch die religiöse Einbildungskraft; es wird als Wahrheit festgehalten von dem theologischen Intellekt.

Nicht als wäre hier wirklich, oder könnte sein, irgend eine Demarkationslinie oder Feuermauer zwischen diesen beiden Weisen der Zustimmung, der religiösen und der theologischen. Wie der Intellekt allen Menschen gemeinsam ist ebenso wie die Einbildungskraft, so ist jeder religiöse Mensch bis zu einem gewissen Grad ein Theologe, und keine Theologie kann anfangen oder gedeihen ohne die einleitende und bleibende Gegenwart der Religion. Wie in den Angelegenheiten dieser Welt Sinne, Empfindung, Instinkt, Intuition uns mit Tatsachen versorgen, und der Intellekt sie gebraucht; so, was unsere Beziehungen zu dem Höchsten Wesen anlangt, empfangen wir unsere Tatsachen von dem Zeugnis, erst der Natur, dann der Vorsehung, und unsere Lehren, in die sie ausmünden, durch die Anwendung der Abstraktion und der Folgerung. Das liegt auf der Hand; aber es streitet nicht mit der Annahme, daß es eine theologische Geisteshaltung gibt, und eine religiöse, jede verschieden von der andern, indem die Religion die Theologie gebraucht und die Theologie die Religion. Dieses wohlverstanden, schlage ich vor, die Betrachtung der Dogmen vom Sein eines Gottes, und von der Heiligen Trinität in der Einheit, in ihren Beziehungen zur Zu-

stimmung, sowohl begrifflichen wie wirklichen, und hauptsächlich zur wirklichen Zustimmung; — aber ich bin noch nicht fertig mit allem, was ich zur Einleitung zu sagen habe.

Zuerst nun: mein Gegenstand ist Zustimmung, nicht Folgerung. Ich habe nicht die Absicht, die Argumente vorzubringen, die in den Glauben an diese Lehren ausfließen, sondern zu erforschen, was es heißt, an sie zu glauben, was der Geist tut, was er anschaut, wenn er einen Akt des Glaubens vollzieht. Es ist wahr, daß dieselben elementaren Tatsachen, welche ein Objekt für eine Zustimmung erschaffen, auch Materie für eine Folgerung liefern: und indem ich zeige, was wir glauben, werde ich in einem gewissen Sinn unvermeidlich zeigen, warum wir glauben; aber eben dieses ist der Grund, der es notwendig für mich macht, am Beginn auf der wirklichen Unterscheidung zwischen diesen beiden zusammenlaufenden und zusammenfallenden Gedankengängen zu bestehen und der Vorsicht halber vorauszuschicken — damit ich nicht mißverstanden werde — daß ich nicht die Frage betrachte, daß da ein Gott ist, sondern eher: was Gott ist.

Und zweitens: ich verstehe unter Glauben nicht einfach Vertrauen, weil dieser Glaube, in seinem theologischen Sinn, einen Glauben einschließt, nicht nur an das geglaubte Ding, sondern auch an den Grund des Glaubens; das will sagen, nicht nur Glauben an bestimmte Lehren, sondern Glauben an sie ausdrücklich, weil Gott sie geoffenbart hat; aber hier beschäftige ich mich nur mit dem, was man das materiale Objekt des Glaubens nennt, nicht mit dem formalen, sondern mit dem geglaubten Ding. Der Allmächtige gibt Zeugnis Sich Selbst in der Offenbarung; wir glauben, daß Er Einer ist und daß Er Drei ist, weil Er also sagt. Wir glauben auch, was Er uns sagt über Seine Attribute, Seine Vorsehungen und Fügungen, Seine Entschlüsse und Handlungen, was Er getan hat und was Er tun wird. Und wenn all das zu viel ist für uns, sei es, daß wir es wegen seiner Mannigfaltigkeit nicht zu gleicher Zeit vor unseren Geist bringen, oder daß wir wegen der Enge unseres Intellekts oder des Mangels an Bildung es überhaupt nicht auffassen oder aussprechen können, dann schließlich glauben wir *in globo* alles,

was Er über Sich selbst uns geoffenbart hat, und das, weil Er es geoffenbart hat. Indessen, dieses: „weil Er es sagt" liegt nicht im Rahmen der gegenwärtigen Untersuchung, sondern nur die Wahrheiten selber, und diese besonderen Wahrheiten: „Er ist Einer"; „Er ist Drei"; und von diesen, welche beide geoffenbart sind, will ich „Er ist Einer" nicht als eine Wahrheit der Offenbarung betrachten, sondern, was sie auch ist, als eine natürliche Wahrheit, die Grundlage aller Religion. Und mit der fange ich an.

DER GLAUBE AN EINEN *GOTT*

Es ist ein Gott, der und der nach Natur und Attributen.

Ich sage „der und der", damit, wofern ich nicht auseinandersetze, was ich unter „Ein Gott" meine, ich nicht Worte gebrauche, die alles und nichts meinen können. Ich kann meinen eine bloße *„anima mundi"*; oder ein anfängliches Prinzip, das einmal in Tätigkeit war und nun nicht mehr ist; oder die kollektive Menschheit. Ich rede also von dem Gott des Theisten und des Christen: ein Gott, der numerisch Einer ist, der Person ist; der Schöpfer, Erhalter und Vollender aller Dinge, das Leben von Gesetz und Ordnung, der Sittliche Herrscher; Einer, der der Höchste ist und der Einzige; gleich Ihm selbst, ungleich außer Ihm selbst allen Dingen, die alle nur Seine Schöpfungen sind; verschieden von, unabhängig von ihnen allen; Einer, der aus Sich existiert, absolut unendlich, der immer gewesen ist und immer sein wird, dem nichts vergangen oder zukünftig ist; der ganz Vollkommenheit ist, und die Fülle und das Urbild jeder möglichen Vollkommenheit, die Wahrheit Selbst, Weisheit, Liebe, Gerechtigkeit, Heiligkeit; Einer, der Allmächtig ist, Allwissend, Allgegenwärtig, Unerforschlich. Das sind einige der unterscheidenden Prärogative, welche ich bedingungslos und schrankenlos dem großen Wesen zuschreibe, das ich Gott nenne.

Da dieses die Theisten meinen, wenn sie von Gott sprechen, so läßt ihre Zustimmung zu dieser Wahrheit ohne Schwierigkeit zu, daß sie eine ist, die ich eine begriffliche genannt habe. Es ist eine Zustimmung, folgend auf Akte der Folgerung, und andere rein intellektuelle Uebungen; und es ist eine Zustimmung

zu einer breiten Entwicklung von Prädikaten, korrelativ jedes dem andern, oder zum mindesten innig mit einander verknüpft, abgeleitet wie auf dem Papier, so wie wir die Karte eines Landes zeichnen können, das wir niemals gesehen haben, oder mathematische Tabellen konstruieren, oder die Methoden eines Newton oder Davy meistern können, ohne daß wir selber Astronomen, Mathematiker oder Chemiker sind.

So viel ist klar; aber es folgt die Frage: Kann ich zu einer lebhafteren Zustimmung kommen zum Sein eines Gottes als die ist, welche bloß Begriffen des Intellekts gegeben wird? Kann ich mit einem persönlichen Wissen in den Kreis von Wahrheiten eintreten, welcher jenen großen Gedanken ausmacht? Kann ich mich erheben zu dem, was ich eine Auffassung der Einbildungskraft von ihm genannt habe? Kann ich glauben, als ob ich sähe? Da eine so hohe Zustimmung eine gegenwärtige Erfahrung oder eine Erinnerung an das Faktum erfordert, so möchte es beim ersten Anblick scheinen, als müßte die Antwort im Sinne der Verneinung ausfallen; denn wie kann ich zustimmen, als ob ich sähe, es sei denn, ich habe gesehen? aber niemand in diesem Leben kann Gott sehen. Jedoch ich begreife, daß eine wirkliche Zustimmung möglich ist, und werde zeigen, wie.

Wenn gesagt wird, daß wir Gott nicht sehen können, so ist das unleugbar; aber in welchem Sinn haben wir eine Wahrnehmung von Seinen Geschöpfen, von den individuellen Wesen, welche uns umgeben? Die Evidenz, die wir von ihrer Gegenwart haben, liegt in den Phänomenen, die an unsere Sinne sich richten, und unsere Bürgschaft dafür, daß sie für Evidenz genommen werden, ist unsere instinktive Gewißheit, daß sie Evidenz sind. Nach dem Gesetz unserer Natur assoziieren wir diese sinnlichen Phänomene oder Eindrücke mit bestimmten Einheiten, Individuen, Substanzen, wie immer diese zu nennen sind, welche draußen sind und außerhalb des Bereiches der Sinne, und die wir uns darstellen in jenen Phänomenen. Die Phänomene sind wie Bilder, aber zur selben Zeit geben sie uns kein exaktes Maß oder Merkmal von den unbekannten Dingen jenseits ihrer; — denn wer will sagen, daß eine Einstimmigkeit sei zwischen den Eindrücken, die zwei von uns, respektive, von irgend

einem dritten Ding haben würden unter der Voraussetzung, daß einer von uns nur den Tastsinn hätte, und der andere nur den des Gehörs? Darum, wenn wir davon reden, daß wir ein Bild von den Dingen haben, welche durch die Sinne wahrgenommen werden, so meinen wir eine gewisse Vorstellung, so weit wahr, aber nicht adäquat.

Und so auch mit jenen intellektuellen Gegenständen, die uns durch unsere Sinne nahe gebracht werden: — daß sie existieren, wissen wir aus Instinkt; daß sie die und die sind, verstehen wir aus den Eindrücken, die sie auf unserem Geiste hinterlassen. So lassen das Leben und die Schriften eines Cicero, eines Dr. Johnson, eines Hlg. Hieronymus, eines Hlg. Chrysostomus auf uns bestimmte Eindrücke des intellektuellen und moralischen Charakters eines jeden von ihnen, *sui generis*, und unverkennbar. Wir befassen uns mit einer Seite des Hieronymus oder einer Seite des Chrysostomus: da ist keine Möglichkeit, den einen mit dem andern zu verwechseln; in beiden Fällen sehen wir den Menschen in seiner Sprache. Und so mit jedem großen Mann, den wir kennen gelernt haben mögen: daß er nicht ein bloßer Eindruck auf unsere Sinne ist, wissen wir aus Instinkt; daß er der und der ist, wissen wir aus der Materie oder Qualität jenes Eindrucks.

Nun wird gewiß der Gottesgedanke, wie Theisten ihn pflegen, nicht gewonnen durch eine instinktive Assoziation Seiner Gegenwart mit irgendwelchen sinnlichen Phänomenen; aber das Amt, welches die Sinne, was die äußere Welt anlangt, direkt erfüllen, dieses Amt fällt, was ihren Schöpfer anlangt, indirekt bestimmten Phänomenen unserer geistigen Phänomene zu. Diese Phänomene finden sich in dem Gefühl der sittlichen Verpflichtung. Wie wir aus einer Fülle nach verschiedenen und besonderen Seiten wirksamer instinktiver Wahrnehmungen von Etwas jenseits der Sinne, den Begriff einer äußeren Welt verallgemeinern und dann diese Welt darstellen in und gemäß jenen besonderen Phänomenen, von denen wir ausgingen, so schreiten wir von der wahrnehmenden Kraft, welche die Winke des Gewissens mit den Zurückstrahlungen oder dem Echo (so zu sagen) einer Ermahnung von außen identifiziert, weiter zu dem Be-

griff eines Höchsten Herrschers und Richters, und bilden dann wieder Ihn und Seine Attribute in jenen wiederkehrenden Winken, aus welchen heraus, als geistigen Phänomenen, unsere Anerkennung Seiner Existenz ursprünglich gewonnen wurde. Und wenn die Eindrücke, die Seine Geschöpfe auf uns durch unsere Sinne machen, uns nötigen, diese Geschöpfe jeweils als *sui generis* zu betrachten, so ist es kein Wunder, daß die Anzeichen, welche Er uns indirekt von Seiner eigenen Natur gibt, solcher Art sind, daß sie es uns verständlich machen, daß Er gleich Ihm selbst ist und gleich nichts sonst.

Ich habe schon gesagt, daß ich hier nicht vorhabe, das Sein eines Gottes zu beweisen; indessen habe ich unmöglich vermeiden können, zu sagen, wo ich den Beweis dafür erblicke. Denn ich würde, dieses zu beweisen, mit denselben Mitteln anfangen, mit denen ich einen Beweis Seiner Attribute und Charakters beginnen würde; mit denselben Mitteln, mit denen ich zeige, wie wir Ihn erfassen, nicht bloß als einen Begriff, sondern als eine Wirklichkeit. Die letzte nun dieser drei Untersuchungen allein beschäftigt mich hier, aber ich kann nicht ganz und gar die beiden anderen aus meiner Betrachtung ausschließen. Trotzdem: ich wiederhole, worauf ich direkt ziele, ist, zu erklären, wie wir ein Bild von Gott gewinnen und eine wirkliche Zustimmung geben dem Satze, daß Er existiert. Und zunächst, um dieses zu tun, muß ich selbstverständlich von einem ersten Prinzip ausgehen; — und dieses erste Prinzip, das ich annehme und zu beweisen nicht versuchen werde, ist, daß wir von Natur ein Gewissen haben.

Ich nehme also an, daß das Gewissen einen legitimen Platz unter unseren geistigen Akten hat; im selben Sinne wirklich, wie die Tätigkeit des Gedächtnisses, des Urteilens, des Einbildens oder wie das Gefühl für das Schöne; daß, wie es Gegenstände gibt, die, vor den Geist gebracht, ihn veranlassen, Sorge, Kummer, Freude oder Sehnsucht zu fühlen, so es auch Dinge gibt, welche in uns Billigung oder Tadel wachrufen, und welche wir infolgedessen recht oder unrecht nennen; und die, in uns erfahren, jenes spezifische Gefühl der Lust oder Pein in uns entflammen, das unter dem Namen eines guten oder schlechten Ge-

wissens geht. Dieses als richtig vorausgesetzt, will ich zu zeigen versuchen, daß in diesem besonderen Gefühl, welches auf die Begehung dessen, was wir recht und unrecht nennen, folgt, die Materie liegt für die wirkliche Erfassung eines Göttlichen Herrn und Richters.

Das Gefühl des Gewissens, das, ich wiederhole, eine gewisse scharfe Empfindung ist, lustvoll oder peinvoll, — Selbstbilligung und Hoffnung oder Reue und Furcht, — und gewisse unserer Handlungen begleitet, die wir infolgedessen recht oder unrecht nennen, ist ein doppeltes: — es ist ein sittliches Gefühl und ein Gefühl der Pflicht; ein Urteil der Vernunft und ein herrischer Befehl. Natürlich ist seine Tätigkeit unteilbar; aber doch hat es diese beiden Aspekte, verschieden jeder vom anderen und eine gesonderte Betrachtung zulassend. Ob ich auch mein Gefühl verlöre für die Verpflichtung, unter der ich liege, ehrloser Handlungen mich zu enthalten, so würde ich infolge dessen doch nicht mein Gefühl verlieren dafür, daß solche Handlungen eine Schmach sind, die ich meiner sittlichen Natur antue. Wiederum: ob ich auch mein Gefühl für ihre sittliche Häßlichkeit verlöre, ich würde darum nicht mein Gefühl verlieren dafür, daß sie mir verboten sind. So hat das Gewissen sowohl ein kritisches wie auch ein richterliches Amt, und wiewohl seine Winke in der Brust der Millionen menschlicher Wesen, denen es gegeben ist, nicht in allen Fällen richtig sind, so sagt das nicht notwendig etwas gegen die Macht seines Zeugnisses und seiner Billigung: seines Zeugnisses, daß es Recht und Unrecht gibt, und seiner Billigung für dieses Zeugnis, die mitgeführt wird von den Gefühlen, welche rechtes oder unrechtes Handeln begleiten. Hier habe ich vom Gewissen zu reden unter dem zweiten Gesichtspunkt, nicht insofern es uns vermittelst seiner verschiedenen Akte, mit den Elementen der Moral versieht, welche vom Intellekt in ein ethisches System entwickelt werden können, sondern einfach als der Befehl eines autoritativen Mahners, sich beziehend auf die Details der Lebensführung, wie sie vor uns kommen, und vollständig in seinen verschiedenen einzelnen Akten.

So wollen wir nun das Gewissen betrachten, nicht als eine

Regel für rechtes Verhalten, sondern als eine Billigung des rechten Verhaltens. Das ist sein wichtigster und höchst autoritativer Aspekt; es ist der gewöhnliche Sinn des Wortes. Die halbe Welt würde sich den Kopf zerbrechen um zu erraten, was mit dem sittlichen Gefühl gemeint ist; aber jedermann weiß, was mit einem guten oder schlechten Gewissen gemeint ist. Das Gewissen ist immer mit Drohungen und mit Versprechungen nötigend hinter uns her, daß wir dem Recht folgen und das Unrecht meiden sollen; so weit ist es ein und dasselbe im Geist eines jeden, welcher Art immer seine besonderen Irrtümer sein mögen in besonderen Geistern, was die Handlungen anlangt, die es zu tun oder zu meiden befiehlt; und in dieser Beziehung stimmt es überein mit unserer Wahrnehmung des Schönen und Häßlichen. Wie wir von Natur ein Gefühl für das Schöne und Anmutige in Natur und Kunst haben, wiewohl der Geschmack sprichwörtlich verschieden ist, so haben wir ein Gefühl für Pflicht und Verpflichtung, ob wir nun alle es mit denselben besonderen Handlungen verbinden oder nicht. Hier jedoch scheiden sich Geschmack und Gewissen: denn das Gefühl für Schönheit hat, wie ja in der Tat das sittliche Gefühl, keine speziellen Beziehungen zu Personen, sondern betrachtet die Gegenstände an sich; das Gewissen dagegen hat es ganz ursprünglich mit Personen zu tun, und mit Handlungen hauptsächlich im Blick auf ihre Tuer, oder besser mit dem Selbst allein und den eigenen Handlungen, und mit anderen nur indirekt und wie in Verbindung mit dem Selbst. Und weiter: der Geschmack appelliert, in seiner eigenen Evidenz ruhend, an nichts jenseits seines eigenen Gefühls für das Schöne oder Häßliche und erfreut sich an den Beispielen des Schönen um ihrer selbst willen; das Gewissen aber ruht nicht in sich selbst, sondern langt in vager Weise vor zu etwas jenseits seiner selbst, und erkennt undeutlich eine Billigung für seine Handlungen, die höher ist als es selbst, und bewiesen ist in jenem durchdringenden Gefühl der Verpflichtung und Verantwortung, das sie belehrt. Und daher kommt es, daß wir gewohnt sind, vom Gewissen zu sprechen als einer Stimme, — ein Ausdruck, den auf das Gefühl für das Schöne anzuwenden uns niemals einfallen würde; und überdies eine

Stimme, oder das Echo einer Stimme, herrisch und nötigend, wie kein anderer Befehl im ganzen Bereich unserer Erfahrung.

Und wiederum, infolge dieses Vorrechts zu diktieren und zu befehlen, welches zu seinem Wesen gehört, hat das Gewissen eine innige Beziehung zu unseren Gefühlen und Gemütsbewegungen, indem es uns zu Ehrfurcht und Scheu führt, zu Hoffnung und Furcht, im besonderen Furcht, ein Gefühl, das meistens nicht nur dem Geschmack, sondern sogar dem sittlichen Gefühl fremd ist, ausgenommen als Folge zufälliger Assoziationen. Keine Furcht wird empfunden von einem, der anerkennt, daß seine Haltung nicht schön gewesen ist, wiewohl er über sich selbst sich ärgern mag, wenn er vielleicht dadurch irgend einen Vorteil eingebüßt hat; aber wenn er zu irgend einer Art von Unsittlichkeit verlockt worden ist, so hat er ein lebhaftes Gefühl der Verantwortlichkeit und Schuld, wiewohl die Handlung kein Vergehen gegen die Gesellschaft sein mag, — von Qual und Furcht, wiewohl sie sogar von augenblicklichem Nutzen für ihn sein mag, — von Reue und Bedauern, wiewohl sie in sich selbst höchst lustvoll sein mag, — von Verwirrung in Gesicht und Miene, wiewohl sie keine Zeugen haben mag. Diese verschiedenen Beunruhigungen des Geistes, welche für ein schlechtes Gewissen charakteristisch sind, und sehr bedeutend sein können, — Selbstvorwürfe, stechende Scham, nicht aufhörende Gewissensbisse, entmutigender Schreck beim Ausblick in die Zukunft, — und ihre Gegensätze, wenn das Gewissen gut ist, eben so wirklich, wenn auch weniger eindringlich: Selbstbilligung, innerer Friede, Leichtigkeit des Herzens, und ähnliches, — diese Gemütsbewegungen konstituieren einen Unterschied der Art zwischen Gewissen und unseren anderen intellektuellen Gefühlen, — gesunder Menschenverstand, Vernünftigkeit, Gefühl für das Praktische, Geschmack, Ehrgefühl und ähnliches, — wie sie ihn freilich auch zwischen Gewissen und sittlichem Gefühl schaffen würden, vorausgesetzt, diese beiden wären nicht Aspekte eines und desselben Gefühles, zur Erfahrung gebracht auf Grund einer und derselben Materie.

So viel über die charakteristischen Phänomene, welche das Gewissen darbietet; auch ist es nicht schwer, zu bestimmen, was

sie einschließen. Ich verweise noch einmal auf unser Gefühl für das Schöne. Dieses Gefühl ist begleitet von einem intellektuellen Genuß, und ist frei von was immer von der Natur der Gemütsbewegungen ist, ausgenommen in einem Fall, nämlich wenn es erregt wird von Personen; dann geschieht es, daß das ruhige Gefühl der Bewunderung wechselt mit der Erregung des Gemüts und Leidenschaft. Auch das Gewissen, betrachtet als ein sittlicher Sinn, ein intellektuelles Gefühl, ist ein Gefühl der Bewunderung und des Mißfallens, der Billigung und des Tadels: aber es ist um etwas mehr als ein sittliches Gefühl; es ist immer, was das Gefühl für das Schöne nur in gewissen Fällen ist — es ist immer auf das Gemüt gerichtet. Kein Wunder denn, daß es immer einschließt, was jenes Gefühl nur zuweilen einschließt; daß es immer mit sich bringt die Anerkennung eines lebendigen Gegenstandes, auf den es gerichtet ist. Unbeseelte Dinge können unser Gemüt nicht erregen; dieses steht immer in Wechselbeziehung zu Personen. Wenn wir, wie es der Fall ist, uns verantwortlich fühlen, beschämt sind, erschreckt sind bei einer Verfehlung gegen die Stimme des Gewissens, so schließt dieses ein, daß hier Einer ist, dem wir verantwortlich sind, vor dem wir beschämt sind, dessen Ansprüche auf uns wir fürchten. Wenn wir, indem wir unrecht tun, denselben tränenvollen herzbrechenden Gram fühlen, der uns erschüttert, wenn wir eine Mutter verletzen; wenn wir, indem wir recht tun, dieselbe lichtvolle Heiterkeit des Geistes genießen, dieselbe sänftigende, wohltuende Freude, welche einem Lob folgt, das wir von einem Vater empfangen, so haben wir gewiß in uns das Bild einer Person, auf die unsere Liebe und Verehrung blicken, in deren Lächeln wir unser Glück finden, nach der wir uns sehnen, an die wir unsere Klagen richten, in deren Zorn wir uns verwirren und dahinschwinden. Diese Gefühle in uns sind derart, daß sie als erregende Ursache ein intelligentes Wesen erfordern: wir sind nicht zärtlich gegenüber einem Stein, noch fühlen wir Scham vor einem Pferd oder einem Hund; wir haben keine Gewissensbisse oder Reue, wenn wir ein bloß menschliches Gesetz brechen: indessen, so ist es: das Gewissen erregt alle diese peinvollen Gemütsbewegungen, Verwirrung, Ahnungen, Selbstver-

dammung; und andererseits schüttet es über uns einen tiefen Frieden, ein Gefühl der Sicherheit, eine Resignation und eine Hoffnung, die kein sichtbarer, kein irdischer Gegenstand hervorlocken kann. „Der Böse flieht, wenn keiner ihn verfolgt"; aber dann, warum flieht er? Woher sein Schrecken? Wer ist das, den er sieht in der Einsamkeit, in der Finsternis, in den verborgenen Kammern seines Herzens? Wenn die Ursachen dieser Gemütsbewegungen nicht dieser sichtbaren Welt angehören, so muß der Gegenstand, auf den seine Wahrnehmung gerichtet ist, Uebernatürlich und Göttlich sein; so also hilft das Phänomen des Gewissens, als eines Befehles, dazu, in den Geist das Bild zu prägen eines Höchsten Herrschers, eines Richters, heilig, gerecht, mächtig, alles sehend, vergeltend, und ist das schöpferische Prinzip der Religion, wie das sittliche Gefühl das Prinzip der Ethik ist.

Und man lasse mich hier noch einmal auf die Tatsache zurückweisen, auf die ich die Aufmerksamkeit bereits gezogen habe, daß dieser Instinkt des Geistes, der einen außen stehenden Herrn im Befehl des Gewissens erkennt und den Gedanken von Ihm in den genau bestimmten Eindrücken, welche das Gewissen schafft, bildlich darstellt, parallel ist jenem andern Gesetz nicht nur der menschlichen, sondern auch der tierischen Natur, nach welchem die Gegenwart unsichtbarer individueller Wesen erkannt wird unter den wechselnden Gestalten und Farben der sichtbaren Welt. Sind es die Sinne oder ist es die Vernunft, durch welche die Tiere die wirklichen, materiellen und geistigen, Einheiten erfahren, welche bedeutet liegen in den Lichtern und Schatten, dem strahlenden ewig wechselnden Kaleidoskop, wie man es nennen mag, das auf ihrer Retina sich abspielt? Nicht die Vernunft, denn sie haben keine Vernunft; nicht die Sinne, denn sie überschreiten ihre Sinne; darum ist es ein Instinkt. Diese Fähigkeit in den Tieren würde, wenn wir nicht daran so gewohnt wären, uns als ein großes Mysterium in Erstaunen setzen. Es ist eine Eigentümlichkeit der tierischen Natur, empfänglich zu sein für Phänomene durch den Kanal der Sinne; es ist eine andere, in diesen sinnlichen Phänomenen eine Wahrnehmung zu haben von den Individuen, zu denen

einige Gruppen von ihnen gehören. Diese Wahrnehmung intellektueller Dinge ist den Tieren in weitem Maße gegeben, und das, scheinbar, vom ersten Augenblick ihrer Geburt an. Es ist nicht ein bloß physischer Instinkt — nach der Art dessen, der es zu seiner Mutter um Milch führt — welcher das frisch geworfene Lamm jedes seiner Mitlämmchen erkennen läßt als ein Ganzes, bestehend aus vielen Teilen zusammengefaßt in eines, und es, ehe es eine Stunde alt ist, die Erfahrung seiner eigenen und der Individualität seiner Nebenbuhler machen läßt. Und noch viel entschiedener erkennen die Pferde und Hunde sogar die Persönlichkeit ihrer Herren. Wie haben wir diese Wahrnehmung von Dingen zu erklären, welche eines und individuell sind, inmitten einer Welt von Pluralitäten und wechselnden Veränderungen, sei es bei Tieren oder bei Kindern? Aber solange wir das Wissen, das ein Kind von seiner Mutter oder seiner Amme hat, nicht erklären können, was für einen Grund haben wir, eine Ausnahme zu machen mit der Lehre, ebenso seltsam und schwierig, daß es fähig ist, in dem Befehl des Gewissens, ohne vorausgehende Erfahrungen oder ähnliches Urteilen, die Stimme zu erfassen, oder das Echo der Stimme, eines Herrn, lebendig, persönlich und souverän.

Ich gebe selbstverständlich zu, daß wir kein noch so frühes Datum bestimmen können, vor dem es überhaupt nichts gelernt und keine geistigen Assoziationen geformt hätte aus den Worten und dem Verhalten jener, in deren Obhut es ist. Aber dennoch: wenn ein Kind von 5 oder 6 Jahren, zu einer Zeit, da die Vernunft im ganzen voll erwacht, infolge ihres Unterrichts Gedanken und Meinungen bereits so weit gemeistert und sich angeeignet hat, daß es fähig ist, vertraut mit ihnen umzugehen und sie anzuwenden, so müssen diese Meinungen zum allermindesten in einzigartiger Weise mit seinem Geiste verwandt, wenn nicht seiner ursprünglichen Tätigkeit von Natur mitgegeben sein. Und daß eine solche spontane Aufnahme von religiösen Wahrheiten bei Kindern gewöhnlich ist, werde ich für gewiß annehmen, bis ich überzeugt werde, daß ich damit unrecht habe. Das Kind versteht scharf, daß zwischen Recht und Unrecht ein Unterschied ist; und wenn es, was es für unrecht hält, getan

hat, ist es sich bewußt, daß es gegen Einen fehlt, dem es unterworfen ist, den es nicht sieht, der es sieht. Sein Geist erreicht durch ein starkes Vorgefühl den Gedanken eines Sittlichen Herrschers, souverän über es, wachsam und gerecht. Es ist in ihm wie ein natürlicher Impuls, diesen Gedanken zu pflegen.

Ich habe den Wunsch, ein gewöhnliches Kind zu nehmen, aber eines, das gesichert ist vor den Einflüssen, die seine religiösen Instinkte zerstören. Angenommen, es habe gegen seine Eltern gefehlt, so wird es ganz allein und ohne jede Anstrengung, als wäre es die allernatürlichste seiner Handlungen, sich in die Gegenwart Gottes versetzen, und Ihn bitten, es wieder in das richtige Verhältnis zu seinen Eltern zu bringen. Wir wollen betrachten, wie viel in diesem simpeln Akt enthalten ist. Zuerst schließt er ein den Eindruck seines Geistes von einem unsichtbaren Wesen, mit dem es in unmittelbarer Verbindung steht, und diese Verbindung so vertraut, daß es an Ihn sich wenden kann, wann immer es ihm beliebt; demnächst von Einem, dessen Wohlwollen ihm sicher und selbstverständlich ist — ja sogar, der es besser liebt und ihm näher ist, als seine Eltern; weiter, von Einem, der es hören kann, wo immer es sein mag, und der seine Gedanken lesen kann, da sein Gebet nicht in lauten Worten zu sein braucht; schließlich, von Einem, der einen entscheidenden Wechsel in den Gefühlen anderer zu ihm bewirken kann. Das will sagen, daß wir nicht unrecht haben werden mit der Annahme, daß dieses Kind in seinem Geist das Bild eines unsichtbaren Wesens hat, das eine besondere Vorsehung über uns ausübt, das gegenwärtig ist allüberall, das im Herzen liest, die Herzen ändert, immer zugänglich, offen dem Flehen. Was für eine starke und vertraute Vision Gottes muß es schon erreicht haben, wenn, wie ich angenommen habe, eine gewöhnliche Verwirrung des Geistes die spontane Wirkung hat, es um Trost und Hilfe an eine unsichtbare Persönliche Macht sich wenden zu lassen!

Dann noch: dieses Bild, vor sein geistiges Auge gebracht, ist das Bild von Einem, der durch einbegriffenes Drohen und Verheißen gewisse Dinge befiehlt, die es, dasselbe Kind, überein-

stimmend, durch denselben Akt des Geistes, anerkennt; welche die Billigung seines sittlichen Gefühls und Urteils, als recht und gut, empfangen. Es ist das Bild von Einem, der gut ist, insofern er auferlegt und durchsetzt, was recht und gut ist, und der, infolgedessen, in dem Kind nicht nur Hoffnung und Furcht erregt — ja (kann man hinzufügen), Dankbarkeit gegen Ihn, als Geber eines Gesetzes und Erhalter desselben durch Lohn und Strafe — sondern auch Liebe entzündet zu Ihm, als Einem der ihm ein gutes Gesetz gibt und darum selber gut ist, denn es ist die Eigenschaft der Güte, Liebe zu entflammen, oder besser, der wahre Gegenstand der Liebe ist Güte; und alle diese verschiedenen Elemente des sittlichen Gesetzes, welche das typische Kind, das ich voraussetze, mehr oder weniger bewußt liebt und billigt, — Wahrheit, Reinheit, Gerechtigkeit, Freundlichkeit, und ähnliches, — sind bloß Formen und Aspekte der Güte. Und da es, entsprechend seiner Stufe, eine Empfänglichkeit für sie alle hat, so wird es um ihrer aller willen bewegt, den Gesetzgeber zu lieben, der sie ihm anbefiehlt. Und da es diese Qualitäten und ihre Offenbarungen unter dem gemeinsamen Namen der Güte anschauen kann, so ist es vorbereitet, sie zu denken als unteilbar, in Wechselbeziehung und jede die andere ergänzend in einer und derselben Person, so daß da kein Aspekt der Güte ist, welcher Gott nicht ist; und das umsomehr, weil der Begriff einer Vollkommenheit, der alle nur möglichen Vorzüglichkeiten umfaßt, sowohl sittliche wie intellektuelle, dem Geiste ganz besonders sympathisch ist, und da auch in der Tat intellektuelle sowohl wie sittliche Attribute in dem Bilde des Kindes von Gott eingeschlossen sind, wie ich oben dargestellt habe.

Solcher Art ist die Wahrnehmung, die sogar ein Kind von seinem Herrn, Gesetzgeber und Richter haben kann; die möglich ist bei Kindern, da, zum mindesten, einige Kinder sie besitzen, ob andere sie nun besitzen oder nicht; und die, wenn sie bei Kindern gefunden wird, gefunden wird als eine, die infolge der geringen Anzahl ihrer Ideen prompt und scharf arbeitet. Es ist ein Bild von dem guten Gott, gut in sich selbst, gut in Beziehungen zum Kind, welche Unvollständigkeit auch immer es

haben mag; ein Bild, bevor noch darüber reflektiert worden ist, und bevor es vom Kind als ein Begriff erkannt worden ist. Wiewohl es das Wort „Gott", wenn ihm gesagt wird, es zu gebrauchen, nicht erklären oder definieren kann, so zeigen seine Handlungen, daß es ihm weit mehr ist als ein Wort. Gewiß: es horcht mit Staunen und Interesse auf Märchen und Erzählungen; es hat ein undeutliches und schattenhaftes Gefühl für das, was es über Personen und Dinge dieser Welt hört; aber es hat in sich das, was auf die Lehren seiner ersten Lehrer über den Willen und die Vorsehung Gottes hin augenblicklich und tatsächlich vibriert, antwortet und ihnen einen tiefen Sinn gibt.

Wie weit dieses anfängliche religiöse Wissen von außen kommt, und wie viel von innen, wieviel von Natur ist, wieviel eine besondere göttliche Hilfe, welche über der Natur ist, erfordert, das zu entscheiden haben wir keine Mittel; auch erfordert mein gegenwärtiger Zweck diese Entscheidung nicht. Ich befasse mich nicht damit, das Bild Gottes im Geist eines Kindes oder eines Menschen bis zu seinen ersten Ursprüngen zu zeichnen, sondern zu zeigen, daß er beherrscht werden kann von einem solchen Bild, das über und vor allen bloßen Begriffen von Gott ist, und worin dieses Bild besteht. Ob seine Elemente, im Geiste verborgen und gebunden, jemals ohne Hilfe von außen herausgelockt würden, ist sehr zweifelhaft; aber wie immer die tatsächliche Geschichte der ersten Formung des göttlichen Bildes in uns sein mag, so viel ist gewiß, daß es durch Kunde, die uns von außen kommt, mit fortschreitender Zeit Kräftigung und Verbesserung zuläßt. Es ist auch gewiß, daß, ob es klarer und kräftiger wird oder, andererseits, trüber und verzerrt oder ausgewischt wird, von jedem von uns in individueller Weise und seinen Umständen abhängt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, schließlich, infolge von Vernachlässigung, infolge der Versuchungen des Lebens, infolge schlechter Gesellschaft oder infolge der Dringlichkeit weltlicher Beschäftigungen das Licht der Seele dahinschwindet und erlischt. Menschen vergehen sich gegen ihr Pflichtgefühl und verlieren schrittweise jene Gefühle der Scham und Furcht, die natürlichen Ergänzungen der Vergehen, welche, wie ich gesagt habe, die Zeugen des unsichtbaren

Richters sind. Und würde es selbst für unmöglich erachtet, daß jene, die in ihrer ersten Jugend eine ursprüngliche Wahrnehmung von Ihm hatten, jemals sie ganz und gar verlieren könnten, so kann doch diese Wahrnehmung nahezu ununterscheidbar werden von einer nur gefolgerten Annahme der großen Wahrheit oder kann hinschwinden in einen bloßen Begriff ihres Intellekts. Im Gegensatz dazu mag das Bild Gottes, wenn richtig gepflegt, sich ausbreiten, sich vertiefen und sich vervollkommnen mit dem Wachsen ihrer Kräfte und im Laufe des Lebens unter den verschiedenen Lektionen, in ihnen und außer ihnen, die ihnen, was denselben Gott, Einer und Person, anlangt, erteilt werden durch Erziehung, sozialen Umgang, Erfahrung und Literatur.

Einem Geist, der in dieser Weise sorgsam gebildet ist auf der Basis seines natürlichen Gewissens, gibt die Welt, sowohl der Natur wie der Menschen, nur einen Reflex wider jener Wahrheiten von dem Einen lebendigen Gott, die ihm vertraut gewesen sind von seiner Kindheit an. Gut und Böse begegnen uns täglich, wie wir durch das Leben gehen, und es gibt solche, die es für philosophisch halten, gegenüber den Manifestationen beider mit einer Art von Unparteilichkeit sich zu verhalten, als hätte das Böse ebensoviel Recht da zu sein wie das Gute, oder sogar noch ein besseres, da es schlagendere Triumphe und einen weiteren Bereich der Toleranz habe. Und da der Lauf der Dinge durch feste Gesetze bestimmt wird, so halten sie dafür, daß diese Gesetze die gegenwärtige Wirksamkeit des Schöpfers in der Durchführung besonderer Ziele ausschließen. Es ist anders mit der Theologie einer religiösen Einbildungskraft. Sie hat einen lebendigen Halt in Wahrheiten, welche wirklich in der Welt zu finden sind, wiewohl sie nicht auf der Oberfläche liegen. Sie ist in der Lage, durch Vorwegnahme auszusprechen, was zu beweisen eine langwierige Erörterung erfordert — daß Gut die Regel ist und Böse die Ausnahme. Sie ist in der Lage, als sicher anzunehmen, daß, allgemein, wie die Naturgesetze sind, sie sich doch vertragen mit einer besonderen Vorsehung. Sie deutet, was sie rings um sich sieht, mit Hilfe dieses vorausgehenden inneren Unterrichts, als des wahren Schlüssels zu

jenem Labyrinth unermeßlich verwickelter Unordnung; und so gewinnt sie eine zusammenhängendere und lichtvollere Vision Gottes aus dem hoffnungslosesten Material. So ist das Gewissen ein verknüpfendes Prinzip zwischen dem Geschöpf und seinem Schöpfer; und der festeste Halt theologischer Wahrheiten wird gewonnen durch Gewohnheiten persönlicher Religion. Wenn die Menschen alle ihre Werke anfangen mit dem Gedanken an Gott, arbeitend für Ihn und um Seinen Willen zu vollbringen, wenn sie um Seinen Segen über sich und ihr Leben bitten, zu Ihm beten um die Dinge, die sie wünschen, und Ihn sehen im Ausgang, ob er ihren Gebeten entspricht oder nicht, werden sie finden, daß alle Dinge, die geschehen, dahin neigen, sie zu befestigen in den Wahrheiten über Ihn, welche in ihrer Einbildungskraft leben, so mannigfaltig und unirdisch diese Wahrheiten auch sein mögen. Dann werden sie in Seine Gegenwart gebracht als einer Lebendigen Person, und sind imstande, mit Ihm vertraut zu reden, und das mit einer Direktheit und Einfachheit, mit einem Vertrauen und einer Innigkeit, *mutatis mutandis*, die wir einem irdischen Ueberlegenen gegenüber haben; so daß es zweifelhaft ist, ob wir den Umgang mit unseren Mitmenschen in entschiedenerer Wirklichkeit genießen, als diese begünstigten Geister imstande sind, anzuschauen und anzubeten den Unsichtbaren, Unerforschlichen Schöpfer.

Diese lebhafte Wahrnehmung religiöser Gegenstände, über die ich mich so breit ausgelassen habe, ist unabhängig von den geschriebenen Urkunden der Offenbarung; sie erfordert nicht irgend eine Kenntnis der Schrift, noch die Geschichte oder die Lehren der katholischen Kirche. Sie ist unabhängig von Büchern. Aber kann so viel schon im Zwielicht der Natürlichen Religion aufgezeichnet werden, so leuchtet ein, einen wie großen Zuwachs an Fülle und Genauigkeit unser geistiges Bild von der göttlichen Person und Ihren Attributen durch das Licht des Christentums gewinnt. Und, in der Tat, uns einen klaren und hinlänglichen Gegenstand für unseren Glauben zu geben ist einer der Hauptzwecke der übernatürlichen Anordnungen der Religion. Dieser Zweck wird durchgeführt in dem geschriebenen Wort, mit einer Wirksamkeit, die allein Inspiration sichern

konnte, zuerst durch die Geschichten, welche einen so breiten Platz im Alten Testament einnehmen; und kaum weniger eindringlich in dem prophetischen System, wie es stufenweise entfaltet und vollendet wird in den Schriften jener, die seine Diener und Wortführer waren. Und wie die Uebung der Liebesgefühle unsere Wahrnehmung des Gegenstandes derselben kräftiger macht, so ist es unmöglich, den Einfluß zu übertreiben, der auf die religiöse Einbildungskraft ausgeübt wird von einem Andachtsbuch, so erhaben, so ins Innerste dringend, so voll von tiefen Lehren, wie der Psalter, um zu schweigen von anderen Teilen der Hagiographen. Dann, was das Neue Testament anlangt, so enthalten die Evangelien, infolge ihres Themas, eine Offenbarung der Göttlichen Natur so besonderer Art, daß ihr Kontrast zu anderem den Anschein erweckt, als wäre von Gott nichts bekannt, wenn sie nicht bekannt wären. Schließlich, bilden die Briefe der Apostel, die lange Geschichte der Kirche, mit ihren frischen und immer frischen Bekundungen göttlichen Wirkens, den Leben der Heiligen, und den Debatten, inneren Kollisionen und Entscheidungen der Theologen-Schulen, einen ausgedehnten Kommentar zu den Worten und Werken unseres Herrn.

Ich glaube, ich brauche nicht mehr zu sagen zur Illustration des Themas, das ich in diesem Abschnitt zur Betrachtung vorgeschlagen habe. Ich hatte den Wunsch, den Prozeß zu zeichnen, durch den der Geist nicht nur zu einer begrifflichen, sondern zu einer bildhaften oder wirklichen Zustimmung zu der Lehre, daß Ein Gott ist, gelangt, das heißt, einer Zustimmung, gewonnen aus einer Erfassung nicht nur dessen, was die Worte des Satzes meinen, sondern des Gegenstandes, der mit ihnen bezeichnet wird. Ohne einen Satz oder eine Thesis kann es keine Zustimmung, keinen Glauben überhaupt geben; so wenig wie es eine Folgerung ohne eine Konklusion geben kann. Der Satz, daß Ein Persönlicher und Gegenwärtiger Gott ist, kann in doppelter Weise betrachtet werden; entweder als eine theologische Wahrheit, oder als eine religiöse Tatsache oder Wirklichkeit. Der Begriff und die Wirklichkeit, denen zugestimmt wird, werden dargestellt durch einen und denselben Satz, aber

sind verschiedene Auslegungen desselben. Wenn der Satz aufgefaßt wird zu Zwecken des Beweises, der Analyse, des Vergleichs und ähnlicher intellektueller Uebungen, wird er gebraucht als der Ausdruck eines Begriffs; wenn zu Zwecken der Andacht, ist er das Bild einer Wirklichkeit. Die Theologie hat es, eigentümlich und unmittelbar, mit begrifflicher Auffassung zu tun; Religion mit bildhafter.

Hier haben wir die Lösung des gewöhnlichen Mißverständnisses in der Annahme, daß ein Gegensatz und ein Widerstreit bestehe zwischen einem dogmatischen Glaubensbekenntnis und lebendiger Religion. Leute betonen, das Heil bestehe nicht im Glauben der Sätze, daß ein Gott ist, daß ein Erlöser ist, daß unser Herr Gott ist, daß eine Trinität ist, sondern im Glauben an Gott, an einen Erlöser, an einen Heiliger; und sie wenden ein, daß solche Sätze nur ein formales und menschliches Medium seien, das alle wahre Aufnahme des Evangeliums zerstöre und aus der Religion eine Sache von Worten oder der Logik mache, anstatt daß sie ihren Sitz im Herzen habe. Sie haben recht insoweit, als Menschen verbleiben können und zuweilen auch verbleiben in den Sätzen selbst als Ausdrücken von Begriffen des Intellekts; sie haben unrecht, wenn sie behaupten, daß Menschen das tun müssen oder das immer tun. Die Sätze dürfen und müssen gebraucht werden, und können leicht gebraucht werden, als der Ausdruck von Tatsachen, nicht Begriffen, und sie sind für den Geist notwendig im selben Sinn, wie die Sprache immer notwendig ist, um Tatsachen zu bezeicnnen, sowohl für uns selber wie für unsern Verkehr mit anderen. Wiederum: sie sind nützlich in ihrem dogmatischen Aspekt, indem sie uns die Wahrheiten ermitteln und klar machen, auf welche die religiöse Einbildungskraft sich zu stützen hat. Wissen muß dem Gebrauch der Gefühle immer vorangehen. Wir fühlen Dankbarkeit und Liebe, wir fühlen Unwillen und Mißfallen, wenn wir die Aufklärungen, die jene verschiedenen Gefühle zu entzünden haben, in Wirklichkeit vor uns haben. Wir lieben unsere Eltern, als unsere Eltern, wenn wir wissen, daß sie unsere Eltern sind; wir müssen von Gott wissen, ehe wir Liebe, Furcht, Hoffnung oder Vertrauen zu Ihm fühlen können. Die Andacht muß ihre

Gegenstände haben; diese Gegenstände, die übernatürlich sind, müssen, wenn sie unseren Sinnen nicht durch materiale Symbole dargestellt werden, in Sätzen vor den Geist gestellt werden. Die Formel, die ein Dogma verkörpert für den Theologen, deutet bereitwillig ein Objekt an, für den Anbetenden. Es scheint ein Gemeinplatz zu sein, und doch ist das alles, was ich gesagt habe: daß in der Religion die Einbildungskraft und die Gefühle immer unter der Kontrolle der Vernunft sein sollten. Die Theologie mag als eine Wortwissenschaft bestehen ohne das Leben der Religion; aber die Religion kann nicht ihren Platz behaupten ohne Theologie. Die Meinungen, sowohl der Einbildung wie des Gemüts, greifen zurück auf den Intellekt als ihren Halt, wenn die Sinne zur Erfahrung nicht herangezogen werden können; und dies ist der Sinn, in welchem Frömmigkeit zurückgreift auf das Dogma.

Uebersetzt von Theodor Haecker
Ein zweiter Abschnitt folgt.

FRANZ JANOWITZ: DER TÄGLICHE TAG

Wenn alle Wünsche in dir wie Bäume am Abend stille stehen,
Kein begehrliches Segel mit Beben über die Wasser streicht,
Wenn kein tieferes Morgen den heutigen Augenblick
Im Strome zu sich zieht, und alles, was war, sich gesellt,
Wenn die Hügel und Wolken vergangenen Lebens die Ufer sind,
Und du ganz Rundheit bist und ruhendes Auge nur:
Dann treten die Sterne des Alls vor den Himmel hin
Und spiegeln sich tief und klar in deinem letzten, dem Dunkel.
Dann liegst in den Armen du der Unendlichkeit, seliges Kind,
Dann trinkt die milde Milch ihrer Mutter wieder die Seele!

Auf den Bergen rastend, warf er die Zügel hin,
Die Stundenrosse grasen mit hängenden Flügeln.
Horch, aller Uhren Kehle verstummte im Lied!
Mit dem Finger berührt er den Bach,
Nun rinnt er nicht mehr,
Nun spiegelt er Wipfel und Wolken,
Nun dringet das fremde Dasein
Geschwisterlich
Ihm in die Brust!

Du Freund am Berge, wenn ich es je nicht vermag
Dies Stillestehen mit all meinen Bäumen am Abend,
Wenn ich meinen Strom nicht hemmen, zum See
Nicht verbreiten kann, nicht rufen mehr kann
Die Hügel und Wolken vergangenen Lebens, daß
Sie Ufer mir seien in Alles umarmender Stunde,
Wenn die Sterne des Alls sich mir Toren versagen,
Wenn selig hinab mich blindes Verlangen reißt,
Wenn ich renne und renne —: Du Freund am Berge,
Dann nahe, dann mahne, dann rühre
Mit Deinem Finger mich an,
Der alles zur Besinnung
Und seinem Sinne noch brachte,

Dann bringe auch mich zur Besinnung,
Wie Dich einst zum Rasten ich zwang!

*

Vogel, den ich einst schoß, was schlägt dein klagender Flügel
Noch um die Schläfe mir spät, die schon im Schlafe versinkt?
Ach, jetzt schaue ich's wieder: dort flüchtet dein Flug zwischen Bäumen,
Still ist der Sonntag, es lacht schrill dein spottender Ruf.
Ferne folge ich nach. Wie bist du so grün und so selten!
Klammernd am Balken des Dachs klopfst du und wendest den Kopf.
Glühend zielte der Knabe. Schon rauschen die sinkenden Flügel,
Schwirrend stürzst du herab. Stirb, o stirb auch geschwind!
Aber du starbst nicht geschwind, du hobst deinen Kopf und du blicktest
Weiten Auges; es schlug sichtbar dein schwindendes Herz.
Langsam langte die Hand: da hackte dein blutender Schnabel,
Bis in das innerste Mark, sprang ich, getroffen, zurück.
Und ich rief. Es lachte der Mann, er nahm dich und drückte
Rasch aus der schimmernden Brust Atem und Seele; da sank
Ueber die Finger dein Kopf und hing herab mit dem Schnabel, . .
Ratlos sah ich dich an, Sonntag schlich mir davon.
Was besuchst du mich heute und kreisest unter der Wölbung
Steinernen Schlafes? Wie lang hast du zur Reise gebraucht!
Tausendmal warst du nicht da. Was heute? Was jetzt? Wie beharrlich
Schwebt der verwundete Flug, fordert und wartet und mahnt,
Unterbricht sich und hängt mir flatternd über dem Haupte,
Kehret sich um und vollbringt hastiger Kreise um Kreis.
Riefst du mich? Sieh, ich entschlüpfe der eigenen Brust und ich steige
Hoch in die strahlende Luft sonnigen Wintertags auf,
Rühre die Flügel im Wind, dort liegt der Garten mit kleinen
Bäumen, ich senke den Flug, fahre durch leichtes Gezweig,
Herrlich schmettert mein Ruf, ich klopfe an eisige Rinde,
Schleicht dort ein farbiger Mensch, decke der Stamm mich vor ihm,
Aber er nahet im Bogen, ich löse vom Holz mich, enteile,

Hoch auf den höheren Baum führt mich der lautlose Flug,
Aber er folgt auf der Erde, hinweg in noch höhere Lüfte,
Lust in der Kehle, es lacht weithin der spottende Schrei,
Dort ist befreundeter Ort, der oft beklopfte, der Balken,
Ferne dem listigen Feind land ich an grünlichem Holz,
Weh, es knackte ein Zweig, dort steht er hinter dem Zaune,
Flug, schon entfaltet zur Flucht, Schmerz entriß mir ihn jäh,
Scholle und altes Gras, wo berg ich mich, hart ist die Erde,
Furchtbar streckt er die Hand: schreiend fahr ich empor
Heißerer Schmerz, über Wipfeln im Winde, im Fluge noch immer,
Sommer ist, schallendes Glück, Lust in der Kehle, o Grün,
Ueberall sein, unter Zweigen, ein Nest, ein Schnabel mit Futter,
Seltenheit, scheues Versteck, Feind, nur leise, nur klug,
Stärker preßt er die Brust, die Bäume schlagen zusammen,
Ewiger Flug unterm Blau, Sonntag sinkt mir hinweg . . .
Vogel, den ich einst schoß, wo bist du? Freudig entflattert,
Dort schon, ein eilender Punkt unter dem Himmel des Traums.

*

Wie eine Linde, rund und mit vielen Aesten
In nächtliche Luft gedrungen,
Mit süßen Blüten und tausend
Bewegten Blättern,
Steht im Raume der Nacht unter Sternen
Mein Staunen ewig,
Eine schwebende Krone über
Dem Brunnen der Weisheit.

Am Vormittag trieb das Kind
Sein Rad hier vorbei.
Es bellte der Hund an der Kette.
Die Hennen wackelten, stolz
Und empört rief der Hahn.
Es fing die Magd in den Krug
Aus der kalten Tiefe das Wasser . . .

Was es ist, unter dem blauen Himmel,
Was es ist, daß dies so geschieht,

Was die bewegten Bilder bunt
Im ewigen Kinderbuch
Des Vormittags wollen —,
Wie ahnte ich Schlafwandler das
In meinem täglichen Traum!

Mitternacht ist es,
Der andere Mittag nun!
Mein Staunen braust heimlich für sich
In ziehender Wolkenluft.
An seiner Süße saugen
Die vielen, brummenden, wilden,
Die Falter des Nachtdunkels.

*

(Der Müßiggänger)

Es lärmt der Fleiß in den Gassen,
Die ausgeschlafenen Hände werden nicht satt
Der Bewegung,
Es pocht und sägt und hobelt
Hinter allen Türen und Fenstern,
Die Geräusche alle der Arbeit flattern
Mit stolzen Flügeln die Gasse entlang:
Scheu an den Werkstätten des Vormittags
Drücke ich Tagedieb mich vorbei.

Was ist mein Werk?
Im Antlitz der vorübergehenden Frau
Die harten Worte des Sohnes lesen,
Wenn mittags er heimkommt?
Innerlich niederknien
Vor dem Zug des verschweigenden Mundes,
Der nachts nur, in trostlosen Kissen, —
Wenn die Kerze des Schlafengehens,
Die einzige Blume, an fahler Wand blüht —
Sich löst und rinnt,
Ein kindlicher Bach?

Den Kohlenwagen als Kutsche des Todes sehen,
Und den Hund, der Schwalben nachkläfft,
Als richtenden Richter vor Zeiten
Ueber der Holdheit der schwangeren Heiligen?

Im Anblick der Fibel
In bunter Auslage
Des Winternachmittags gedenken,
Da die Dorfkinder der Heimat
Ueber leisen Schnee, unter hoch
Im Winde segelnden Krähenzügen,
Zu den geheizten Hütten heimkehren
Und vor dem Wäldchen sich fürchten am Weg,
Dem rauschenden,
Und die roten Händchen einander
Im Sturme suchen und fassen?

Als Einziger bedenken in diesem Augenblick
Auf diesem Sterne,
Daß dieses Tages Wölbung
In der Kette steht der Tage alle
Von Anbeginn,
Und neu und jung ist wie der erste,
Von dem wir träumen, daß er anders war,
Wie wir von noch entfernten, späten Tagen
Das W a h r e träumen,
Damit wir schlafen können in leichter Gegenwart.

Kann unser aller Schlaf ich mir
Aus den Blicken reiben,
Den Sand, den Zeit uns in die Augen warf,
Und die Last der Lasten,
Die Bürde des Augenblicks,
Der still steht im Strom,
Auf die unerprobten Schultern laden?

Was soll ich beginnen
Am Vormittag?

An den mißtrauischen Blicken
Der Fleißigen vorbei,
Als Dieb mich fühlend,
Schleiche ich hin
Wo die Gassen enden,
Und Bach und Wiese beginnt.

*

Mit weißen Augen und verschränkten Armen
In der Mauernische lauert der Witz.
Es kamen die Kinder, die farbigen,
Des Himmels,
Die Straße gezogen, Hand in Hand,
Mit zaghaften Lippen tönend,
Versuchten sie zu künden uns,
Was ist, und hier nicht einmal scheint.

Da sprang er hervor
Und sein Purzelbaum
Zerteilte die Blumenschar.
Sie zerstob, es wehen nur Farben noch.
Erde ist wieder ringsum,
Sie bebt in lustvoller Sicherheit:
Noch dauert der Bann der Täuschung,
Noch wurzelt mein Reich,
Wieder ist ferne der alles
Auflösende, richtende Tag!

Ihr farbigen Brückenbogen hinüber,
Ihr zerbrechlichen Pfade der Sehnsucht,
Ihr bebenden Geschöpfe unserer Ungeduld,
Vergebt es mir,
Doch meine Kehle ging über,
Als er in euch stieß
Mit weißen Augen und verschränkten Armen,
Stumm, nur blickend,
Und ihr farbige Flaumfedern wart,
Gewirbelt vom Staubwind.

*

Dein Antlitz, Mensch, teilt Miene ringsum aus
Und selbst das Tote atmet, wo Du lebst,
So viel lebst Du!

Ohr, das mit Kehle starren Hals bedenkt,
Auge, das schauen macht,
Kehle, die der Stummheit Sprache leiht
O Wesen, das in allem Wesen weckt:
Sei ewig, ewig wach!

Mit Dir und Deinem Lichte
Wirds dunkler oder heller,
Auf zarter Flammen Stützen ruht
Die Last der Welt!

*

Da ich war, wie ich einst werde,
Wenn die letzte Stunde
Zu Häupten mir steht
Und ihre alles spiegelnden Augen
Ueber mein vergehendes Antlitz hält;
Da alle Herzen in mir schlugen
Und fernstes Wissen mein war; —
Da Du gingst und mich verließest, —
Die rauchende Trümmerstätte lag
In der Sonne, —
Und nur die finsteren Flügel
Hinüber verlangender Trauer
Ewig über mir kreisten;
Da ich den morgenden Tag verfluchte,
Der noch mein war:
Eros Gott!
Wann fehlte ich da,
Daß Du in meinen Traum
Dein zürnendes Antlitz stellst?
War ich zu wenig in alles zerschlagen,
Als Du in mir schlugst,
War ich zu wenig dem Tod nah?

Oder zürnest Du, Gott,
Weil ich den Tod seither liebte
Und oft hinüberschaute, verstohlen,
Und seine wartenden Augen suchte
Im Schatten des Torbogens?

*

Mit spielenden Hufen über das Ackerfeld
Trägt dich in hohem Sattel die plötzliche Stunde hin.
Sie ist dir dienstbar, versammelt für dich,
Hält nahe den Kopf dir mit wartenden Ohren,
In flammenden Augen bettelnde Ungeduld.

Wie sind die blauen Hügel der Ferne den Schultern nah!

Die Zügel locker, den törichten Zug an dich,
Aus des eigenen Bildes Schale, Reiter, brich aus,
Aus dem Tore des Platzes, der dein Verweilen hält,
Mit fliegendem Satze über die Büsche weg,
An die Ferne verloren, ans Ueberall rase hin,
Vorbei an den brausenden Wänden der Luft
In die Bilder der Weite brich!

Schon strömt unter dröhnendem Schlage der Hufe die Erde weg,
Doch jetzt mit letztem Mute noch reize den Ritt,
Mit unersättlicher Wollust sauge ans All dich an,
Bis deine Sinne vergehen, bis blind durch ein Meer du
Des wild übereilten Lichtes, mit helleren Augen,
Schreiend erwachender Seele, in die Unendlichkeit starrst!

*

(Das tote Reh)

Zum Bündel die schlanken Beine geschnürt,
Geöffneten Leibes liegt es im Licht,
Der Lappen des Todes, der rauhe vom Sack,
Verhüllte die Neugier, die zarte, der Augen,
Und wo einst der Ton des Waldes war,
In den Ohren weiden die Fliegen.

*

(In einer offenen Türe)

Nun auf dem letzten, auf dem tiefsten Bett,
Nach irrer Fahrt, in später Nacht gelandet,
Liegst du in Kleidern, fremder Mann mit Bart,
Und schließt mit dieser Haltung deiner Arme,
So übers Kreuz, die große Flucht der Szenen,
Hier im Hotel der Großstadt und im vierten Stock.

Wo ist das Hündchen deiner Kindheit? Kommt es nicht
Und legt sich dir zu Füßen? — Ihr wilden Schiffe,
Wo segelt ihr, die einst die Jugend dieser Brust
Ihr bebend truget? — Nachtstunden waren auch ihm
Gegeben, da er an Straßenecken stand,
In fremder Stadt, mit aufgeschlagenem Kragen,
Mit einem Namen und dem Wind allein,
Im Herbst.
Ja deinen grauen Händen seh ich's an,
Sie griffen, wie alle Menschenhände,
Empor und dann daneben. Und auch du
Flogst mit den kleinen Flügeln jenen Flug
Dort um das Licht, das niemand nennt,
Und dessen unnahbare Fern' der Stoff ist,
Von dem die Kreise sich des Lebens nähren.....

Schon an den Fenstern Morgenwind?

Hast du ihn nicht bedacht schon, diesen Morgen,
Der jetzt sich auftut, nicht gesagt von ihm:
„Wie sieht er aus?" — nun ist er da und ist
So wie die Morgen alle deines Lebens waren,
Er reiht sich ein und rennt und rennt, er führt
Das eilige Segel alles Lebenden: vorbei zu sein!

Und dennoch Trauer! — Selbst der Gelse Flug,
Der kleinen Gelse Tanzflug über dir,
Des ahnungslosen, winzigen Insekts,
Das unter Sternen lebt:
Er klingt in Moll.

*

Noch mit zerbrochenen Flügeln versucht,
Versucht er die Wonnen des Fluge:
Doch bewegen sich kaum die Blumen
Am Orte des Sturzes.

Die Straße oben im Licht
Trägt die tausend Räder des Tages,
Unzählige Füße der Hast,
In endlosen Zügen sie alle,
Die froh im Geschwätze der Stunde
Vergessen das Oben und Unten,
Des Himmels mahnende Nähe,
Die Jugend des täglichen Tags.

Es war eine Schnur des Wahns
Dem entfesselten Flug,
Tief unter den Krallen. Nun ist es
Mit tausend Schritten Triumph
Und kleines Gelächter.

Ihm singt eine neue Quelle.
Durchstoßen ward etwas im Sturze:
In zackiger Oeffnung erscheint
Ein neuer Himmel im Himmel,
Auf Sternen ruht seine Stirne
Im Blumenbeete des Wahnsinns.

*

Immer an Ufern, aber am liebsten
Wo mit fliegenden Wimpeln die Schiffe warten,
An den Geländern aller Landungsbrücken,
Abends, im Wind, unter Sternen,
Lehnt klagend die kleine Gestalt,
Unter dem Fluge des Tuchs
Birgt sie die Flügel.

Das schwere Herz des Lebens ist leicht zu tragen,
Wer aber trägt und erträgt
Das federleichte der Freude?

Wer die windigen Wirbel in hoher Sommerluft?
Wer den Andrang der tausend Gestalten
Im feuchten Auge?
Ja wer die Weite, die Weite der Welt?

Wind in der Höhe, du Jagd nach dem Ueberall!

Siehe, das Kind mit dem Tuche,
An nächtlichen Wassern weint's.
Rund ist die Erde, es irren
Ewig die wandernden Füße.
An den Geländern der Ufer immer,
An den Brücken der wartenden Schiffe:
Klagelaute im Wind!

*

(Die Stimme)

In den Städten, abends und im Herbst,
Höre mich, wo die Allee im Nebel
Mit den Bänken und Laternen steht,
Höre mich in Aesten, über Köpfen,
Segnen alles Schreiten neben Schritten,
Lachen zum Gelächter, alle Worte loben,
Diese wilden Vögel über Klüften . . .
Und du hörst mich klagen dann und seufzen,
Wenn ein Schritt mit seinem eignen Takt
Um die Wette rennt und Wölkchen Dampfes
Nur der Atem treibt . . . So höre segnen mich,
Ton in Bäumen, segnen alle Freundschaft!

Angst ist in der Welt, und jede Kehle
Kennt die Hand der Stunde. Angst weht
Durch die Zimmer der erloschnen Wohnung,
Wenn der rasche Schritt schon über Treppen
Zum Theater rollt und alle Lichter
Angesteckt sind in der Brust . . . O eilet,
Eilet, zu der Küste jedes Lichtes
Hin der Flügel drängt! Die Wagen landen.

Wo ist so viel Flügelschlagens noch als hier?
Höre mich denn, Stimme bei Theatern,
Höre mich, Musik der Auffahrt, segnen
Vor der Rampe jedes Traumes die
Vereinigung!

Aber wenn der Morgenstern steht,
Und die Aeste sich im kältern Wind
Werfen, wenn die Schenken müd versinken,
Und ein großer Vogel, Tages Herold,
Durch die Gassen streicht mit weiten Flügeln,
Reine Luft zu schaffen klarem Aufstieg
Neuen Morgens; wenn die Huren schon
Vor den Spiegeln ihre Schminke abtun,
Um zum letztenmal ins Bett zu steigen:
Ueber leerem Platze höre mich,
Wo mit seinem Schatten noch der letzte
Eilt, der Gast der Nacht, mit langen Schritten,
Seinen Abend vor dem Blick des Morgens
Noch im späten Bett der Lust zu bergen. . . .
Ueber fahlem Platze klage ich,
Wenn die Sterne schwinden, Fenster glänzen,
Und noch gestrig hintreibt, wer unselig lebt.

*

Weh' uns, die wir, was andre leben, wissen,
Am dünnen Bild im schattenlosen Reich,
In das die Stirne langt, vom Tag begraben,
Am fernen Bild das ganze Leben haben,
Von Glanz und Glut der Erde fortgerissen,
Zu rauh dem Himmel und für sie zu weich,
Nach ihm nur starrend, blind für ihre Gaben!

So sieh uns steigen, starren, steh'n und wanken
Im Kreis der Wesen, die von deiner Glut
Erfüllt zur Ohnmacht, dir mit Leben danken,
Im Kreis der Stummen sieh uns klagend thronen,
Wir haben nichts, als schmerzlich nur Gedanken,

Nicht steiles Dasein und den Schlaf im Blut
Der schönen Wesen, die auf Erden wohnen.

Was lebt, weiß nichts. Nur wo der Tod es streifend
Im Flug berührt, wirds wach und schaut
Und sieht! — und spricht das Wort. Von diesem leisen
Vorüberflug erfüllt schaust du die Weisen,
So immer Sterbende, in letzter Not begreifend,
Indessen schweigsam dort dein Himmel blaut
Und stumm durch ihn die großen Sonnen reisen.

Mit jedem Schlage ihres Flugs dein eigen,
Sind sie ein Leben, wissen nicht, und sind!
Auf Flammenstützen diese Welt und dich
Trägt unsre Schar, nur wachend unverderblich.
Nie steigt in uns empor zu Schlaf und Schweigen
Des Lebens Quell, nie wird dein Spiegel blind.
Den Tod im Rücken, walten wir unsterblich!

Aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters, der an den Folgen einer schweren Verwundung, die er im Krieg gegen Italien bei einem Sturmangriff auf dem Monte Rombon erlitt, am 4. Nov. 1917 als Fünfundzwanzigjähriger gestorben ist. Ein Gedichtband „Auf der Erde", vom Dichter selbst noch zur Veröffentlichung vorbereitet, mit einer Einleitung in Versen „Meinem Franz Janowitz" von Karl Kraus, erschien soeben bei Kurt Wolff in München.

FERDINAND EBNER:
DAS URWORT DER SPRACHE

Als der Mensch im Anfange seiner Zeit das erste Wort als Wort und nicht nur als Schall hörte; als er selber sein erstes Wort sprach — da ging ihm das Licht seiner inneren Welt auf und das Geheimnis seines Lebens wurde ihm offenbar. Es muß aber dann einen Augenblick gegeben haben, wo jenes Licht sich wieder verdunkelte und jenes Geheimnis vor dem Menschen sich verschloß, und das war der Augenblick des Abfalls von Gott. Da nun begann der Mensch, am Geheimnis seines Lebens vorbeilebend, seinen Traum vom Geist zu träumen, aus dem er erst durch Jesus — *qui est venu oter les figures pour mettre la vérité*, wie es bei Pascal heißt — wieder aufgeweckt werden sollte zur Wirklichkeit seines geistigen Lebens. Was jedoch stellte sich da heraus? Daß die Menschheit von ihrem Traum ja gar nicht lassen will; daß sie ihn, die Menschwerdung Gottes selbst in ihn aufnehmend, zwei Jahrtausende lang weiterträumte, mit schlechtem Gewissen, das immer wieder zum Aufwachen hindrängte, bis sie endlich, ganz gottlos geworden, ihren Traum selber nicht mehr glaubend und zur bewußten Phrase und Lüge machend, in fürchterlicher Weise wirklich erwachte aus ihm — aber nicht zur Realität des geistigen Lebens.

Vom Augenblick des Abfalls von Gott mußte der Mensch die Sprache neu lernen, indem er sich das Wort — in der dunklen Erinnerung an jenes erste, das von Gott war und durch das Gott ihn geschaffen hatte — neu erschuf. Nicht die Konzeption und Kontemplation der Idee, wie Platon meinte, sondern die Wortschöpfung war des Menschen wahre *anamnesis* seines Ursprungs im Geist, in Gott.

Das Urwort der Sprache muß ein Verbum und Personalpronomen in einem gewesen sein. „Hebel aller Wörter", sagt Jakob Grimm in seiner Vorlesung über den Ursprung der Sprache, „scheinen Pronomina und Verba, das Pronomen ist nicht bloß, wie sein Name könnte glauben machen, Vertreter des

Nomens, sondern geradezu Beginn und Anfang alles Nomens". Im Anfang der Sprache aber war der „Satz" — das „Wort", dessen Plural Worte lautet; wie ja auch die Sprachwissenschaft für die von ihr nicht in lautlichem, sondern psychologischem Sinne verstandene „Präexistenz des Satzes vor dem Wort" — Wort, dessen Plural Wörter ist — eintritt. So muß also dieses Urwort ein Satz gewesen sein, ein Satz in der „ersten Person" — aus einem Wehschrei hervorgegangen. Der Mensch wird noch immer mit einem Wehschrei geboren und ein Wehschrei war auch sein erstes Wort nach seinem Abfall von Gott.

Physisch genommen ist das Wort der durch die Sprachwerkzeuge, die er passiert, geformte und hörbar gewordene Luftstrom, ein Atemzug und Hauch, ein Windstoß aus der Lunge heraus, dem Blasbalg des Körpers. Nichts anderes ist auch der Wehschrei, der zwar noch kein Wort, sondern eine bloße, beim Menschen oft schon „artikulierte" Interjektion ist. Das im Schmerz aufschreiende Wesen, sein Leben direkt oder indirekt bedroht fühlend, gibt gerade durch seinen Aufschrei — diesen starken, hörbar gewordenen Atemstoß, durch den es sich gleichsam in der als Schmerz erlebten Bedrohung seines Lebens eine Erleichterung schafft — ein „Lebenszeichen" von sich.

Das Urwort der Sprache war ein Satz in der „ersten Person". Am Anfang der Sprache — jedoch nicht in der Göttlichkeit des Wortes, das, in den Menschen hineingelegt und ihn und die Geistigkeit seines Lebens schaffend, die Sprache überhaupt erst möglich machte; vielmehr in der Menschlichkeit ihres Ursprungs und Werdens nach dem Abfall des Menschen von Gott — am Anfang der Sprache stand das aus einem Wehschrei hervorgegangene Ich. Im Jadschurveda heißt es — nach Jakob Grimm zitiert — das ursprüngliche Wesen spreche „ich bin ich" und der Mensch, wenn er angerufen werde, antworte „ich bin es". Dieses Ich, indem es aus dem Wehschrei zum Wort wurde und in diesem seine eigene Existenz behauptete und zur Aussprache brachte, sprach, freilich nicht in ruhiger Erkenntnis, sondern leidenschaftlicher Erregtheit: Ich bin und leide. Das war der Sinn des Urwortes. Im Leiden seiner von Gott abgefallenen Existenz wurde

der Mensch seiner selbst sich bewußt und besann sich aber auch der Tatsache, daß er das „Wort habe", und so wurde er zum sprechenden Wesen. Das Geistige in ihm, das seiner selbst sich bewußt werdende Ich, suchte das Du und so wurde es zum Wort.

Vielleicht sogar ist es in seinem „akustischen Material" noch wahrnehmbar, daß das Wort Ich *(ego)* im Wehschrei wurzelt. Klingt nicht in seiner Sanskritform *aham* — diesem vollen Brustton im Geleit eines Kehlhauchs, wie sie Jakob Grimm beschreibt — etwas von einer Schmerzesinterjektion nach? Diese hat an und für sich vokalischen oder halbvokalischen Charakter (ah, au, *ai, oi, vae*). Die Konsonantierung vokalischer Urlaute — gleichgültig, auf was für einer anatomischen Grundlage und als was für ein physiologischer Vorgang sie erfolgt — ist nichts anderes als jene Formung und Gliederung des aus der Lunge herausgestoßenen, die Stimmbänder bewegenden und darum hörbar werdenden Luftstroms, durch die erst die lautliche Bildung eines Wortes möglich wird. Jakob Grimm bezweifelt es, daß es aus einem bloßen Vokal gebildete Wortwurzeln gegeben habe. Diese Konsonantierung wäre aber wohl gar nicht erfolgt, wenn nicht der Mensch im Bewußtwerden seiner selbst die geistige Tatsache, daß er das „Wort habe", in sich vorgefunden hätte. Wie ja auch die kleinen Kinder, bevor sie noch reden können, auf ihre Laut- und Silbenbildungs-, gleichsam Sprechvorübungen — Artikulation einzelner Laute für sich und auch Konsonantierung irgend eines vokalischen Lautes — gewiß nur deshalb von selbst verfallen, weil das „Wort" und der „Drang zur Sprache" in sie hineingelegt ist. Sie würden ja ohne diese geistige Voraussetzung der Sprache in ihnen ebensowenig wie das Tier sprechen lernen. Bei diesem wird man niemals derartige Lautbildungsübungen, dieses das Sprechen vorbereitende Spielen mit den Elementen der Sprache, beobachten; denn in ihnen ist ja auch nichts, das wie im Kinde zur Sprache hindrängte und aber auch keineswegs, eben weil es, aus dem „Worthaben" entspringend, geistigen Ursprungs ist, als Aeußerung eines bloßen Instinkts, der das Individuum das zur Selbsterhaltung und Erhaltung der Gattung Zweckmäßige unbewußt tun heißt, aufgefaßt werden darf.

Die Artikulation und Konsonantierung setzt eine Bewußtheit voraus, die innerhalb des tierischen Bewußtseins schlechthin unmöglich ist. Sie ist im Urzustand der Sprache, wie jetzt, tatsächlich nichts anderes als eine bewußte Handlung, durch die eben der Mensch zum sprechenden Wesen wird, die das „Wort" in ihm voraussetzt und auf jenem geistigen Akt beruht, der die Interjektion zum Wort macht. Das ist auch die Auffassung Humboldts, der gewiß dem Wesen der Sprache näher stand als unsre modernen auf die Evolutionstheorie eingeschwornen Sprachpsychologen, die es nicht verstehen wollen, daß das Geistige nicht i n der Natur und a u s ihr sich „entwickelt", sondern im Menschen — und deswegen eben, weil es in ihn hineingelegt ist — zum „Durchbruch" kommt. „Die Artikulation der Töne", sagt Humboldt, „der ungeheure Unterschied zwischen der Stummheit des Tieres und der menschlichen Rede läßt sich nicht physisch erklären. Nur die Stärke des Selbstbewußtseins nötigt der körperlichen Natur die scharfe Teilung und Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen". Nun ist aber eben das Selbstbewußtsein des Menschen identisch damit, daß er das „Wort hat", und also mit der in der Geistigkeit seines Wesens gegebenen Möglichkeit der „Aussage" des Satzes „Ich bin" und darum auch der geistige Grund des dem Menschen innewohnenden „Drangs zur Sprache".

Jene Konsonantierung des an sich vokalischen Wehschreis durch das Eintreten des Kehllautes in den sich hörbar machenden Atemstoß, durch die aus der Schmerzesinterjektion das Wort Ich gebildet wurde, nimmt sich aus wie das Ansetzen des Luftstroms in der Kehle zu einem verstärkten Stoß, zum Sprung gleichsam; wie ja auch sonst in Aus- und Anrufen, z. B. hurra, hallo, oha und ähnlichen der Kehllaut eine ähnliche Rolle zu spielen berufen scheint.

Wehschrei und Wort — und also auch das aus jenem hervorgegangene „Urwort" — haben physiologisch gemeinsam, daß sie ein Atemzug sind: *atmos*, im Sanskrit *atman* (Hauch), also jenes Wort, das in der indischen Philosophie die Rolle des Ichprinzips spielt. Man ist ja längst darauf aufmerksam, daß die Ausdrücke für Atem (*pneuma, pnein* = hauchen, atmen) in den

verschiedenen Sprachen als Begriffe für Geist, Leben ihre spezielle Anwendung fanden — Geist aber und Leben ist vor allem auch im Wort —: Atem selbst, ahd. *atum* = Atem, Geist, *wiho atum* = der heilige Geist; im Mhd. noch *der heilege atem.*

Daß der Wehschrei — eine Interjektion, die der Mensch ja mit dem sprachlosen Tier gemein hat — zum Wort wurde, das war eine Tat des Geistes im Menschen. Das Wort ist etwas, das sich zwischen dem Ich und dem Du, zwischen dem „Sichaussprechenden" und dem „Anzusprechenden" und „Angesprochenen" zuträgt. Es ist dasjenige, was ein Verhältnis zwischen dem Ich und Du, zwischen der ersten und zweiten Person der Grammatik, herstellt. Der „Satz" des Urwortes, in dem das Ich sich selbst aussprach, sich selbst, seine Existenz also durch die geistige Tat des Wortes behauptete und „objektiv" machte und zum Bewußtsein brachte; er begriff zugleich auch in sich die „Setzung" jenes Verhältnisses zum Du. Das Urwort war ein „Satz" und dieser Satz war die „Setzung" des geistigen Lebens. Das Wort aber ist von Gott und nur er vermag das geistige Leben im Menschen zu „setzen". Das heißt also: Das „Ich bin" des Urwortes bedeutete nicht die „Selbstsetzung" des Ichs, denn es hatte das Du, Gott zur Voraussetzung. Die Tatsache der Personalität in der Existenz des Menschen, das Selbstbewußtsein — die identisch damit ist, daß er das „Wort hat", daß er ein sprechendes und anzusprechendes Wesen ist — ist eine Tatsache des Geistes, aber keine der Natur und darum läßt sie sich naturwissenschaftlich ebensowenig wie das Wesen des Worts und die Sprache erklären.

Einmal wird Gott die Schöpfung der Welt, des Himmels und der Erde zurücknehmen, aber nicht die des Menschen in der Geistigkeit seiner Existenz und nicht das Wort. Das Urwort der Sprache hat eine ewige Bedeutung, es spricht ein ewiges Sein und Leben aus. Und an der Entscheidung des Menschen in der Zeitlichkeit seines Lebens liegt es, ob der Satz „Ich bin" auch für alle Ewigkeit den Sinn eines Wehschreis hat oder nicht.

ANTON SANTER: BRUCHSTÜCKE

GEH UND LEBE

„Nicht sterben sollst du, dessen Leben irre führt, wenn es eine Hälfte bleibt. Denn viel hast du gesagt und getan, nur um das zweite tun und sagen zu können".

„Was ich wollte, hat unendliche Zeit. Was bedarf meiner Eile und wer bedarf meiner, damit geschehe was geschehen wird?"

„O warum nicht du, nicht jetzt? Du wartest auf das, was ohne dich geschieht. Dir aber geschieht so nicht wie den Lebendigeren".

„Alles ist einerlei!"

„So geh und lebe". —

*

Kaum hat diese Zwiesprache Lebendige erschaffen und Tote auferweckt. Aber „geh und lebe" ist das einzige, was jedes Kind von Eltern erbt, ohne daß sie einander fragten.

Man kann heimlich die Größe der Schöpfung ahnen, welche Einzelne aus dem Vergessnen zum Bewußtsein bringt. Ist nicht jedes Lebendige schon um seines Lebens willen mehr als nichts, das ist die Frage. Fragt die Siechen, welche ihr erzeugt habt, ob sie sterben wollen, wenn ihr einen Spaß begehen wollt. Einsichten und Einsamkeit aber machen verantwortlich.

Der seltenere Fall in der Welt ist Leben. Der seltenste Fall ist die volle Gesundheit des Leibes und der Seele, an deren Möglichkeit zu glauben wahrlich selbst schon ein Kreuz ist.

Das Leben würzt der Tod und die Frage: Wie stark liebst du dein Leben und das anderer?

Ob alles einerlei ist, das ist die Frage der Philosophen und der Straßenkehrer. Und ob er dennoch das Leben liebt, das ist die Frage des Philosophen und des Straßenkehrers.

*

Wer sein Gleichgewicht nur findet, wenn er den Herrn oder den Knecht in sich überhebt, der sei Herr oder Knecht. Wenn

aber dieser die Korrektur seiner Persönlichkeit für alle gelten machen will, so ist er nicht besser als dergleichen andere Falschmünzer und Börsennaturen und Dichter.

Neben diesen beiden, dem Herren und dem Knecht vom moralischen Markte, gibt es den Mann, der seine Medizinen nimmt, aber nicht auf Märkten preist, der gelassen befiehlt und gehorcht und ohne Selbstgefälligkeit sagen kann: Nichts Menschliches ist mir fremd.

*

Was besagt die Rolle, welche da und dort dichtende Erlösernaturen spielen, für welche eigene Sünde und fremde gleichviel geworden ist, gehalten gegen die Rolle, welche Gewalt und Lüge viel wirklicher in der Gesellschaft spielen? Und endlich, was besagt es für die kausale Wirklichkeit, ob man dies wisse und davon rede? Nichts für Gewalt und Lüge. Und wahrlich das muß so bleiben, so lange das Leben für dich eine Schule ist.

*

Wer ist der Verantwortliche im Leben? Der sich mit dem Ganzen so verbindet, daß ihn das Arge, Schuld und Sünde, quält, gleichviel wer es begangen hat. Wer Sünden der Welt auf sich nimmt, der macht sich selbst verantwortlich. Er leidet am Argen, das geschieht, denn selbst was da geschieht, wird seine Sache. Er achtet nicht den Zufall, daß es ein anderer tun mußte. Ja, er hätte Böses, das da geschah nach toten Gesetzen, lieber selber getan. Denn das Arge scheint ihm ärger in einer anderen Seele als in der seinen, an deren Unverlierbarkeit er unbeirrt glaubt. Ob jedem das Böse nach dem Maße seines Glaubens an das Gute zugewiesen sei, fragt er in der Angst des Zweifels. Und im Mute seines Glaubens glaubt er, daß hinter dem Ich und Du, das er früh erlernte, alles Eins sei. Aber nicht zum Schlaf wird ihm das, sondern zu Wachen und Arbeit. Zum Berufe, eben weil alles Eins ist, die Verantwortlichkeit zu tragen, wo andere Anderes tragen. Ob es ihnen zugemessen sei, fragt er beim Anblick der Lachenden. Und glaubt auch dieses, wenn er zur Bescheidenheit berufen ist, anders als es glaubt, wer die Hoffahrt zu tragen hat und noch nichts von Jenem weiß.

*

Wer das Leben zu seiner Frage macht, der findet immer wieder, ob er nun mehr zu sich kommt oder zu anderen kommt, daß alles Lebendige und Totgesagte zuletzt nur noch da ist wie eine zusammenhängende, einzige, immer wiederholte Frage, ob es mehr geliebt werde als das Jenseits. Diese Frage ist es, vor der der Zweifelnde stehen bleibt und weitergeht und lebt nach Lebens Erfahrung. Und diese Frage ist es, vor der der Gläubige stehen bleibt und weitergeht und lebt und an Gnade glaubt. Der erste kennt die Gesetze des Lebens, der zweite glaubt an die Unbestimmtheit des Werdenden und Unbekannten, deren Gleichnis lediglich das Wunder wäre. Welcher von beiden freier zu nennen sei, das liegt beim Betrachter, wofern er nicht lieber noch schweigen und warten will.

*

Um von Ueberlegenen lernen zu können, ohne das eigene Leben zu verlieren, kann man bedenken, daß man einen Schritt voraus hat. Denn man darf haben, was man lernt, und hat dabei außerdem sich selbst und die Freiheit des Unfertigen: das eigene Leben.

Es ist Schwäche, welche sagt: Nichts Neues ist unter der Sonne. Es wäre besser, wenn alles vergessen und Platz für uns würde.

Jedem steht es frei zu denken: Ich bin eine neue Möglichkeit, nicht zu früh und nicht zu spät, sonst wäre ich nicht da. Das Vergangene ist nicht mein Ende. Weil ich nicht da war, bin ich mir gegeben. Die Welt wird ganz, wenn ich mich zu allem tue, was ich begegne. Was ich dabei anderen gelte, ist nicht meine, sondern ihre Sache. Möge es ihnen wohl bekommen. Ich bin mir angezaubert und muß mich haben, und nur ich habe mich und hatte mich je so wie heute. Und wär ich mir zum hunderten Male gegeben, so wäre es, um Besseres zu tun als neunundneunzig Male. Nicht einmal das Glück der Entlastung und Demut fremdem Werk gegenüber soll mir den Stolz des Lebendigen kosten: Ich habe dies und mich dazu, die Unbestimmtheit des Künftigen. Ich habe die Gnade der Gegenwart: ich lebe.

*

Viele glauben an ihr Weiterleben nach dem Tode. Und haben sie denn Unrecht, an ein Leben, gleichviel ob das ihre, zu glauben, vor ihnen, neben ihnen und nach ihnen, welches ihre Wünsche von heute erfüllt und ihre Sünden von heute straft und ihnen Entscheidungen anheimstellt besser zu tun als schon einmal? Und wäre dies ein Leben namens Müller statt Meier, was tuts. Vergesse sich nur jeder Meier getrost. Er ist so oft und so lange auf der Welt, als er es braucht. Nichts anderes liegt an ihm.

Wer solche Fragen und Antworten tut, ist weit. Aber weiter ist wer da sagt, was jeder sagen kann: Andere waren, andere werden sein, aber ich bin. Und wenn ich tausendmal war und sein werde, so liegt doch so viel an mir, daß ich bin, weil die Reihe an mir ist und mein allein die Gnade der Gegenwärtigkeit.

EITELKEIT DER EITELKEIT

Weniger vom freien Willen, aber mehr von der Wirklichkeit untierischer Beweggründe für Menschen und vom Bewußtsein dessen, das man erlangen und pflegen kann, darf man immer wieder reden. Wer aber einmal einen Leib besitzt, der kann nichts tun, das nicht eine Rolle in einem Organismus spielt. Also ob blind oder sehend getan, ob gern oder ungern getan: Was wir tuen, ist Dienst im Unbekannten, ist nicht nur unsere Sache. Wir wissen nicht, ob der Tod in eine andere Welt führt; denn wie dürften wir das Unbekannte auch nur „Welt" nennen! In der Welt der Leiber aber gibt es keine Handlung außer Dienst. Wo wir den Dienst nicht sehen, träumen wir. Wo wir uns sträuben, leiden wir. Wo wir gerne dienen, sind wir deshalb nicht frei. Aber viele können vergessen, daß sie als Leiber die Freiheit nicht kennen.

Und noch eines können manche. Sie können an eine Seele glauben, das einzige Einzelne, und an deren Entschließung für und wider, oder auch noch an die Unfreiheit dieser Seele, wo nicht die Gnade sie befreit. Oft aber scheint es Zweiflern, als ob auch dieser Glaube nur eine Rolle im Lebenslauf des Leibes und eines unbekannten Weiteren, Einigenden, spiele.

Wie dem auch sei, die Frage nach der Freiheit in der Ent-

schließung für oder wider ein innerstes Schweigen, diese Frage war, soweit ich sehen kann, die letzte Enge betrachtender Geister, und sie ist, soweit ich sehen kann, für untheologische Herzen ohne die Sonden des Zweifels gar keine Frage, sondern wie eine immer gebotene Gelegenheit zur Tat.

*

Die Pessimismen der weltlichen Religionen und Künste, also alles, was in Kopf und Herz mit trauern, verzichten, verachten, lassen, leiden und mit Unlüsten zusammenhängt, scheint mir oft so nahe und einfältig im Dienste des geregelten Lebenslaufes zu stehen als Schlaf und Tod. Man hält sich freilich umso weniger bei Verneinungen und ihrer religiösen und künstlerischen Ausgestaltung auf, je stärker jedesmal das andere lockt, um dessentwillen man vielleicht das eine eben verläßt. Wie denn auch etwas, das zur Besserung irgend eines Mangels gefunden ist, nicht für Alle etwas bedeuten kann, es nenne sich Religion oder Kunst; nur nicht die „Wahrheit für Alle"!

Ein großer Teil mehr oder weniger ausgestalteter Negationen scheint mir und vielen anderen sogar unter dem unmittelbaren Einfluß des leiblichen Lebens in seinen Trägern zu entstehen, d. h. vom Leibe aus als bloße Gesetzmäßigkeit verständlich, wenn auch damit nicht im tieferen Sinne erklärt zu sein. Die Stimmung „Eitelkeit" einem Erlebnis gegenüber ist nicht nur die letzte Gemütsbewegung und bisweilen die letzte weltliche Lust, welche man dabei gewinnen kann. Das wäre wenig, obwohl es Genießer gibt, welche, oft von anderen, gelernt haben, bei jedem Erleben nach dieser Würze „Vergänglichkeit" zu schielen statt auf die Offenbarung des Zeitlosen dabei zu warten; Genießer, denen dieser Hinblick bisweilen die gelassene Kälte gibt, um Schwieriges zu erringen. Sondern es wohnt manchen Negationen außerdem ähnliche Bedeutung in der Entwicklung der Einzelnen wie der weiteren Einungen inne, welche z. B. Sättigung und Abkehr des Mannes vom Weibe und viele andere letzterdings nur des Lebens Lauf regelnde Unlüste für unsere Leiber haben. Es handelt sich um die Möglichkeit, sich von Erfahrungen gründlich ab- und anderen gänzlich zuzuwenden, wodurch ein haushälte-

risch geregeltes und so in der Endsumme möglichst reiches Weiterleben ermöglicht wird. Negationen sind Zeichen unerschöpfter Unzufriedenheit, welche das Leben begleitet. Sie sind also weder zu loben noch zu tadeln, ehe man sie als Lebens Zeichen verstanden hat. Auch wäre es niemandem zu verargen, wenn er davon nimmt, was er für sein eigenes Leben braucht, ohne daraus Lärm für alle zu machen. Nicht alle werden sich erheben, wenn sich Salomo von der Tafel erhebt. Ist doch seine Sättigung so bedingt für ihn wie des Lazarus Hunger für Lazarus, wie werktätiges Mitleid und wohlsituierte Lyrik dazu, bedingt wie alles Für und Wider (den Krieg z. B.), das über die Grenzen des Einzelnen hinauslärmt.

Das Tier hat vor dem Fraße so recht wie nach dem Fraße. Das Tier hat vor dem Fraße so unrecht zu philosophieren wie nach dem Fraße. Ihm bleiben lyrische Ausdrucksmittel angemessen. Ich zweifle, also bin ich kein Tier. Solange wir leben, verstehen wir nichts als zu leben.

Die bösen Zweifel aber erwarten den Mann, welcher an seiner Welt nur ändert und arbeitet, um sich gegen andere zu bewerten in endlosen Wandlungskünsten, welche die Welt undurchsichtig machen. Diese Welt der Willensstarken, welche oft die Wirklichkeit nicht wahrlassen wollen und doch nur insoferne befruchten, als sich Einsicht und Güte ihnen gegenüber immer aufs neue behaupten muß und so ihre zeitlose Gegebenheit auch ihrerseits erweisen kann.

*

Und also kommt es bei alledem zuweilen zur Beschaulichkeit: Wenn man alles im Leben nur einsehen will und nichts ganz sein, weil man diese Beschränkung mehr als alles andere scheut und die weise Ueberschau mehr liebt als alles andere Leben; wenn man so nichts Weltliches ganz ernst nimmt, als die Uebersicht und die Blindheit dessen scheut, welcher in etwas aufgeht, so geht man mählig für alles verloren außer für die Gedanken, die man sich endlich hierüber macht. Und endlich frägt sich der Weise, wie es kommt, daß ihm alles, alles in seinem vergangenen Leben, nur als wehmütige Erinnerung wieder begegnet.

Ist es nicht, weil er in allem, was er erlebte, etwas Besseres, ihm Gebotenes, versäumte? Ist diese Frage die letzte Tür, durch die er an sein Ende kommt? Durch alle Vergangenheit und Künftigkeit in den Tag, an dem ihm sein Leben Gegenwart wird?

DULDUNG

Alles Menschliche und sich selbst als Natur zu sehen und zu hören ist schwieriger als man sagt. Nicht eifernd, sondern geduldig muß man daneben stehn und horchen.

Die Griechen kannten eine Natur als Heilerin, welche Fieber und Krankheiten als Mittel verwendet. Vielleicht freilich gibt es im einzelnen Leben Fälle, wo Krankheit für den Einzelnen kein Mittel bedeutet, sondern ein Verhängnis, welches für Menschen keine Rolle als die des blinden Verhängnisses spielt. Und vielleicht ist eben der Zufall selber über uns verhängt, weil er unser tiefstes Schicksal nie entscheidet.

Da es kaum eine Rassenhygiene, dieses Namens wert, gibt und keine unbefangene Hygiene der Menschheit, so gibt es wohl auch keinen, der berufen wäre zu sagen, ob ein vollkommenes Gewährenlassen aller Uebel der Menschheit besser oder schlechter tut als alle Kuren zugunsten von höheren Einungen der Einzelnen.

•

Wer im anderen seine Person und Art voraussetzt und darnach handelt, im guten oder halben Glauben, der tut etwas, das ebenso wie essen und atmen und andere Arbeit an der Selbsterhaltung seinen kurzen Namen haben sollte; soferne an der Sprache noch etwas liegt. Einzelnes derartige trägt monströse Namen wie Anthropomorphismus u. a. m. Man kann diese vielgestaltige menschliche Tätigkeit überall wirken sehen und als eine Art Gestaltungskraft des Lebens erkennen, welche z. B. als Eigenheit von Beschränkten und Unduldsamen deren besseren Freunden einen langen Kampf um ihre Selbsterhaltung auferlegt, welcher oft erst mit dem Beginn der Einsicht und mit dem Ende solcher Freundschaften endet. Man muß auch die Stärke, mit welcher die Unduldsamen ihre schnöden Künste üben, beachten. Es ist

eine im täglichen Leben lästige und primitive Art sich zu behaupten. Wo sie aber aus Zufall oder bedeutender Fügung das Rechte trifft, da kürzt sie lange Umwege ab, nicht weniger als andere Instinkte.

Wo sie das Rechte trifft, eben das ist die Frage, auf die man nicht für andere und nicht jedesmal antworten kann, wenn man auf seine Zweifel etwas hält. So daß mancher davor zurückschreckt, wenn er seinen Einfluß auf andere sieht, und lieber höheren Mächten die Ehre geben möchte.

*

Es gibt zwei Richtungen, welche man haben oder nehmen kann: Zum Werden oder zum Sein. Was bedeutet es wohl, daß man in der zweiten Richtung zum Verstande kommt und zur Einsicht, wofern man nur die Welt gehen lassen und wahr haben will. Während doch die Gläubigen nie aufhören zu glauben, daß die toten Gesetze nur bestehen, bis ihr Glaube an das Künftige stark genug ist. Sie wollen nichts sein lassen, und was ist soll anders werden.

Die Rolle, welche diese zwei Lebensarten im Alltag spielen, wird deutlich, wenn uns ein anderer nicht sein läßt, etwa weil er sich selber müht anders zu werden und seine Mittel zu Tugenden für alle macht. Wen man liebt, den lasse man sein, was er ist, und werden, was er will; mehr Liebe ist lästige Liebe. Wenige Freunde üben diese duldsame Liebe. Daher stören die meisten das Leben und man meidet sie zur Erholung. Mein Freund ist, wer mich sein läßt und dabei wird, was er will; wie ich selber.

Jene idealistischen Gefolgsleute der Lüge und Gewalt, welche ihre Nächsten gestalten, nicht wahr haben wollen und festlegen, dulden an anderen nur das, was für den Börsenhaushalt ihrer Selbstachtung taugt und ihre eigenen „Werte" auf dem Markte des Lebens nicht mindert. Davon hat jeder genug in sich, der sich behaupten muß. Es folgt auch daraus wieder, daß sich der Liebhaber der Weisheit gar nicht im Lebenskampf behaupten muß, sondern still werden.

*

Wer alle Hunde für gut hält, die den Menschen zur Arbeit hetzen, wer alles gelten läßt, was die Arbeit eines Menschen steigert, der muß manchem Laster seine Stelle im Haushalt anweisen. Wer aber erkennt, daß das Tempo im Leben der Einzelnen und der Völker etwas Bedingtes und Erklärliches ist, der wird zwar in der Verschiedenheit der Arbeitstempos von Nachbarn die Quelle für den Lebenskampf dieser Nachbarn und für dessen Ausgang sehen, nicht aber andere Tempi nur naiv, z. B. europäische, Asiaten gegenüber, einschätzen.

Was hätte übrigens die sogenannte Menschheit als Ganzes zu verlieren, wenn sie sich Zeit ließe? Doch wohl keinen Konkurrenzkampf.

*

Ehrgeiz ist ein Fluch in Zeiten, da alle Ehren im Kurse gefährdet sind. Es ist verlorene Mühe und verlorenes Leben, sich um die Scheine zu bemühen, welche so oft nur Köder in Händen kluger Lügner sind. So sind zu Zeiten die Schulen ein einziger großer Betrug an den Einzelnen, einzelne Lehrer ausgenommen.

Was ist der tiefere Sinn dessen, daß sich auch die Moral heute am besten mit den Wörtern der Börse beschreiben läßt? Ist etwa auch die Moral eine Organisation, in welcher die Händler walten, so lange jemand was verhandelt. Einst ist der Händler in den Tempel gezogen, heut aber, was des Tempels war, in die Börse und ist der Händler Sache, so wahr man gemeiniglich von „Werten" spricht.

*

Gelehrte zeigen gerne die Rolle, welche Beraubung und Bewirtschaftung in Staaten spielen. Aber es gibt ein System der Enteignung, welches man immer begegnet, soferne man irgend etwas zu eigen hat. Was uns da begegnet, ist der Wille anderer, uns alles zu nehmen, letzten Endes unsere Person zu enteignen oder zu verneinen, sei es in Haß oder Liebe.

Die Folge ist einerseits, daß eine Person ihr Eigentum jeder Art nur gegen andere, nur trotzdem behauptet. Es gibt nur zähe Besitzer. Ferner aber, daß das Aufgeben einer Eigenheit allgemein gelobt wird. Wer weiß, welche Rolle bei jeder Organi-

sation des Lebendigen die Ausschaltung und Anähnlichung des Andersartigen spielt, der wird auch unter Menschen diesen Weg des Lebens für bereits vorgezeichnet halten, und zuweilen für belanglos, ob man aus dieser Not Tugend oder Untugend macht. Es ist eine der größten Erschütterungen zu sehen, wie belanglos schon vor den Mächten dieser Erde manche Bewertungen sind, welche man in das Verhältnis des Einzelnen zu den Anderen hineingetragen hat. Dennoch läßt sich fast alles, oder alles was Menschen an Sittlichkeit gefördert haben, am besten überblicken als für oder gegen den Egoisten gesagt, während man die vergeistigtere Person des Idioten weniger bedacht, aber auch nicht ganz unbewertet gelassen hat, wie der Name lehrt.

*

Jeder Sieg beglaubigt die Uebel, trotz derer er erfochten wurde. Daher gibt es unter Menschen keinen ganzen Sieg, und kann der bessere Weg nicht der des Kampfes sein.

JEAN PAUL:
AUS DER VORREDE ZU DEN BRIEFEN

Der Teufel, (glaub' ich geschrieben zu haben), ist los in diesem Jahrhundert und der heilige Geist ebenfalls, mein Herr! Ach, eine harte Zeit steht an der Türe, Erdfälle und Lawinen zugleich! Es werden einige Jahrzehende kommen — denn mehrere verträgt das unsterbliche Herz des Menschen nicht — worin Chemie und Physik und Geogonie und Philosophie und Politik verschworen den Isis-Schleier der stillen hohen Gottheit für eine Gestalt selber und die Isis hinter ihm für Nichts ausgeben werden. — Das der Nemesis gehorsame Herz, das bescheidenere frömmere Zeiten erzogen haben, wird zagen vor einer frechen ruchlosen Titanenzeit, worin nur Handel und Scharfsinn gebieten und worin ein geistiges Faustrecht zu Gerichte sitzt. Die jetzige

Zeit wird von revolutionären Schatten bewohnt, die, wie die homerischen, nicht eher Kraft und Rede haben, als bis sie Blut getrunken. Wohl ist die Menschheit erwacht — ich weiß nicht, ob im Bette oder Grabe; — aber sie liegt noch wie eine erweckte Leiche, umgekehrt auf dem Angesicht und blickt in die Erde.

Diese moralische Revolution, (eine politische ist mehr die Tochter als Mutter einer moralischen), dieser Uebermut des Geistes der Zeit geht bis zu den Kritikern herab, die den Dichter vor der Moral warnen und die es lieber haben, daß er, wenn er doch einmal sich mit Stoff befängt, das kleinere Uebel wähle und eher zu tief in den unsittlichen greife als in den sittlichen. Ihr zerstörten Zerstörer, ihr werdet die Sünder, aber nicht die Dichter vermehren; leiden denn diese bei uns so sehr an der moralischen Teleologie? Und wer durch diese ein Prosaiker wird, der würde es auch durch die unsittlichste von Welt verbleiben, wie die Franzosen beweisen. Ist nicht bei den zwei großen griechischen Dichtern, bei Homer und Sophokles, die Hippokrene ein heiliges Weihwasser, und ihr Parnaß ein Altar der Nemesis und ganz gebauet auf einen moralischen Sinai? —

Inzwischen wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkundigern ein ganzes Pflanzen- und Tierreich sich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. — Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flammen, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert. — — (1799.)

CARL DALLAGO:
WELTBILDUNG UND SÜNDENFALL

(„Der große Unwissende", II. Teil, Kap. 7)

Ein Sommertag, der seine lichte, warme Wirklichkeit über Landschaft und Menschen ausgießt. Sein Sichvorbereiten war ein Sichzurückhalten; nun hat sein Kommen etwas Machtvolles. Der Schnee auf Graten und Kämmen ist in vollster Auflösung, im Tale wogt Hochwasser. Am tiefgrünen Waldhang verweile ich und schaue Berge und Himmel, die durch aufragende Baumkronen schimmern.

Zunächst wohl ist der Sommer der Schöpfer dieser Sommerlandschaft. Seine gestaltende Kraft ist es, die die Landschaft durchdringt und sie mit seinem Wesen erfüllt, wodurch alles, was diese Landschaft hervorbringt, seiner Bestimmung entgegengeführt wird. Aber das Hervorgebrachte kennt die Bestimmung nicht, der es zugeführt wird; denn es empfängt seine Bestimmung durch die Kraft, die es gestaltet, welche ihrerseits empfangen haben muß, ehe sie in der Natur wirksam zu werden vermag. Doch liegt in Verhangenheit, was diese Empfängnis bestimmt.

Was mir der Sommer so in seinem Wirken enthüllt, erschließt sich dem redlichen Betrachter wohl in aller Natur, nämlich: daß sie empfangen muß, damit sie hervorbringen kann, und daß das, was diese Empfängnis bestimmt und bewirkt, der Wahrnehmung der Menschen entzogen bleibt. Es besagt: daß alle wahrnehmbare Natur mit ihrem Herkommen in die Verhangenheit reicht, in die zurückzukehren ihr als einzig wahrnehmbare Bestimmung auferlegt scheint. Mit der Erkenntnis aber, daß das Anordnende und Bestimmende für alle Natur in Verhangenheit liegt, hat sich der Betrachter bereits den Weg frei gemacht zum Geistigen und Religiösen.

Schon diese Feststellung ergibt: daß die Natur niemals ein Gegensatz zum Geiste sein kann, da der Weg der Betrachtung, der in sie hineinführt und letzten Endes die Empfängnis aller

Anordnung aus der Verhangenheit erhellt, zugleich der Weg der Einsicht ist, die das Geistige und Religiöse, das zu Gott als dem Geiste führt, im Menschen aufdämmern läßt. Aehnlich etwa, wie die hingebungsvolle Betrachtung eines Kunstwerkes eine Verbindung mit dessen Schöpfer im Betrachter herstellt: indem die Wesensbeschaffenheit des Schöpfers, die im Werke untergebracht ist, gewissermaßen ordnend auf das Gefühl des Betrachters einwirkt.

Die Wesensbeschaffenheit Gottes, als des Schöpfers des Weltalls, das ist: der gesamten Natur, ist nun freilich unfaßbar für den Menschen. Aber der hingebungsvolle Betrachter des Schöpfungswerkes (oder seiner Teilheiten) muß die Verbindung mit dem Schöpfer immerhin soweit herstellen können, daß er ein von jeher Ordnendes, das in den Werken der Natur untergebracht ist, als Ausfluß einer Wesensbeschaffenheit des Schöpfers dieser Natur auf sich einwirken fühlt. Und mit dem Wachstum seiner Hingebungsfähigkeit mag der Betrachter das gegenständlich Wahrnehmbare, das er überall in der Natur vor sich hat, immer mehr aus dem Auge verlieren und zu dem Nichtwahrnehmbaren finden, aus dem jenes hervorgegangen ist, und dessen Ordnendes er nun immer mächtiger auf sich einwirken fühlt. Bis ihm dieses Ordnende schließlich noch zum Ausdruck eines unentwegten Waltens werden mag, das gleichsam als göttliches Gesetz hervortritt und ihn so erfüllen kann, daß in ihm die Verbindung mit dem Geiste, der dem Werke (d. i. der wahrnehmbaren Natur) zugrunde liegt, tatsächlich hergestellt erscheint.

Daraus geht hervor: daß die Natur vom Geiste nicht zu trennen ist, daß vielmehr Natur und Geist in einem innigen Zusammenhang stehen. Dieser Zusammenhang offenbart sich eben in dem Umstand, daß durch ein hingebungsvolles Eindringen in die Natur, als in das sichtbare Werk, im Betrachter das Aufkommen einer Ordnung bewirkt wird, die gleichbedeutend ist mit einer Befolgung der Verlautbarung des Geistes, der dem Werke zu Grunde liegt. Da nun der Mensch selbst, gleich der Schöpfung, Natur ist, ergibt sich wiederum: daß die Einkehr in sich selber, das Sicherschließen bis zu jener letzten, höchsten Errungenschaft einer völligen Selbstpreisgabe die Offenbarwerdung einer

Ordnung im Menschen zur Folge haben muß, wie sie von Gott gewollt ist.

Je ursprünglicher eine Natur ist, je mehr sie sich ihr Herkommen aus dem Ewigen wach erhält, umso mehr erhält sie sich auch diese Ordnung. Denn umso mehr muß in ihr auch die Verbindung hergestellt sein, die bis zum Anfang, das ist: bis zum Tage der Vollendung der Schöpfung zurückreicht, da „Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut". Alle ursprüngliche Natur ist demnach das Willfährigste für den Geist.

Die Menschennatur mag nun freilich gründlich verdorben sein und so ihre Ursprünglichkeit eingebüßt haben. Sie ist eine zu Schaden gekommene Natur, wie Religion ein zu Schaden gekommenes Religiöses ist. Und wie in dieser etwas vorhanden ist, das dem Religiösen Eintrag tut, so ist in der verdorbenen Natur etwas vorhanden, das die ursprüngliche Artung verleugnet. Es haftet an ihr bereits der Begriff Sünde, der hier so zu verstehen ist, daß Sünde alles, was sie anfaßt, vom Weg zum Geistigen und Religiösen und damit auch vom Aufleben der ursprünglichen Ordnung abzieht.

Damit bin ich bei dem Thema „Weltbildung und Sündenfall" angelangt.

*

Schon in meinem Aufsatz „Menschendämmerung" habe ich mich gegen diese Welt entschieden. Seither festigte sich in mir die Erkenntnis: Je mehr einer Mensch wird, umso weniger kann er für diese Welt sein. Der Gegensatz von Welt und Mensch ist mir ein Unumstößliches geworden. Erwies sich doch diese Welt als Prunk- und Zuchtstätte einer Ordnung, die den Weltkrieg entfesselte, dessen entsetzliche Gewaltsprache noch immer nicht verstummt ist.

Auf meinem Wege zum Geistigen und Religiösen machte ich indessen auch die Wahrnehmung, daß die Menschen eigentlich erst zu dieser Welt fanden, da sie sich vom Geistigen und Religiösen entfernten. Denn die Betätigung des Geistigen und Religiösen erwächst aus der Erkenntnis, daß der Mensch einem von

jeher Anordnenden untertan sei; das Zustandekommen dieser Welt hingegen ist durch die Abkehr von solchem Anordnenden bedingt und hat seinen Grund darin, daß der Mensch sich selbst zum Anordnenden aufwarf. Der Mensch als Schöpfung Gottes jedoch stand ursprünglich auch in der Welt als in einer Schöpfung desselben Gottes und hatte mit dessen Wohlgefallen auch sein Wohlergehen in dieser Gotteswelt!

Die durch Menschenmacht bewirkte Weltbildung enthüllt sich somit als Sündenfall der Menschen. Einem unentwegt von jeher Ordnenden begegnet die Schwäche der Menschen, die sich anmaßt, das Dasein ordnen zu können, als Ueberhebung. Das unentwegt Ordnende wird dadurch nicht außer Kraft gesetzt, wohl aber wird der Ordner von außen her der Kraft des von jeher Ordnenden verlustig und gerät dadurch in Unordnung. So wächst in ihm die Sucht zu ordnen. Das ursprünglich in ihn Gelegte, die Empfänglichkeit für das Walten einer geistigen Gesetzlichkeit, verliert sich immer mehr aus ihm. Nun benötigt er zum Ordnen auch immer mehr der Gesetze. Es erbringt die Wahrnehmung: Erst wo das Gesetz eingeht, entstehen die Gesetze; diese Wahrnehmung läßt zugleich eine weltliche Ordnung umso hinfälliger erscheinen, je mehr sie von Gesetzen gestützt wird.

Ich verweise hier auf weiseste Herrscher der Vorzeit des fernen Ostens, die — wie berichtet wird — das vorbildliche Herrschen darin sahen, ohne Gesetze auskommen zu können — Herrscher, die dieses Vorbildliche auch vorbildlich ausübten. Es bedeutet: daß sie die Gabe hatten, Ordnung zu halten ohne zu ordnen. Solches Vermögen ist wohl darauf zurückzuführen, daß diese Herrscher mit dem Vorbilde des Reinen Menschen sich auch jenes Geistige und Religiöse in ursprünglicher Kraft zu wahren wußten, das im Menschen den Anschluß an das Gesetz, an das von jeher Ordnende, auslöst. Damit ist aber eine hohe — ja vielleicht die höchste — Ausübung des Geistigen und Religiösen von Seite der Menschen bereits in eine Vorzeit verlegt, die eine Welt wie diese Welt noch nicht gekannt haben kann. Denn die Weltbildung, die auf uns überkommen ist, verhindert alle derartige Ausübung des Geistigen und Religiösen.

Als eine von den Menschen geschaffene Welt beruht diese Welt auf Wissen und Besserwissen, das Weisheit im religiösen Sinne ausschließt. Denn Weisheit im religiösen Sinne ist immer ein Loskommen von den Ketten des Wissens. Ein Loskommen, das befreit: indem es den Menschen einem von jeher Ordnenden sich einfügen läßt. Während Wissen kettet und den Menschen dazu verleitet, eine Ordnung zu schaffen, die zur Durchführung der Gesetze bedarf. Diese Welt, die auf Wissen beruht, erweist sich somit als ein künstlicher Bau, der nur von Gesetzen getragen wird. Könnte die Menschheit ohne Gesetze auskommen, verschwände daher wohl auch diese Welt.

Die Gesetze aber widerstreben dem Gesetz, etwa wie das Licht einer Kerze dem Tageslicht widerstrebt in dem Sinne, daß es des Dunkels bedarf, um leuchten zu können. So bedeutet diese Welt, indem sie solche Gesetze erläßt, gleichsam die Abkehr vom Tage, als dem Ordnenden von jeher, und den Eintritt in eine Dunkelheit, in der das Licht der eigenen Verordnung wie eine trübe Flamme flackert. Doch der Mensch, der das Geistige und Religiöse in ursprünglicher Kraft sich wach erhält, gerät in kein Dunkel, das Gesetze erhellen, die wie Kerzenflammen leuchten; weil in ihm, der einem von jeher Ordnenden eingefügt ist, gleichsam das Tageslicht des göttlichen Gesetzes noch herrschend ist. Er kann daher auch nicht für diese Welt sein.

So ergibt sich wiederum: daß, wo Weltbildung einsetzt, immer auch ein Abkommen vom Geistigen und Religiösen damit verbunden sein muß, also auch ein Abkommen von Gott als dem Geiste; es erweist: W e l t b i l d u n g i s t S ü n d e n f a l l.

Und nun sehe ich um mich und schaue, wie die Gotteswelt als Schöpfung uns immer noch umgibt, vielleicht gleich herrlich wie am ersten Tag, und wie aus ihr auch unentwegt das Geistige und Religiöse dem hingebungsvollen Betrachter entgegentritt. Zugleich aber gewahre ich, wie eine von den Menschen hervorgebrachte Welt sich an die Werke der Schöpfung herangemacht hat, um diese in ihre Hand zu bekommen. Und ich lasse an mir vorüberziehen, was die Anmaßung dieser Welt innerhalb des letzten, gut wahrnehmbaren Stadiums unserer Zeitrechnung gezeitigt hat. Ich sehe die offizielle Kirche sich immer mehr fest-

setzen in dieser Welt als in einer christlichen Welt, sehe das Fortschreiten der Zivilisation, den Triumph der Technik, die vermeintliche Beherrschung der Natur und eine Welträtsellösung, die uns durch diese völlig zivilisierte, kirchenchristliche Welt als der eröffnete Weltkrieg vor Augen gestellt wurde.

Wer sich dieses Ergebnis in seiner ganzen Schreckhaftigkeit vor Augen hält, mag kaum mehr daran zweifeln, daß in dieser Welt nicht nur Menschendämmerung herrscht, sondern — wie der hemmungslose Ausbruch geistverwirkter Menschenmacht beweist — schon Menschennacht.

*

Weltbildung also ist Sündenfall und führt zu Menschennacht. Ihr zugrunde liegt die gründliche Abkehr vom Geistigen und Religiösen, somit der Verlust jenes ursprünglichen Lebens, das in ein von jeher Ordnendes, als in die Anordnung Gottes — das ist: in das Wort, das im Anfang war —, aufgegangen ist. Dieses Leben war das Licht der Menschen. „Und das Licht leuchtete in der Finsternis; aber die Finsternis hat es nicht begriffen".

Dieses Licht war mit Jesu wiederum in dieser Welt — „und die Welt kannte es nicht"; denn sie war eine Welt, erstellt in Finsternis. Und Jesus „kam in sein Eigentum", indem er eintrat in das geistige Leben seines Volkes. Doch sie, die dieses geistigen Lebens Hüter sein sollten: „die Seinen nahmen ihn nicht auf".

Aber Johannes, der größte der Evangelisten — wahrscheinlich derselbe, der Jesu Lieblingsjünger war, weswegen wir ihm auch die größte Einfühlung in das Wesen Jesu zutrauen dürfen — Johannes erkannte in Jesu das Leben, das das Licht war, und er bereitete diesem Leben nach dessen Hingang eine Aufnahme in sich, die er in dem Zeugnis kundgetan: „Und das Wort ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. . . . Das Gesetz ist durch Moses gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum worden".

Hier — in dem letzten Satze — sehe ich Jesum als den Er-

füller des Gesetzes dargetan. Als der Erfüllende in diesem Sinne brachte Jesus den Menschen zum Ausdruck, wie er von Gott gewollt ist. Und zeigte die geistliche Herrlichkeit des Vaters als der Sohn, der von Gott als dem Geiste ausging, indem er in sich bis zu Gott als dem Schöpfer zurückreichte und so das Wort, das bei Gott war, eingeboren in sich trug. Damit erweist sich aber die Wesensbeschaffenheit Jesu völlig übereinstimmend mit der Wesensbeschaffenheit des Reinen Menschen. Wenigstens in meiner Vorstellung. Denn der Taoteking als der Anschluß an das Gesetz läßt mich den Reinen Menschen also wahrnehmen: Es ist in ihm die Verbindung völlig hergestellt mit seinem ursprünglichen Herkommen aus dem Anfang, da das Wort war und das Wort noch bei Gott und Gott das Wort war, so daß in ihm, dem Reinen Menschen, die Verlautbarung Gottes als das Wort zum Gesetz und als Gesetz zur Tat geworden ist. Wer das Gesetz hat, muß demnach auch das Wort und damit Gott in sich haben. Jesus lebte das Wort, der Reine Mensch betätigt den Anschluß an das Gesetz. Ich gewahre da keinen Unterschied mehr. Jesus selbst beruft sich wiederholt auf das Gesetz. So sagt er: „Glaubt nicht, ich bin gekommen, das Gesetz aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." Er verweist auch die Juden darauf, daß sie nur Mose zu glauben hätten, um auch an ihn zu glauben; denn Mose habe von ihm geschrieben. Und Mose schrieb eben das ihm geoffenbarte Gesetz: die Gebote Gottes als Richtlinien für das geistige und religiöse Leben, und zugleich von der Gott-Verbundenheit des Menschen, der auftritt als dieses Gesetzes völlige Erfüllung. Die jüdische Priesterschaft aber hatte inzwischen dieses geistig Gesetzliche zu Kirchentum und Religion gemacht und so zum toten Buchstaben verwandelt. Aus dem Gesetz war ein Weltliches geworden.

Genau dasselbe vollzog sich mit dem ursprünglich Christlichen: mit dem Reinen Menschentum Christi. Dieses Reine Menschentum, das ursprünglich Christliche, ist im Lauf der Zeit durch Kirchentum und Religionsmache immer mehr verdrängt und entstellt worden, bis schließlich daraus die heutige offizielle Kirche mit ihrem politischen Anhang und damit

ein völlig Weltliches erstanden ist. Dieses Christliche in seiner ganzen Mißgestalt behauptet sich würdig neben den Errungenschaften der Zivilisation. Ja, es stellt gewissermaßen auch einen Triumph der Technik dar; gehörte doch zweifellos viel weltliche Technik dazu, um aus dem ursprünglich Christlichen, als dem Geistigen und Religiösen, um aus dem Reinen Menschentum Christi eine offizielle Kirche hervorzubringen, deren Wirken so verhängnisvoll geworden. Denn diese offizielle Kirche ist augenfällige, ja greifbare Weltbildung. Und Weltbildung ist Sündenfall. Ihn verantworten müssen jene, die verkommen genug sind, daß sie sich nicht scheuen, selbst mit dem Christlichen Christi Staat zu machen, um in der Welt zu Macht und Ansehen zu gelangen. Die Allerweltsjuden sind unter ihnen.

*

In meiner Vorstellung zeigt sich nun Jesus als der Reine Mensch, als der einzige wahrnehmbare, als der letzte, wenn man (wie ich) den fernöstlichen Berichten glaubt, daß Reine Menschen in der Vorzeit gelebt haben. Falls mit dieser Vorstellung der Persönlichkeit Jesu Abbruch getan wäre, wäre dies nur so zu erklären, daß diese meine Vorstellung an sie nicht genug heranreicht. Das nehme ich auf mich.

Worauf es hier ankommt, ist: daß meine Vorstellung mir nicht Abbruch tue, sondern daß sie mir aufhelfe. Das soll heißen: daß sie mich als Menschen im inneren Wachstum unterstützt und nicht in der Veräußerlichung; daß sie mich immer mehr Einzelner werden läßt und nicht Masse; daß sie mich schließlich auch Gott als dem Geiste näher bringt und von der Welt immer mehr entfernt.

Der Kirchenchrist beruhigt sich in der offiziellen Vorstellung von Jesu als Gott. Dabei kommt er aber zu keiner geistig lebendigen Vorstellung, weder von Gott noch von Jesu. Sondern er übernimmt die Behauptung der Kirche, daß Jesus Gott ist, gleichsam als prunkvollen Deckmantel für sein totes Christentum und gestaltet seinen Lebenslauf ganz nach dem Beispiel dieser Welt. Es erklärt wohl die auffallende Tatsache: daß unter allen Be-

kennern einer sogenannten Religion in der Christenheit am wenigsten wahre Gläubigkeit anzutreffen ist.

Alle vier Evangelien stimmen auch darin überein, daß sich Jesus niemals Gott gleichgestellt hat. Ja, er hat die Gleichstellung seiner Wesensbeschaffenheit mit der Gottes ausdrücklich verneint. Von manchen Aussprüchen Jesu, die dafür zeugen, sei hier nur einer gebracht, der Jesu Verhältnis zu Gott deutlich genug dartut. Jesus sagt: „Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner". Der Unterschied zwischen Gott und Jesu kommt hier unzweideutig zum Ausdruck, da doch Weinstock und Weingärtner ein völlig Verschiedenes dem Wesen nach sind. Wohl aber kann der Weinstock gleichsam durch Aufgehen in die Anordnung des Weingärtners eins werden mit diesem.

So zeigt sich immer mehr, je näher man zusieht, daß die Kirche ein Interesse daran haben muß, Jesus für Gott auszugeben, und daß dieses Interesse weltlich ist. Denn als die Stiftung lediglich des Menschen Jesu hätte die Kirche niemals die Weltherrschaft anstreben dürfen, da ein solches Streben mit der Lebensführung Christi doch zu sehr in Widerspruch steht. Dadurch aber, daß sie Jesus zu Gott machte und seinen Erdenwandel auf ein Menschwerden zurückführte, dessen Sendung war für die Schuld der Menschen zu leiden, konnte nach Erfüllung dieser Aufgabe von Seite des Menschen Jesu die Kirche diesen wiederum in seine Macht als Gott einsetzen, um sich selbst als von Gott gestiftet darzutun. Es erleichterte der Kirche die Feststellung, daß das Oberhaupt der Kirche der Stellvertreter Christi auf Erden sei. Da ja weltlicher Machtwille sich entschieden besser in der Stellvertretung eines herrschenden Gottes gefällt und durchzusetzen vermag als in der eines alles Leid auf sich nehmenden Menschen. Was dieser angeblich von Gott gestifteten Kirche dabei mangelt, ist eben nur das Christliche als das Geistige und Religiöse. Und damit freilich mangelt ihr auch alles Göttliche.

*

Daß die offizielle Kirche Weltbildung ist, nicht eine göttliche Stiftung, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung mehr. (Die

Worte Christi, auf die sich die Kirche beruft für ihre göttliche Herkunft wie für ihren ewigen Bestand, sind unzuverlässig. Von einer Kirche ist nirgends die Rede, nur von einer „Gemeinde". Bei Johannes fehlen sie ganz. Falls solche Worte je gesprochen wurden, können sie nur besagen: daß die Nachfolgerschaft Christi — die Gemeinde Christi — auf dem lebendigen Glauben, der sich im Werke zeigt, beruhen muß. Daß alles, was auf solcher Gläubigkeit, dem Fels, erbaut ist, von keiner Welt zerstört werden kann. Auch von der Kirche als Welt nicht. Was ja die Verfolgungen solcher wahrhaft gläubigen Menschen durch die Kirche bezeugen. Doch das ist von mir schon dargetan.)

Worauf ich hier noch hinzuweisen habe, ist: daß sich das Christliche, als das Geistige und Religiöse, nicht festhalten läßt. Als die Erfüllung des göttlichen Willens oder Gesetzes, als die vollendete Betätigung einer Ordnung von Gott als dem Geiste her, ist es etwas, das von den Menschen, die es nicht in sich haben — und wer hätte solche Erfüllung in sich! — nicht festgehalten werden kann. Wer es völlig hat, geht darin auf, verliert sich an dieses Haben; wer es nicht genug hat, kann von ihm nur wahrhaben, was er wahrnimmt, das ist: den Eindruck, den es auf ihn ausübt. So sind die Aufzeichnungen über die Persönlichkeit Jesu auch nur ein Hinweis auf die Wesensbeschaffenheit des Vorbildes, in sich tragend noch die Mängel dessen, der aufzeichnet. Und diese Aufzeichnungen sind wiederum gewiß nicht einander völlig gleich in den Mängeln. Unter den Evangelisten ist es, wie angedeutet, Johannes, der die Wesensbeschaffenheit Christi am tiefsten erfaßt zu haben scheint. Daher auch seiner Aufzeichnung die geringsten Mängel anhaften mögen. Nun ist diese Aufzeichnung als die späteste bekannt. Es läßt annehmen, daß Johannes von den anderen Aufzeichnungen Kenntnis hatte. Der Umstand, daß er trotzdem zu neuer eigener Aufzeichnung sich entschloß, läßt vermuten, daß ihm jene nicht genug entsprochen haben. Es berechtigt zu folgern, daß im Johannesevangelium die Sendung Christi bewußt zu größerer Klarheit gebracht worden ist. Daß daher auch die Abweichung dieses Evangeliums von den anderen in der Darstellung wichtiger Begebenheiten eine

gewollte und gewissermaßen als eine Richtigstellung im geistigen Sinne anzusehen ist.

Damit bin ich zur Stelle gekommen, die ihr Licht werfen soll auf die Herkunft der sogenannten Gnadenmittel der Kirche, der Sakramente, von denen uns die Kirche glauben machen will, daß sie von Jesu Christo eingesetzt sind. Die römisch-katholische Kirche zählt deren sieben. Doch die geistige Reinigungsarbeit an dieser Kirche durch den zweifellos redlich gläubigen Luther ließ nur mehr deren zwei übrig: die Taufe und das Abendmahl. Sie auch nur sollen hier in Betracht kommen.

Was die Taufe betrifft, so haben wir in Jesu wirklich ein Vorbild, indem er sich von Johannes dem Täufer taufen ließ. Das bedeutet zwar noch nicht, daß die Taufe als Sakrament von Jesu eingesetzt ist. Wohl aber, daß die Taufe von Jesu als Handlung hingenommen wurde, die seine Unterwerfung Gott gegenüber versinnbildlichen sollte. Das Beispiel, das damit dem Menschen gegeben bleibt, wird der Lebensführung eines redlich strebenden Menschen auch niemals entgegen sein. (Doch nach dieser Richtung habe ich mich schon verlautbart.)

Die Einsetzung des Abendmahls finden die Forscher im Johannes-Evangelium übergangen. In Wirklichkeit jedoch ist gerade in diesem Evangelium das Geistige überzeugend dargetan, das dieser vermeintlichen Einsetzung zugrunde liegt. Nämlich: das Aussagen Jesu von sich als dem Brote des Lebens. Des sogenannten Abendmahls hinwiederum ist eigens Erwähnung getan als dessen, was es eben war: als Jesu letztes Mahl mit den Seinen, als Abschiedsmahl, als letztes Liebesmahl. Es ist nicht anzunehmen, daß dieses entscheidende Auseinanderhalten der beiden Begebenheiten von Seite des Evangelisten Johannes ohne Absicht geschah. Es nimmt sich vielmehr wie eine bewußte Richtigstellung der früheren Aufzeichnungen aus, die die Worte Jesu über das Brot des Lebens mit dem Abschiedsmahl in Zusammenhang brachten. Johannes muß hier eine Klärung angestrebt haben. So machte er die Tiefe durchsichtig, bis der Geist sichtbar wurde. Und er berichtet:

„Jesus sprach: Ich bin das Brot des Lebens... Eure Väter haben das Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben.....

Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot ißt, wird ewig leben.... Und das Brot, das ich gebe, das ist mein Fleisch." Und dieser Rede über das Brot des Lebens — nicht beim Abschiedsmahl — fügt er hinzu: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und Ich in ihm."

Weiter heißt es: „Da Jesus aber merkte, daß seine Jünger darüber murrten, sprach er zu ihnen: Aergert euch das? ... Der Geist ist es, der lebendig macht... Die Worte, die ich rede, sind Geist und sind Leben." Damit ist bestimmt ausgesprochen, daß die Worte geistig gemeint sind. Demnach bedeutet die Bezeichnung „Fleisch" das lebendige Menschentum Jesu als das Wort, das mit Jesu Fleisch und Blut oder Mensch geworden ist. Daher auch „wer dieses Fleisch ißt", das heißt: wer das Menschentum Jesu in sich aufnimmt und lebt, zugleich das Wort lebt, das im Anfang war, das als das Gesetz ewig ist und auch im leiblichen Tod noch gelebt wird, weil es diesen Tod in sich begreift. Es ergibt: daß der Mensch an keine kirchliche Handlung, an keine Speisung von Seite der Kirche gebunden sein kann, um zum Brote des Lebens zu kommen.

Anderseits müßte das Vermögen der Kirche, mit der Verabreichung des Abendmahls das Brot des Lebens zu geben, auch bewirken: daß jene, die es würdig empfangen, sich in der Tat erweisen als diejenigen, welche in Jesu leben, und in denen Jesus wiederum lebt, gemäß dem zitierten Ausspruch. Es besagt, daß deren Menschentum mit dem Menschentum Christi übereinstimmen müßte. Nun gehen mehr oder weniger alle Kirchenchristen zum Abendmahl, doch in den Wenigsten ist etwas vom Menschentum Christi zu verspüren. (Bei den Uebervielen müßte demnach zumindest ein unwürdiger Empfang vorliegen, dem ein Nichtempfang immer vorzuziehen wäre.) Daß in diesen Wenigsten, den Ausnahmen, etwas vom Menschentum Christi zu verspüren ist, kann aber nicht einmal dem Empfang des Abendmahls zugeschrieben werden, da auch in Menschen, die nicht zum Abendmahl gehen — ja zuweilen mehr als in Kirchenchristen —, etwas vom Menschentum Christi anzutreffen ist. Es ergibt wiederum: Daß wohl das Brot des Lebens mit Jesu Christo

in diese Welt gekommen, daß jedoch das Abendmahl als Sakrament der Kirche nicht mit diesem Brot des Lebens in Verbindung zu bringen ist. Wo ein Kirchliches durch redliche Gläubigkeit zum Symbol eines Geistigen wird, ist bereits die Gnade tätig, die auch ein Sakrament zu einem Gnadenmittel erheben mag. Im übrigen aber erweisen sich die Sakramente als Machtmittel der Kirche, die die Menschennatur völlig in ihre Hand bekommen will. Die Menschennatur, die durch ihr Herkommen geheiligt und ungleich älter ist als die Kirche, und die, zurückfindend zu ihrem ursprünglichen Herkommen, auch wiederum Gottes als des Geistes habhaft werden muß.

So betrachtet, zeigt sich das Brot des Lebens, das Brot des Reinen Menschentums Jesu, durch ein Brot der Kirche ersetzt, das die Menschen mit einer kirchlichen Handlung auch in geistiger Hinsicht sättigen soll. Das ist Verbildung des Geistigen und Religiösen zu kirchlcher Weltbildung. Das Brot des Lebens ist in kirchlichen Betrieb geraten. So wurde es zum Brot des Ablebens des Christlichen als des Geistigen und Religiösen. Schon gehen bei uns auch aalglatte Allerweltsjuden zum Tisch des Herrn. Mit der Kirche und ihren „Gnadenmitteln" ist alle Welt schon völlig vertraut geworden.

*

Ich kann hier nicht unterlassen, den geistlichen und weltlichen Vertretern der Kirche noch vor Augen zu führen, wie man sich in früher christlicher Zeit wahre Religiosität, wahre Christlichkeit, sozusagen am eigenen Leibe zu erhalten strebte. Ein Beispiel hiefür gibt der heilige Arsenius. Von ihm wird berichtet: „Als er noch in seinem Palast lebte, betete er zu Gott: ‚Herr, führe mich auf den Weg des Heils!' Da ertönte eine Stimme, die sprach: ‚Arsenius, fliehe die Menschen und du wirst gesund werden.' Er ergab sich nun dem Mönchsleben und betete wieder einmal: ‚Herr, führe mich auf den Weg des Heils!' Und er vernahm eine Stimme, die sprach: ‚Arsenius, fliehe, schweig, halte Ruh, das sind die Wurzeln der Sündlosigkeit!' Diese göttliche Vorschrift machte er sich zu seiner Regel und floh nicht bloß selber die Menschen, sondern sorgte auch

dafür, daß sie vor ihm flohen.... Und als der Vater Markus ihn fragte, warum er den Menschen so sehr aus dem Wege gehe, habe er geantwortet: ‚Weiß Gott, ich liebe die Menschen, aber ich kann nicht mit Gott und mit den Menschen zugleich verkehren'."

Weiters wird berichtet: „Die heiligen Väter scheuten den Verkehr und die Bekanntschaft mit den Leuten so sehr, daß einige von ihnen, nur um die Menschen ganz fern von sich zu halten, sich wahnsinnig stellten, ja, was fast unglaublich ist, sich selbst für Ketzer ausgaben."

Wenn ich derartiges höre, weht es mich an wie Luft aus der Heimat der Reinen Menschen der Vorzeit. Der Christ wird ein allzu zeitlicher Begriff, der Heide verliert sich, und ich sehe nur mehr Menschen vor mir, geheiligt durch den Ernst ihres Strebens, und wie diese Menschen abseits der Kirche, dem Tummelplatz der christlichen Welt, sich Auge und Ohr für den Anschluß nach innen beständig offen hielten. Und gewiß ist: daß solche Menschen aus den Heiden und Juden ebenso wie aus den Christen hervorgehen können.

In diesem Sinne nehme ich auch die Worte des Paulus an die Korinther: „Ist einer als Jude berufen, er verberge es nicht. Ist jemand als Heide berufen, er werde nicht Jude. Denn das Judesein hat keine Bedeutung, und das Nichtjudesein hat keine Bedeutung, sondern auf das Halten von Gottes Geboten kommt es an."

Den Vertretern der Kirche aber mit ihrem völlig hergestellten Anschluß an diese Welt kommt es nicht auf das Halten von Gottes Geboten, sondern auf die Erhaltung der Kirche an. Und niemand wird von ihnen behaupten wollen, daß sie den Verkehr mit den Leuten und das Bekanntwerden scheuen, geschweige denn, daß sie, um Gott leben zu können, als Ketzer gelten möchten. Vielmehr ist heute wahrzunehmen, daß ihr Tun und Streben dem allen völlig entgegengesetzt ist: daß sie als Wähler und Wühler mitten im politischen Leben stehen und nichts unversucht lassen, um zu weltlichem Machtzuwachs zu kommen. Und da heute offenbar die Mehrheit es ist, die dieser Welt das Gepräge gibt, erstrebt die Vertreterschaft der Kirche mit allen Mitteln die

Mehrheit für sich zu gewinnen, um diese Welt für sich zu haben. Es wirft sein trübes Licht auf den Sündenfall einer Weltbildung, der die Kirche verfallen ist — sie, die vorgibt, den Menschen für das Reich Christi heranzubilden, das nicht von dieser Welt ist.

*

Das Reine Menschentum, das in seiner ursprünglichen Gottverbundenheit das von jeher Ordnende lebt, verwirklicht damit auch das von jeher Geistige und Religiöse. So entspricht es völlig dem Christlichen als demselben Geistigen und Religiösen. Darum wird auch mit der Vorstellung, die nur den Reinen Menschen in Jesu sieht, diesem in seiner Wesensbeschaffenheit nicht Abbruch getan. Wohl aber tut die Kirche dem Menschensohn in der Beachtung seiner Gottesbeschaffenheit gewaltig Abbruch: indem sie nicht nur der Welt Freund, sondern selber so sehr Welt geworden ist, daß, wer von ihr völlig abkommt, eigentlich erst zum Fremdling in dieser Welt wird. Ein Apostelwort aber sagt: „Wer der Welt Freund sein will, macht sich zu Gottes Feind". Und aus dem ganzen Neuen Testament geht deutlich genug hervor: daß die Nachfolger Christi in der Welt Fremdlinge sein müssen, daß sie fremd zur Welt stehen, daß auch die Welt in ihnen ein ihr Fremdes sieht — schon weil sie einer Gottverbundenheit und damit einer Ordnung von jeher leben, die sie im Ewigen zu Hause sein läßt.

Jesu Verhältnis zur Welt und zu den Vertretern der jüdischen Kirche, an deren Stelle heute die „christliche" Kirche mit ihrem Anhang getreten ist, offenbart sich aber auch in den Worten: „Ich verlange keine Ehre von den Menschen, aber von euch habe ich gemerkt, daß ihr die Liebe zu Gott nicht in euch habt. Ich bin im Namen des Vaters gekommen, und ihr nehmt mich nicht an. Wie könnt ihr Glauben haben, die ihr euch gegenseitig Ehrungen erweist, aber nach Ehrungen von dem alleinigen Gott kein Verlangen habt?"

Und noch mehr offenbart sich dieses Verhältnis Jesu zur Welt und zu den Vertretern der Kirche in den Abschiedsreden an seine Jünger, denen Jesus verspricht, als Beistand zu senden „den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen

kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht erkennt". Zugleich wird den Jüngern verkündet, daß die Welt sie hassen wird, und dieser Haß also begründet: „Wäret ihr von der Welt, würde die Welt ihresgleichen lieb haben. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch ausgelesen habe von der Welt, deshalb haßt euch die Welt.... Ja, es kommt die Zeit, daß jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu leisten meint."

Zweifellos hat die Kirche diesen vermeintlichen Dienst Gott geleistet und damit auch diese Worte Christi zur Erfüllung gebracht. Denn es ist zweifellos (wie schon dargetan), daß die Opfer der weltlichen Gewalttaten der Kirche — die Opfer eines Wütens mit Feuer und Schwert — Jesu ungleich näher standen als ihre Verurteiler. Das bezeugt aber wiederum: daß die Kirche in ihrer offiziellen Gestalt von der Welt ausgegangen sein muß. Sie hätte darum nur mehr in diese Welt aufzugehen oder vielmehr ihr wahres weltliches Gesicht offen herauszukehren, um als Vertreterin des Christlichen, als des Geistigen und Religiösen, wieder völlig zu verschwinden.

Daß die Kirche ihrer wahren Beschaffenheit nach von dieser Welt sein muß, dafür zeugen auch die Worte Christi. Da ja die Welt die Kirche angenommen hat und als ihresgleichen ansieht und sie wert hält. Und die Kirchenleute doch durchaus keine Fremdlinge in dieser Welt sind. Wäre die Kirche aber nicht von dieser Welt, müßte sie doch von der Welt und deren Machern und Machthabern gehaßt, ja verfolgt, und nicht besoldet und beglaubigt werden. Oder: es müßten die Worte Christi ein Nichts sein. Womit wiederum gesagt wäre: daß Jesus Christus nicht einmal ein Prophet, geschweige denn ein Gott sei; weiterhin: daß die Kirche einen Gott habe, dessen Worten sie in der Tat keinen Glauben schenkt.

Und so ergibt sich der Kirche in ihrem offiziellen Bestand gegenüber — wo immer man einsetzt — immer wieder der Schluß: daß diese Kirche Weltbildung und Weltbildung Sündenfall ist, und der Sündenfall umso größer, je mehr sich Weltbildung als Hüterin eines Geistigen und Religiösen ausgibt.

Jesus aber — von der Kirche losgelöst — steht vor einem als der Reine Mensch, sich einführend mit seinen eigenen

Worten: „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; nun verlasse ich die Welt wieder und gehe zum Vater". Als der Reine Mensch trägt er eben sein Herkommen aus dem Ewigen, aus Gott als dem Geiste, in sich und gestaltet sein Verhältnis zu ihm als zum Vater, von dem er ausgegangen und zu dem er wieder zurückkehrt. Und vor dieser seiner Rückkehr sagt er noch zu seinen Getreuen: „All das habe ich euch gesagt, damit ihr in Gemeinschaft mit mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Drangsal; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

*

Nun sei noch versucht, dem Begriff Fremdling im christlichen Sinne näher zu treten. Der Ausdruck findet sich in den Apostelbriefen. Eine Anmerkung sagt: „Fremdlinge heißen die Christen, weil sie in der Welt nicht ihre Heimat haben."

Das träfe auch für den Menschen zu, je mehr er zum Menschen geworden ist, der das Geistige und Religiöse in sich erschlossen hat. Denn die Erfühlbarkeit seines Herkommens aus dem Ewigen müßte in einem solchen Menschen das Bewußtsein wachrufen, auch nur im Ewigen seine Heimat zu haben. Anderseits jedoch entspräche der Voraussetzung, daß man einer ewigen Ordnung Gefolgschaft leistet, auch die Folgerung, sich überall dort am Platze zu finden, wohin man von dieser Ordnung gestellt wird: also auch auf Erden für seine Lebenszeit. Weiterhin: die Fremdheit um sich erst dort zu fühlen, wo eine andere — eine von Menschen geschaffene Ordnung — aufgekommen ist. Das ist: in der Welt, deren Zustandekommen und Bestehen ja das Aufkommen einer solchen Ordnung voraussetzt. Ein Mensch müßte demnach in der Welt umsomehr zum Fremdling werden, je mehr in ihm das Geistige und Religiöse und damit auch das von jeher Ordnende zur Geltung kommt.

Kierkegaard gewahrt im Fremdlingsein der Welt gegenüber geradezu ein Entscheidendes für den Christen. Er sagt: „Ein Christ im Sinne des Neuen Testaments ist buchstäblich ein Fremdling und Beisasse: er fühlt sich fremd, und jeder andere fühlt unwillkürlich, daß er ihm fremd ist. Nehmen wir ein Bei-

spiel. So zu leben, daß man angestrengter arbeitet denn irgendein Lohnarbeiter, und es damit soweit bringen, daß man noch Geld zusetzen muß, zu nichts wird, angegrinst wird u. dgl.: solch ein Leben muß der Menge der Menschen als eine Art Narrheit erscheinen; jedenfalls wird es die meisten befremden, sehen die meisten fremd auf solch ein Leben hin. Die Wahrheit ist indessen die, daß ein solches Leben dem neutestamentlichen Christentum entspricht."

Das Beispiel an sich mag einer gereizten Stimmung nicht ganz entbehren und so den Anschein erwecken, als sei es nicht unbedingt und vollends beweiskräftig. Doch dem wahrhaft religiösen Kierkegaard dient es dazu, eine Niedertracht zu beleuchten, die nicht darin liegt, daß ein solches Leben von der Welt als eine Art Narrheit angesehen wird, sondern darin: daß auch die „christliche" Gesellschaft glaubt, „im Namen des Christentums" urteilen zu dürfen, ein solches Leben sei eine Art Narrheit. Kierkegaard führt dies auf die Lehrer des Christentums zurück. Denn „sie sind ja Geistliche, sind aufs Neue Testament vereidigt; sie müssen also doch wohl wissen, was Christentum ist. So hat die Menge in ihnen die Bürgschaft, daß dieses Profitwesen usw. wahres Christentum ist". Und er kommt zu dem Schlusse, daß diese Irreführung niederträchtig ist: „und diese Niederträchtigkeit verdankt man — dem Dasein der ‚Geistlichen'."

Soweit geht Kierkegaard. Für mich, dem sich die Kirche als Weltbildung enthüllt hat, ist sein Ergebnis keine Ueberraschung. Aber ich möchte hier ergänzen, was Kierkegaard — vielleicht mit Absicht — außer Acht ließ.

Ich komme vorerst auf sein Beispiel zurück. Was er da sagt vom angestrengten Leben, mit dem man es zu nichts bringt und dergleichen, so daß dieses Leben der Menge als eine Art Narrheit erscheinen muß: das kann auch einem schöpferisch schaffenden Menschen zeitlebens zuteil werden, und zwar je schöpferischer er ist, denn um so näher rückt sein Schaffen dem Geistigen und Religiösen. Ja, wie die Sache bei uns steht, wo Kirche und Presse wetteifern in der Unterbindung des Geistigen und Religiösen, und das verkommene Christentum mit dem verkommenen

Judentum Hand in Hand geht und sein letztes Heil in der Ausgestaltung seiner Presse erblickt: Hierzulande kann das Leben eines schöpferisch Schaffenden gar nicht abseitig genug sein, und mit seinen unvermeidlichen Entbehrungen und inneren Anstrengungen und der völligen äußeren Ergebnislosigkeit mag es immerhin den Vielen und Uebervielen als eine Art Narrheit erscheinen. Nicht zu übersehen aber ist schon hier: Es trägt den Lohn in sich. Um wie viel mehr noch muß dies dem christlichen Leben beschieden sein als dem Leben des Geistigen und Religiösen!

Das ist's, was mich hier noch verweilen läßt. Vielleicht auch ist es so, daß ich mich für jedwedes Geschehen von Seite der Welt oder der Menge zu unempfänglich fühle, um das von Kierkegaard erwähnte Beispiel für das Dartun des Begriffes Fremdling im christlichen Sinne ausreichend zu empfinden. Ich scheine mir nach anderer Seite mehr verwundbar. Dementsprechend muß ich auch in meiner Vorstellung das „zum Fremdling werden" dorthin setzen, wo es mir am schwersten zu werden scheint. Das wäre dort, wo es den Allernächsten begegnet, und zwar vermöge eines innern Lebens, das sich nach außen so kundtut, daß es einem selbst diese Nächsten entfremdet. Ich denke an den Fall: daß einer, indem er solch ein Leben lebt, der Welt entfremdet wurde, die Nächsten aber noch zu sehr von dieser Welt sind.

Nehmen wir ein Beispiel. Einer hat Weib und Kinder. Und fühlt sich berufen zum Schaffenden. Dabei ist er zumeist geistig angestrengt eingespannt. Die praktischen Ziele verlieren sich immer mehr, mit ihnen auch die Einkünfte. Die Ausgaben wachsen mit dem Wachsen der Familie. Der Zusammenhang von Einkünften, Stellung oder Amt, und äußerem Wohlergehen wird indessen der Familie immer verständlicher, zugleich das offenbare Unverständnis für derartiges von Seite des Familienhauptes ihr immer unverständlicher. Da mag es dahin kommen, daß die Lebensauffassung des Familienhauptes von der Familie als eine Art Narrheit angesehen wird, und daß sich demgemäß auch das Verhältnis innerhalb der Familie gestaltet.

Ich sehe in einem solchen Falle das Fremdwerden zur Welt gesteigert bis zur Berührung mit dem Ausspruch Christi: „Glaubt

ihr, ich bin gekommen, Einigung zu bringen? Nein, nicht Einigung, sondern Spaltung! Ich bin gekommen, den Sohn von seinem Vater zu trennen und die Tochter von ihrer Mutter und die Schwiegertochter von ihrer Schwiegermutter. Und die eigenen Hausgenossen werden eines Menschen Widersacher sein". (Worte wie Frieden statt Einigung, Schwert statt Spaltung, Feinde statt Widersacher scheinen mir hier verfehlt zu sein.)

Hier wird ersichtlich, daß es geistige Voreingenommenheit ist, die Ehe als Hemmnis für das Christliche anzusehen. Denn die Verwirklichung des Begriffes Fremdling im christlichen Sinne verliert dem vorstehenden Beispiel nach gewiß nicht an Tiefe. Immer wieder aber ist nicht zu übersehen: daß das Christliche als das Geistige und Religiöse mehr als alles andere, mehr als Schaffen und Liebe, den Lohn in sich tragen muß.

Darum kann es nicht als das Wesentliche angesehen werden, daß der Christ sich als am Leben leidend fühle. (Diese Auffassung entfernt mich von Kierkegaard.) Doch auch das Johannesevangelium kennt eine Stelle, die für meine Auffassung spricht. Im Gebet Jesu für die Seinen ist gesagt: „Nun ich zu Dir komme, sage ich das noch in der Welt, um ihnen meine ganze Freudigkeit zu hinterlassen . . . Ich bitte nicht, daß Du sie aus der Welt nimmst, aber daß Du sie von dem Uebel bewahrst".

Und so ist und bleibt das Evangelium, was es ursprünglich auch bedeutete: eine frohe Botschaft. Denn ihm zugrunde liegt — geistig gesehen — die Eroberung des Menschen, eigentlich: die Rückeroberung des Menschen, den Kirche und Welt gefangen halten. Darum haben Kirche und Welt auch ihr Möglichstes getan, um diese frohe Botschaft zu trüben. Mir wurde sie wieder machtvoll vor Augen gestellt durch den Taoteking mit dem Vorbild des Reinen Menschen.

*

Das Johannesevangelium schließt: „Es gibt noch vieles andere, was Jesus getan hat. Wenn man das alles einzeln beschreiben wollte, so würde nach meiner Meinung die Welt die Bücher nicht fassen, die da zu schreiben wären". Das läßt annehmen:

daß sich das Leben Jesu — geistig gesehen — von dem Leben seiner Mitmenschen, der damaligen Juden, ganz außerordentlich abgehoben haben muß, etwa wie ein hochtreibender Baum von Wüstengrund. Es erklärt auch, daß von jenen, die sich Jesu als dem Vorbilde anschlossen, zunächst nur Begebenheiten aufgezeichnet wurden, die als Wundertaten hervortraten, das heißt: als Wirkungen, deren Ursachen aller Einsicht der Augenzeugen völlig verborgen blieben. Selbstverständlich war die Auffassung von dem Unerklärlichen der Ursachen derartiger Wirkungen von der geistigen und religiösen Beschaffenheit des Augenzeugen abhängig, daher es auch nicht verwunderlich ist, daß der eine das Wunder mehr so, der andere es mehr so sah, wodurch die Aufzeichnungen solcher Wundertaten eine verschiedene Beleuchtung erhielten. Die zitierten Schlußworte des Johannesevangeliums in Verbindung mit der Haltung der ganzen Aufzeichnung sprechen dafür, daß sein Verfasser das Wunderbare der Gesamterscheinung Jesu so begriffen haben muß, daß er in allem Tun Jesu einen Abglanz dieses Wunderbaren wahrnahm und darum dem Aufzeichnen des einzelnen Tuns, das seinen Glanz doch nur von der Wesensbeschaffenheit des ausstrahlenden Ganzen erhielt, weniger Wichtigkeit beimaß. Damit ist aber auch bedeutet: daß ein solches Tun im Grunde nur erkennen kann, wer die Wesensbeschaffenheit erkennt, von der es ausgeht. Solche Wesensbeschaffenheit erkennen aber heißt: sie erreichen. Sie ahnen heißt: ihr nahe kommen. Es ergibt: Wer der Wesensbeschaffenheit eines Vorbilds nahe kommt, kann von dem Vorbild mehr berichten als die bloßen Berichterstatter der Taten dieses Vorbilds. So berichtet Johannes, der soviel Wunderbares von Jesu getan sieht, daß er es nicht berichtet, auch am meisten von Jesu als dem Vorbilde.

So berichtet aber auch Laotse, ohne eigentliche Wundertaten seines Vorbildes zu berichten, das Wesentliche von der Wesensbeschaffenheit seines Vorbildes, des Reinen Menschen.

Bevor ich hier weitergehe, sei nochmals betont: daß mit Jesu seiner eigenen Aussage nach kein neues Vorbild für das geistige und religiöse Leben in die Welt gekommen ist. Denn die Beschaffenheit des Vorbilds ist bereits im Alten Testament aufge-

zeichnet, und Jesus Christus erscheint nur als dessen Erfüllung. In diesem Sinne zeugen auch die Aussagen über das Neue Testament von zwei bedeutenden Bibelkennern wie Luther und Pascal.

Jener sagt: „Die Bibel ist ein schöner Wald, darin kein Baum ist, an dem ich nicht mit meiner Hand geklopft habe. . . Die schönste Auslegung Mosis, der Propheten und Psalmen ist das Neue Testament und sonderlich St. Johannes und Paulus, wie auch das Alte Testament die Grundfeste ist des Neuen Testaments; wenn ich jünger wäre, wollt' ich alle Worte des Neuen Testaments im Mose und den Propheten suchen".

Pascal erkennt: „Die wahren Christen und die wahren Juden haben die nämliche Religion". Und geht noch weiter, indem er behauptet: „Daß die jüdische Religion einzig in der Liebe Gottes bestand, und daß Gott alles andere verwarf. Daß Gott keine Rücksicht nahm auf das Volk, welches dem Fleische nach von Abraham abstammte. Daß die Fremden werden von Gott aufgenommen werden wie die Juden, wenn sie ihn lieben".

Vor der in diesen Aussprüchen erwähnten „Liebe Gottes" muß ich verweilen, da Liebe Gott gegenüber doch ein zu Vages ist für unsere Zeit, in der die Allerweltsjuden ihr Kirchenchristentum in der Zeitung ausstellen und sich dabei im Vortäuschen von Gottes- und Nächstenliebe nicht genug tun können. Pascal aber mag in der Auffassung der Liebe zu Gott mit Bernhard von Clairvaux zusammentreffen, der als den Weg, um zu Gott zu kommen, die Liebe bezeichnet und den Grundsatz aufstellt: „Gott wird erkannt, soweit er geliebt wird." Nun ist aber die Liebe nicht der Grund der Liebe; näher diesem Grunde ist Hingebungsbedürftigkeit, die dem redlichen Geiste ebenso zuteil werden muß, wie dem wohlgeratenen Leibe. Und so sage ich: Gott wird aufgenommen, soweit sich ihm hingegeben wird. Denn Gott als dem Geiste gegenüber müssen wir alle Empfangende sein, das heißt: Träger der großen Hingebung, der großen Willigkeit, der großen Weiblichkeit.

Und nun fügt sich hier wie von selber meine Wahrnehmung ein: daß die Reinen Menschen der Vorzeit (schon dem Wenigen nach, das von ihnen vom fernen Osten her zu mir

gedrungen ist) ebenso vorbildlich in ihrer Wesensbeschaffenheit sind, wie das Vorbild des Alten und Neuen Testaments. Denn ich schaue sie als Menschen der großen Hingebung, als Menschen des vollendeten Anschlusses an Gott als den Geist, und so als Menschen, wie sie von Gott gewollt sind. Im Wesentlichen muß daher, was von ihnen ausgeht, mit dem übereinstimmen, was das Christliche, als das Geistige und Religiöse von jeher, in seiner Vollendung im Menschen hervorbringt. Das scheint mir auch der Fall zu sein. Denn ich finde Folgendes gesagt: „Die Reinen Menschen der Vorzeit liebten das Leben nicht, haßten den Tod nicht. Der Anfang weckte keine Freude, das Ende keinen Kampf.... Sie nahmen willig das Zugewiesene an, sie erwarteten friedvoll die Abberufung."

Weiters: „Sie konnten Höhen ersteigen und keine Furcht spüren; in Wasser tauchen und keine Feuchtigkeit spüren; durch Feuer schreiten und keine Glut spüren."

Auch ihr Verhältnis zu wilden Tieren und feindlichen Menschen gleicht dem des Heiligen. Denn vom Vollendeten als dem Vorbild heißt es:

„Der Eine doch, der das Leben zu leben weiß,
schreitet durchs Land und fürchtet nicht
Tiger noch Einhorn,
geht durch den Feind und bedarf keiner
Rüstung."

Dieser Vollendete hat auch die Welt überwunden. Das ist also ausgesprochen:

„Wer zu sich selber findet,
nimmt Abstand von der Wertung der Welt.
Wer dieses Selbst lebt,
steht über der Welt."

Dieses Selbst beruht eben auf seinem Zurückfinden zum Ursprung; auf seinem Herkommen aus dem Ewigen. Die Wahrung dieses Herkommens ist gleichsam die Grundlage des Vorbildes. So heißt es:

„Wer sich die große Ursprünglichkeit wahrt, hält allem Geschehen Stand. Was auch kommt, es verletzt nicht. Stille, Freiheit, Selbstseligkeit sind sein eigen. Du wanderst als Fremdling deinen Weg, bei dir verweilend wie bei Melodien."

So weist das Vorbild auch das Fremdlingsein in der Welt auf. Dessen ist nochmals Erwähnung getan:

„Die vorbildlichen Alten waren zurückhaltend wie Fremdlinge. . . . Im Geringsein fanden sie ihre Vollendung."

Und auch auf den Tod wird, die Menschen verwarnend, hingewiesen:

„Denn es soll nicht unwürdig werden ihre Wohnung, und soll nicht Verwerfung werden ihr Los."

Meines Erachtens ist das Wenige, das hier vorgebracht ist, schon übergenug, um ersichtlich zu machen, daß das Geistige und Religiöse des fernen Ostens das Christliche, als das Geistige und Religiöse von jeher, ungleich besser dartut als die Kirche, die das Christliche zu bewahren vorgibt. Wer noch daran zweifeln wollte, muß sich wiederum den Weltkrieg vor Augen halten, diese ungeheure Untat, deren das gewaltige und volkreiche China niemals fähig gewesen wäre, wiewohl der Durchschnitts-Chinese dem Durchschnitts-Europäer wahrscheinlich auch an körperlicher Kraft und Ausdauer überlegen ist. Immer wieder muß man sich vor Augen halten, daß die Welt, von der dieser Massenmord ausging und in der er wütete, die sogenannte christliche Welt war und ist. Und daß die Frucht für den Wert des Baumes zeugen muß. Dabei ist nicht zu übersehen, daß diese „christliche Welt", die angeblich Christus zum Vorbild hat, auch dem letzten Reinen Menschen zeitlich näher steht, daher auch das Beispiel, das mit dem Vorbild gegeben wurde, sich ungetrübter hätte erhalten müssen. Was hinwiederum besagt, daß die Schuld an der völligen Trübung des Beispiels den treffen muß, dem die Ueberlieferung des Vorbilds anvertraut war. Das ist die Kirche. Als die Schöpferin dieser „christlichen

Welt", in der sie seßhaft und herrschend geworden ist, ist ihr das Beispiel des Vorbilds völlig abhanden gekommen. Was sie noch weiter unternimmt, ist nur mehr Fortschritt in der Weltbildung, der immer mehr zum Sündenfall wird. Und so ergibt sich, meiner Darstellung nach, als das Wünschens-, das Erstrebenswerteste für den christlichen, als den geistigen und religiösen, Menschen: Der Untergang der christlichen Welt und ihrer Urheberin, der Kirche (das ist: der Untergang des Kirchenchristlichen als eines Weltlichen) durch das Aufgehen des Christlichen als des Geistigen und Religiösen von jeher, durch das Aufgehen des Reinen Menschentums, das niemals Welt wird.

•

Der Knoten, den ein Unmaß religiöser Entartung geknüpft hat, scheint mir durchhaut zu sein. Vielleicht obliegt mir noch, zu sichten, was von den Resten verwendbar und was verwerflich ist. Vorerst ist wohl genug getan.

Auch habe ich noch auf mich zu verweisen als auf einen, in dem alles nur in der Vorstellung vorhanden ist, was über die Beschaffenheit eines redlichen Erdenmenschen hinausgeht. Auch will ich mich hier der Worte Johannes des Täufers erinnern, der gesagt hat: „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es muß ihm vom Himmel gegeben werden. . . Der, der von oben her kommt, steht über allen. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde."

So redete auch ich nur als einer, der von der Erde ist, dem aber diese Erde eine Schöpfung Gottes und nicht eine Schöpfung der Menschen ist, wie es die Welt ist, die die Erde plündert und brandschatzt.

Wenn ich nun als einer von der Erde, die doch Gottes Schöpfung ist, das Geistige und Religiöse nur soweit erfassen kann, als es einem solchen Erdenmenschen zugänglich ist, wie soll da die Kirche, die als Weltbildung doch eine Schöpfung der Menschen ist, das Geistige und Religiöse so erfassen und vermitteln können wie einer, der vom Himmel gekommen ist, und den zu vertreten

sie sich anmaßt? Darum ist auch das Christliche, das die Kirche in der Tat — d. h. außerhalb der Theorie — vertritt, nicht mehr erkennbar als ein Geistiges und Religiöses. Wohingegen ich mir zutraue das Christliche, dessen ich als geringer Erdenmensch teilhaftig zu sein glaube, doch soweit erfaßt zu haben, daß es auch erkennbar wird als das Geistige und Religiöse.

Und nun besinne ich mich auf mein Fremdwerden zur Welt: wie es durch das Fremdwerden zur Kirche erst eingeleitet wurde. Denn man entgeht nie der Gesellschaft der Welt, solange man mit der Kirche vertrauten Umgang pflegt. Und der, den es ernstlich von Welt und Menge abzieht, wird wohl zumeist genötigt sein, die Kirche preiszugeben. Mir wenigstens erging es so.

*

Es sind lange Regenwochen gekommen anstatt der sommerlichen Sonnenflut. Der feuchte Atem des Waldes wirkt oft herbstlich frostig. Doch die Landschaft prangt in der Fülle des Wachstums.

Auf den Alpgängen, die mein Brotberuf mir auferlegt, suche ich nach Wärme, nach sonnigen Hängen und nach blauem Himmel.

Schwaz, im Juni und Juli 1919.

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
KRITIK DER GEGENWART

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Nachwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM NACHWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

Kierkegaard kann anscheinend seine Untersuchungen noch aus der Distanz einer in Wolken thronenden philosophischen und religiösen Weltanschauung führen, manchmal in der Sprache der deutschen Philosophie, als entwickle er den Zustand der Welt aus Grundsätzen a priori. Man will ja auch nicht recht glauben, daß es im Jahre 1846 schon so ausgesehen habe wie im Jahre 1914; vieles muß Kierkegaard doch antizipiert haben, meint man. Es ist ja auch wahrscheinlich, daß das Jahr 1846 und die Stadt Kopenhagen sich nicht in dem Spiegel wieder erkannten, den ihnen ihr größter Geist entgegenhielt, da der Spiegel schon Dinge sah, für die die neuen Augen erst geschaffen werden mußten. Aber aus dem Jahre 1846 wurde ganz von selber das 20. Jahrhundert und aus dem kleinen Kopenhagen das Riesenpublikum Europas, und diese beiden gigantischen Erscheinungen gibt der kleine Dänenspiegel heute wieder, als wäre sein Bild das Ideal gewesen, das die Entwicklung und der Fortschritt, immer strebend sich bemühend, erreichen wollten.

. . . Dostojewski war ja bekanntlich des Glaubens, daß die westeuropäischen Völker vollständig dem Judentum verfallen seien. Und die Entwicklung hat ihn nicht etwa Lügen gestraft, im Gegenteil; er sah vielleicht noch grau, wo doch schon schwarz war, und sein eigenes Volk wird wohl demselben Schicksal entgegengehen. Das ist nicht einmal eine Anklage gegen das Judentum — man suche die Schuld nur immer zuerst im eigenen Haus — wohl aber eine Anklage gegen die westeuropäischen Völker. Denn wenn sie für jüdisches Geld sich dem jüdischen Geist verkauft und diesen durch die unbestechliche Gerechtigkeit des Daseins als Zugabe bekommen haben, so war das ja nicht ein Unglücksfall, der ihnen von ungefähr nach mechanischen Gesetzen zustieß, sondern eine Handlung, die im Reich der Freiheit und unter Verantwortung geschah. Sie wollen von der Ewigkeit nichts mehr wissen, alle Ethik soll in der Zeit und in der Sorge für die nächste Generation beschlossen, soll „biologisch" sein. Gut, aber glauben sie wirklich, das was sie getan haben und tun, heiße in Wahrheit für Kinder und Kindeskinder sorgen? Kurzsichtige Narren das! Aber auch hier gilt: jetzt ist es zu spät. Die Rettung des Einzelnen kann nur unter religiösen Voraussetzungen geschehen; nur so kann er zu neuer Unmittelbarkeit kommen, ohne die das Leben doch nur eine Farce ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 3.75 (Kr.7.50).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
DER PFAHL IM FLEISCH

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM VORWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

. . . Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgend welchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zuhause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter annonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne das keiner herrschen darf, leichter, sage ich, als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhängigen Redaktionskollegien in Massenauflagen erscheinender Zeitungen und Zeitschriften, leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymer Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

. . . Wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, jawohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz" an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Kierkegaard mit.

Kierkegaards Aufgabe aber war, der Menschheit wieder einzuschärfen, daß sie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geistes anzugehören, ja daß diese Anlage und Möglichkeit die wichtigsten seien, weil sie den Menschen in Verbindung mit Gott bringen, dessen Ebenbild er nur im Geist ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 3.— (Kr. 6.—).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO: PHILISTER. Essay. Preis geheftet K 2.40 (Mk. 1.40)

CARL DALLAGO: OTTO WEININGER UND SEIN WERK. Studie. Preis geh. K 3.— (Mk. 2.—)

CARL DALLAGO: ÜBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis geh. K 4.50 (Mk. 3.—)

CARL DALLAGO: DIE BÖSE SIEBEN. Essays. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort)
Preis geh. K 10.80 (Mk. 6.—)

SÖREN KIERKEGAARD: DER PFAHL IM FLEISCH. Übersetzung und Vorwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 6.— (Mk. 3.—)

SÖREN KIERKEGAARD: KRITIK DER GEGENWART. Übersetzung und Nachwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 7.50 (Mk 3.75)

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS. Mit Beiträgen von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, Karl Borr. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz-Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und dem Herausgeber Ludwig Ficker.
Preis geh. K 3.— (Mk. 2.—)

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS. *Carl Dallago:* Karl Kraus, der Mensch / *Ludwig Ficker:* Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / *Karl Borr. Heinrich:* Karl Kraus als Erzieher. Mit einer Zeichnung von *Max Esterle. (Vergriffen.)*

BRENNER-JAHRBUCH 1915. Als fünfter Jahrgang des „Brenner" herausgegeben von *Ludwig Ficker. (Vergriffen.)*

Die Preise verstehen sich ohne Teuerungsaufschlag

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT: Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 40.— (K 72.—). In Pappband M 60.— (K 120.—).
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 100.— (K 200.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 7*

Theodor Haecker: Revolution

J. H. Kardinal Newman: Der Glaube an die heilige Trinität

Anton Santer: Bürgerliches Abseits

Carl Dallago: Thron und Altar

* *NOVEMBER 1920* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Die sechste Folge umfaßt 10 Hefte, welche zwanglos — in Abständen von ungefähr zwei Monaten — erscheinen, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die ganze Folge von 10 Heften (ca. 800 Seiten) kostet derzeit K 80.— (Mk. 30.—), die halbe erste (Heft 1—5), bezw. die zweite halbe Folge (Heft 6—10) K 44.— (Mk. 16.—), das Einzelheft K 9.— (Mk. 3.50). / Hiezu ein Teuerungsaufschlag von 20 Prozent. / Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 6 (AUGUST 1920):

Die vierte Ecloge des Vergil / J. H. Kardinal Newman: Der Glaube an Einen Gott / Franz Janowitz: Der tägliche Tag / Ferdinand Ebner: Das Urwort der Sprache / Anton Santer: Bruchstücke / Jean Paul: Aus der Vorrede zu den Briefen / Carl Dallago: Weltbildung und Sündenfall

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

NESTROY: DAS NOTWENDIGE // UND DAS ÜBERFLÜSSIGE //

Bearbeitet und eingeleitet von KARL KRAUS

*

Auf holzfreiem Papier gedruckt (mit einer Notenbeilage)

Preis M. 10.— (K 20.—)

Der Ertrag für wohltätige Zwecke

*

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I. KÄRNTNERSTRASSE 44

THEODOR HAECKER: REVOLUTION

1.

Es muß ein metaphysischer Entschluß der europäischen Völker vorliegen, nicht mehr von Königen, sondern von Parlamenten, Ministern und Präsidenten sich regieren zu lassen, die Monarchie zu verwerfen, die „Demokratie" von nun an als das Heil anzuerkennen — ein Entschluß, ähnlich dem, den einst das jüdische Volk gefaßt hat: nicht mehr ganz unmittelbar von Gott abzuhängen und nicht mehr regiert zu werden von einem von Ihm immer wieder neu berufenen Richter oder Propheten; nicht mehr in der Anstrengung, die einem Menschen weltliche Unsicherheit und göttliche Sicherheit bereitet, zu leben, sondern, „wie die anderen Völker" der weltlich größeren Sicherheit, Bequemlichkeit und Stabilität der Monarchie zu genießen, also eine Mittelbarkeit zwischen Gott und sich zu haben, in der Wert des Amtes und Wert der Person zwar nicht immer getrennt sind, aber infernalisch getrennt sein können, während sie in Richtern und Propheten fast zusammenfallen müssen. Und wie Gott damals gewillfahrt hat, so läßt er den Völkern auch heute ihren Willen, aber selbstverständlich, wie damals, so auch heute: mit allen wesentlichen und natürlichen Folgen. Denn es könnte ja sehr wohl behauptet und mit unverächtlichen Argumenten verteidigt werden, daß, wie das Königtum die Völker aus dem unmittelbaren Leben vor dem Antlitz Gottes unter Richtern und Propheten entfernt hat, so die Demokratie die Entfernung noch um vieles vergrößere — indessen, die Entscheidung ist gefallen, und die Folgen sind zu tragen. Das ist die bedeutungsreichste Perspektive der eindrucksvollen und vieldeutigen Geschehnisse: daß uralte Throne und Kronen in Europa stürzten und fielen. Und an dieser Entscheidung könnte auch keine Restauration etwas ändern, die immer nur eine anachronistische Episode sein würde, eine Folge der noch nicht zu Ende gekommenen Zuckungen; ein Ausläufer des Alten, nicht ein Vorläufer des Neuen.

Doch das ist nicht die Revolution, auch nicht ihre unmittelbare

Ursache oder gar ihre Entschuldigung, da es auch ohne sie hätte eintreten können oder müssen. Was aber ist der Sinn der Revolution, was ist der Eigenwert des „revolutionären" Menschen?

„Es werden Sonne und Mond den Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohns im Himmel. Und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellen Posaunen, und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zum anderen." Hier ist eine Revolution prophezeit, eine kosmische, im Inneren und Aeußeren der Schöpfung. Eine neue Welt wird geschaffen werden; es wird aber auch der Weizen ausgesondert werden vom Unkraut; es wird nicht sein wie jetzt, daß die Sonne leuchtet über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte, sondern es werden offenbar werden die Sonne der Gerechtigkeit und die Finsternis der Ungerechtigkeit, und werden geschieden sein für immer. Und das alles soll geschehen in einem Nu „gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang und scheinet bis zum Niedergang", in einem einzigen Akt: Revolution. Aber das ist der göttliche Sinn des Wortes „Revolution", und ach! wir ahnen schon, wie bitter die Welt ihn verfälscht hat. Diese Revolution ist wesentlich eine Tat Gottes, und das Tun des Menschen ist: die Wachsamkeit, das Harren in Nüchternheit, und daß er für seine Lampe das Oel beizeiten kaufe und verwahre; daß er dem Leib die Zucht gebe; daß er für seine Seele das festliche Kleid bereit halte. Es ist ein Satz des Glaubens und der religiösen Erfahrung, daß alle göttlichen Dinge ihre Zeichen, Anzeichen, Vorzeichen, Figurationen, Symbole, Allegorien und Gleichnisse schon in Natur und Leben und Geschichte dieser Welt haben. Jedes Gewitter, jedes Erdbeben, jeder Meteorenregen ist ein Bild und ein Gleichnis jener kosmischen Revolution im Aeußeren; jede wahrhafte Bekehrung und Sündenvergebung in einem Menschen, wenn plötzlich über Nacht — mag das Warten noch so lange und für die menschliche Geduld ohne Aussicht gewesen sein — plötzlich

die Gnade erwacht, und die Macht des Alten gebrochen ist, und ein erleuchtetes Auge dieselben Dinge nun neu sieht, kann auch gelten als ein Gleichnis und Symbol der letzten großen Umwälzung.

Vornehmlich seit dem Jahre 1789 ist das Wort Revolution so gut wie in unsere tägliche Umgangssprache aufgenommen worden; aber sein objektiver Sinn ist fast völlig zurückgetreten hinter einen subjektiven der Erregung, nicht jedoch hinter seinen echten, christlichen subjektiven Sinn: daß ein Mensch durch Umkehr und Selbstzucht und Demütigung „den Weg bereite und den Steig richtig mache", sondern hinter einen antichristlichen, durchaus unheiligen Sinn: Revoluton ist fast gleichbedeutend geworden mit — Revolte. Nicht als ob durch die Revolutionen von 1789 und 1918 nicht göttlich zugelassene, ja gewollte objektive Aenderungen eingetreten seien — sie geschehen immer ziemlich unabhängig von uns Zeitgenossen, und ob wir auf sie blicken oder nicht; meist blicken wir auf andere oder nur nebensächliche Dinge; nicht als ob das französische Königtum nicht durch eigene Schuld und mit vollem Recht zertrümmert worden sei; nicht als ob der Geist des preußischen Staates nicht eine Beleidigung des Göttlichen und Natürlichen im Menschen gewesen sei und die Austreibung nicht verdient habe; nicht also, daß für beide der Satz Kierkegaards „Sind die Autorität und die Macht einst mißbraucht worden in der Welt, und haben sie eine Revolutionsnemesis über sich gebracht, so waren sie ja eigentlich die Ohnmacht und die Schwachheit, die selber auf eigenen Füßen stehen wollten und deshalb nun diese Nemesis über sich brachten" nicht gelte; nicht das will ich sagen, nein, sondern das davon sehr wohl zu Trennende, das damit nicht zu Verwechselnde: daß in beiden Fällen die „revolutionären" Menschen, die an der Stürzung des Bestehenden aktiv beteiligt waren, niemals, was sie aber doch heute gerne tun, auf den Geist des Christentums sich berufen dürfen. Der Geist der gewalttätigen Revolte ist niemals christlicher Geist. Gegen das Bestehende, wenn es gottlos geworden ist, das unvergängliche Wort zu sagen, ist die so oft vergessene Pflicht des Freimutes des Christen; es mit Gewalt stürzen kann er nur unter einer Bedin-

gung: daß er von Gott dazu außerordentlich berufen ist. Hier brennt flammend auf der Stelle die uralte, in ruhigen Zeiten so kalt scheinende Frage: wes Geistes Kind er sei? wer ihn schicke? in wessen Namen er komme? woher er seine Autorität habe? Daß von zwei Menschen, die, nehmen wir an, beide persönlich verbrecherisch und böse sind, der eine, der seine Gewalt „rechtmäßig" hat — was immer historisch und jeweils unter „rechtmäßig" zu verstehen sein mag —, für den Christen durch eine mit Ueberredung, Ueberzeugung, freiem Wort, verfassungsmäßigem Widerstand, Opfer und Märtyrertum anzugreifende, aber niemals mit Gewalt niederzureißende, unsichtbare geistige Schranke der „Autorität" der „Obrigkeit" geschützt ist, während das von dem „Revolutionär" nicht gilt; daß von zwei Mördern, auf dem einen, der einen „rechtmäßigen" tyrannischen Herrscher ermordet, noch ein Fluch m e h r liegt, der n i c h t liegt auf dem Mörder des durch Revolte zur Herrschaft gekommenen Tyrannen — das sind nicht menschliche Erfindungen; das sind nicht theoretische Konstruktionen *cum fundamento in nihilo*, sondern das ist eine Tatsache der geistigen Konstitution des sozialen Lebens, nicht anders als die analoge Tatsache, daß die Idee der „Ordnung" — auch die leerste, die abstrakteste, ja die ungerechteste — einen geheimnisvollen, jedem unverdorbenen, unvoreingenommenen Geist unmittelbar sich aufdrängenden, wenn auch wie alle den „unsichtbaren Dingen" zugehörigen Eigenschaften schwer zu erklärenden Vorzug hat vor der „Unordnung", was aber damit zusammenhängen muß, daß Gott ein Gott der Ordnung ist, nicht j e d e r Ordnung, gewiß nicht, nicht etwa der heutigen auf dem Sumpf und Sand der Schurken- und Narrentat von Versailles wankenden politischen und sozialen Ordnung Europas — o nein, aber immerhin und immer und unter a l l e n Umständen der „Ordnung" und niemals und unter k e i n e n Umständen der „Unordnung". Weil übrigens das so ist, just deshalb bedient sich das raffiniert Böse gern eines Kleides und einer Form der Ordnung; es sind immer nur die „armen Teufel", die ihr Werk durch Unordnung tun wollen und tun, denn das Böse, das in der Unordnung selbst schon liegt, kommt sofort auf; aber es sind die mächtigeren, begabteren, welche die

Fülle der Ungerechtigkeit in ein System, in eine Ordnung bringen und dahinter lange in Sicherheit verbergen, lange, nachdem sie schon im Himmel gerichtet ist, — ein Anarchist, der eine Bombe schmeißt, ist ein „armer Teufel" und richtet einen geistig minimalen Schaden an, im Vergleich etwa zu dem Leiter einer korrupten Presse, des Emissärs des Vaters aller Lügen — denn die völkerfressende Sünde der Presse ist die Lüge — also etwa des Lord Northcliffe der Times, der Stunde für Stunde am Morgen, am Mittag und am Abend die furchtbarsten Verbrechen und Seelenmorde hinter dem Wall einer von seinem Geist besessenen „Ordnung" vermittelt.

Ist es auch eine irrsinnig komische Uebertreibung, die aber trotzdem ein beliebtes Futter der gefräßigen revolutionären Eitelkeit ist, zu sagen, daß die Kaiser und Könige von 1918 von Männern, die mit Namen zu nennen sind und mit Namen zu kennen wert wären, gestürzt worden seien, etwa das Haus Wittelsbach von einem Eisner, im selben Sinn wie Karl I. von dem gewaltigen Cromwell; kann man auch von der Revolution sagen, daß sie ausbrach, wie man das auch vom vorhergehenden Kriege sagen konnte, so darf doch weder jene Uebertreibung zu der anderen zurückschnellen, daß die Revolutionäre nur unvermeidliche und unverantwortliche Werkzeuge in der Oekonomie der Gesellschaft — wie Würmer, die einen toten Leib zu zersetzen haben, in der Oekonomie der Natur — gewesen seien, noch darf dieses Wort „ausbrechen" so gepreßt werden, daß darunter die Freiheit des Willens des Menschen erstickt wird. Braucht einer zur Entfesselung wilder Kräfte — des Krieges oder der Revolution — auch nur den kleinen Finger zu rühren, nur noch zu tippen, so muß er doch den kleinen Finger rühren, muß er tippen, muß er, der einzelne Mensch, diese winzigen Bewegungen auf dem Grund einer inneren Bewegung des Gewissens, die niemals winzig ist: eines Entschlusses machen. Darauf müssen wir bestehen, weil wir den Menschen lieben; der nicht Automat, noch Pflanze, noch Tier, sondern durch den freien Willen ein Ebenbild Gottes ist. Mag dieser Entschluß des freien Willens in dem Meer oder in den Flammen elementarer Ereignisse dem Auge der Welt wie ein nicht mitzuzählender

Tropfen oder Funken, in der Zwangläufigkeit von Ursache und Folge dem Verstand der Welt wie aufgezehrt erscheinen —: in der Verfassung des geistigen Lebens ist er der Halt; ohne ihn geht alles verloren; ohne ihn gibt es den Menschen nicht mehr. Zur Revolte des „Führers" zum mindesten gehört ein Entschluß; dieser Entschluß allein interessiert uns; wir behaupten nämlich, daß er zusammen mit dem christlichen Geist in d e m s e l b e n Bewußtsein nicht bestehen kann: der eine oder der andere muß weichen, oder, was auch vorkommen mag: das Bewußtsein wird entweder gesprengt — der Mensch wird irrsinnig — oder teilweise verfinstert — das Bewußtsein schützt sich vor gewaltsamer Sprengung durch die Verdrängung des einen oder anderen Sachverhalts.

Nach diesen allgemeinen Erwägungen, sset uns sie betrachten, die „revolutionären" Führer und Geister

2.

Wahrlich, viele sind Jünger und Brüder und Vettern des Barrabas, der um Aufruhrs und Mordes willen ins Gefängnis geworfen wurde, nicht aber Jünger und Nachfolger Christi, der um des Gehorsams und der Liebe willen vor den ungerechten Richter kam. Unreine Gefäße, oft nicht einmal angefüllt mit natürlichem Zorn und Empörung — sie sind die am wenigsten verächtlichen! — sondern voll der übel riechenden Blähungen einer maßlos lächerlichen Eitelkeit. — Ich habe eines Tages bedacht, von außen dazu gezwungen, wie wenig Umstände im Aeußeren doch der Tod des Sohnes Gottes der Stadt Jerusalem und ihren Einwohnern bereitet hat —: wenn aber der „beste Feuilletonist der sozialistischen Presse", Prophet der Phrase, Mandatar der Gasse, Herold seines Schellenhirns, den lange provozierten Tod — nicht den ihm geziemenden, freilich, da ein eitler Politikohistrione durch ein Gelächter, nicht aber durch eine Kugel getötet zu werden verdient — auch das gewiß gehört zur Perversität *huius seculi* — auch erleidet: dann gibt es tagelang keine Milch für Frauen und Kinder; dann fährt keine Bahn; dann werden die Kirchenglocken geläutet — geschändet! die zwar dadurch, daß sie viele ihrer Schwestern für Kanonen ein-

schmelzen ließen, eine Sühne schuldig waren; aber ich sage: geschändet! da ihr hehrer Mund aus geweihtem Erz um ein Herz, das nicht Erz und nicht Fleisch, sondern eine sich selbst vergötternde Tintenmolluske war, die Klage lügen soll; dann ziehen Banden plündernd durch die Stadt; dann fahren Wagen, belastet mit Maschinengewehren und Exkrementalvisagen, fauchend und stinkend, durch die Straßen; dann werden Kinder, werden Greise überfahren; dann lallen und brüllen die losgelassenen Dämonen; dann gaxt ein Schmutz von innen nach außen transpirierender, von außen nach innen aspirierender, so daß er mehr klebt als lebt, Lemur mühsam Kastratenlaute vom Willen des „Volkes", nämlich von einem Dutzend betrunkener Matrosen, und der Weltrevolution; dann doziert ein anarchistischer Bildungsphilister — daß der Mund ihm trieft wie von Honig — die Sentenzen, die er am Abend vorher in Revolutionsbriefen gelesen hat. Wenn nun an solchen, die in das öffentliche Leben eingebrochen sind, nicht aus Berufung, nicht einmal aus Begabung, sondern aus Eitelkeit und Wichtigtuerei, aus Neid und Ressentiment oder gar, weil sie ein privates zu führen nicht fähig waren, also aus Verzweiflung, irgend eine beklagenswerte Gewalttat verübt wird, aber doch immer als Folge des „Aufruhrs", so vergessen oder verheimlichen plötzlich die Undenker und Unredlichen dieser Tage und Journale deren „öffentliche" Wirksamkeit und schildern die Gewalttat, als ob sie einer Privatperson, und nur weil sie besonders edel war, zugefügt worden sei. Männer, die mit ihren Frauen und Kindern die Güter des Lebens nicht nach dem Gesetz der Liebe teilen können, oft sogar nicht einmal gemäß dem kargen Rest von Liebe der noch in den allgemeinen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches enthalten ist, sondern extra noch einen Ehevertrag und einen Advokaten nötig haben; die also nicht einmal in der Familie Kommunisten sein können, fordern den Kommunismus für die ganze disjunkte, sich nicht verstehende Welt; da diese durch Geschwätz allein dazu nicht zu überreden ist, versuchen sie es mit Maschinengewehren. Sie beklagen sich, wenn ihr Unfug erledigt wird; diesmal unter anderem auch durch wahrhaft „Freiwillige", die ihre Leiber den Kugeln kommunistischer und unabhängiger Dachschützen und

ihre Ehre der Lügenschwärze ebensolcher Zeitungen aussetzen. Wahrhaft „Freiwillige" sage ich, da diesmal keine Phrase sie zwingt und für keine Phrase sie kämpfen, sondern eine höchst selbstverständliche Realität: das Privateigentum. Daß sie dadurch zugleich Wucherer, Hartherzige, Geizige, Ungerechte, Fresser der Güter von Witwen und Waisen, also: Gottverhaßte schützen — wer von uns könnte das nicht sehen? Aber warum soll, daß wir dieses sehen, uns so blenden, daß wir das andere nicht sehen: daß der Kommunismus entweder eine primitive, unreflektierte, mütterliche Erd-, Natur- und Geschlechtsgebundenheit ist — aber wie weit sind wir davon, und wie grotesk unmöglich, dahin zurückkehren zu wollen — oder aber die letzte Opferblüte einer Freiheit, am Endpunkt angsterfüllter Reflexionen. Indessen, es hat manche Heilige gegeben, die nicht imstande waren, dieses Opfer zu bringen; deren Seele böse und vergiftet worden wäre, wenn man es von ihnen erzwungen hätte, während sie so doch heilig war. Und nun sollen dieses Opfer, das für individualistische Menschen, und das sind wir Europäer in jedem und jedem Fall und müssen es sein und werden, um eines Tages *„solus cum Solo"* zu stehen, viel schwerer ist als der Verzicht auf Weib und Kind — nun sollen es Gottlose, sollen es Ungläubige bringen! *O mentes amentes!*

3.

Andere sind oder nennen sich Gnostiker. Als Polykarp, der Bischof von Smyrna, der Johannes, den Jünger Christi und Evangelisten, noch gekannt hatte, als ein dem Grabe naher Greis in Rom dem Marcion begegnete, ging dieser auf ihn zu, grüßte ihn und fragte ihn, ob er ihn denn nicht kenne. Und der heilige Bischof erwiderte: „Ja, ich kenne dich wohl, du bist der Erstgeborene Satans!" Und wenn ich hundertmal diese Episode lese und überdenke: immer werde ich vor ihrer Erhabenheit gleich erschüttert stehen. Welch ein Pathos! Welcher Mensch, der nicht berufen ist, könnte dieses gewaltigste sich anmaßen und nachmachen, ohne lächerlich oder verworfen zu werden? Nicht daß einem Menschen, wenn er wahr ist und ergriffen ist und die Gabe des Wortes hat, das unmittelbare, das dichterische, das

ursprünglich menschliche, ästhetische wie ethische, Pathos verwehrt wäre, nein! aber jenes, das ich das Pathos der göttlichen Autorität nenne, ist ihm verwehrt. Doch würde auch ein Apostel heute dieses Pathos gegenüber den Nachkommen Marcions und der Genies der Gnosis — denn es waren geniale Menschen, ach! um vieles genialer, als etwa ein Nietzsche! — nicht mehr bedürfen, denn sie sind recht blutleer, mediumistisch und astral geworden; sie werfen keine Schatten mehr, wie einst, auf die Kirche, da sie selber nur Schatten der Literatur sind, und wie sollte ein Schatten noch Schatten werfen? Ihre gemeindebildende Kraft, die am Anfang groß war, reicht wohl kaum zu, ein Jahr lang einen Kaffeehaustisch zusammenzuhalten. Ihr und ihrer Utopien Geist lockt keinen normalen Hund vor den Ofen, sei der warm oder auch kalt, sondern höchstens, was aber unsagbar viel leichter ist, jenen alten Zauberer, der uns neuerdings vor ein Pseudonymen- oder gar Metempsychosenrätsel stellt; denn wer ist Rabindranath Tagore? Einfach nur so etwas wie eine Bagretawumba Hapag oder ist er — *mirabile dictu* — jener, jener aber dieser, wie er leibt und schreibt; jenen neuen Midas, dem die Gabe gegeben ward, alles, was er liest, in Müll zu verwandeln, vorausgesetzt, daß es nicht vorher schon Müll ist, also Hermann Bahr vor den Schreibtisch, welcher — der Bahr — hinwiederum den Erzbischof von München, und, gegebenenfalls wohl ein Dutzend anderer, in seinen Vortragssaal lockt, ein Umstand, der die Finsternis der kulturintellektuellen Verfassung offizieller Christenführer blitzartig offenbaren mag. Denn kein auch nur mittelmäßiger, kandider Intellekt eines Laien, der in diesen Dingen mitzureden befugt ist, wird heute noch die tief unappetitliche Ideen-Promiscuität, in der dieses in Auflösung begriffene Komödiantenhirn lebt, verwechseln, sei es mit der schönen, aber doch immer, im Schweigen und im Reden, humoristisch differenzierten und ironisch graduierten Duldsamkeit eines reifen „katholischen" Geistes, sei es mit dem halb dämonischen Gebahren eines edeln Jünglings, der zu gefährlichen und suspekten Ideen der Kunst, der Philosophie und des Lebens sehr wohl eine Zeit lang, spielend und um zur Selbsterkenntnis zu kommen, sich verhalten mag, wie Heinz zu Falstaff, bis er eines Tages die vor-

bestimmte Distanz auch im Aeußern verwirklicht und jenseits jeder Mißdeutung deklariert.

Darum nun hat die Gnostik unserer Tage auch kein System, wie sie ehedem ihrer viele hatte, sondern ist form- und gestaltlos wirkend in trüben Trieben, Stimmungen, Ansichten, Meinungen und vagen Bildern; sie verbirgt ihre wesentliche Hohlheit durchaus nicht mehr hinter einer verzweifelten Askese, die immerhin etwas anstrengend wäre, auch nicht hinter allzu unerhörten Ausschweifungen, sondern, wenn nicht hinter der Maske der Kunst, — davon werde ich später reden — so doch der eines bestimmt getönten Sozialismus: eines etwas trotzigen Mitleids, das etwa das leidende Tier gegen den plagenden Menschen nicht nur pflichtgemäß in Schutz nimmt, sondern das Tier nun einfach höher wertet, als den Menschen — es gibt sogar gefährliche Revolutionäre, die den Tod zahlloser Menschen, die Vergiftung ungezählter einfacher Seelen auf dem Gewissen haben und diese furchtbare Blut- und Gewissensschuld nicht mit dem leisesten Gedanken und Wort berühren, während sie bis zur Sentimentalität Worte greinen über gequälte Pflanzen —; eines trotzigen Mitleids, dem das zweifellose Leiden des Menschen den Anlaß gibt, Gott, den Schöpfer dieser Welt, zum ungerechten Demiurgen zu degradieren, ihn niedriger zu stellen als den erkennenden Menschen selber und ihn schließlich, streng genommen, durch eine Erfindung des Menschen — hier kommt der Hochmut — erlöst werden zu lassen: — eines Mitleides also, das zweifellos leidende, ja ungerecht leidende Wesen, die abhängig oder zu Gehorsam verpflichtet sind, übertreibend und absolut, ausspielt gegen die, von denen sie abhängig sind und denen sie gehorchen sollen: Tiere gegen Menschen, Schüler gegen Lehrer, Söhne gegen Väter, Menschen gegen Gott. Dieses trotzige Mitleid, wesentlich verschieden von der mit Gott und seiner hierarchischen Ordnung: daß die Söhne die Väter ehren, die Schüler den Lehrern gehorchen sollen, daß die Tiere den Menschen und alle Geschöpfe Gott untertan sind, einigen, in das Geheimnis der Erlösung durch Glauben eingeweihten, allein zum Heil führenden Barmherzigkeit macht den wirksamen, den positiven, der in sich eine Wahrheit, aber eine durch

falschen Accent schadende hat —, den so überaus expansionsfähigen Teil aller sozialistischen Lehren aus. Wären die Sozialisten, oder, ich will doch lieber sagen: die Arbeiter nicht einfach auch Menschen und Individuen mit allen den Möglichkeiten, die von alters her Menschen und Individuen haben; wären sie nur „Masse" und höchstens leere Indices ihrer „Klasse" und in ihrer geistigen Konstitution identisch mit ihrem heute noch gepriesenen Evangelium, dem kommunistischen Manifest der Marx und Engels, dieser trockenen Narrheit, erlassen von wildgewordenen Pedanten, dieser wölfischen Empörung im Kleide des Mitleids, nicht einmal mit dem „Menschen", sondern mit einer „Klasse" und dem Einzelnen nur als einem definierten Fall dieser Klasse — wäre es der wahre Ausdruck auch ihrer Seelen, man müßte verzweifeln über das geistige und sittliche Elend, über die Verlorenheit so vieler Menschen. Gegen solchen Sozialismus, der ein Haß gegen Gott ist in allen seinen drei Personen, ist ja der „religiöse" Individualist ein Erlöser und Befreier und ein Vorläufer der wahren Gemeinschaft, denn es kann ja doch so sein, daß man so ziemlich mit jedem Arbeiter einzeln reden kann; daß aber, sobald nur zwei oder drei im Namen des Marx beisammen sind, der Teufel mitten unter ihnen ist. Die Arbeiter warten nicht heute, aber werden vielleicht morgen warten auf die Missionäre, die ihnen das wahre Evangelium verkünden.

Es gehört zur geistigen Entwicklung eines Menschen, daß er einmal für alles, was in der Welt an Leiden und Verbrechen ist, sich verantwortlich fühlt und dafür mit Recht bestraft zu werden und büßen zu müssen überzeugt ist; es ist das ein metaphysisch-psychologischer Beweis für die Gemeinschaft des Menschengeschlechts, für den Satz Kierkegaards, daß jeder Mensch in geheimnisvoller Weise „das Individuum und das Geschlecht" ist. Aber daß einer dieses unbegrenzte Gefühl hat — welches das allerpersönlichste sei und überhaupt nur „persönlich" sein könne, man meinen sollte, das in Wahrheit aber auch, kraft jenes Zusammenhangs zwischen jedem Individuum und dem ganzen Geschlecht, ein „allgemeines" ist, so daß es eine bestimmte Person oft nur tangiert, ohne sie wesentlich zu besitzen oder gleichsam aus ihrem Urgrund zu kommen — beweist noch nicht die

Echtheit seines Mitleidens und seiner Mitverantwortung; die meisten wären ja auch viel zu schwach und würden sofort zerbrechen; nur Gott weiß, wieviel einem jeden zuzumuten ist — freilich auch das weisen wieder viele zurück, so daß die Erlösung nicht abzusehen ist. — In ihrer Fülle konnten diese Leiden nur getragen werden von einem Einzigen und sind von ihm getragen worden: von Gott selbst in Christus. Wieviel nun immer an Leiden und an Verantwortung in der für das Christliche allein entscheidenden Sphäre der Wirklichkeit getragen wird, bestimmt mit den Wert eines Menschen, den er vor Gott hat, und die Stufe der Heiligkeit, welche die Engel nicht erreichen. Bleibt das Gefühl, in einer Ferne von der Wirklichkeit und von der Person, also im Medium der Phantasie und des Möglichen — ein Medium, das, wohlverstanden, zur Natur des Menschen gehört und im Anfang seines geistigen Lebens notwendig ist, da es so sehr den Wert des „Jünglings" ausmacht, der nach dessen Möglichkeiten zu bemessen ist — ohne daß das persönliche Leben ihm die Wahrheit der Erfüllung gibt, so welkt es, stirbt allmählich ab oder wird, wenn es doch bleibt, im Zustand der Gärung zu einer Krankheit der Seele. Denn wer immer den Kreis seiner Verantwortlichkeit in phantastischer Weise erweitert, verdunkelt eben dadurch das Feld, wo in der Wahrheit Verantwortung von ihm gefordert wird. Wer immer schwachsinnig, aber modern, mit jeder Kreatur, vor allem mit dem Niederen und Vergänglichen in ihr, und, man ist dann leicht in der skurrilsten Form großartig: sogar mit dem „werdenden Gott", diesem ächzenden Wechselbalg, immer wieder werdend aus der Verbindung neudeutscher Unzucht mit urdeutschem Mangel an Erkenntnis des Lichtes ohne Finsternis, der in Kraft und Herrlichkeit ewig seienden Schöpfermacht; diesem Bastard eines hyperboreischen Pantheismus, der halb lahm, halb stumm, halb taub, halb blind nur schleicht und kriecht, wähnt und meint, stottert und stammelt, in graulichem Dämmer und Dunkel prophetisch ahnend munkelt, allüberall auf der Welt sei Leben nur das Anagramm von Nebel, aus dem nicht nur Götter werden, sondern der Christengott wird, wie für die Alten aus Schlamm und Kot Molch, Lurch und Wurm ward — wer immer, halb schläfrig, halb wol-

lüstig, auch ohne eigentlich zu verzweifeln, und gern auch schreiend und schreibend mit allem und nichts jenes interessante oder hysterische oder dunkle Mitleid hat, der verliert leicht den Blick für den Wert des wirklichen Leidens und auch für den wirklichen Wert, der leidet in dieser Welt und dieser Zeit.

Ich sagte aber, daß die Gnostik heute, die ja nicht mehr eine theologische, sondern durchaus eine Laienangelegenheit ist — die Theologen haben sich merkwürdigerweise vom konkreten Leben ganz zurückgezogen, so daß dieses nun wieder zu ihnen kommen muß — vor allem hinter dem Idol der Zeit: der Kunst und dem Aesthetischen sich verbirgt. Hier will ich auf eine bemerkenswerte Tatsache des europäischen Geisteslebens aufmerksam machen, die wohl kaum beachtet worden ist. Während für das ganze christliche Altertum, für das ganze Mittelalter, mit Einschluß Dantes, der Teufel und das Böse von unbedingter, von unbeschreiblicher Häßlichkeit sind — der Wahrheit entsprechend, da ja alle Heiligen, die allein ein Wissen und Offenbarung davon haben, von alters her bis zu unseren Tagen, bis zu Blumhardt, Sünde und Teufel als wesentlich häßlich beschrieben haben — hat der englische Protestantismus den Teufel — Luzifer — mit „dämonischer" Schönheit, mit eisigem, schwermütigem Adel, mit tiefer Genialität begabt. Nur der englische Protestantismus hat das, als erster und ursprünglich, — heute macht ganz Europa es nach — getan, nicht der Luthers, für den der Teufel noch ganz und gar seine mittelalterliche plebeische Gestalt hatte, eine Tatsache, die sich noch in Goethes Faust auswirkt, wo der Teufel von Vornehmheit gar nichts hat. Nebenbei gesagt, ist ja auch für den Russen Dostojewski der Teufel schließlich nur — gemein und dumm. Aber die Auffassung vom Teufel, die Milton als Herold eines abgefallenen Volkscharakters gab, und die ganz ähnliche, nur vom Erhabenen in das so peinigend moderne Gebiet des „Interessanten" niedersteigende Darstellung Byrons, haben in ganz Europa einen immer weiter und breiter wachsenden Einfluß gehabt auf die Wertung des Bösen und die Anschauungen von ihm. Die Hirne und Herzen der Jugend sind voll davon und die breiten, leider immer noch wasserreicheren Kanäle der Romanliteratur tragen Keime davon in alle Ebenen,

in alle Schichten. Wenn ich selbst auch vollkommen immun bin gegen alle modische Commiskinodämonie — etwa der Schäffer, Steiner, Ewers, Meyrink — wenn mich die trostlose Banalität und die insolente Insuffizienz der Mittel und Ideen dieser der Magie ergebenen Wagnerseelen — daß sie in der Regel auch Wagnerianer sind, geht mit drein — nur lustig macht, so kann mich doch wieder ernst machen — der Ernst, mit dem andere sie nehmen. Freilich ist eben das ja die große Gefahr für den geistigen Menschen in solchen Zeiten, daß er wegen der persönlichen Winzigkeit, wegen der in die Augen, in einen Witz springenden Komik seiner Vertreter das Böse oder Gefährliche unterschätzen will. (Das ist ja überall so. Auch in der Politik. Die Ludendorff, Jagow, Zimmermann u. a. m. waren ja nie als eigentliche Personen, wie Napoleon, Friedrich der Große, Bismarck, polemisch zu nehmen. Und wer wollte denn heute die pithekanthropoide Latrinenpolitik- und Winkeladvokaturfigur des Herrn Millerand oder die Gamin-, Diebs-, Metzger- Lemuridengesichter der Foch, Gérard, Le Rond und aller dieser von „Ehre", die aber ihre Besitzer nicht hindert, Frauen und Kinder verhungern oder von Negern vergewaltigen zu lassen — bis zum Haut-gout saturierten, in schlechthin unermeßlichen, sicher auch noch aus den Marskanälen mitgespeisten, kochenden Ozeanen von „Gloire" hart und stupid gesottenen, ahnenwerten Nachfahren — zuweilen mit dem Bindeglied Sade — der Mordbrenner der Pfalz als *per se* Personen anschauen, während sie freilich der adäquate persönlich wesenlose Ausdruck eines grauenvollen Unwesens sind: der militaristisch-hypernationalistischen, auch die Ehre des Christentums unsäglich beschmutzenden, offiziellen fäkalischen „Sieger"-Seele Frankreichs. Denn das steht fest: die Franzosen mögen bei sich zu Hause sein, was sie sind, nämlich ein Volk, nicht schlechter und nicht besser als andere auch; indessen, sobald sie die Grenze überschreiten, als Besetzer fremden Landes und Bedrücker fremden Volkes, sind sie, wie niemand sonst auf der Welt, und sind es immer gewesen, von den Tagen Dantes, der sie verachtete und haßte, über die Tage Kleist's, dessen Martyrium der Vaterlandsliebe, dessen Verzweiflung und Selbstmord wir heute besser verstehen, bis auf die unseren: eine empörende Affenschande Europas.)

So betrachtet, ist die Luft, sind die Seelen der Menschen voll von gnostischen Ideen: diesseits von dichterischer und philosophischer Anschauung und Fülle; diesseits von theologischer Klarheit und bewußter Entschiedenheit. Es fehlen die Philosophen und die Theologen; es fehlen die „Jünglinge" und es fehlen die „Männer". Ich sage so, weil doch die Philosophie, mit ihrem Führer: dem Eros, zum „Jüngling" gehört — Plato ist der ewige „Jüngling", ja der Grieche überhaupt ist der ewige „Jüngling", ist aber auch der „Philosoph", während die Theologie, mit ihrer Führerin, der ἀγάπη, der Caritas, die wissenschaftliche Erfüllung des „Mannes", der „Väter" ist. Die Luft ist voll davon. Jedem kleinen Literaten kann es heute einfallen, auf ein Hörensagen hin, das gewaltige Mysterium der Einheit an individuelle Unterschiede zu verraten und vor allem, was ganz und gar Mode geworden ist: das Neue Testament vom Alten; Christus von Jehova; die Liebe von den 10 Geboten zu reißen, ohne des sakrilegischen Tuns recht bewußt zu werden: daß er den Sohn vom Vater reißt; ohne den geistigen Selbstmord auch zu fühlen: daß er, so viel an ihm liegt, vom Vater, vom Sohn und vom Geist sich reißt. Im Hirn und — der Weg ist heute so kurz — der Feder kaum der Schule entwachsener Knaben spuken schon der Demiurg, und sie sehen, zuweilen mit echtem, meist freilich nur mit literarischem Ekel auf die Schöpfung, nicht ahnend, daß die Idee, daß ein Kind, wie es aus dem Leibe der Mutter kommt, das Werk eines Dämons sei und nicht die Schöpfung des dreieinigen Gottes — daß diese Idee, nicht aber das Kind das Werk eines Dämons ist. Eine jede solche gnostische Vergiftung des Leibes: daß er an sich aus dem Bösen sei, ist ein für alle Mal abgetan durch jene Worte Christi: Merket ihr noch nicht, daß alles, was zum Munde eingehet, das gehet in den Bauch und wird durch den natürlichen Gang ausgeworfen? Was aber zum Munde herausgehet, das kommt aus dem Herzen, und d a s verunreiniget den Menschen."

4.

Anteilscheine, und nicht wenige, der großen Genossenschaft zur Ausbeutung der Revolution — wie es eine zur Ausbeutung des Krieges gab; sie sind beide schon bankerott — haben auch

die „Aktivisten" Ihr Problem ist: wie kommt Geist zur Macht? Siehe da! Aber was für ein Geist? Das allein kann ja nur die Frage sein. Denn hinter jeder Macht steht ein Geist. Woher käme denn sonst auch Macht? Ein Stein hat keine Macht; auch ein Säbel oder ein Gewehr oder eine Kanone haben keine Macht. Also, was für ein Geist? „Geist" schlechthin? Das ist Unsinn. Also wohl der Herren eigener Geist? Aber erstens hat dieser, ein wesenseiniger Ableger des Zeitgeistes und des Zeitungsgeistes, leider schon Macht genug, und zweitens ist ja nichts wünschenswerter, als daß gerade er eben nicht zur Macht kommt. Doch gering denken sie nicht von sich selbst. Der Aktivismus hat den neuen Inhalt, den Inhalt der Zukunft, aber leider noch nicht die Form dazu — man könnte hier sagen, daß alles Lebendige die Form in sich hat und zu dieser e i g e n e n Form, wenn auch durch Assimilation und Synkretismus, allmählich wächst, während nur für Totes und Konstruiertes nach einer Form fremden Ursprungs gesucht werden kann; aber *passons!* — die Form also, so meint der Aktivist, hat die katholische Kirche, die hinwiederum als Inhalt nur „Ueberholtes" hat. Darum wartet der Chef des Ganzen, das ja auch jetzt nicht ganz ohne Form sein kann und deshalb ungefähr die eines Warenhauses angenommen hat, wo es bekanntlich verschiedene Rayons und dementsprechend verschiedene versierte Rayonschefs gibt, es wartet, sag' ich, der Chef des Ganzen jeden Tag auf die Post, daß sie ihm endlich einen Brief — Eingeschrieben! — vom Papst oder dem Kardinalstaatssekretär oder der Propaganda bringe, der ihn nach Rom einlüde zu Besprechungen, wie er die Konkursmasse raschestens übernehme; rette, was noch zu retten ist; den neuen feurigen Wein in die immerhin noch leidlich erhaltenen Schläuche fülle; die doch noch imponierende, sogar einem Aktivisten imponierende, Organisation auf „atheistische Grundlage" stelle. Wenn einer das eine hyperbolische Darstellung nennen will, so protestiere ich dagegen energisch und verweise kühl auf den gigantischen Ernst, mit dem jener panische Rayonschef, also: Chef des Ganzen, von diesen Dingen spricht. Der neue Inhalt liegt zwar noch in den Windeln, die nicht ganz sauber sind, aber einige Züge sind doch schon zu erkennen, so ist z. B. „Nietzsche

der Kirchenvater der neuen Religion"; „Offenbarung ist eine bloße Erlebnistatsache"; die Apostel Christi waren „passive, fröhlich unbewußte Sklaven"; und die christliche Demut ist — „eine sexuelle Angelegenheit"! Das sollte freilich genügen. Ich wenigstens habe genug. Mir ekelt. Heißt es denn sich übernehmen, heißt es Hoffnung haben gegen die Hoffnung, wenn man erwartet, daß Sätze, die, wenn sie in der Neuen Rundschau oder sonstwo in einer Bar moderner intellektueller Unzucht ausgebreitet liegen, durch die Identität in Geruch und Gesinnung mit ihrer Umgebung sozusagen harmlos erscheinen, ja überhaupt nicht auffallen und einfach das tägliche Brot des Zeitgeistes sind, hier, wo ich sie zitiere, wo sie nackt stehen in einer Atmosphäre, die sie brennt wie Eis, getroffen und beleuchtet ohne Erbarmen von nichts als einem Strahl gesunden Menschenverstandes — daß diese Sätze nun auch von anderen in ihrer abgründlichen geistigen und seelischen Verluderung und in ihrer hinterweltlichen Stupidität erkannt werden?! Aber wiederum: nicht über diese Ansichten selbst und ihre Urheber, die immer waren, ist immer von neuem unser Staunen so groß, sondern über ihre Verbreitung und ihren Erfolg. Und nur darum reden wir auch davon. Sollten diese Ansichten und die tüchtigen jungen Männer, die sie haben, um ihrer selbst willen betrachtet werden, wir würden die Hand nicht rühren, so erledigt, so uninteressant sind sie, und zwar die Urheber so sehr wie die Ansichten. Denn der Aktivismus war und ist kein Ausweg genialer oder auch nur normaler Unmittelbarkeit, sondern der einer stockig gewordenen Reflexion; er war und ist die Zuflucht noch nicht arrivierter Ehrgeiziger, die, bevor sie zu ihrer eigentlichen, durchaus profanen Lebensaufgabe kommen, mit 20 und 30 Jahren etwas brausen, nicht aus eigener unvergorener Kraft, sondern weil von außen Gärstoffe eindrangen; nicht wie junger Wein, nein, wie Wasser, in das man doppeltkohlensaures Natrium geschüttet hat. Wenn das ausgebraust hat: man weiß, wie das dann schmeckt. Es ist nicht Wein geworden; es ist aber auch nicht wieder reines Wasser geworden. Oder, er ist auch wie die Journalistenpolitik eine Schiebung geistiger Bankerotteure; die schwindelhaft verschleierte Insolvenz ungeschlossener Geister oder solcher, die einen

Leck bekamen, und nun mit der schlechten Unendlichkeit des Endlichen kommunizieren, anstatt mit der echten des Unendlichen. Nach der Politik schielen sie ja bekanntlich alle, nach der des Zirkus und der Journale, nicht nach der, wo man in Selbstverleugnung arbeiten muß; aber gerade sie ist das Paradigma der schlechten Unendlichkeit; sie ist immer das, was noch nicht oder nicht mehr zulangt — lauter Augenblicke und nie der „Augenblick" — an seine Stelle treten die täglichen, die stündlichen Ereignisse des Unzulänglichen, sinnlos, ein seelengieriger Abgrund unendlicher Leere, in welchem sogar das Wesen der Zeit, das da ist: Früchte für die Ewigkeit zu tragen, gleichsam — verwest. — Ich darf diese Aktivisten nicht entlassen ohne eine scheinbar nur persönliche Bemerkung, die aber in Wahrheit doch die öffentlichen Literaturverhältnisse in Deutschland angeht. Ihr Chef hat aus vitalen und totalen Mißverständnissen heraus, mir, zusammen mit einigen unappetitlichen Bemerkungen, auch ein Lob gespendet und zwar, was die Sache so grotesk macht, in der Neuen Rundschau. Das Lob juckt mich; ich will es weg haben. Zeitschriften von solcher Charakterlosigkeit — noch ganz und gar u n e t h i s c h gesprochen! — wie die Neue Rundschau hat es früher nie gegeben. Sie hat von mir an ihren verantwortlichen Namen eine Behandlung erfahren, die einen normalen Menschen, je nach seiner Art und seinem Temperament, in Scham, Haß, Schweigen oder die heftigste, lauteste Abwehr drängt. Sie aber registriert mich und läßt mich besprechen, als wäre nichts geschehen. Das ist ein Grad von Selbstverleugnung, der, wenn er auch empfunden würde, heroisch wäre und auf mein Haupt feurige Kohlen sammeln müßte. So aber, nicht empfunden und nicht erlebt, ist er unmenschlich und unheimlich. Wenn ein Mensch, selbst nur im Aeußeren und Physischen, etwa wie ein Thermometer, bloß die Wärme- und Kältegrade registrieren und anzeigen würde, ohne zu schwitzen oder zu frieren und diese Empfindungen auch als Empfindungen auszudrücken, so wäre das unheimlich. Menschen aber, die sogar Personen und „Persönlichkeiten" fingieren, und die durchaus nicht fiktiven Schläge, die sie treffen und gut treffen, objektiv registrieren wollen — solche Menschen sind nur noch phan-

tasmagorisch zu verstehen; es fehlt ihnen eine Dimension des Geistes, wie dem Film eine des Raumes; für sie gibt es hinfort keine Wand mehr, sie können durch jedes Buch schreiten, und wäre es mit Flammen geschrieben. Damals, ich erinnere mich, 1915, hieß es wohl: ja, wenn auch alle schweigen, der Kerr läßt es sich sicher nicht gefallen; K e r r wird antworten; aber E r r, der in Berlin W. als ein Schwan gilt — hört ihr sie lauschen auf den Schwan?! — von uns jedoch auf dem Land, die wir uns *in talibus animalibus* besser auskennen, unverkennbar als ein ambitioser Gänserich mit einer kuriosen hintern Talentfeder agnosziert wurde, sagte, was sag ich? gestaltete nicht einmal R r! Das tat nur ich; aber diese Gestalt wurde kein „Anlaß". Umsoweniger, als eine neuerliche Gestaltung vielleicht doch nur den Anlaß hätte geben können, das Brenner-Jahrbuch zu lesen, wozu damals, 1915, so meinte man in Berlin, eben kein Anlaß bestand. Jeder, der nicht leben will, ohne daß Sinn im Leben sei und also auch in einer lebendigen literarischen Polemik, muß verstehen, daß ich, was ich als unbeteiligter Dritter und nur sachlich Interessierter sagen müßte, auch sagen kann und darf, wenn ich persönlich beteiligt bin, indem ich meine eigene Autorschaft in Indifferenz setze; und trotz der selbstverständlichen Tatsache, daß ein Bekanntwerden meiner Schriften mir nur erwünscht sein kann. Dieses letzte ist aber eine Sache, vollkommen für sich. Schließlich könnte mir auch zufällig durch den schwärzesten Verrat eines fremden Menschen das Leben gerettet werden, was mich doch nicht zwingen dürfte, Verrat und Verräter zu preisen. Nachdem ich über ihrer aller und aller ihrer Werke Sänger den Aufsatz „die müde Nazarenerseele" und über Bie und Kerr und andere in „der Krieg und die Führer des Geistes" einiges geschrieben habe, ist für sie das Dilemma, sich zu wehren oder mich totzuschweigen, zunächst einmal vom Schicksal gegeben, nicht aber die alles verwirrende und zersetzende Methode, mich zu bereden oder bereden zu lassen. Was nun den Aktivisten anlangt, der mich in diesem besonderen Fall beredet, oder wie er auch einmal sich nennt: den Aktiven, was, stelle ich mir vor, eine Steigerung sein mag, indem es sich im Gegensatz zu den A. H. Philistern und Ehrenphilistern eben

um die „Aktivitas", d. h. die aktiven Burschen der Aktivisten handeln wird, dieser nicht schlagenden, meiner Vermutung nach auch nicht trinkenden, sondern nur schreibenden, also durchaus spiritusfreien Verbindung, so erkläre ich, daß ich entweder wünsche, von ihm gar nicht, oder, wenn er über mich schreiben will, fordere, von ihm aufmerksam und nicht schlampig gelesen zu werden, damit so lächerliche Unterstellungen, so klägliche *ineptiae*, wie, um von Dutzenden nur eine zu nennen, daß „ich die Philosophen verwerfe, weil sie Systematiker seien", während ich ihnen doch nur ihren Platz in der geistigen Hierarchie anzuweisen versuche, nicht vorkommen. Wohl gibt es Schriftsteller, die am besten und mit dem größten Vorteil für alle Welt, ungenau und schlechtweg kursorisch gelesen werden; die genau und systematisch zu lesen ein großer Stilfehler wäre. Es sind jene, die in Sphären und Gebieten, in denen ohne Prinzipien nichts zu sehen und nichts auszurichten ist, dennoch ganz und gar ohne Prinzipien Lärm und Unordnung anrichten und, als die rechten Tolpatsche, was noch ganz war, zerstören; Leute also, wie etwa die Aktivisten, zu denen der gesunde Geist kein anderes als ein satirisches Verhältnis haben kann. Hier ist die Kunst der Satire verwandt mit der Lyrik. Was nämlich der Lyriker von selbst und ursprünglich tut: die Natur und die Dinge etwas ungenau und verschwommen und ineinander, aber *prima facie:* unschuldig anschauen, das kann der Satiriker, dieser unglücklich das Ideal Liebende und Betrogene, dem das Rückgrat der ersten Unmittelbarkeit gebrochen ist, ohne daß er in das Leben der zweiten Unmittelbarkeit, welche nur die Heiligkeit sein kann, und welche die Lyrik neu geboren als Psalm und Hymnus wieder bekommt, eingegangen wäre, mit Bewußtsein und Absicht tun, um seine Leidenschaft zu befriedigen. Seine Gegenstände sind andere als die des Lyrikers — ach! wie dieser seine Dinge gleichsam noch im Mutterleib, im Leib der großen Mutter, der Natur, sieht, und darum so verbunden, so ineinander, so er die seinen in der Farbe der Wüste und der Unfruchtbarkeit, durchflossen alles vom Wesen des Mangels und im Schatten des Fluches des Nichtseins all dessen, das doch sein sollte; aber er tut ihnen, wenn er nur Satiriker bleibt und nicht zugleich Philolog oder Historiker sein will, so wenig Ge-

walt an, wie der Lyriker den seinen, wenn er Lyriker bleibt und nicht zugleich Botaniker oder Psychologe sein will. Alle subjektiven Weisen des menschlichen Geistes haben ihre genau entsprechenden Gegenstände, alle, bis zum Schimpfen, — betrifft und trifft das Schimpfwort das wahrhaft Schimpfliche, so ist der, der es erfindet oder gebraucht, des Vorwurfs, selber schimpflich zu sein, quitt (sonst fällt es zurück), genau so wie der Satiriker, dessen Gegenstand in Wahrheit satirisch ist und also nicht von ihm dahin umgelogen oder umgebogen wird, nicht selbst wiederum Gegenstand eines Satirikers werden kann — es gilt nur immer, nicht zu pfuschen und nicht zu verwirren. Jedoch in einem satirischen Verhältnis steht der aktive Chef der Aktivisten — ach, es gibt, Gott sei Dank, schon hienieden eine Burg der Kontemplation, für deren Ausblick der Radius der so lärmenden und wirbelnden Aktionskreise aller dieser Aktiven, Aktivisten und Aktionisten (hier fallen sie alle zusammen) so schnell zu messen ist, wie eben in einem imaginären Punkt der Weg vom Zentrum zur Peripherie — in einem satirischen Verhältnis steht — Herr Hiller weder zu den Prinzipien, denen zu dienen ich die Ehre habe, noch zu der Art, wie ich ihnen diene; das wird er, selbst wenn er es in einer megalomanischen Anwandlung aktiver Burschikosität in der Neuen Rundschau oder sonstwo probieren würde, einsam vor sich selber nie behaupten, ja nicht einmal zu träumen wagen, wiewohl es gar nicht schwer zu erraten ist, daß seine Wunschträume einen oft verwegenen Charakter haben, was seine Schriften oft mit so unbewachter und rührender Naivität verraten, daß der Wachsame, was eine mögliche Gefahr oder gefährliche Möglichkeit dieses Typus anlangt, recht beruhigt sein kann.

5.

Viele sind noch weniger, nämlich die revolutionären Versemacher. Aber: sie entrüsten sich doch? Ich weiß es nicht, und vor allem: ich glaube es nicht. Aber wenn schon; man entrüstete sich viel leichter, als man was zu essen bekam und oft nur eben deshalb, und man äußert es vor allem heute so ungefährdet, wie im August 1914 die Lust am Töten. Und wenn *indignatio facit*

versum, der hier ja die Hauptsache ist, da wir ohne ihn Juvenals Entrüstung nicht kennten, dann muß man konstatieren, daß die ihre auch nicht einen einzigen geschaffen hat, der im Bewußtsein der Zeit, Gegenwart oder Zukunft, haften bliebe, wiewohl sie doch unzählige machen, so daß auch der Einwand, vor dessen Langeweile wir uns schon beide Ohren zuhalten — ohne daß es etwas nützt: es sei ihnen ja gar nicht um das Versemachen zu tun, sondern um etwas weit Höheres, Erhabeneres, Wirkenderes, nun, wir wissen schon — mit einem schlichten „arbeit' und lern' erst was!" erledigt werden kann.

6.

Eine Generation von Christen, welche die Erwartung der letzten „Revolution", der Tat Gottes, nicht kennt und hat, hat ihr christliches Leben um ein Organ beraubt. „Eine solche Erwartung kann einen Menschen ins Irrenhaus bringen" höre ich sagen. Gewiß, das kann sie, wenn er nicht im Gehorsam des Glaubens bleibt und wenn er etwa die Revolution selber machen will. Aber Paulus hatte die Erwartung auch, und war nicht wahnsinnig; und, unseren Tagen so nahe, Blumhardt hatte sie auch, und war nicht wahnsinnig. Wohl weiß niemand die Stunde. Unser Gott ist auch ein Gott der Ueberraschung; sie mit aufzunehmen in unsere Anschauung vom menschlichen und kosmischen und himmlischen Leben gehört zu unserer menschlichen Natur, wie sie erschaffen ist. Warum sollen wir sie arm machen, wenn sie reich ist?! Was wäre dieses Leben ohne jede Ueberraschung — einfach schon als eigentümlicher Lebenswert — komme sie nun wie ein Blitz als Lust oder Pein, oder wie ein Dieb in der Nacht, oder sanft klingend, in Freude gegürtet, heiter schwebend wie eine Wolke am Abend im Sommer, oder schwer schreitend, in den dunkeln Mantel des Leides gehüllt? Wohl, wir wissen den Tag und die Stunde nicht, da Gott eine neue Welt erschaffen und die Gerechtigkeit der *civitas Dei*, gemäß der Liebe eines Jeden einem Jeden das Seine geben wird; aber wir wissen über unsern Verstand, da wir es glauben, daß dieser Tag kommen wird. Vor dieser letzten, überschwenglichen und wesentlich stummen Hoffnung — denn wer so hofft, horcht viel auf Göttliches, und wer gut hor-

chen will, spricht nicht viel — haben wir auch noch mancherlei irdische Hoffnungen, gewiß! indessen wir haben sie, nach diesen sechs Jahren, die wie 60 und 600 waren und uns alt und erfahren gemacht haben, als hätten wir sie nicht — hätten wir sie, und nur sie mit all unserem ganzen Herzen, so wie wir in Furcht und Zittern jene haben, so schlüge uns, die doch Herz haben und vom Geiste stammen, der furchtbare Engel des Wahnsinns: verflucht der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm! — Wir sind Kinder des Zorns, und die Ungeduld zehrt unsere Gedanken auf, macht unser Hoffen zu dörrendem Feuer, unser Harren zur trockenen Wüste. Unser Mut wird schwer in solcher Welt und Zeit und schwach wie ein Weib, ach, nur eine Schwermut noch. Was soll uns denn retten aus solcher Not des Lebens, wenn es der Glaube nicht tut?! Was denn?! Mein Gott, darum haben wir alle die irdischen Hoffnungen, die wir doch haben, nur, als hätten wir sie nicht; bereit, sie aufzugeben, wenn Gott sie nicht erfüllen will, jede einzelne, lebend von Stunde zu Stunde in Unsicherheit und Unwissenheit, aber niemals bereit, in Tod und Hölle nicht bereit, jener göttlichen zu entsagen. Die Revolution dieser Tage ist ernst zu nehmen nur, weil sie nicht von Gott kommt, von ihm nur zugelassen wurde zur Strafe derer, die sie machten und derer, gegen die sie gemacht wurde; sie kann nicht ernst genommen werden als „Revolution" von uns, die nur eine einzige gelten lassen, nur auf die eine warten, die entscheidende Weltenzerstörende und Himmelbauende, harren mit der bekümmerten Sorge, daß wir an jenem Tage zu denen gehören möchten, die schuldlosen oder schuldbefreiten Herzens und aufrichtig rufen dürfen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!

J. H. KARDINAL NEWMAN (1801—1890):

II.

DER GLAUBE AN DIE HEILIGE TRINITÄT

Non in dialectica complacuit Deo salvum facere populum suum.
St. Ambrosius.

Selbstverständlich kann ich nicht hoffen, daß alle forschenden Geister in dem, was ich im vorhergehenden Abschnitt niedergelegt habe, mit mir gehen werden. Ich habe appelliert an das Zeugnis, das, einbegriffen in unserem Gewissen, durch dieses dem Göttlichen Wesen und Seinen Attributen gegeben wird, und es gibt solche, ich weiß, deren Erfahrung auf meinen Appell keine Antwort geben wird: — zweifellos; aber gibt es denn Wahrheiten, die wirkliche sind, sei es der Erfahrung oder der Vernunft, um die von einigen Philosophenschulen oder einer Anzahl Menschen nicht gestritten wird? Wenn wir nichts als gegeben nehmen, als was allgemeine Aufnahme gefunden hat, so wird das uns mögliche Feld der Diskussion eine starke Einengung erleiden; so daß es als genügend erachtet werden muß, wenn die vorausgesetzten Prinzipien und Tatsachen einen breiten Anhang haben. Diese Bedingung ist im Uebermaß erfüllt, was die Autorität und den religiösen Sinn des Gewissens anlangt; — daß das Gewissen die Stimme Gottes ist, ist fast zu einem Sprichwort gewachsen. Dieses feierliche Dogma wird als solches anerkannt sowohl von den Jungen wie von den Ungebildeten, von den religiösen Wenigen und den irreligiösen Vielen. Es wird proklamiert in der Geschichte und der Literatur der Völker; es hat Anhänger gehabt in allen Zeiten, Orten, Bekenntnissen, Formen des sozialen Lebens, Berufen und Klassen. Es hat seinen Platz behauptet unter großen intellektuellen und moralischen Nachteilen; es hat seine Oberherrschaft wieder erlangt und schließlich triumphiert in den Geistern jener, die gegen es rebelliert hatten. Sogar Philosophen, die auf andern Punkten Gegner gewesen sind, sind einig in der Anerkennung

der inneren Stimme jenes feierlichen Warners, der persönlich ist, peremptorisch, auf keinen Beweis sich einlassend, unverantwortlich, drohend, endgiltig. Dieses erachte ich für genug, um mich der Notwendigkeit zu entheben, mit jenen zu diskutieren, welche unser Gefühl für Recht und Unrecht in ein Gefühl für das Zweckmäßige oder das Schöne auflösen oder seine autoritativen Eingebungen auf die Wirkung des Unterrichts und der Assoziation zurückführen möchten. Es gibt solche, die für die Zwecke des gewöhnlichen Lebens sehen und hören können, jedoch kein Auge für Farben und ihre Nuancen, oder ein Ohr für musikalische Töne haben; überdies gibt es zwischen Mensch und Mensch Grade der Empfänglichkeit für Farben und Töne, während andere stockblind oder stocktaub sind. Wiederum: alle Menschen haben, wie die Zeit hingeht, Aussicht, jene Unterscheidungsgabe für Farben und Töne, die sie in ihrer Jugend besaßen, zu verlieren; und so, in gleicher Weise, können wir im Mannesalter und später jenes Gefühl für einen Höchsten Lehrer und Richter verlieren, welches die Gabe unserer ersten Jahre war; und das umsomehr, als in den meisten Menschen die Einbildungskraft unter dem Hingleiten der Zeit und der Erfahrung des Lebens leidet, lange bevor die leiblichen Sinne nachlassen. Das stimmt überein mit dem Rat des biblischen Schriftstellers, „unseres Schöpfers zu gedenken in den Tagen unserer Jugend", während unsere sittliche Empfänglichkeit noch frisch ist, „ehe die Sonne und das Licht und der Mond und die Sterne sich verfinstern, und die Wolken wiederkehren nach dem Regen". Demgemäß, wenn es solche gibt, die ableugnen, daß der Befehl des Gewissens jemals mehr ist als ein Takt, oder eine Assoziation, so macht es mir weit geringere Schwierigkeit zu glauben, daß ihnen etwas mangelt am religiösen Gefühl oder am Gedächtnis für ihre erste Jugend, als daß sie überhaupt niemals besaßen, was andere in ihrer Umgebung, ohne zu zögern, von Natur empfangen zu haben bekennen.

So viel über die Lehren vom Wesen und den Attributen Gottes und über die wirkliche Wahrnehmung, mit der wir sie anschauen und ihnen zustimmen können: — nun wende ich mich zu der Lehre von der Heiligen Trinität, mit der Absicht, in glei-

cher Weise zu erforschen, wie weit sie zur Theologie gehört, wie weit zum Glauben und zur Frömmigkeit des Individuums; wie weit die Sätze, die sie aussprechen, beschränkt sind auf Ausdrücke intellektueller Begriffe, und wie weit sie auch für die Dinge stehen und jene Zustimmung erlauben, welche wir Gegenständen geben, die uns durch die Einbildungskraft nahe gebracht werden. Und zuerst habe ich darzulegen, was unsere Lehre ist.

Keiner kann einen Theisten sich nennen, der nicht an einen Persönlichen Gott glaubt, welche Schwierigkeit immer die Definition des Wortes „Persönlich" bieten mag. Nun ist es der Glaube des Katholiken vom Höchsten Wesen, daß dieses wesentliche Charakteristikum Seiner Natur wiederholt ist in drei unterschiedenen Arten oder Weisen; so daß der Allmächtige Gott, anstatt nur Eine Person zu sein, was die Lehre der Natürlichen Religion ist, Drei Personen hat, und zugleich, je nachdem wir Ihn in der einen oder anderen von ihnen betrachten, der Vater, der Sohn und der Geist ist — eine Göttliche Drei, welche zu Jedem Anderen die besonderen Beziehungen haben, die jene Namen bezeichnen, und in dieser Hinsicht unterschieden sind, Jeder vom Anderen, und in dieser allein.

Das ist die Lehre des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses; nämlich: daß der Eine Persönliche Gott, der nicht eine logische oder physische Einheit ist, sondern eine Lebendige M o n a s, in wirklicherem Sinne sogar ‚Einer' als ein individueller Mensch einer ist — Er („*unus*" nicht „*unum*", wegen der Untrennbarkeit Seiner Natur und Person), — daß Er zugleich Vater ist, Sohn ist, Heiliger Geist ist, Jeder von welchen dieser Eine Persönliche Gott ist in der Fülle Seines Wesens und Seiner Attribute; so daß der Vater alles ist, das gemeint ist mit dem Worte „Gott', als wüßten wir nichts vom Sohn oder vom Geist; und in gleicher Weise der Sohn und der Geist Jeder in Sich selbst alles sind, das gemeint ist mit dem Wort, als ob der Andere und der Vater nicht gekannt wären; überdies, daß mit dem Wort „Gott" nichts über das hinaus gemeint ist, was gemeint ist mit dem „Vater", oder mit dem „Sohn", oder mit dem „Heiligen Geist"; und daß der Vater in keinem Sinne der Sohn ist, noch der Sohn der Heilige Geist, noch der Heilige Geist der

Vater. Dieses ist das Prärogativ der Göttlichen Unendlichkeit, daß dieses Eine und Einzige Persönliche Wesen, der Allmächtige Gott, wirklich Drei ist, während Er absolut Einer ist.

In der Tat, man darf sagen, daß das katholische Dogma in eben der Formel zusammengefaßt ist, auf die der Heilige Augustinus so großes Gewicht legt, *„Tres et Unus"*, nicht bloß *„Unum"*; darum ist sie der Grundton, wie man sie nennen kann, des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses. In diesem Bekenntnis legen wir Zeugnis ab vor dem *Unus Increatus*, vor dem *Unus Immensus, Omnipotens, Deus* und *Dominus;* jedoch Jeder dieser Drei ist auch in Sich selbst *Increatus, Immensus, Omnipotens,* denn Jeder ist dieser Eine Gott, wiewohl Jeder nicht der Andere ist; Jeder ist, wie es nahe gebracht wird durch *„Unus Increatus"*, der Eine Persönliche Gott der Natürlichen Religion. Daß diese Lehre, so abgeleitet, von begrifflichem Charakter ist, ist klar; die Frage vor mir ist, ob sie in irgend einem Sinn der Gegenstand wirklicher Auffassung werden kann; das heißt, ob irgend ein Teil von ihr als an die Einbildungskraft gerichtet betrachtet werden kann, und imstande ist, jene lebendige Herrschaft über den Geist auszuüben, von der, wie ich oben gezeigt habe, der Satz „es ist ein Gott" ein Beispiel gibt.

„Es ist ein Gott", ist, wenn wirklich erfaßt, der Gegenstand einer kräftigen energischen Einwilligung, welche eine Revolution im Geiste schafft; wenn aber bloß als Begriff festgehalten, braucht es nur eine kühle und unwirksame Annahme, wiewohl es auch so bedingungslos gehalten werden kann. Solcherart ist die Zustimmung von Tausenden, deren Einbildungskraft überhaupt nicht angeregt wird, deren Herzen nicht entflammt werden, deren Haltung nicht berührt wird von der erhabensten aller denkbaren Wahrheiten. Ich frage nun, in Hinsicht auf die Lehre von der Heiligen Trinität, so wie ich sie abgeleitet habe: ist sie fähig, anders als begrifflich aufgefaßt zu werden? Ist sie eine Theorie, unbestreitbar freilich, aber nur für den Gelehrten und sonst für niemand da? Ist sie die ausgearbeitete, subtile, triumphierende Ausstellung einer Wahrheit, die vollständig entwickelt ist, und glücklich ausgeglichen, und auf ihrem Zentrum genau ins Gleichgewicht gebracht, und unangreifbar auf allen Seiten, ein wissen-

schaftlicher Prospekt, *„totus, teres, atque rotundus"*, alle Angreifer herausfordernd, oder, andererseits, kommt sie den Ungebildeten, der Jugend, den Vielbeschäftigten und den Betrübten als eine Tatsache nahe, die sie anhalten, sie durchdringen, sie stützen und beleben kann in ihrem Lauf durch das Leben? Das heißt, läßt sie zu, daß sie in der Einbildungskraft festgehalten und durch eine wirkliche Zustimmung angeeignet werde? Ich behaupte, daß sie das tut und daß dieses der normale Glaube ist, den jeder Christ hat; von dem er getragen wird; der sein geistiges Leben ist, da in der Darstellung des Dogmas, wie ich sie oben gegeben habe, nichts ist, das nicht an die Einbildungskraft ebenso wie an den Intellekt sich richtet.

Nun wollen wir beachten, was nicht in jener Darlegung ist; — es sind keine wissenschaftlichen Termini in ihr. Ich werde nicht zugeben, daß „Persönlich" ein solcher ist, weil es ein Wort von allgemeinem Gebrauch ist; und wiewohl es nicht ganz genau dasselbe meinen kann, wenn es von Gott gebraucht wird, wie wenn es vom Menschen gebraucht wird, so mag es doch durch diesen allgemeinen Gebrauch genügend aufgehellt sein, um seine verständliche Anwendbarkeit auf die Göttliche Natur zu gestatten. Die anderen Worte, welche in der oben gegebenen Darstellung der Lehre begegnen, — Drei, Einer, Er, Gott, Vater, Sohn, Geist — keine von ihnen sind Worte, die nur der Theologie eigentümlich sind, alle haben einen populären Sinn, und werden gebraucht gemäß diesem auf der Hand liegenden und populären Sinn, wenn sie in das katholische Dogma eingeführt werden. Keine Menschenworte freilich sind würdig des höchsten Wesens, keine sind adäquat; aber wir haben keine anderen Worte, als menschliche, und die, von denen wir sprachen, gehören zu den simpelsten und verständlichsten, die in der Sprache zu finden sind.

Es gibt also keine Termini in der vorausgehenden Darlegung, die nicht einen klaren Sinn zulassen, und sie werden dort gebraucht in diesem Sinn; und überdies: dieser Sinn ist, was ich „wirklich" genannt habe, da die Worte in ihrem gewöhnlichen Gebrauch für Dinge stehen. Die Worte: Vater, Sohn, Geist, Er, Einer, und die übrigen sind nicht abstrakte Termini, sondern

konkrete und sind angebracht, um Bilder zu erregen. Und diese Worte, so simpel und klar, werden simpeln, klaren, kurzen, kategorischen Sätzen einverleibt. Da ist nichts Abstruses weder in den Ausdrücken selbst noch in deren Zusammensetzung. Es ist anders, selbstverständlich, mit formellen theologischen Abhandlungen über den Inhalt des Dogmas. Hier finden wir solche Wörter wie: Substanz, Essenz, Existenz, Form, Subsistenz, Begriff, Circumincession; und wiewohl diese weit leichter zu verstehen sind, als man beim ersten Anblick denken mag, so sind sie doch zweifellos an den Intellekt gerichtet, und können nur über eine begriffliche Zustimmung verfügen.

Es muß auch beachtet werden, daß nicht einmal die Worte „geheimnisvoll" und „Geheimnis" in der Darlegung vorkommen, die ich von der Lehre gegeben habe; ich überging sie, weil sie nicht Teile der Göttlichen Wahrheit als solcher sind, sondern nur in Beziehung zu Geschöpfen und zum menschlichen Intellekt; und weil sie von begrifflichem Charakter sind. Es ist natürlich auf den ersten Anblick klar, daß die Lehre ein unerforschliches Geheimnis ist, oder eine unerforschliche Geheimnisvollheit hat; wenige Geister freilich haben auch nur Theologie genug, um dieses zu sehen; und wenn ein gebildeter Mann, vor den sie gebracht wird, diese Geheimnisvollheit nicht sofort erfaßt, so ist das ein sicheres Zeichen, daß er die Sätze, welche die Lehre enthalten, nicht richtig auffaßt. Daraus folgt, daß die These, „die Lehre von der Heiligen Trinität in der Einheit ist geheimnisvoll" indirekt ein Glaubensartikel ist. Aber ein solcher Artikel, da er eine Reflexion ist, die über eine geoffenbarte Wahrheit in einer Folgerung gemacht wird, drückt einen Begriff aus, nicht ein Ding. Er bezieht sich nicht auf die direkte Wahrnehmung des Gegenstandes, sondern auf ein Urteil unserer Vernunft über den Gegenstand. Demgemäß ist die Geheimnisvollheit der Lehre, genau gesprochen, ihr nicht wesentlich, so wie sie vor die religiöse Wahrnehmungskraft gebracht wird, wiewohl tatsächlich ein frommer Geist, indem er die Geheimnisvollheit bemerkt, liebend sie sich aneignen wird, als einbeschlossen in der göttlichen Offenbarung; und, wie er alle Gedanken, die vor ihn kommen, einem geheiligten Gebrauche zuführt, so wird er verweilen

beim Geheimnis der Trinität mit Scheu und Ehrfurcht, als einer Wahrheit, die, sozusagen, der Unendlichkeit und der Unbegreiflichkeit des Höchsten Wesens geziemt.

Gleichwohl bringe ich nicht das Geheimnis, als solches, als den direkten Gegenstand wirklicher oder religiöser Auffassung vor; wiederum nicht, bringe ich die komplexe Lehre vor, in welcher das Mysterium liegt, *per modum unius*, oder wenn als ein Ganzes betrachtet. Wir wollen beachten: es ist für den Geist möglich, eine Anzahl von Sätzen festzuhalten, entweder in ihrer Kombination oder einen nach dem anderen; einen nach dem anderen, mit einer verstehenden Erfassung eines jeden, und der Beziehung eines jeden zu den übrigen, jedoch eines jeden getrennt von den übrigen, um seiner selbst willen, und in Unterschiedenheit von, nicht in Verbindung mit den übrigen. So mag ich London sehr gut kennen, und meinen Weg von Straße zu Straße in jedem Teil von ihm ohne Schwierigkeit finden, jedoch ganz und gar unfähig sein, eine Karte von ihm zu zeichnen. Vergleichung, Kalkulation, Katalogisierung, Anordnung, Klassifizierung sind Akte des Intellekts, die auf einander folgen, und haben nicht eine wirkliche Auffassung nötig von den Dingen, an denen sie ausgeübt werden. Genau gesprochen also: das Dogma von der Heiligen Trinität, als ein komplexes Ganzes, oder als ein Geheimnis, ist nicht der formelle Gegenstand religiöser Wahrnehmung und Zustimmung; dieser religiöse Gegenstand ist die volle Anzahl von Sätzen, einer nach dem andern, aus denen, wenn sie zusammen angeschaut werden, die ganze Lehre und das Geheimnis bestehen. Auch das Geheimnis, selbstverständlich, ist der Gegenstand der Zustimmung, aber es ist der begriffliche Gegenstand; und vor religiöse Geister gebracht, wird es von ihnen angenommen in begrifflicher Weise; und wiederum stillschweigend mit einbeschlossen in der wirklichen Zustimmung, die sie dem Worte Gottes geben, als ihnen mitgeteilt durch die Vermittlung Seiner Kirche. Es mag gut sein, bei diesen Punkten zu verweilen.

Natürlich wird, wie ich es gesagt habe, ein Mann von gewöhnlicher Intelligenz sofort getroffen sein von der scheinbaren Gegensätzlichkeit zwischen den Sätzen, die das Himmlische Dogma konstituieren, und infolge seiner spontanen Geistestätigkeit und

durch gewohnte Assoziationen gezwungen werden, das Dogma im Lichte dieser Gegensätzlichkeit anzusehen, — in dem Grad, daß für einen solchen Mann das Halten eines und aller dieser getrennten Sätze identisch sein wird mit dem Festhalten des Geheimnisses, als eines Geheimnisses; und infolgedessen wird er es so halten; insoweit aber, so behaupte ich, wird er es nur durch eine begriffliche Erfassung festhalten. Er wird genau den Sinn eines jeden der dogmatischen Sätze aufnehmen in seiner Beziehung zu den übrigen von ihnen, sie zu einem Ganzen kombinierend und umfassend, was er nicht verwirklichen kann, mit einer Zustimmung, begrifflich freilich, aber so echt und gründlich, wie nur eine wirkliche Zustimmung sein mag. Aber die Frage ist, ob eine wirkliche Zustimmung zu dem Geheimnis, als solchem, möglich ist; und ich behaupte, daß sie nicht möglich ist, weil wir, während wir die getrennten Sätze bildhaft darstellen können, sie alle zusammen nicht bildhaft darstellen können. Wir können nicht, weil das Geheimnis alle unsere Erfahrung überschreitet; wir haben keine Erfahrungen in unserem Gedächtnis, welche wir zusammensetzen, vergleichen, kontrastieren, vereinigen und dadurch in ein Bild der Unaussprechlichen Wahrheit verwandeln können; — gewiß; aber was im gewissen Grad eine Sache der Erfahrung *ist*, was wirklich gebracht *ist* vor die Einbildungskraft, vor das Gemüt, die Andacht, das geistige Leben des Christen, um mit einer wirklichen Zustimmung sich darauf zu verlassen; was für Dinge steht, nicht für Begriffe nur, das ist jeder dieser Sätze, einer nach dem andern genommen, und das nicht allein für intellektuelle und nachdenkende Geister, sondern für alle religiösen Geister überhaupt, für Kinder und Bauern ebenso, wie für Philosophen.

Das ist nur ein Beispiel eines allgemeinen Prinzips, das für alle solche wirkliche Wahrnehmung gilt, die uns von Gott und Seinen Attributen möglich ist. Nicht bloß sehen wir Ihn, im besten Fall, in Schatten nur, sondern wir können sogar diese Schatten nicht zusammensetzen, weil sie hin und her gleiten und uns niemals auf einmal gegenwärtig sind. Wir können freilich die mannigfaltigen Dinge, die wir von Ihm wissen, kombinieren durch einen Akt des Intellekts, und sie theologisch behandeln,

aber solche theologischen Kombinationen sind nicht Gegenstände für die Einbildungskraft und Anschauung. Unser Bild von Ihm ist niemals eines, sondern gebrochen in zahllose Teilaspekte, jeder unabhängig vom andern. Wie wir das ganze sternenübersäte Firmament nicht auf einmal überblicken können, sondern uns von Osten nach Westen zu wenden haben, und dann um uns nach Osten wieder, erst eine Konstellation betrachtend und dann eine andere, und diese verlierend, um jene zu gewinnen, so ist es, und noch viel mehr, mit solchen wirklichen Wahrnehmungen, die wir uns von der Göttlichen Natur sichern können. Wir wissen eine Wahrheit über Ihn und eine andere Wahrheit, — aber wir können nicht beide zusammen bildhaft darstellen; wir können sie nicht vor unseren Geist bringen durch einen einzigen Akt; wir lassen die eine fallen, während wir uns umwenden, um die andere aufzunehmen. Bei keiner von ihnen kann man vollkommen verweilen, keine voll genießen, wenn sie zusammen in einer Kombination angesehen werden. Ueberdies: unsere Andacht wird hart mitgenommen und verwirrt durch die lange Liste von Sätzen, welche die Theologie gezwungen ist abzuleiten, durch die Einschränkungen, Aufklärungen, Definitionen, Zurichtungen, Ausgleichungen, Vorsichtsmaßregeln, willkürlichen Verbote, welche die Schwäche menschlichen Denkens und die Unvollkommenheiten menschlicher Sprache gebieterisch erfordern. In der Tat, solche Denkübungen stärken und harmonisieren nur unsere begriffliche Erfassung des Dogmas, tragen aber wenig bei zu der lichtvollen und lebendigen Kraft, mit der seine getrennten Sätze unserer Einbildungskraft nahe kommen; und wenn sie notwendig sind, wie sie ja notwendig sind, so sind sie es nicht so sehr für den Glauben, wie gegen den Unglauben.

Laß einen Lichtstrahl einbrechen in die Farben, die das Dogma bilden: jede von ihnen ist schön, jede bereitet Freude; versuche, sie zu einen, und du bringst vielleicht nur ein schmutziges Weiß hervor. Das reine und unteilbare Licht wird nur gesehen von den Seligen im Himmel; hier haben wir nur diese schwachen Widerscheine von Ihm, wie sie die Brechung seiner Strahlen uns zukommen lassen; aber sie genügen dem

Glauben und der Andacht. Versuche, sie in eines zu kombinieren, und du gewinnst nichts als ein Geheimnis, das du beschreiben kannst als einen Begriff, aber nicht malen kannst wie aus der Einbildungskraft. Und dieses gilt nicht nur von den Göttlichen Attributen, sondern auch von der Heiligen Trinität in der Einheit. Und daher kommt es vielleicht, daß von dieser letzten Lehre niemals als von einem Geheimnis gesprochen wird im Neuen Testament, welches weit mehr an die Einbildungskraft und an das Gemüt sich richtet, als an den Intellekt. Darum auch, was noch bemerkenswerter ist, wird das Dogma nicht ein Geheimnis genannt in den Glaubensbekenntnissen; nicht im Apostolischen, noch im Nicänischen, noch sogar im Athanasianischen. Der Grund scheint zu sein, daß die Bekenntnisse ihren Platz im Ritual haben; sie sind Akte der Andacht und von der Natur der Gebete, an Gott gerichtet; und in solchen Huldigungen von intellektuellen Schwierigkeiten zu reden wäre nicht am Platz. Es muß im besonderen daran erinnert werden, daß das Athanasianische Bekenntnis zuweilen der „Psalmus Quicunque" genannt worden ist. Es ist nicht eine bloße Kollektion von Begriffen, ob auch noch so wichtig. Es ist ein Psalm oder ein Hymnus des Preisens, des Bekennens, des tiefen, demütigen Huldigens, ähnlich den Gesängen der Auserwählten in der Apokalypse. Es appelliert an die Einbildungskraft ganz eben so sehr wie an den Intellekt. Es ist der Kriegsgesang des Glaubens, mit dem wir zuerst uns selbst ermahnen, dann jeden andern, und dann alle die, welche innerhalb seiner Hörweite sind, und es ist das Anhören der Wahrheit, die unser Gott ist, und wie wir Ihn anbeten müssen, und wie groß unsere Verantwortung sein wird, wenn wir wissen, was wir glauben sollen und es doch nicht glauben.

> The Psalm that gathers in one glorious lay
> All chants that e'er from heaven to earth found way;
> Creed of the Saints, and Anthem of the Blest,
> And calm-breathed warning of the kindliest love
> That ever heaved a wakeful mother's breast.

Was mich anlangt, so habe ich es immer als die simpelste und feierlichste, die andächtigste Formel empfunden, die das Christentum erzeugt hat, mehr sogar noch als das *Veni Creator* und das *Te Deum*. Sogar die antithetische Form seiner Sentenzen, die so vielen ein Stein des Anstosses ist, indem sie widerspenstigen Geistern mit Gewalt ein Geheimnis aufzudrängen und in diesem Aufdrängen zu frohlocken scheint, hat für meine Auffassung, sogar begrifflich betrachtet, eine ganz verschiedene Absicht. Sie hat den Zweck eines Zügels für unsere Folgerungen, damit sie nicht in einer Richtung dahinstürmen jenseits der Grenzen der Wahrheit, und sie wendet sie zurück in die entgegengesetzte Richtung. Gewiß ist in ihr auch ein Rühmen des Geheimnisses; aber sie ist nicht einfach ein Bericht des Geheimnisses um seiner Geheimnisvollheit willen.

Was aber noch bemerkenswerter ist: ein gleiches Schweigen, was das Geheimnisvolle der Lehre anlangt, wird auch in den späteren Definitonen beobachtet, welche die Kirche von ihr gibt. Konfession auf Konfession, Kanon auf Kanon wird aufgezeichnet im Laufe der Jahrhunderte; Papst und Konzilien haben es für ihre Pflicht erachtet, von frischem auf dem Dogma zu bestehen; sie haben es verkündet in neuen oder ergänzenden Sätzen; aber nicht einmal in ihren allerdurchgearbeitetsten Formularien gebrauchen sie, so weit mir bekannt ist, das Wort „Geheimnis". Das große Konzil von Toledo geht den wissenschaftlichen Verzweigungen der Lehre mit der methodischen Sorgfalt der Theologie nach, in einer Länge viermal der des athanasianischen Bekenntnisses; das vierte Lateranische vervollständigt, durch eine endgültige Kundgebung die Entwicklung der kirchlichen Lehre im Geist des Heiligen Augustinus; das Bekenntnis des Papstes Pius IV. schreibt die allgemeine Glaubensregel vor gegen die Häresieen dieser letzten Zeiten; aber in keinem von ihnen finden wir weder das Wort „Geheimnis" noch eine Andeutung des Geheimnisvollen.

Das ist der Brauch der Kirche in ihren dogmatischen Feststellungen über die Heilige Trinität, als ob sie die Maxime befolge: *„Lex orandi, lex credendi"*. Ich nehme an, daß er in einer Tradition begründet ist, weil die Gewohnheit, was Katechismen und

theologische Abhandlungen anlangt, eine andere ist. Diese gehören bestimmten Zeiten und Orten an und sind gerichtet an den Intellekt. In ihnen allerdings wird nahezu allgemein das Geheimnisvolle der Lehre hervorgehoben. Indessen, wie auch immer dieser gegensätzliche Brauch zu erklären ist, die Bekenntnisse genügen, um zu zeigen, daß das Dogma in seiner Fülle gelehrt werden kann zu Zwecken volkstümlichen Glaubens und der Andacht, ohne daß jene Geheimnisvollheit direkt betont wird, die notwendig in der zusammengefaßten Ansicht seiner getrennten Sätze enthalten ist. Dieses systematisierte Ganze ist der Gegenstand begrifflichre Zustimmung, und seine Sätze, einer nach dem anderen, sind die Gegenstände wirklicher.

Um das wirklich zu zeigen, will ich die getrennten Sätze aufzählen, aus denen das Dogma besteht. Es sind neun, und sie stehen, wie folgt:

1. Es sind Drei, die Zeugnis ablegen im Himmel, der Vater, das Wort und der Heilige Geist. 2. Vom Vater ist, und ist immer gewesen, der Sohn. 3. Vom Vater und Sohn ist, und ist immer gewesen, der Geist.

4. Der Vater ist der Eine Ewige Persönliche Gott. 5. Der Sohn ist der Eine Ewige Persönliche Gott. 6. Der Geist ist der Eine Ewige Persönliche Gott.

7. Der Vater ist nicht der Sohn. 8. Der Sohn ist nicht der Heilige Geist. 9. Der Heilige Geist ist nicht der Vater.

Nun halte ich es für eine Tatsache, daß, während diese neun Sätze das Geheimnis enthalten, sie dennoch, nicht als ein Ganzes, sondern getrennt, jeder für sich selber, nicht nur faßlich sind, sondern eine wirkliche Erfassung zulassen.

So z. B. wenn der Satz „Es ist Einer, der Zeugnis ablegt von Sich selbst" oder „Sich selbst offenbart" eine wirkliche Zustimmung zulassen würde, warum dann nicht auch der Satz „Es sind Drei, die Zeugnis ablegen"?

Wiederum: wenn das Wort „Gott" in unserem Geist ein Bild erschaffen kann, warum nicht auch der Satz „Der Vater ist Gott" oder ebenfalls „Der Sohn" oder „Der Heilige Geist ist Gott"?

Wiederum: sagen, daß „der Sohn anders ist als der Heilige Geist", „weder Sohn noch Heiliger Geist ist der Vater", ist nicht

eine simple Verneinung, sondern auch eine Erklärung, daß jeder der Göttlichen Drei durch Sich selbst vollendet ist in Sich selbst, und einfach und absolut Gott, wie wenn die Anderen Zwei uns nicht geoffenbart wären.

Wiederum: aus unserer Erfahrung von Menschenwerken lassen wir mit einer wirklichen Auffassung gelten den Satz „die Engel sind geschaffen von Gott", indem wir das Wort „geschaffen" berichtigen, wie es erfordert ist, wenn es sich um eine schöpferische Macht und ein geistiges Werk handelt: warum können wir nicht in gleicher Weise die menschliche Analogie läutern und erhöhen, jedoch das Bild beibehalten, wenn eine Göttliche Geburt vor uns gestellt wird in Ausdrücken, die eigentlich dem, was menschlich und irdisch ist, angehören? Wenn unsere Erfahrung uns instand setzt, die wesentliche Tatsache der Sohnschaft zu erfassen, als eine Mitteilung von Sein und Natur von einem zum andern, warum sollten wir nicht dadurch in einem gewissen Maße den Satz verwirklichen: „Das Wort ist der Sohn Gottes"?

Wiederum: wir haben in der Natur im Ueberfluß Beispiele von dem allgemeinen Gesetz, daß ein Ding aus einem andern kommt oder aus anderen —: wie das Kind ausläuft in den Mann als seinen Nachfolger, und das Kind und der Mann auslaufen in den Greis, ähnlich ihnen beiden, jedoch nicht derselbe, so verschieden beinahe, als hätte jeder eine frische Persönlichkeit unterschieden von der anderen, so können wir ein Bild, so vag wie immer, formen von dem Hervorströmen des Heiligen Geistes aus Vater und Sohn. Das ist es, was ich zu den Sätzen sagen möchte, die ich unter 2 und 3 aufgezählt habe, welche von den neun die für eine wirkliche Zustimmung am wenigsten empfänglichen sind.

So viel auf den ersten Blick; aber die Stärke dessen, was ich eben gesagt habe, wird am besten verstanden werden, wenn man betrachtet, was die Schrift und das Ritual der Kirche in Uebereinstimmung damit bezeugen. Indem ich meine Zuflucht nehme zu diesen beiden großen Schatzkammern des Glaubens und der Andacht, muß ich vorausschicken, wie damals, als ich von dem Sein eines Gottes sprach, daß ich mit Hilfe von ihnen nicht das Dogma von der Heiligen Trinität beweisen werde, sondern die eine und das andere gebrauche zur Illustration der Wirkung der

getrennten Artikel dieses Dogmas auf die Einbildungskraft, wiewohl die komplexe Wahrheit, in die, wenn zusammengefaßt, sie ausfließen, nicht in Einklang oder Angemessenheit mit ihr ist, sondern ganz und gar jenseits von ihr liegt; und nächstdem von der Wirkung und dem Einfluß jener getrennten Artikel, mit Hilfe der Einbildungskraft auf die Gefühle und den Gehorsam der Christen, hoch und niedrig.

Dieses wohlverstanden, frage ich, welches Kapitel des Heiligen Johannes oder des Heiligen Paulus nicht voll ist von den Drei Göttlichen Namen, eingeführt in dem einen oder anderen der oben genannten neun Sätze, ausdrücklich oder mit einbegriffen, oder in ihren Parallelen, oder in Teilen von ihnen, oder in gleichwertigen? Welche Lehre wird uns dort von diesen beiden Hauptschriftstellern des Neuen Testamentes gegeben, die nicht herauswüchse aus Ihren Personen und Ihren Aemtern? Einmal lesen wir von der Gnade der Zweiten Person, der Liebe der Ersten und der Mitteilung der Dritten; ein andermal wird uns gesagt vom Sohn, „Ich will den Vater bitten, und Er wird euch einen anderen Tröster senden"; und dann: „alles was der Vater hat, das ist mein; der Tröster wird's von dem Meinen nehmen". Dann wieder lesen wir von dem „Vorherwissen des Vaters, der Heiligung durch den Geist, dem Blut Jesu Christi"; und wieder sollen wir „beten im Heiligen Geist, bleiben in der Liebe Gottes, und warten auf die Gnade Christi". Und so, in gleicher Weise, werden Jedem, an einer Stelle oder einer anderen, dieselben Prädikate und Werke zugeschrieben: Jeder ist anerkannt als Herr; Jeder ist ewig; Jeder ist Wahrheit; Jeder ist Heiligkeit; Jeder ist alles in allem; Jeder ist Schöpfer; Jeder will mit Absolutem Willen; Jeder ist Urheber der neuen Geburt; Jeder spricht in seinen Dienern; Jeder ist der Offenbarer; Jeder ist der Gesetzgeber; Jeder ist der Lehrer der Auserwählten; in Jedem haben die Auserwählten Gemeinschaft; Jeder führt sie; Jeder erweckt sie von den Toten. Was ist all das, wenn nicht „der Ewige Vater, der Ewige Sohn und der Ewige Heilige Geist; der Allmächtige Vater, Sohn und Heilige Geist; der Gott Vater, Sohn und Heilige Geist" des Athanasianischen Bekenntnisses? Und wenn das Neue Testament, eingestandenermaßen, so wirklich in seinem

Unterricht ist, so lichtvoll, so ergreifend, so zwingend, so voll von Bildern, so sparsam an bloßen Begriffen, woher kommt das, wenn nicht daher, daß es in seinen Hinweisungen auf die Gegenstände unserer höchsten Anbetung, immer (so zu sagen) im Wechsel die neun Sätze, die ich niedergelegt habe, modulierend erklingen läßt und die besonderen Behauptungen, in die sie einzeln aufgelöst werden können.

Nimm einen von ihnen, als ein Beispiel, nämlich den dogmatischen Entscheid „Der Sohn ist Gott". Welch eine Illustration wirklicher Zustimmung, die diesem Satz gegeben werden kann, und seiner Macht über unsere Gefühle und Affekte ist die erste Hälfte des ersten Kapitels des Evangelium Johannis! Oder wieder die Vision von unserem Herrn im ersten Kapitel der Apokalypsie! oder das erste Kapitel des ersten Briefes Johannis! Wiederum: wie brennend sind nicht die Worte des Heiligen Paulus, wenn er von der Kreuzigung und dem Tod unseres Herrn spricht! Was ist das Geheimnis dieser Flamme, wenn nicht dieser selbe dogmatische Satz „der Sohn ist Gott"? Warum sollte der Tod des Sohnes erhabener sein als irgend ein anderer Tod, es sei denn, daß Er, wiewohl Mensch, Gott war? Und so, wiederum: alldurch das Alte Testament, was ist es, das eine Deutung gibt und eine überzeugende Gewalt so vielen Stellen und Teilen, besonders in den Psalmen und den Propheten, wenn nicht dieselbe theologische Formel „der Messias ist Gott", ein Satz, der niemals so im religiösen Geist den Buchstaben des heiligen Textes lebendig machen könnte, wofern er nicht an die Einbildungskraft appellierte und mit einer ungleich kräftigeren Zustimmung gehalten werden könnte als irgend einer, die nur begrifflich ist. Diese selbe Kraft des Dogmas kann aus dem Ritual illustriert werden. Betrachte den Gottesdienst für Weihnachten oder Epiphania; für Ostern, Himmelfahrt, und (ich darf sagen) vorzüglich Fronleichnam; was sind diese großen Feste, wenn nicht Kommentare zu den Worten „der Sohn ist Gott"? Jedoch, wer will sagen, daß sie die Subtilität besitzen, die Trockenheit, die Kälte bloßer scholastischer Wissenschaft? Sind sie gerichtet an den puren Intellekt oder an die Einbildungskraft? interessieren sie unsere logische Fähigkeit, oder erregen

sie unsere Andacht? Wie kommt es, daß wir oft uns selbst so schlecht geeignet finden, an ihnen Teil zu nehmen, wenn nicht daher, daß wir nicht gut genug sind; daß in unserem Fall das Dogma viel zu sehr ein theologischer Begriff ist, viel zu wenig ein lebendiges Bild in uns? Und so wiederum, was die Göttlichkeit des Heiligen Geistes anlangt: betrachte die Gottesdienste des Breviers für Pfingsten und dessen Oktave, die gewaltigste vielleicht im ganzen Jahre; sind sie erschaffen aus Abstraktion und Folgerungen, oder hat nicht der kategorische Satz des Heiligen Athanasius „der Heilige Geist ist Gott" einen solchen Rang in der Einbildungskraft und im Herzen, daß die Schöpfung des edeln Hymnus *„Veni Creator"* und *„Veni Sancte Spiritus"* möglich ist?

Ich fasse also zusammen; zum selben Zweck wie im vorhergehenden Abschnitt. Religion hat es zu tun mit dem Wirklichen, und das Wirkliche ist das Besondere; Theologie hat es zu tun mit dem Begrifflichen, und das Begriffliche ist das Allgemeine und Systematische. Darum hat es die Theologie zu tun mit dem Dogma von der Heiligen Trinität als einem Ganzen, zusammengesetzt aus vielen Sätzen; aber die Religion hat es zu tun mit jedem dieser getrennten Sätze, welche es zusammensetzen, und lebt und gedeiht in der Anschauung von ihnen. In ihnen findet sie die Motive der Andacht und gläubigen Gehorsams; während die Theologie andererseits sie formt und beschützt in Kraft ihrer Funktion, sie nicht nur einen nach dem anderen zu betrachten, sondern als ein System der Wahrheit.

Noch eine Bemerkung ist hier am Platz. Wenn die getrennten Artikel des Athanasianischen Bekenntnisses so eng verknüpft sind mit lebendiger und persönlicher Religion, wie ich es von ihnen gezeigt habe, wenn sie Motive liefern, auf die hin ein Mensch handeln kann, wenn sie den Zustand des Geistes bestimmen, die besonderen Gedanken, Gefühle und Gewohnheiten, die er mit sich nimmt aus dieser Welt in die andere — ist da ein Grund, sich zu verwundern, wenn das Bekenntnis laut verkünden sollte, daß die, welche innerlich nicht so sind, wie Christus, durch es, sie zu schaffen kam, nicht geeignet sind für den Himmel, in welchen sie zu bringen Er starb? Ist nicht die Wichtigkeit der Annahme des

Dogmas eben die Erklärung für jene sorgsame Umständlichkeit, mit der die wenigen simpeln Wahrheiten, die es bilden, in dem Bekenntnis eingefügt werden und immer wiederholt werden? Und soll die Kirche Gottes, der die „Dispensation" des Evangeliums anvertraut ist, die sie begleitende Verpflichtung vergessen „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige"? Sollen ihre Diener durch ihr Schweigen den Fluch des Propheten auf sich bringen „verflucht ist, wer das Werk des Herrn betrügerisch tut"? Können sie je die Lehre vergessen, ihnen übermittelt in der Protestation des Apostels, „Gott ist treu, wie unser Wort unter euch nicht Ja und Nein war . . . denn wir sind Gott ein guter Geruch Christi in denen, die selig werden, und in denen, die verloren werden. Wir sind nicht wie die vielen, die das Wort Gottes verfälschen; sondern als aus Lauterkeit und als aus Gott reden wir vor Gott in Christo"?

Aus *„On a grammar of Assent"*
übersetzt von Theodor Haecker

ANTON SANTER: BÜRGERLICHES ABSEITS

Karl Josef R. zugeeignet

1.

Aus der Vergangenheit kommt es gezogen,
verflogene Töne, flimmerndes Geleuchte,
Reste des Lebens, das nie restlos däuchte.

Tief wohnet alle dem Vergangenen inne
die Wehmut, daß ich was dabei versäumte,
vielleicht zu wachen, wenn ich träumte.

Noch blasen die Fanfaren in die Wiesen
und wühlen in den Gräsern und den Blumen,
und noch kommt Duft und Ton von diesen,

und noch — ich weiß es, daß ich säumte
in ungenutzter Lebenszeiten Muße.
Ich weiß, daß ich auch von uns beiden träumte.

Schon hebt sich aus der Ehe sicherem Bette
der lächerlichste Satan, den ich kenne,
verkennend mich und jene alte Wette.

Ich aber bin nicht Faust und nicht zu irren
wie ein verliebter Dichter, denn ich zweifle
von je, daß Dichtende die Welt entwirren.

Vielmehr, da kommt mir Lachendes entgegen:
das Kind, befugt die Schmerzen zu vergessen,
die es mit sich bringt Eitlem zu begegnen,

das Weib, befugt in seiner Art, zu meinen,
daß es den Mann in Armen ganz umfasse.
Es lernt dabei vielfache Tränen weinen.

Sie müssen alle mit der Zeit versiegen.
Kein Mensch ist einem Menschen ganz gegeben
als in dem guten Glauben obzusiegen.

2.

Den Frauen, die da gern und ungern denken:
zu Ende ist für andere sein Wesen,
und manchen Freunden geb' ich dies zu lesen:

Seht zu, daß nicht ein Wunsch die Meinung lenke!
An euer Fragliches wie an das meine
denkt, wenn ich euch verloren scheine.

Wir sind einander alle nur Begegnung
und einzeln bleibt die Seele, die entscheidet,
was sie zum eignen Leben sucht und meidet.

Leicht fertig sind, die auf den Rest verzichten,
denn er ist Schweigen und vielleicht die Liebe,
die jenseits für mein Weib und euch verbliebe.

Auch mit des früheren Wesens Antipoden
schließ ich den Frieden, den die Eiferer schelten.
Die ich mißachtete, ich laß sie gelten,

soviel uns gelten läßt, was uns erschaffen
als Schachfiguren weltlich eitlen Spieles.
Mein Urteil laß ich, dennoch bleibt mir vieles.

Ob ihr mir diesen Anteil lobt und scheltet,
ist wieder nur ein Gleichnis gleich den andern.
Fest steht die Stille, alle Reden wandern.

Gegeben ist mir Lachen, Wind und Sonne.
Vielleicht sind andre Herzen mehr, die leiden
und ohne Hochmut sich dabei bescheiden.

Die hohen Birken, drinnen Vögel singen,
bewegen schimmernd in des Himmels Bläue
Wurd, Werdandi und Schuld, die immer Neue.

In diesem Garten voll Erkenntnis-Wesen
ist eines Weibes Kuß zuletzt ein Zeichen,
daß wir uns alle endlich dennoch gleichen.

3.

Die geistige und leibliche der Seelen,
das Pathos, das ich litt und alle Aengste,
wird alles endlich einiges Erzählen.

Mehr ernst war nichts als hier in den Terzinen
der Glaube, daß ich sie nicht anders sage
als wie die Vögel, einem Ohr zu dienen,

das in Geduld auch andre Töne hörte
und auch mein Schweigen hörte und das Letzte
mir ließ, das auch vom Pathos Unbetörte.

Ringsum verstummen jäh die Vogelstimmen
in schwarzen Tannen und in weißen Blüten,
die Wolken in den dunklen Osten schwimmen.

Von dort kam oft die Stille und das Zeichen.
Was abends tiefer dunkelt auf der Erden
soll nach der Nacht zum Morgenlande werden.

Wie andre Teufel aus des Pathos Zeiten
lad' ich den Teufel Trennung nun zum Herde,
daß er vernünftig und mein Diener werde.

Trennung der bloßen Sinnlichkeit und Liebe,
der geistlichen Verführer wirres Leiden —
bescheidene Einsicht, wenn wir uns bescheiden.

Ich teile ohne Lüge das Gemeine
der Leiber, welche gleiche Zeichen tragen,
um freier nach dem Eigenen zu fragen.

Nicht so gebrochen, wie Gebrochene meinen,
sind in der zweiten Unschuld meine Sinne.
Ich werde trotz des Geistes ihrer inne.

Und in der Stadt der marktenden Levante,
wo jeder Ehrgeiz mehr als sonst ein Leiden,
will ich Bekenner und Bekehrer meiden.

Tiefer als Ziel und Mittel scharfer Geister
ist oft des Herzens unbewegte Ruhe,
in der ich nichts, was andre wollen, tue.

In welchen Zeichen sie auch eifern mögen,
ich will ihr Eifern meiden, nicht das Zeichen,
und nehm' das Kreuz auf mich, mir selbst zu gleichen.

4.

Im Garten knistert unsichtbarer Regen.
Der Himmel molkenweiß und trächtigstille
ist heute dem Verständigen entgegen.

Was ich verstand vom Garten wird zur Grille.
Nicht Frage, Antwort steht auf allen Wegen,
wie Baum und Wiese still gedeiht mein Wille.

Erneut erstehen aller Blumen Farben,
der Bux im Runde um die nassen Rosen,
uneingedenk der Samen, die verdarben,

prangen die Blüten über Hoffnungslosem,
und über allen, die im Keim erstarben,
entsteigt der Duft der gegenwärtigen Rosen.

Im Garten knistert unsichtbarer Regen.
Der Himmel molkenweiß und trächtigstille
wächst heute dem Erstorbenen entgegen.

Es wogt in ihm mein Glaube an die Fülle
der Dinge, die sich alle endlich regen
wie ich und meiner Erdentage Wille.

So kommt die Stunde denn auch Dir entgegen,
mein Freund, mit dem mich gläubiger Wille einte,
das sanfte Band der Rast um uns zu legen.

Du hast durch deiner Träume Mächte
Entfremdungen nicht immer miterlitten.
In allen Träumen bliebst du uns der Echte.

Die gute Stunde im erblühten Garten
frag ich, ob wir einander überhoben
in Lob und Tadel unsrer eignen Arten.

Es ist an mir, dein Anteil zu bedenken
und an der Schwelle meines neuen Landes
Mächte zu achten, die dein Leben lenken.

Mag, was du treibst, Gebrochnen eitel scheinen
und Eitlen oft gebrochenen Verstandes,
Bescheidenheit wird dich dem Höheren einen.

Um uns verfällt, was beide überlebten,
um einzukehren an den eignen Herden,
abseits von allem, was wir miterstrebten.

Im Garten knistert unsichtbarer Regen.
Der Himmel molkenweiß und trächtigstille
wächst heute auch dem Künftigen entgegen.

CARL DALLAGO: THRON UND ALTAR

(„Der große Unwissende", II. Teil, Kap. 8)

August. In sommerlicher Reife steht bei uns die Gotteswelt. Alles, was dieser Reife zugrunde liegt, ist der Macht der Menschen völlig entzogen. Wie ja auch aller Menschenmacht die Schöpferkraft entzogen bleibt, die diese Gotteswelt hervorgebracht hat. Von dieser aber gilt: „Sie ordnen wollen, bringt sie in Unordnung".

Daraus geht hervor: Wer in dieser Gotteswelt das Amt des Regierens ausübt, muß einzig darnach streben, sich der von jeher ordnenden Kraft unterzuordnen, falls ihm redlich darum zu tun ist, auf Erden — als in der ursprünglichen Gotteswelt — nicht Verwirrung und Unheil zu stiften. Nun ist aber das Regieren auf Erden zugleich ein Regieren in der Welt, und diese Welt als eine Schöpfung der Menschen, ist in ihrem Bestand darauf gegründet, daß das Anordnen von Seite der Menschen zur Herrschaft gelangt ist. Das von jeher Ordnende ist dadurch freilich nicht außer Kraft gesetzt; aber damit sich das Anordnen von Seite der Menschen und mit ihm diese Welt erhalten kann, ist es nötig, die Wahrnehmung der Menschen so zu trüben, daß das Ordnende und mit ihm das von jeher Anordnende nicht mehr wahrgenommen wird. So erhält sich diese Menschenwelt durch die Trübsicht der Menschen, und diese Trübsicht macht sich umso mehr bemerkbar, je mehr das Anordnen und mit ihm diese Welt Raum gewinnt. Indessen ist und bleibt der Mensch noch immer so beschaffen, daß das, was ihn wahrhaft ordnet, gleich der Reife in der Gotteswelt seiner Machtbetätigung völlig entzogen ist.

Diese Feststellung läßt bereits den äußeren Widerspruch erkennen, den der Herrscher zu überwinden hat, der auf Erden einer Welt vorsteht, die von Menschen geschaffen ist. Denn eine Welt, die erst durch Menschenmacht dort aufgekommen ist und sich erhält, wo die Menschen das von jeher Ordnende aus sich verloren haben, steht dem Ordnenden im Menschen entgegen;

bedarf doch dieser für sein wahres Geordnetsein noch immer des von jeher Ordnenden, das nicht in seiner Machtbetätigung liegt. Weshalb es des wahren Herrschers Aufgabe sein muß, Menschen, die ihm als Untertanen zugewiesen sind, — den Einzelnen wie die Menge —, dem von jeher Ordnenden, das das Ordnen dieser Welt und mit ihm deren Macht aufhebt, wiederum zuzuführen. Ein solcher Herrscher ist darum auf den Anschluß an eine höhere Macht angewiesen, die außerhalb der Welt liegt und ihm das von jeher Ordnende erlangen hilft. So erlangt er sein Richtmaß. Und:

„ohne das so erlangte Richtmaß verdürbe die Herrschaft.
Denn das Herrschen hat das Dienen als Grundlage.
Hoch beruht auf Nieder.
Darum: Der Herrscher fühlt sich als Werkzeug,
vereinsamt als Untertan ewiger Ordnung,
verwaist als Angehöriger solcher Gebundenheit."

Das weiß von altersher der ferne Osten. Es veranschaulicht bereits die Verbundenheit von Thron und Altar. Der vollendete Herrscher wird Untertan einer ewigen Ordnung und gibt so das Beispiel eines Geordnetseins, das ihn der Ordnung der Welt gegenüber verwaist dastehen läßt.

*

Der ferne „heidnische" Osten kennt noch mehr. Er zeichnet den vorbildlichen Herrscher in einer wahrhaft vorbildlichen Weise, die jedem „christlichen" Herrscher vor Augen gerückt werden müßte. Ja, es ist erstaunlich, wie in den Schriften über den Reinen Menschen, die den Menschen dem Ewigen, dem er entnommen ist, wieder einzuverleiben trachten, auch das Verhältnis des wahren Herrschers zu den Untertanen dargestellt wird. Im wahren Herrscher kann sich, dieser Darstellung zufolge, zu Nutz und Frommen der Menschen gar nicht genug Gewalt vereinen; denn im wahren Herrscher muß wirkliches Gottesgnadentum vorhanden sein. Wie wäre es sonst auch möglich, daß er erfüllen könnte, was ihm zugedacht ist: daß er das von jeher Ordnende in seinem Reiche zur Entfaltung bringt, ohne daß er der

von den Menschen geschaffenen Ordnung und mit ihr dieser Welt wahrnehmbar entgegentritt. Was er übt, ist Nichttun; was hier soviel bedeuten mag wie: sich für das Geschehen von oben her volle Empfänglichkeit bewahren. Es erhält ihm den weltlichen Besitz als eine Last, die er zu tragen hat als Herrscher, der geübt ist im Tragen von Lasten; denn erst „wer der Anderen Last auf sich nimmt, ist in Wahrheit der Herrscher." Es ist offenkundig, daß ein solcher Herrscher die Beschaffenheit eines Geistesmenschen aufweisen muß, daß sein Herrschen ein Dienen ist, tiefer gesehen: ein Opfern, das die Hingebung des Selbst erfordert, um den Anschluß an die Ewige Macht zu erlangen, die im Menschen das von jeher Ordnende auslöst. Da dieses Ordnende der wahre Herrscher für sein Herrscheramt nicht entbehren kann, und die Stätte des Herrschens eine Stätte des Dienens und Opferns ist, die zugleich als der Opferaltar der höchsten weltlichen Macht erscheint, so ist die enge Zusammengehörigkeit von Thron und Altar wiederum erwiesen. Die Tatsache solcher Verbundenheit und ihre Bedeutung muß freilich auch im Verhalten des Herrschers unzweideutig zutage treten. Vorbildlich, wie es uns in den Berichten über die Herrscher der Vorzeit überliefert ist. So heißt es in den Reden und Gleichnissen des Tschuang-Tse (verdeutscht von Martin Buber): „Die Herrscher der Vorzeit schrieben alles Gelingen dem Volke, alles Mißlingen sich selber zu. Was recht war, maßen sie dem Volke, was unrecht war, sich selber bei. Wenn ein Schaden geschah, rügten sie sich selber." Und weiter heißt es: „Nicht so die Herrscher dieser Zeit. Sie verhehlen ein Ding und rügen, die es nicht sehen können. Sie legen gefährliche Arbeiten auf und strafen, die sie nicht zu unternehmen wagen. Sie verhängen überschwere Lasten und züchtigen, die sie nicht zu tragen vermögen. Sie befehlen überlange Märsche und erschlagen, die nicht standhalten."

„Und da das Volk fühlt, daß seine Kräfte all dem nicht gewachsen sind, nimmt es seine Zuflucht zum Betruge. Denn wo so große Lüge herrscht, wie sollte da das Volk nicht lügnerisch sein... Wenn sein Wissen nicht ausreicht, nimmt es seine Zu-

flucht zur Täuschung. Wenn sein Besitz nicht ausreicht, nimmt es seine Zuflucht zum Raube. Und wer ist es, der solchen Raubes Schuld und Verantwortung trägt?"

Und der hier frägt — ein Schüler Laotses — wird so erfaßt von seiner Wahrnehmung, daß er die Leichen der gerichteten Verbrecher aufdecken will. „Ich will sie fassen und sie auf ihre Füße setzen. Ich will meine Kleider abnehmen und sie drein kleiden. Ich will zum Himmel schreien und ihr Los beklagen. Ich will rufen: Ihr Männer, ihr Männer, Verwirrung war auf Erden, und ihr waret die ersten, die hineinstürztenl Ich will sprechen: Wart ihr denn in Wahrheit die Räuber? Wart ihr denn in Wahrheit die Mörder? Ehre und Schande wurden eingeführt, und das Uebel folgte. Reichtum wurde angesammelt, und der Streit begann. Das Uebel, das eingeführt wurde, der Streit, der angesammelt wurde, peinigen den Menschen und nehmen ihm die Ruhe. Wo ist da ein Entrinnen?"

*

Noch habe ich den Aufschrei des Schülers Laotses im Ohr, als den Aufschrei eines Gerechten um irregeführte Menschen, irregeführt durch das Tun und Treiben einer Obrigkeit. Und was ich hier erhört habe — als einer, der dem großen Wegweiser Laotse ein nicht minder williger Hörer geworden —, ist wiederum: daß der Mensch der Gotteswelt, der Natur und dem Geiste, angehört; aber auch: daß die von den Menschen geschaffene Welt immer und immer wieder alles daran gesetzt hat, den Menschen von dieser seiner Zugehörigkeit abzubringen. So erklärt es sich, daß es auch immer wieder das ursprünglich Menschliche ist, das sich zuerst gegen die Ordnung dieser Welt aufzulehnen beginnt; und daß es nicht selten wertvolle Menschen sind, die der Ordnung dieser Welt zum Opfer fallen — Menschen, die nur in sich zu wenig gefestigt waren, um der Niedertracht dieser Ordnung unberührt Stand halten zu können. (Solche Wahrnehmung hat wohl auch bei Dostojewski wie bei Nietzsche dazu geführt, daß sie mit Vorliebe in den Verbrechern nach dem menschlich Wertvollen suchten.)

Aber auch Christus steht auf Seite der öffentlichen Sünder, deren hilfsbedürftige Offenheit ihm viel wertvoller erscheint als aller Tugendprunk der Pharisäer. Und die Art des Schülers Laotses, sein wahrhaft frommer Aufschrei um die gerichteten Verbrecher, steht auch heute noch der Art Christi ungleich näher — ja ist ungleich mehr christlich, ungleich geistiger und religiöser, als alles Gezeter einer verweltlichten Geistlichkeit und ihres Anhangs über die Glaubens- und Sittenlosigkeit der Menschen. Denn die Sittenlosigkeit ist nur eine natürliche Folge der Unnatur der Sitten, und die Glaubenslosigkeit ist nur der getreue Niederschlag eines Glaubensbeispiels, wie es von jenen gegeben wird, die den Glauben heute verkünden. Denn diese Verkünder sind keine Rufer in der Wüste Welt; im Gegenteil: sie rufen zur Ordnung dieser Welt, die die Ordnung der Natur als der Gotteswelt verwüstet, auch wenn die Ordnung der Welt so ungeheuerlich wie im Weltkrieg in Erscheinung tritt, — ist es doch diese Welt, die sie in Amt und Würden erhält.

In den „christlichen" Staaten, wo es einmal soweit gekommen ist, darf man sich nicht mehr wundern, wenn die Herrscher ein Gottesgnadentum so herauskehren, als hätten sie es mit der Herrschermacht ererbt. Das ist die völlig entartete Auffassung von Gottesgnadentum, der die Kirche als Weltbildung Vorschub leistet. Thron und Altar müssen nach Meinung der Kirche heute zusammenstehen, weil sie, die den Altar darstellt, in ihrem weltlichen Bestand sonst vollends bedroht wäre. So wagt sie heute auch nicht mehr wie einst, da ihre Macht noch auf festeren Füßen stand, den Altar als das Fundament des Gottesgnadentums auszugeben (wie es ursprünglich und stets für dort seine Giltigkeit hat, wo der Altar das von jeher Geistige und Religiöse versinnbildlicht), weil sie, die den Altar vertritt, sich damit als die Mittlerin des Gottesgnadentums zur Geltung bringen müßte, und dies auch dem „christlichen" Herrscher von heute gegenüber doch zu gewagt wäre; denn dieser pflegt dem Christlichen als dem Geistigen und Religiösen bereits so ferne gerückt zu sein, daß er es als Abbruch seiner Würde betrachten müßte, das Gottesgnadentum nicht zugleich mit seiner Herrschermacht empfangen, das ist: ererbt zu haben. Damit rückt das wechsel-

seitige Verhältnis von Thron und Altar in eine merkwürdige Beleuchtung.

Der sich christlich nennende Herrscher gründet sein Gottesgnadentum auf etwas, das christlich oder geistig gesehen, einer Gnadenentziehung gleichkommt: da ja, wer das bloße Ererben oder Erlangen einer äußeren Macht für Gottesgnadentum nimmt, vom Geistigen abgeirrt ist. Die Kirche aber stimmt der Auffassung des Herrschers zu. Er hinwiederum erblickt darin die Zustimmung seitens der obersten Instanz der Religion, als der vermeintlich berufenen Instanz des Christlichen und Religiösen, und nicht bloß die einer Weltbildung, wie sie die Kirche darstellt, die zur Bemäntelung ihres Abfalls vom Christlichen als dem Religiösen vor der Welt ihrerseits auf die Anerkennung durch den weltlichen Herrscher angewiesen ist. So wirkt hier die Verbundenheit von Thron und Altar nur weltverbindend und damit weltvermehrend. Während das Geistige und Religiöse — und mit ihm auch wahres Gottesgnadentum als Anschluß an dieses Geistige und Religiöse — weltvermindernd, ja weltauflösend und damit erst erlösend für den M e n s c h e n, d. h. auch für den Herrscher, wirken muß. Denn was weltvermehrend wirkt, vermehrt auch das Anordnen und Ordnen von Seite der Menschen und verstellt damit den Ausblick auf das von jeher Ordnende. So bewirkt es auch immer mehr Verwirrung. Und Verwirrung führt zu Gewalttätigkeit. Der Krieg als die größte Gewalttätigkeit entspringt, wo er nicht aufgenötigt ist, sicher auch der größten Verwirrung. Der Weltkrieg erwiese sich demnach als die größte wahrnehmbare Verwirrung. In diesem Sinne ließe er sich zurückführen auf Vermehrung des Anordnens und Ordnens von Seite der Menschen, das ist: auf die Vermehrung der Weltbildung. Und solche Vermehrung ließe sich zurückführen auf die falsche, das ist: die völlig verkehrte Verbundenheit von Thron und Altar. Auf eine Verbundenheit, die den Altar der Ordnung dieser Welt unterstellt, anstatt daß sie den Ordner in dieser Welt, den Herrscher, dem Altar unterstellte, und zwar so, daß der Herrscher sein Gottesgnadentum einzig darin fände, durch Anschluß an das Geistige und Religiöse sich auch das von jeher Ordnende zu erschließen, wodurch er das

Vermögen empfinge, mehr Licht in das trübe Wirrsal der Ordnung dieser Welt zu bringen, und zuletzt noch, mit dem Wachstum dieses seines Gottesgnadentums, zu erkennen vermöchte: „daß es das Höchste ist, wenn nicht geordnet wird".

Darum ist es nicht das Herrschertum in seiner Absolutheit, was den Untertanen Schaden bringt. Vielmehr gerade diese Absolutheit, die den Herrscher seine Kraft aus dem Ganzen, aus dem Ungeteilten, aus dem von jeher Geeinten schöpfen läßt, ist es, die auch einzig die Herstellung einer dauernden und höheren Ordnung verbürgt, eben einer Ordnung, die von einem Herrscher, der seine Kraft nur aus dieser von den Menschen geschaffenen Welt schöpft, (die als solche unwandelbar eine Welt der Zersplitterung darstellt), niemals verwirklicht werden kann.

Darum handelt es sich, wo es sich um eine Regierungsform für das Wohl des Einzelnen wie eines Volkes handelt, auch niemals darum, ob der Imperialismus oder gar „der Kaiserismus" weg ist (wie ein frecher und seniler Schwätzer meint), sondern darum, woraus der Träger des Imperialismus seine Kraft für sein Herrscheramt schöpft. Es kommt darauf an, ob in ihm die Verbundenheit von Thron und Altar so hergestellt ist, daß er einem Gottesgnadentum verbunden bleibt, das ihn dem Geistigen und Religiösen und damit dem von jeher Ordnenden einverleibt, — oder ob er seine ererbte oder erlangte Herrschermacht an sich schon als Gottesgnadentum ansieht, und die Kirche, die als Weltbildung auch dort Welt gibt, wo sie den Altar zu geben vorgibt, ihm solchen Selbstbetrug vollenden hilft. Die Macht eines solchen Herrschers ist völlig auf dem Boden einer Ordnung dieser Welt und damit gleichsam auf Sand erbaut. Denn abgesehen davon, daß sie in einer von Menschen geschaffenen, allem Wandel des Zeitgeschehens unterworfenen Ordnung wurzelt, wird der Herrscher durch das äußerliche Hervorkehren einer Verbundenheit von Thron und Altar nur zu leicht dazu verleitet, seine erlangte Herrschermacht auch als ein erlangtes Gottesgnadentum aufzufassen, das ihn vermeintlich über diese Welt erhebt.

(Der sehr schwanke Boden einer Machtstellung auf Grund einer solchen Auffassung von Seite des Herrschers wird in jeder

demokratischen Regierung durch Ausschaltung des Gottesgnadentums umgangen. Und dieses Umstandes wegen, der sie weniger anmaßend erscheinen läßt, ist die Bevorzugung dieser Regierungsform im allgemeinen gutzuheißen.)

Daß aber ein Herrscher in der Auffassung seines Gottesgnadentums also irre geht, kommt von der erwähnten falschen Verbundenheit von Thron und Altar. Der Herrscher mit seinem selbstherrlichen Gottesgnadentum erscheint als ein Opfer des gleichsam weltlichen Gnadentums der Kirche. Im Wesen eines solchen Herrschers muß daher auch die Art dieser Welt, das ist: die Lust zum Anordnen und Ordnen, gleichsam zu Gnaden kommen. So mag er sich selber in immer gesteigertem Anordnen und Plänefassen, in immer vielseitigeren Herrschergelüsten überbieten und dabei immer mehr zum Herrscher werden, der seine Dienstwilligkeit einem Höheren gegenüber aufgibt. Es macht ihn immer abhängiger von dieser Welt. Je mehr er die Oeffentlichkeit an sich ziehen will, umso mehr unterliegt er der Oeffentlichkeit. Zuletzt ist er denen ausgeliefert, die die Oeffentlichkeit handhaben. Es sind: die Pfaffen und die Journalisten. Und schon sind es sie, die der Verbundenheit von Thron und Altar die Gestalt geben, und nicht zufällig ist ihr Wirken vereint in einer Zeit zur Geltung gekommen, die den Weltkrieg hervorgebracht hat. Denn schon lange ist es so gewesen: daß die Pfaffen lehrten und die Journalisten drohten. Und der Macht jener glaubte man, und die Macht dieser fürchtete man. Und doch hätten jene, wären sie redliche Wortführer des Geistigen und Religiösen, also keine Pfaffen, auch soweit mit dem Geistigen und Religiösen in Einklang stehen müssen, um in unserer, von der eingedrungenen Macht der Presse arg besetzten Zeit zunächst mit ihrem Beispiel lehren zu können: daß man als Herrscher wie als Mensch erst entspricht, wenn man weder die Presse, noch die Oeffentlichkeit, noch die Welt fürchtet, sondern nur Gott.

*

Um in einer von den Menschen geschaffenen Welt — die erst dort entsteht, wo das von jeher Ordnende der Wahrnehmung der Menschen entgeht — das Amt des Regierens zum Wohle des

Einzelnen wie eines Volkes ausüben zu können, bedarf es also wahrhaften Gottesgnadentums. Damit ist gesagt: daß es für den tauglichen Regenten in einer solchen Welt notwendig ist, sich des Beistandes eines Höheren zu versichern. Das kann er nur durch Hingebung an dieses Höhere, im Vertrauen darauf, daß es das von jeher Ordnende in ihm aufleben läßt; bis er sich selber so in Ordnung gebracht und den Halt gewonnen hat, den er nötig hat, um allem äußeren Geschehen Stand halten zu können. Ist ein Herrscher einmal so weit, wird er nur mehr tun, was er an sich schon für wohlgetan hält. So kommt er der Art der Reinen Menschen nahe, von denen gesagt ist: „Sie handelten ohne Berechnung, suchten nicht Ergebnisse zu sichern, gaben sich nicht mit Plänen ab. Im Mißlingen hatten sie keinen Grund zur Reue, im Gelingen keinen Grund zur Selbstgefälligkeit."

Uebt nun ein Herrscher solches Tun, so mag es gleichsam seine Wellen werfen und den Einzelnen wie das Volk in seine Kreise ziehen und zu Aehnlichem bewegen. Damit wäre aber schon ein Höchstes getan für beider, des Einzelnen wie des Volkes, Wohl.

Es verdeutlicht, daß das Wohl eines Volkes, soweit es in seinen Einzelnen wie in seiner Gesamtheit als Untertanenschaft in Betracht kommt, abhängig ist von der Beschaffenheit seines Herrschers. Solche Erkenntnis war es wohl auch, die den sterbenden Alexander „den Würdigsten" zum Nachfolger bestimmen hieß, wobei vielleicht die Einsicht mitbestimmend war, daß die Ausübung seines Herrscheramts nicht immer die würdigste gewesen. So gesehen käme in die letzte Bestimmung dieses Herrschers etwas wie ein Gutmachenwollen, das einem großen Herrscher schließlich auch mehr Größe verleiht als große Eroberungen. Denn diese mögen wohl die Hörigen eines Herrschers zieren, aber dieser als der Hörige einer Macht, die über dieser Welt steht und deren Beistand der Herrscher benötigt zur gedeihlichen Ausübung seines Amtes, muß erkennen, daß mit Eroberungen noch nicht dieser Macht gedient ist. Und so bringt die Bestimmung des sterbenden Alexander eigentlich erst das Große in sein Leben; ist doch in ihr ausgedrückt, daß für die Eignung zum Herrscher die Beschaffenheit des Menschen maß-

gebend sein soll, und daß die höchste menschliche Beschaffenheit zugleich die beste Eignung zum Herrscher bietet.

Was dieser heidnische Herrscher, der immerhin bedeutend genug ist, um aus der Geschichte beinahe legendenhaft aufzuragen, sterbend andeutet, hat der ferne Osten mit seiner Darstellung des Reinen Menschen ungemein klar und abgewogen uns vor Augen gerückt, nämlich: daß der vorbildliche Mensch, das ist: der Reine Mensch, der geborene Herrscher ist. Oder auch: daß, je mehr ein Herrscher sich zum Herrscher eignen soll, er umso mehr auch von der Beschaffenheit des Reinen Menschen an sich haben muß.

Das aber, worauf es mir hier ankommt, ist: daß diese Auffassung auch dem ursprünglich Christlichen innewohnt, daß sie Christus selbst betätigt und bezeugt hat mit seinem Leben; ja daß sie bereits im alten Testament enthalten ist, weil sie eben schon „im Anfang war", als das Wort noch bei Gott und Gott noch das Wort, der Mensch aber die Befolgung der Verlautbarung Gottes war, und Gott sich also verlautbart hat: „Lasset uns den Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, und das da herrschet über die Fische im Meere, und über die Vögel im Himmel, und über das Vieh und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf der Erde kriechet. Und Gott schuf den Menschen."

Der Mensch ist daher der geborene Herrscher auf Erden. Er muß es auch heute noch sein, sobald er zum Menschen wird, wie er damals war. Zu diesem aber wird er, zurückkehrend zum Ursprung, als ausgegangen von Gott als dem Geiste. Was bei dem vollendeten Träger des Geistigen und Religiösen von jeher, als dem Befolger der Verlautbarung Gottes, auch in Erscheinung treten muß.

Worauf ich nun weiter hinweise, ist: daß Jesus Christus der wahrnehmbar letzte dieser vollendeten Träger des von jeher Geistigen und Religiösen ist, indem er zu Gott als dem Geiste zurückfand, zu Gott als dem Vater, von dem er ausgegangen. Daß Christus demnach ein geborener Herrscher war und blieb, unbehelligt in seiner Herrschermacht von dem, was mit ihm geschah. So konnte er auch den Verbrechertod ruhig hinnehmen als

„König der Juden", dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Das heißt: als Herrscher, hervorgegangen aus dem Volke der Juden, als Herrscher, dessen Reich nicht von den Menschen geschaffen, dessen Herrschermacht darum auch nicht durch Menschengewalt zu erschüttern ist. Oder erschlägt man etwa die Wahrheit, wenn man den, der sie offenbart, totschlägt? Mit dem Weiterleben der Wahrheit aber lebt auch der, dessen Herrschermacht darin bestand, daß er der Wahrheit dienstwillig wurde, als ein Ausübender jener Dienstwilligkeit, die vom vorbildlichen Menschen und Herrscher verlangt wird.

Darum ist es für einen Menschen, je mehr er wahrhaft ein Herrscher ist, je wahrhafter er Thron und Altar in sich vereint, umso nebensächlicher, welchen Platz oder Rang er im Leben einnimmt. Niemals wird er sich zum Herrscher aufwerfen; tritt jedoch die Notwendigkeit an ihn heran, ein Herrscheramt auf sich zu nehmen, so wird er es als Last fühlen.

Denn je mehr einer dem vorbildlichen Menschen nahe kommt, je mehr er somit in sich zum geborenen Herrscher findet, umso mehr mag in ihm etwas aufkommen, das ihn völlig gleichmütig auch den nichtigsten Platz in den Augen der Welt einnehmen läßt. Und kein Machthaber dieser Welt vermag ihm eine Macht vorzutäuschen, der vergleichbar, davon oft im Uebermaß in ihm vorhanden ist; erscheint doch vor ihr alle Macht der Welt als eine Nichtigkeit, die schon ein Anhauch jener Macht, der er sich übermächtig zugehörig fühlt, in alle Winde zerstreut.

*

Ich habe hier noch der kleinen Wahrheit zu gedenken, die bei uns der Volksmund — es wäre der christliche — also ausspricht: „Geld regiert die Welt." Insoferne unter Welt nur die von den Menschen geschaffene Welt verstanden wird, ist diese Wahrheit geradezu groß. In dieser Welt ist wahrhaftig das Geld auf den Thron gestellt. Das Befremdende ist nur, daß auch der Altar noch dieser Welt verbunden bleibt und daß diese Welt, die vom Geld regiert wird, zugleich die christliche Welt ist.

Damit ist wiederum die Wahrnehmung auf die Beschaffenheit des Altars gelenkt, der durch die Kirche dargestellt wird. Ist

doch die Kirche eine Macht, die von jeher danach gestrebt hat, auch in dieser äußerlichsten und hinfälligsten der Welten zur Herrschaft zu kommen. Was aber einzig „durch Aufgehen in das höchste Herrschen höchstes Herrschen erlangt", wie es der Macht entspricht, die den Altar versinnbildlichen soll, wird niemals nach einer anderen Herrschaft streben können. Will aber schon die Macht, die den Altar darstellt, diesem das Ansehen eines Thrones sichern, so kann sie es nur dadurch, daß sie in jedem Einzelnen die Bewegung auslöst, die ihn eines Aufgehens in das höchste Herrschen fähig macht und so bewirkt, daß jeder dieser Einzelnen gleichsam Mitbeteiligter an dem höchsten Herrschen wird. Was aber tut die Kirche, was tun jene, die den Altar zu vertreten vorgeben?

Folgt doch der Erkenntnis, daß Geld diese Welt regiert, bei uns die andere Erkenntnis auf dem Fuße, daß man durch die Kirche noch am besten zu Geld und Anhang kommt und zuletzt, wenn's gut geht, auch zu irgendeinem Thron. So erhält die Kirche, und erhält sie sich immer wieder, eine Gefolgschaft von Tröpfen und Schuften und Lumpenhunden, die alle nach Geld und Anhang streben und irgend einen Thron vor Augen haben, für dessen Erreichung ihnen kein Mittel zu schlecht ist. Und so klammern sich gerade jene an den Altar, den die Kirche stellt, die in dieser Welt zur Herrschaft streben; klammern sich um so fester daran, je höher sie in dieser Welt hinauswollen. Schon ist es auch der produzierende Allerweltsjude in Glaubenstracht, der sich an den Altar der Kirche herangemacht hat, um sich mit dem Anschluß an die Gemeinschaft der Gläubigen eine neue Abnehmer-Gemeinde zu sichern. Und die Kirche selbst ist behende genug, den Altar immer so zu stellen, daß er den jeweiligen Thron zu stützen scheint. Wissend, daß das Geld diese Welt regiert, stützt sie mit dem Altar auch die Macht, die auf nichts als auf Geld erbaut ist. Nur so ist es möglich, daß auch Trustleute und Multimillionäre, die großen Verbrecher an der Menschheit, der Christenheit angehören, sich „Christen" nennen dürfen. Kennzeichnend genug für die Beschaffenheit eines Altars, der noch dort stützt und unterstützt, wo einzig das Geld auf den Thron gestellt ist.

Die Verbundenheit von Thron und Altar, wie sie heute wirk-

sam ist, stellt demnach wiederum ein Unmaß religiöser Entartung dar. Das roheste Ordnen: das Ordnen durch Geldmacht hat der Natur das Ordnen abgenommen, und die Macht, die den Geist zur Herrschaft bringen soll, ist dieser Geldmacht untertan geworden. Thron und Altar wurden auf solche Weise die Widersacher von Natur und Geist. Das Ergebnis ist dieser Versündigung wider den Geist gemäß: Zwietracht bis zur Todfeindschaft unter den Völkern dieser kirchenchristlichen Welt. Auf der einen Seite: Ueberreichtum und Ueberwohlleben, auf der andern: erschreckende Armut und Mangel am Notwendigsten. Und doch hat jeder, der in der Natur als in der Gotteswelt zu Hause ist, immer noch erkannt, was der große Landschafter Segantini ausgesprochen hat: „Die Natur ist der Ueberfluß." Ich folgere daraus: Auch die Menschennatur ist der Ueberfluß. Denn wie sollte, was wie diese Natur ihrem Ursprung nach dazu bestimmt ist, Gott als dem Geiste, als dem ewig sich gleich bleibenden Schöpfer, ewig untertan zu sein, nicht auch Ueberfluß sein an allem? Ueberfluß an Fülle und Leere, an Reichtum wie an Mangel, an Macht wie an Ohnmacht, an Leben wie an Tod! Und das, je nachdem sie sich Gott als dem Geiste zuwendet oder sich von ihm entfernt; je nachdem sie von dem von jeher Ordnenden erfüllt ist oder ein eigenmächtiges Ordnen aufnimmt; je nachdem sie ursprüngliche Natur und damit Gotteswelt bleibt oder verfällt und Menschenwelt wird.

Und so muß der Mensch als das letzte und wertvollste Stück der Schöpfung, als das Ebenbild Gottes (seiner ursprünglichen Beschaffenheit nach), auch der sein, der die Natur als Gotteswelt am besten zu verkörpern imstande ist; der dieses sein wesentlichstes Vermögen mit seiner ursprünglichen Beschaffenheit immer wieder in sich auffindet und zwar als Ueberfluß an jener inneren Bewegungsfreiheit, die ihn befähigt, Thron und Altar in sich völlig zu vereinen; die ihn befähigt, durch Aufgehen in das höchste Herrschen höchstes Herrschen zu erlangen.

Dem gegenüber erweist sich die Verbundenheit von Thron und Altar, wo sie, wie in unserer christlichen Welt, einer völlig veräußerlichten Macht untertan geworden ist, nicht nur als ein Ver-

brechen, sondern auch als ungeheure Beschränktheit. Denn die unentwegte Sachwalterin des Geistes, die Gesetzlichkeit des Geschehens, reicht, wo sie reichen muß, noch viel weiter als in das dritte und vierte Glied. Und sie wirkt sich wohl rein geistig aus — das ist: jenseitig, verborgen dieser Welt — und mißachtet völlig kirchenweltliche Christlichkeit. Man sehe doch nach dem Ende so mancher christlichen und allerchristlichsten Dynastie! Und man sehe heute nach der Art der großen Geldmenschen! Ob da die Schöpferkraft der Natur sich nicht gleichsam zurückzieht vor der Schöpferkraft des Geldes? Spürt nicht schon jeder, daß eine entsetzliche Oede sich auszubreiten beginnt, die durch allen Reichtum der Welt nicht mehr zu bannen ist? Und ist es nicht so, daß die dem Gelde blutsverwandte Jugend abstirbt schon dadurch, daß man sie im Ueberwohlsein zu erhalten sucht? Daß der Multimillionäre Verbrechen Sühne schon von den Kindern heischt, die den Fluch mit sich herumtragen, Erben der Multi-Millionen zu sein. Ging doch erst kürzlich folgende Notiz durch unsere Zeitungen: „Der Tod des 100 Millionen-Baby. Londoner Blätter berichten, daß in einem Vororte von Washington der zehnjährige Vinson Walsh Mc. Lean von einem Auto überfahren wurde, und trotz allen aufgewandten Bemühungen einer ganzen Schar von Aerzten seinen Verletzungen erlegen ist. Damit ist die Tragödie eines kurzen Menschenlebens zu Ende, die in Wahrheit mit der Geburt dieses Knaben begonnen hatte... Der kleine Vinson Walsh Mc. Lean war nämlich der Enkel und voraussichtliche Alleinerbe von zwei Multimillionären. An seiner Wiege hielten Detektivs und Kindermädchen ständig Wache. Es war die Zeit der „Kidnapping"-Praktiken in Amerika, der Entführungen von Millionärskindern durch organisierte Verbrecherbanden, die erst nach Erlangung von schwerem Lösegeld die in ihre Hände gefallenen Millionenerben zurückzustellen pflegten. Diese Art von Erpressungen scheint in den letzten Jahren zwar seltener geworden zu sein, aber der kleine Mc. Lean blieb bis an sein Lebensende der Gegenstand schärfster Vorsichtsmaßregeln, und selbst sein Tod hing mit diesem System zusammen. Denn der arme Knabe war, um sich für einen Augenblick freier zu

fühlen, durch die zufällig offen gelassene Tür in der Stahldrahtumgitterung der elterlichen Villa auf die Straße hinausgelaufen."

Armes Kind! Reich geworden erst in der kurzen Spanne Zeit vor dem Tode, in der du dich der Fesseln eines fluchwürdigen Besitzes entledigen konntest. Warum fand deine Freiheit so rasch ihr Ende? Unschuldiger Träger großer Verschuldung, ist dir dein frühes Ende nicht noch ein Glück geworden? Solltest du nicht ein Lebensalter hindurch als Nutznießer angehäufter Multimillionen dein Dasein verbringen, während täglich Tausende aus Mangel am Notwendigsten zugrunde gehen? Und dieses Los tragen lebenslang, ererbtes Verbrechen fortwährend mehrend! Dabei den Thron des Geldes einnehmen, beständig umringt von Lüge und Verstellung, zuletzt noch von einem Altar beschirmt, dessen völlig verweltlichtes Aussehen in jedem redlichen Betrachter, der sich der ursprünglichen Bedeutung des Altars bewußt geworden, den Bilderstürmer wachrufen mag!

*

Der Bilderstürmer ist auch in mir geweckt worden. Geweckt durch die Art und Weise, wie die Kirche den Altar vertritt, um sich ihren Thron in dieser Welt zu sichern. Was gestürmt und gestürzt werden soll, ist das entstellte Bild des Christlichen, das uns die Kirche im Prunkrahmen ihres weltlichen Spekulationsbedürfnisses überliefert hat. Das Evangelium, als die Botschaft eines R e i n e n M e n s c h e n, bleibt davon unberührt. Wohl aber wäre mit dem Fall der Kirche auch das Bild des Christlichen gefallen, durch das uns die Wesensbeschaffenheit des wahren Christlichen vorenthalten blieb. Des Christlichen, das ohne die Kirche erst völlig offenbar und wirksam wird, als das, was es von jeher ist und immer sein wird: als das Geistige und Religiöse von jeher, als das R e i n e M e n s c h e n t u m, von dem der Mensch erfüllt war, als er noch war, wie er von Gott gewollt ist, als er noch nichts war als Befolger des Wortes, das im Anfang und bei Gott war. Des Christlichen, das sich der verirrten Welt noch immer als das Licht zeigt, das leuchtet durch die Finsternis und jeden Einzelnen, soferne er nur guten Willens ist, so zu erhellen vermag, daß er in sich zu dem von jeher Ordnenden

zurückfindet. Des Christlichen, das jeden, der von ihm erfüllt ist, in dieser erst von Menschen geschaffenen Welt zum Fremdling macht; das ursprünglich, wie heute und für alle Zeit, aller Zucht von Seite der Welt — also auch der Zucht von Seite der Kirche — widerstrebt gleich einer Wildnis, die sich auflehnt wider Mauern. Dieses Mauerwerk, hinter dem es verdorren muß, ist das Offizielle. Wie sehr aber das Offizielle und nicht der Geist, den es zu pflegen vorgibt: der Geist des Christlichen und Religiösen, der Kirche eigentümlich ist und maßgebend, und daß daran auch die Erfahrungen des Weltkriegs nichts zu ändern vermochten, erweist sich neuestens an manchem in die Augen springenden Beispiel.

So greife ich hier den Brief des Papstes an den Präsidenten Ebert heraus, der in den Zeitungen veröffentlicht wurde und also lautet: „Dem ausgezeichneten ehrenwerten Manne Friedrich Ebert übersendet Benediktus XV. Gruß und Heil. Wir haben Deinen Brief erhalten, in welchem Du in Deiner Liebenswürdigkeit uns benachrichtigst, daß Du am 10. Februar d. J. in der Nationalversammlung Deutschlands zum Präsidenten dieses Reiches erwählt worden bist und daß Du dieses Amt angenommen hast. Wir danken Dir für diesen Brief und beglückwünschen Dich zu dieser übertragenen hohen Würde, dies umsomehr, als wir sehen, daß Du Sorge dafür tragen willst, daß die zwischen unserem apostolischen Stuhl und dem Deutscnen Reich bestehenden Beziehungen nicht nur unverändert bleiben, sondern auch fester werden sollen. Mit Recht nimmst Du an, daß es an unserer Mitarbeit hieran nie mangeln werde. Indem wir die Ehrerbietung und Liebenswürdigkeit erwidern, erbitten wir für Dich von Gott alles Segensreiche und Glückliche. Gegeben zu Rom bei St. Peter, am 2. April 1919 im 5. Jahre unseres Pontifikats."

Hören wir nun, wie Kierkegaard in seinem Werke „Der Augenblick" über das Offizielle urteilt. Er schreibt: „Der du dieses liesest, denke dir einmal folgenden Fall: Es kommt ein Mensch zu dir, der (ohne irgendwie den Verdacht zu erregen, daß er verrückt sei) mit stillem Ernst und tiefer Bewegung zu dir sagt: ‚Bete für mich, o bete für mich!' Nicht wahr, das würde einen fast erschreckenden Eindruck auf dich machen.

Und warum? Weil du selbst als Person von einer menschlichen Persönlichkeit den Eindruck bekämest, daß sie vielleicht im schwersten Kampf mit einem persönlichen Gott stehe, da sie sogar sich gedrungen fühle, zu einem anderen Menschen zu sagen: ‚Bete für mich, o bete für mich!' — Wenn du dagegen z. B. in einem ‚Hirtenbrief' liesest: ‚Brüder, schließet uns in eure Fürbitte ein, wie wir Tag und Nacht unablässig für euch bitten und euch in unsere Fürbitte einschließen!' — woher kommt es wohl, daß dies vermutlich schlechterdings keinen Eindruck auf dich macht? Nicht etwa daher, daß dir unwillkürlich der Verdacht kommt, das sei nur ein Formular, eine offizielle Phrase, aus einem Handbuch abgelesen, oder von einer Spieldose abgeleiert? Ach! Man kann ja dem Offiziellen nicht nachsagen, daß es einen unangenehmen Beigeschmack habe; nein, das Widerwärtige an dem Offiziellen ist, daß einem so unendlich öde davon wird, weil es schlechterdings nach nichts schmeckt." Und seine Betrachtung abschließend, mahnt Kierkegaard noch eindringlich den Leser: „Glaube mir, es ist Gott nichts so zuwider, keine Ketzerei, keine Sünde ist Gott so zuwider wie das Offizielle. Das kannst du leicht verstehen. Da ja Gott ein persönliches Wesen ist, so wirst du wohl begreifen, wie sehr es ihm zum Ekel sein muß, wenn man ihn mit Formularen abspeisen, ihm mit offizieller Feierlichkeit, offiziellen Redensarten usw. aufwarten will. Ja, gerade weil Gott im eminentesten Sinne Persönlichkeit ist, lauter Persönlichkeit, gerade deshalb ist ihm das Offizielle unendlich mehr zuwider, als es einem Weibe zuwider sein muß, wenn sie entdeckt, daß man ihr eine Liebeserklärung macht — aus dem Komplimentierbuch."

Das ist leidenschaftlich religiös geredet. Und es ist gedeckt von der Persönlichkeit Kierkegaards, die in der Rede lebendig zum Ausdruck kommt. Wie öde mutet dagegen der Brief des Papstes an! Man sage nicht, daß der Austausch offizieller Höflichkeiten nicht allzu ernst zu nehmen sei — es ist hoch an der Zeit, dergleichen ernst zu nehmen —: jedenfalls glaube ich das wahre Christliche als das Geistige und Religiöse soweit erkannt zu haben, um die Behauptung wagen und verantworten zu können, daß die Antwort des Papstes unmöglich die Antwort eines Hüters

des wahren Christlichen sein kann. Wer sich als den Stellvertreter Christi auf Erden ausgibt, darf niemals so antworten, weil das Gesagte, Christo in den Mund gelegt (und da es sich um dessen Stellvertreter handelt, muß es erlaubt sein, sich dies vorzustellen), ungeheuer grotesk wäre, ja dem Wesen Christi geradezu Hohn spräche. Man vergleiche nur die Leere dieser rein formellen Sympathiekundgebung mit den Worten Christi, die von lebendigster Fülle der Persönlichkeit überfließen, und man muß fühlen, daß hier Tag und dort Nacht ist. Der Anlaß hiezu, die Begrüßung des Papstes durch den deutschen Präsidenten, mag ein weltkluger Akt sein (wie ja alle Vorgänge der Politik sich auf dem schwanken Boden dieser Weltklugheit abspielen): religiös gesehen ist er etwas Unwahres. Denn wer, wie dieser Präsident, aus der Sozialdemokratie der Jetztzeit hervorgegangen ist, kann die Kirche in sich nicht mehr als den Altar anerkennen, wohl aber immer noch als ein Stück Weltmacht und höchstens als einen Thron, dem vor aller Welt als dem Altar zu huldigen gewisse politische Rücksichten auch heute noch empfehlen mögen. Daß die Anbiederung an das Oberhaupt der Kirche von solcher Seite, als eine gewissermaßen rein äußerlich bezeugte Respektierung der Kirche, sofort auch deren Gunst einträgt, ist von entscheidender Bedeutung, und es entscheidet — religiös betrachtet — g e g e n d i e K i r c h e; gegen sie, die jederzeit bereit ist, ihre Beziehungen zu irgend einem Reich fester zu knüpfen, sobald sie nur von dessen Oberhaupt auch heute noch als ein Stück weltlicher Großmacht entsprechend anerkannt wird. Mit wem sie es zu tun hat, weiß ja die Kirche in jedem Fall genau; sind doch ihre Nuntiusse wie politische Fühler, die sie beständig ausgestreckt hält. Sie weiß, daß man von so offizieller Stelle zu ihr als zu einem Stück Weltmacht, als zu einem Throne kommt, auch wenn man ihr als der Vertreterin des Altars huldigt. Aber statt dem Unwahren an dieser Situation zu begegnen, wozu sie, wäre sie die wahre Kirche Christi, verpflichtet wäre, ergeht sie sich in Gunstbezeugungen und Fürbitten auf dem Papier, in einer offiziellen Art, die sie als weltliche Macht und nicht eben als die redlichste offenbart. Denn auch hier ist wahrzunehmen, daß sie sich als die Vertreterin

des Christlichen, d. h. des Geistigen und Religiösen und somit auch des Altars ausgibt; wer aber Ohren hat zu hören, hört immer wieder aus ihrem ganzen offiziellen Tun und Reden heraus: daß sie nach weltlicher Macht begehrt, daß sie in dieser Welt einen Thron einnehmen will, daß ihr Reich von dieser Welt ist und mit dieser steht und fällt.

*

Wo das Christliche als das Geistige und Religiöse zur Entfaltung gekommen ist, findet das Offizielle keinen Boden zum Aufgehen. Das Offizielle ist ein Sprößling der Weltlichkeit, und diese kommt erst dort zur Geltung, wo der Mensch sein ursprüngliches Selbst verloren hat und dadurch leer geworden ist. In der Leere des Menschen, der seine Innenexistenz eingebüßt hat, setzt sich das Offizielle fest und breitet schleichend seine Herrschaft aus. Der Mensch an sich verkümmert und geht ein, das Offizielle überwuchert und erstickt ihn. So lebt das Offizielle eigentlich von schlimmstem Betrug; es täuscht eine Existenz vor, indem es eine Existenz vernichtet; es tritt mit dem Anspruch auf, eine Existenz zu formen, die dadurch, daß sie in solche Form gebracht wird, zugrunde geht. Daher: je mehr etwas in Wirklichkeit existiert, umso mehr muß es an Existenz verlieren dadurch, daß es offiziell wird.

Eine Existenz ist aber umso wirklicher, je persönlicher, je eigenmächtiger, das heißt: je innerlich eigenmächtiger allem Geschehen gegenüber sie ist. (Nur äußere Eigenmächtigkeit führt, je mehr sie überhand nimmt, zur Ohnmächtigkeit allem Geschehen gegenüber.) Eine Existenz ist darum umso persönlicher im höchsten Sinn, je eigenmächtiger sie über dem Geschehen steht, je mehr sie gleichsam als Gesetz sich dem Geschehen einprägt. Nun ist Gott zweifellos die stärkste und persönlichste Existenz. So hat Gott aber auch gleichsam am meisten zu verlieren dadurch, daß er offiziell vertreten wird. Und so werden die zu Uebeltätern, die Gott offiziell vertreten wollen. Religiös gesehen ist solches Unterfangen einfach Vermessenheit. Wie sollte auch Persönlichkeit im eminentesten Sinne offiziell vertreten werden können, da alles Persönliche dort getilgt sein muß,

wo sich das Offizielle zur Geltung bringt, anderseits jedoch ein Schimmer von Persönlichkeit genügt, um alles Offizielle in den Schatten zu stellen.

Nehmen wir ein Beispiel. Goethe hat als Staatsmann amtiert; da muß er offiziell Bericht erstattet haben. Wie hat das der Tag ausgelöscht im Vergleich zu dem, was Goethe als Dichter geschaffen hat! Lassen wir nun auch Goethe als Genie gelten, so ist doch sicher, daß er nicht das größte war. Denn zweifellos sind schon in den wahrnehmbaren vergangenen Zeiten genug Menschen aufzufinden, die Goethe an Genialität überragen. Wenn nun schon an jedem genialen Menschen das Offizielle nichtssagend wird im Vergleich zum Persönlichen, wie völlig nichtssagend muß dieses Offizielle erst am Christen als dem Geistesmenschen sein, der so, wie ihn der tief religiöse Kierkegaard erkannt hat, seltener ist und mehr bedeutet als jedes Genie. In welch fragwürdige Beleuchtung muß hier das Verhalten der Kirche rücken, da sie sich anmaßt, selbst das göttliche Vorbild dieses Christen offiziell vertreten zu können. Sie, die nur offiziell besteht und in diesem ihren offiziellen Bestand außerhalb des Wirkungsbereichs des Allerpersönlichsten, das ist: des Christlichen als des Geistigen und Religiösen, steht.

(Kleider machen Leute, aber keine Menschen. Und weil das Offizielle zur Kleidung gehört, die Leute macht, darum haben so viele Leute, die noch keine Menschen sind, ein offizielles Amt. Woraus sich auch erklärt, daß es so viele Aemter gibt, obgleich sie den Menschen mehr Schlimmes als Gutes eintragen. Gibt diesen Leuten doch erst das Amt einen Wert; einen Wert freilirh, der sie um ihren wahren Wert betrügt. Tritt jedoch der seltenere Fall ein, und es übernimmt jemand, der Mensch genug ist, ein Amt, so wird auch dieses, und zwar nur durch den persönlichen Wert desjenigen, der es ausübt, zu wahrem Werte kommen.

Daraus folgt: Derjenige, der es ausübt, muß dem Amt den Wert verleihen, nicht umgekehrt, wo immer durch ein Amt Ersprießliches geleistet werden soll. Und jedes Amt wird umso ersprießlicher ausgeübt, je unabhängiger von Wert und Ansehen des Amtes der Wert dessen ist, der es ausübt. Ein solcher Träger eines Amtes steht und fällt nie mit dem Amte; er bleibt viel-

mehr in seinem Werte unverändert, gleichviel, ob er ein höchstes Amt bekleidet oder das geringste. Denn an ihm ist das Persönliche das Maßgebende und nicht das Offizielle, das auch dem Amte nur die tote Form und nicht das Leben gibt.)

Wer also wie die Kirche die Aufgabe als Amt übernimmt, das Christliche, und also das Persönlichste, zur Geltung zu bringen, darf niemals offiziell sein. Denn dieses Amt ist ein geistiges Amt, für das es keine amtliche Form gibt. Es muß von einem Ausdruck des persönlichen geistigen Lebens erfüllt sein, der seine Form in sich trägt und keinem Formenzwang sich fügt, erfüllt von einem Uebergriff der geistigen Gewalt, der unaufgreifbar ist für jede offizielle Macht.

Die Art jedoch, wie die Kirche ihres Amtes waltet, ist völlig offiziell. Demnach gehören die offiziellen Vertreter der Kirche, als die Träger des Amtes, zu den Leuten, die ihren Wert und ihren Rang erst durch das Amt erhalten und somit sich selbst um ihren Wert betrügen. Kein Wunder, daß in ihrer Hut das Amt der Kirche geistig verfällt und nichts Ersprießliches für das wahre Wohl des Menschen geleistet wird.

Wo sind heute auch die ersprießlichen Leistungen der Kirche? Ist das Christentum der Christenheit etwas Ersprießliches? Ist das Christentum als Weltreligion etwas Ersprießliches? Ist die christliche Welt etwas Ersprießliches? Ist der Weltkrieg der christlichen Welt — ist e r etwas Ersprießliches? Die frohe Botschaft des Evangeliums ist in dem Wirken der Kirche nicht aufzufinden, obwohl diese Botschaft als ein Licht in das Dunkel dieser Welt gekommen ist. Sie ist und bleibt eben eine Botschaft an jeden Einzelnen und entzündet in ihm das Licht zum Auffinden seines Allerpersönlichsten. Und dieses kann dem Einzelnen Weg und Geleite werden bis zum Auffinden des Altars, der ihn einzig Gott als dem Geiste untertan macht. Für diesen Gang des Allerpersönlichsten kann der Einzelne nicht der Kirche bedürfen, deren Wege der Führung durch das Offizielle, das die Tilgung des Persönlichen in sich begreift, unterworfen sind. Es sind die Wege, die die Kirche geht, um sich den Thron zu erhalten.

Hier komme ich auf den Brief des Papstes zurück. Wurde

doch dieser Papst, weil er den Krieg eine „ehrlose Menschenschlächterei" genannt hat, von dem außerordentlichen Kierkegaard-Verkünder Theodor Haecker als ein „edler" Papst bezeichnet. Mir obliegt es nicht, hier ein Urteil über die Persönlichkeit des Papstes zu fällen. Mich nimmt nur der Brief in Anspruch. Der aber ist so offiziell, daß man außerstande ist, ein Persönliches in ihm wahrzunehmen. Ja, dieser Mangel geht so weit, daß der Wortlaut des Briefes unter ähnlichen Verhältnissen auch einem Papst wie Alexander VI. hätte zu Gebote stehen können, falls dieser sich von einer Anbiederung in solcher Form irgendwelchen Vorteil versprochen hätte.

Wie kommt das, muß man sich hier entscheidend fragen, insofern man es redlich meint mit dem Religiösen. Wie kommt das? Jedes Wort aus Christi Mund atmet persönliches geistiges Leben, und der Stellvertreter Christi sendet in so ernster Zeit an einen Reichsvertreter ein Schreiben, das schon vor Jahrhunderten selbst ein Verbrecherpapst so formuliert haben könnte; so persönlich nichtssagend ist es. (Die Unveränderlichkeit des Christlichen an sich soll dadurch nicht in Frage gestellt sein, im Gegenteil: sie versteht sich aus meiner Darstellung, die das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse ansieht, von selbst.)

Was ich hier noch betonen will, ist: daß das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse nur dem Persönlichen im Menschen zugänglich ist. Und wie es nur vom Persönlichen aufgenommen werden kann, kann es sich, einmal aufgenommen, nur als Persönliches äußern. Man kann daher auch, religiös betrachtet, dieses Christliche nur insoweit vertreten, als man es in sich aufgenommen hat. Daraus folgt, daß ein edler Papst unmöglich dasselbe vertreten kann wie ein Verbrecher-Papst; so daß, wenn beide auch dasselbe sagen oder schreiben, es doch nicht dasselbe sein kann, oder wenn es dasselbe sein soll, es doch unmöglich das Christliche als das Geistige und Religiöse sein kann, weil dieses nur im Persönlichen lebendig zu erhalten ist und die persönliche Beschaffenheit eines edlen Menschen von der eines verbrecherischen doch verschieden sein muß. So ergibt sich in unsrem Fall die Schlußfolgerung, daß es das

Papsttum als solches sein muß, das im Menschen das Persönliche tilgt und an dessen Stelle das Offizielle setzt; das heißt: das Papsttum ist an und für sich der Aufnahme des Christlichen als des Geistigen und Religiösen eher ab- als zuträglich. Da nun aber das Papsttum, trotzdem es seinem Wesen nach zu einer widerchristlichen Haltung neigt, die Stellvertreterschaft des vollendeten Vorbildes des Christlichen für sich in Anspruch nimmt, müßte ein wahrhaft edler Papst in unsrer Zeit des Weltkrieges einer christlichen Welt sein Amt in einer anderen Aufgabe erblicken, als in der, sich offiziell zu verlautbaren. Als ein edler Papst müßte er auch ein edler Mensch und als solcher vor allem wahr zu sich selbst sein; denn edel muß man sein und nicht scheinen, es beruht, wie alles Tun von Wert, auf der Wahrhaftigkeit des Menschen sich selbst gegenüber. Als ein wahrer und edler Mensch aber müßte der Papst einem Reichspräsidenten, der zu ihm als dem Vertreter des Altars kommt, obwohl er in ihm nur den Vertreter eines Thrones sieht, vorerst bedeuten, daß zum Vertreter des Altars nur kommen darf, wer diesen Vertreter des Altars auch wahrhaft als solchen in sich anerkennt. Eine Forderung, die heute freilich fragwürdig genug wäre, da man auf beiden Seiten — gegenseitige Wahrhaftigkeit zu sich selbst vorausgesetzt — längst zu anderer Einsicht gekommen sein muß. Auf Seite des Reichsvertreters nämlich zu der Einsicht, daß das Papsttum eine weltliche Macht darstellt, der die Vertretung des wahren Altars nicht zuzuerkennen ist; und auf Seite des Papstes zur Einsicht, daß die Art und Weise, wie sich Papst und Kirche zu behaupten suchen, der Art und Weise, wie sich das Vorbild, das man zu vertreten vorgibt, behauptet hat und immer behaupten wird, widerstrebt — eine Einsicht, die für ihn die Erkenntnis nach sich ziehen müßte, daß es zu Trug und Lüge, also zu großer Verfehlung, wird, unter solchen Umständen die Vertretung des Alters noch länger für sich in Anspruch nehmen zu wollen. Damit wäre aber auch schon die Grundlage des Papsttums wie der Kirche für erschüttert erklärt, und sie muß auch für jeden redlichen Betrachter als erschüttert gelten in Anbetracht all des Uebels, das die chrisliche Welt — die Schöpfung durch Papsttum und Kirche — gezeitigt hat. Und je mehr der edle Mensch im Papste

zur Geltung käme, umso gewisser müßte er erkennen, daß sich die Sache des Christentums anders stellt, als man sie verkünden hört, „wenn man die Existenz des Christen in ihrer wahren, hohen Idealität auffaßt und demgemäß das Geschwätz von der Christenheit und der 1800jährigen Geschichte des Christentums und von dessen Perfektibilität durch den Satz ersezt: das Christentum ist eigentlich gar nicht in diese Welt hereingekommen, es blieb beim Vorbild und höchstens den Aposteln".

Das schrieb ein großer religiöser Mensch ungefähr 60 Jahre vor dem Weltkrieg. Heute, da die Wogen des Weltkrieges der christlichen Welt sich noch nicht gelegt haben, wird wohl jeder wahrhaft religiöse Mensch der Hauptsache nach Kierkegaard beistimmen können. Vielleicht ist zwar, was ich als Hauptsache ansehe, zugleich eine Verschiebung des Schwerpunkts des Ausspruches. Es wäre: daß das Christentum, wie es durch die Kirche auf uns überkommen ist, diese Welt der Gemeinheit und allen Uebels, die sich heute die christliche Welt heißt, nicht im mindesten verändert hat, und daß insofern das wahre Christentum mit dem Christentum der kirchenchristlichen Welt auch nichts zu tun hat.

(Hier kommt die Erkenntnis Kierkegaards, daß das Christentum eigentlich gar nicht in diese Welt hereingekommen ist, meinen Ausführungen, die das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse dartun, sogar entgegen; da doch anzunehmen ist, daß eine Veränderung dieser Welt eher bewirkt würde durch etwas, das als völlig Neues und Göttliches mit einem Menschen zu ihr kommt, als durch etwas, das von jeher im Menschen gelegen ist und nun wiederum nach überlanger Zeit mit einem Menschen vollendet in Erscheinung tritt. Im letzteren Fall ist auch der Vollendete, der als das Vorbild in Erscheinung tritt, in deutlicherer Weise n i c h t ein Vorbild für diese Welt, sondern ein Vorbild für den Menschen zur Abkehr von dieser Welt, die als ein Asyl der Ausflüchte der Menschen, die von dem von jeher Ordnenden abgekommen sind, dem religiösen Menschen die unzuverlässigste Behausung ist.)

Die Kirche und das Papsttum aber sind in diese Welt, die von den Menschen geschaffen ist, hereingekommen und haben sich in

ihr offiziell festgesetzt. Und sie haben es dahin gebracht, daß ihr Amt zum Ansehen eines Throns in dieser Welt gelangt ist: Dem Anordnenden von Seite der Menschen, das der Existenz dieser Welt zugrunde liegt, hat sich das Anordnende von Seite der Kirche zugesellt. Die christliche Welt ist auf diese Weise zustande gekommen. Ob da die Kirche, als Mitschöpferin und Erhalterin dieser Welt, noch den Altar vertreten kann? Den Altar, der den Menschen, in dem er zur Macht kommt, aus dieser Welt heraushebt, indem er ihn dem von jeher Ordnenden wiederum einfügt? Ein edler Papst, der den Weltkrieg der christlichen Welt vor Augen hat, müßte sich darum das alles vor Augen halten, und so auch das Geistige und Religiöse als das Persönliche in ihm zur Geltung bringen. Es müßte ihn erst als Menschen ausweisen, wie er ist. Aber der Papst bleibt offiziell. Und das Offizielle läßt nicht erkennen, ob er edel ist oder nicht. Es sagt nur so viel aus, daß das Persönliche in ihm getilgt ist. Im auserwählten Vertreter des Altars, als der der Stellvertreter Christi auf Erden wohl zu gelten hätte, müßte jedoch das Offizielle völlig getilgt sein durch die vorhandene Erschlossenheit des persönlichen Lebens, ohne die die wahre Betätigung des Christlichen als des Geistigen und Religiösen nicht zu denken ist.

Was darum vor mehr als 1800 Jahren mit der Kirche in diese Welt gekommen ist, die sich heute die christliche nennt, ist nicht das Christliche, sondern ein Widernatürliches zum Christlichen als dem Geistigen und Religösen, und es wurde dieses Widernatürlichen immer mehr, je mehr es Kirche, je mehr es offiziell geworden ist. Was auch mehr als je durch die Geschehnisse, die sich in unserer Zeit innerhalb der christlichen Welt abspielen, bezeugt wird. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß die Angehörigen der sogenannten besseren Stände, die um ihr Einkommen und ihren Besitz besorgt sind, heute zur Kirche kommen und ihr als der Vertreterin des Altars huldigen. Hat man nicht bemerkt, daß die am meisten verjudeten Christen und die christkatholischen Allerweltsjuden gerade unter denen sind, die sich heute auffällig mit der Kirche beschäftigen? Hat man nicht bemerkt, wie diese Leute, die heute schon mit Hilfe der Judenpresse zur Kirche kommen, sich im Betrug des Nächsten

wie im Selbstbetrug nicht genug tun können, ja, wie sie sich sogar um ihr Geschlecht betrügen und Bärte tragen, ohne Männer zu sein?

Hat man nicht gehört, wie einer — und wohl noch einer der wahrsten unter diesen, jedenfalls kein geborener „Lüginsland" — den Ruf ausstieß: „Es lebe der Kommunismus und die katholische Kirche!" Mögen sich beide durch den Ausruf getroffen fühlen! Darf man doch beiden noch so viel Einsicht zutrauen, daß sie sich gegenseitig als Entartungserscheinung wahrnehmen. Denn zweifellos ist die Kirche — und die Papstkirche im besonderen — eine Entartungserscheinung des Christlichen als des Geistigen und Religiösen, wie der Kommunismus eine Entartungserscheinung des Einenden ist, das allen Menschen, ihrer Herkunft nach, zugrunde liegt. In Wahrheit ist dieses Einende nur dadurch erreichbar, daß der Mensch zu sich zurückkehrt, daß er immer mehr zu seinem ursprünglichen Selbst findet und so auch noch zu dem, von dem er ausgegangen ist. Der Kommunismus erstrebt dieses Einende als äußerliche Gleichheit auf dem Wege einer gewaltsamen Gleichstellung, der wohl der schlimmste Abweg für die Erreichung des ursprünglich Einenden im Menschen ist. Denn es scheint im Plane der Natur gelegen zu sein, daß sie an ihrer äußersten Oberfläche die größte Mannigfaltigkeit aufzuweisen hat. Zeigt nicht schon ein Wald größte Verschiedenheit in dem, was er hervorbringt? Welch ein Verbrechen, wenn man alle diese Bäume und Sträucher gleich machen wollte! Was sie alle eint, ist der Boden, dem sie entsprossen sind, ist ihre Herkunft. So eint auch die Menschen die Herkunft. Und je mehr einer zu sich findet, umso mehr wird er das Einende auch im Mitmenschen wahrnehmen, insoweit auch dieser zu sich selber zu finden bemüht ist.

Das Christliche als das Geistige und Religiöse von jeher eint die Menschen nur dadurch, daß es in ihnen den Weg eröffnet für die Rückkehr zum Ursprung. Am Ursprung des Menschen aber steht Gott. Und seinen Ursprung trägt jeder Mensch in sich. So besteht der Weg der gebotenen Rückkehr in der Selbsterschließung. Und also erhält jeder Mensch durch das Religiöse eigentlich dieselbe Lebensaufgabe, mögen die Schwierigkeiten

zur Durchführung dieser Aufgabe, mögen die Wege in jedem noch so verschieden sein. Je mehr aber ein jeder durch sein Sichselbsterschließen sich seiner ursprünglichen Beschaffenheit nähert, umso mehr müssen auch die Wege sich nähern, bis sie zuletzt ineinanderfinden, und zwar dort, wo der Mensch als der Vollendete das erreicht, was ihn eins werden läßt mit dem, von dem er ausgegangen ist. Thron und Altar sind dann völlig in ihm vereint.

Die Abberufung vom Erdendasein — wie auch alles andere, dem er unterliegt — mag einem solchen Menschen nur ein Gottesgebot sein, in das er längst aufgegangen ist. So konnte auch diese Abberufung bei Jesu, als dem vorbildlichen Christen und Menschen, als dem Vollendeten, der Heimgang zum Vater werden, dessen Gebot ihm längst zum Leben geworden war. So gesehen, müßte die vollendete Betätigung des Christlichen den Lebenslauf eines Menschen in der Tat so gestalten, daß dieses Menschen Abberufung zu einer Heimkehr zum Vater wird.

Nochmals nach der Kirche sehend, kann ich ihr als solcher die Vertretung des Christlichen Christi nicht zuerkennen. Ich wiederhole: Das Christliche Christi ist das Geistige und Religiöse von jeher. Es war wohl von jeher vorhanden, wo der Mensch in ursprünglicher Beschaffenheit vorhanden war. Es ist mit dem ersten Menschen bereits auf die Welt gekommen, die ursprünglich freilich Gotteswelt war. Es war im ersten Menschen vorhanden bis zu seinem ersten Abfall von Gott, der gleichbedeutend war mit einem Handeln wider Gottes Gebot. Im Reinen Menschen Jesu fand dieses Geistige und Religiöse, fand das vollendete Handeln nach Gottes Gebot, nach überlangem Zeitraum wiederum seine Erfüllung auf Erden. Die Persönlichkeit Jesu stellt die Mensch gewordene Betätigung der Anordnung Gottes, des von jeher Ordnenden dar. So mußte Jesus die Welt, als das Wirkungsfeld der Anordnungen der Menschen, denen das von jeher Ordnende verloren gegangen, gegen sich haben. Die Kirche, die diese Welt, die nichts anders geworden ist, für sich gewonnen hat bis zur Vollendung einer christlichen Welt, die ein Meisterwerk religiöser Entartung ist, schreibt ihre Gründung Jesu zu, der diese Welt noch jetzt

wie einst gegen sich haben muß. So zeigt sich bereits, daß es für die Machtstellung der Kirche von Vorteil ist, das Christentum — als ausgehend von Jesu, dem angeblichen Gründer — als ein völlig Neues zu verkünden. Das Christliche, geoffenbart durch die Kirche als das Geistige und Religiöse von jeher, hätte der Kirche wohl niemals die Zugkraft verschafft, die sie nötig hatte, um ihren Willen zur Macht zu befriedigen. Diese weltliche Interessiertheit an der Niedagewesenheit des Christentums von Seite der Kirche begünstigt meine Auffassung, die das Christliche als das Geistige und Religiöse von jeher ansieht.

Entscheidender für diese meine Auffassung aber wäre, wenn sich bereits vor Christi Geburt etwas vorfände, das die Menschen im allgemeinen wie im besonderen in einer Weise belehrte, daß dadurch die Gestaltung des äußeren Lebens dem Christlichen Christi entschieden näher gebracht würde, als durch die Unterweisungen im Christentum, die den Menschen von Seite der Kirche zuteil wurden. Vorerst spräche das freilich nur gegen die christliche Unterweisungsfähigkeit der Kirche. Falls jedoch die Sache so läge, daß durch ein solches Dokument das wahre Christliche, soweit es äußere Lebensführung werden kann, besser vor Augen gestellt würde, müßte dieser Umstand auch dafür zeugen, daß das Christliche das Geistige und Religiöse von jeher ist. Als einen Fund, der solche Bedeutung besitzt, erwähne ich nochmals den Taoteking, auf dessen wesentliche Uebereinstimmung mit den Evangelien ich bereits hingewiesen habe. Was ich hier nachtrage, ist nur der Hinweis auf jene Textstelle, die die äußere Lebensführung eines Volkes wie eines Reiches ins Auge faßt, wie wissend darum, daß der Halt für eine solche Lebensführung im Geeintsein durch Verhangenheit liegt. Es ist eine Textstelle, enthaltend den Bildentwurf einer Lebensführung für Volk und Reich, die der Vorstellung eines christlichen Volkes wie eines christlichen Reiches viel mehr entspricht als solcher Vorstellung sämtliche christlichen Völker und christlichen Reiche in Wirklichkeit je entsprochen haben. Da gibt es kein Kompromiß zu Gunsten der von den Menschen errichteten Welt. Sondern Volk und Reich erscheinen ihrem Streben nach gleichsam den Anordnungen dieser Welt entzogen und dem von

jeher Ordnenden eingefügt, das, wie am Menschen, so auch an Volk und Reich führend sein muß, wenn ein Wohlergehen auf Erden aufkommen soll.

Der diesbezügliche Text, der achtzigste Spruch des Taoteking, lautet in meiner Uebertragung:

„Das Reich klein, die Menschen verstreut wohnend,
nicht vielerlei Geräte in Gebrauch.
Den Tod ernst nehmen und danach leben.
Der Scholle treu bleiben.
Schiffe und Wagen, ob auch vorhanden, nicht benützen.
Wehr und Waffen, ob auch vorhanden, nicht gebrauchen.
Rückkehr zur Einfachheit
bis zur Verwendung von Knotenschnüren anstatt der Schrift.
Dann schmeckte auch grobe Nahrung süß,
dürftige Kleidung gefiele,
eine Heimstätte zum Ausruhen befriedigte,
der Lebensweise entsprösse Frohsinn.
Und wohnte der Fremdnachbar so nahe,
daß man Hahnengekräh und Hundegebell herüberhörte,
und brächte man sein Leben auch zu höchstem Alter:
man bleibe für sich."

Und gewiß ist: daß, wo eine solche Weisung von Volk und Reich befolgt wird, ein Weltkrieg unmöglich ist.

*

Braucht es noch mehr, um die Christlichkeit unter vorchristlichen Völkern zu erkennen gegenüber der Christlichkeit unserer christlichen Welt? Muß ich noch weiter hinweisen auf die christlichen Geschehnisse im Weltkriege: auf die vielen Siegesfeste nach Massenmorden, auf die vielen Tedeums, die in den vielen Kirchen angestimmt wurden? Nur die vorchristlichen Völker waren christlich genug zu wissen:

„Menschenleben - Vernichtung ist zu beweinen, Sieg durch Gewalt verlangt Trauer."

und demgemäß wohl auch zu handeln. Gab es doch unter diesen vorchristlichen Völkern immer wieder einzelne Menschen, die so

außerordentlich religiös veranlagt waren, daß sie gleichsam als das Lebenselement der Menschennatur das Unerforschliche ansahen und das erfüllende Bild gestalteten:

„Wie der Fisch nicht leben kann außerhalb seines Elementes, des Wassers, so auch *der Mensch* nicht außerhalb der Unerforschlichkeit seines Wesens."

Wenn ich das alles betrachte und in mich lasse und beherzige, so kommt es in mich wie ein Umsturz, der in mir eine Bewegung auslöst, die mit allem Hergebrachten als einem Betrügerischen aufräumen will. Meine Wahrnehmung wird nun eine Abkehr von allem Ueberkommenen. Jesus erscheint mir immer mehr als der letzte Reine Mensch. Nach ihm das Christentum als Kirche, bereits ein Weltgewordenes und somit eigentlich kein Geistiges und kein Religiöses mehr, sondern kirchlicher Betrieb. Die wahren Märtyrer und Heiligen erweisen sich als die geistigen Nachkommen des letzten Reinen Menschen, die dessen Lebens-Auf- und Untergang mit seiner mächtigen Wellenbewegung nach sich zog. Das wesentlich Christliche aber, als das Geistige und Religiöse von jeher, zeigt sich auch vorhanden vor Jesu Erscheinen, hineinreichend mit dem Menschen in die Verhangenheit, da und dort nach Zurücklegung überlanger Zeiträume immer wieder zu Erfüllung kommend in den Reinen Menschen, die der Verirrung der Menge entgegenstehen, und die gleich Pfeilern unentwegt das Gesetz des Himmels tragen, dem entgegen die von den Menschen geschaffene Welt immer wieder ihre Anordnungen durchzusetzen bestrebt ist.

Von diesen Reinen Menschen berichten Schriften, die bereits mehrere Jahrhunderte vor Christo entstanden sind, und sie alle sprechen von den Reinen Menschen der Vorzeit, einer Zeit also, die wohl so sehr entfernt anzunehmen ist, daß sie in Verhangenheit getaucht erscheint (was immerhin Jahrtausende erfordern mag). Und diese Vorzeit hat wiederum eine Vorzeit, in der der Reine Mensch als vorhanden anzunehmen ist. Das alles ergibt: Daß das Geistige und Re-

ligiöse in seiner höchsten Entfaltung in die tiefste Vergangenheit hineinreicht, wo alles für unsere Wahrnehmung Verhangenheit ist. Daß somit auch die wahre Kultur des Menschen, als die Menschennatur, an der das Geistige und Religiöse führend ist, in diese tiefste Vergangenheit hineinreicht.

Ich komme nun nochmals auf die zitierte Textstelle über Volk und Reich zurück. Da geht die Rede von Schiffen und Wagen, von Wehr und Waffen, mit der Mahnung, derartiges, wenn auch vorhanden, nicht zu benützen. Daraus spricht die Erfahrung, die gemacht wurde, und zwar mit Verkehr und Großtun, mit Entdeckungen und Erfindungen, mit Gewaltbrauchen und wohl auch mit Kriegen; alles in allem: mit der Steigerung des äußeren Lebens, mit dem, was man heute den Fortschritt nennt. Und die Erfahrung des wahrhaft Weisen, das Wohlergehen der Menschen anstrebend, warnt vor solchem Fortschritt. Wenn nun eine Warnung wie diese, die einer Erfahrung entsprossen sein muß, zugleich mit der Kunde über die Reinen Menschen der Vorzeit, die tief in Verhangenheit liegt, zu uns dringt, als stamme sie bereits von diesen Reinen Menschen der Vorzeit, muß die Erfahrung für eine solche Warnung auch schon in der Vorzeit liegen. Es läßt folgern: Nicht allein das Geistige und Religiöse in seiner höchsten Entfaltung reicht in die allerältesten Zeiten, in die tiefste Verhangenheit hinein, sondern auch sein Widersacher, der Fortschritt. Und mit ihm reichen wohl auch Entdeckungen und Erfindungen, aller Luxus und selbst der Triumph der Technik in die Vorzeit hinein. Und weiter läßt sich folgern der Warnung nach, die weiseste Männer zur Behütung des Menschen erließen: daß es wohl immer wieder katastrophaler Geschehnisse bedurfte, die gleichsam eine Reaktion der Natur gegen die Verderbnis der Menschen, gegen deren Uebermaß an Anmaßung und Entartung darstellen, um in den Menschen das von jeher Geistige und Religiöse wieder zu erwecken, um sie dem von jeher Ordnenden wiederum zuzuführen und damit auch einer Lebensführung nach dem Wohlgefallen Gottes.

Nun aber ergibt sich folgendes: Wo Menschen mit Schiffen und Wagen, mit Wehr und Waffen leben können, ja wo diese

Dinge bloß die Andeutung eines noch weit umfangreicheren Besitzstandes geben mögen, müssen die Lebensbedingungen in Bezug auf Klima und Bodenbeschaffenheit auch dementsprechende gewesen sein. Wenn nun redliche Fachgelehrte wissenschaftlich nachweisen können, daß vor so und so vielen Jahrtausenden Klima und Bodenbeschaffenheit unserer Erde den Menschen unserer Art ausschlossen, so darf daraus nicht der völlige Fehlschluß im Sinne einer beständigen Aufwärtsentwicklung des Menschen gezogen werden. (Etwa so, als hätte unsere Menschenart sich erst allmählich aus den niederen Lebewesen, die die damalige Erdbeschaffenheit nicht ausschloß, entwickelt. Das wäre wohl Spekulation, die dem Fachgelehrten nicht zusteht.) Ich verlege hier die Suche nach dem Menschen in eine andere Richtung. Denn in noch früheren Jahrtausenden, als der Fachgelehrte seinen Höhlenmenschen oder dergleichen wahrnimmt, sehe ich den Reinen Menschen der Vorzeit in seiner ganzen geistigen und religiösen Fülle. Und sehe ihn nicht nur, sondern erfasse ihn durch die Verhangenheit der Zeit hindurch aus Schriften, die mir seine Fülle entgegenbringen. Und die Warnungen aus Erfahrung, die seine Verkünder mir zutragen, geben zugleich Zeugnis von Menschen und Dingen wie in unserer Zeit, auch von der verwerflichen Art des Fortschritts, dem ewigen Widersacher des Geistigen und Religiösen, der den Altar schändet und das Nichts auf den Thron erhebt.

So wird mir „das große Vielleicht" zur Gewißheit. Denn ich schaue, wie mit dem Vergehen der Geschlechter, wenn auch unvergleichlich langsamer, auch unsre Erde vergeht. Der Mensch ist nicht anders geworden. Seine ständige Bewegung seit seinem Falle muß immer wieder sein: vom Fortschritt zur Rückkehr. Und der Fortschritt, als der wandelnde Fluch, den Anmaßung nach sich zieht, hält erst inne, wenn er abstürzt. So bereitet er sich selbst die Katastrophe.

Vielleicht litt unsere Erde zur Zeit, da ihre Beschaffenheit unserer Menschenart noch keine Wohnstätte bot, an den Nachwehen einer solchen Katastrophe des Fortschritts. Was aus meiner Darstellung hervorgeht, aber ist, daß eine Welt, ähnlich

unserer, mit Menschen unsrer Art angefüllt, schon in frühester Zeit, der Vorzeit, bestanden hat. Die Andeutung, daß der Reine Mensch der Vorzeit schon die Welt von damals zum Widersacher hatte, gibt Zeugnis hiefür. Diese Welt von damals gehört heute freilich in örtlichem Betracht zu den versunkenen Welten.

Wird nun darauf geachtet, daß alles, was als Mythe, Sage, Legende zu uns kommt, im Grunde ungleich wahrer ist als alle Geschichte, die am Geschehnis, geistig gesehen, gleichsam die Schale für den Kern nimmt, so braucht man sich hier nur den Namen Atlantis in Erinnerung zu rufen, der eine versunkene Welt in sich begreift und von den ältesten Zeiten her geheimnisvoll in der Menschheit umgeht, um in ihm auch für meine Folgerungen einen Fürsprecher zu finden.

Aber wie das immerwährende Vergehen der Geschlechter durch das immerwährende Kommen neuer ersetzt wird, so wohl auch das Vergehen der Welten durch Emporkommen neuer. Und wie der Zusammenhang der lebenden mit den vergangenen Menschen, der sicher vorhanden ist, dem Menschen ewig verborgen bleibt, so auch der Zusammenhang alles gegenwärtigen Daseins mit der ungezählten Daseinsmenge, die vergangen ist.

Wenn man nun erwägt, daß der Fluch des Fortschritts in älteste Zeiten, die heute in Verhangenheit liegen, hineinreichen mag und zwar so fühlbar, daß schon von Alters her das Finden zum Wege des Heils im Menschen die Bewegung auslöste: vom Fortschritt zur Rückkehr (die Worte könnten dem „großen Anschluß" wie den Evangelien zum Geleit voranstehen), und man zugleich immer wieder den Fortschrittswahn von Welt und Menschen gewahr wird, der zur entgegengesetzten Bewegung drängt, so liegt es nahe, an eine beständige Wiederholung der Geschehnisse zu denken. Damit wäre aber schon der große Gedanke der ewigen Wiederkunft, von dem Nietzsche so gewaltig erfaßt wurde, angebahnt.

Doch große Gedanken haben ist noch kein ausfüllender Besitz für den religiösen Menschen. Der muß auch solche Gedanken entlassen, um die Einfalt zu behalten. Die Einfalt, die ihn auf seinem Lebensweg einzig den Anschluß an die Macht erstreben

läßt, der er Erde und Himmel unterworfen sieht. Den Anschluß, der nur wie ein unsägliches Folgeleisten ist dieser unbegreiflichen, unfaßbaren Macht gegenüber, die ihr Reich in das Endlose hineinbreitet und den mit sich führt, der sich ihr völlig hingibt; und der so zuletzt teilhaftig wird des höchsten Herrschens durch sein Aufgehen in dieses höchste Herrschen. Wer aber die Vollendetheit erreicht hat, aufzugehen in das höchste Herrschen, dem mag die Abberufung leicht wie ein Heimgang zum Vater sein. Und der Gedanke der ewigen Wiederkunft wird in ihm nichts Besonderes auslösen, weil es für ihn, der sich erfüllt durch Aufgehen in das höchste Herrschen, das Gott als der Vater ausübt, nur mehr ein äußerlich Verschiedenes ist: ob er vom Vater irgendwo zu verweilen bestimmt oder zu neuem Erdenleben ausgesandt wird.

Demnach zeigt sich, daß im Christlichen, als dem Geistigen und Religiösen von jeher, auch der Wiederkunftsgedanke leicht unterzubringen ist.

*

Septemberende. Es ist Zeit zur Heimkehr nach dem Süden. Mein Haus wartet dort meiner. Ich habe hier lange genug Brot und Obdach gefunden. Fast muß ich staunen darüber, wie gut ich es noch im Verhältnis zum herrschenden Mangel gefunden habe. Habe ich auch nichts erübrigt, so hatte ich doch mein Auskommen. Und hatte ich nicht mein Auskommen, so bekam ich vorgestreckt. Einen solchen Wohltäter habe ich hier gefunden. Ihn begleite mein Dank durch sein Leben.

Soll ich weiter denken und sorgen, wie es kommen wird, wo doch die Zeit über, für die ich nicht vorsorgen konnte, wie ohne mein Zutun für mich gesorgt wurde? Lehre ich nicht ohne zu lehren: wie jene, die überreichlich haben, an jene abgeben sollen, die zu wenig haben? Wäre damit nicht auch am besten vorgebeugt den vielen Verbrechen, die in der Jetztzeit hervorbrechen? Soll dieses Hervorbrechen vielleicht durch eine Kirche aufgehalten werden können, die mit dem Weltkrieg durchgehalten hat? Und die durch die Art und Weise, wie sie den Altar vertritt, wohl auch das Ihre dazu beigetragen hat, daß alle Throne wanken.

Wenn ich von meinem Standort am Waldhang aus nach dem Treiben in unseren Städten sehe, graut mir vor der Politik, die sie dort führen. Und die Kirche nimmt in diesem politischen Getriebe den ersten Platz ein; sie hat die stärkste politische Partei im Lande. Sagt das nicht schon, daß sie die faulste Partei im Lande stellt? Und sind Politiker zumeist nicht das Weltlichste, das die Welt züchtet? Wie können sie im Ernst das vertreten wollen, was der Altar versinnbildlichen soll?

Darum soll kein Zweifel an meinem Verhalten sein der Kirche gegenüber. Kein Zweifel darüber, daß ich sie aufgebe. Auch bin ich überzeugt, daß jeder, der den wahren Altar sucht, sie, die sich in Politik verausgabt, aufgeben muß. Da schließlich jeder dem, was der wahre Altar in ihm auslösen soll, durch ein andächtiges Verweilen vor irgendeinem Werke der Natur — sei es nun Fels oder Quell, ein Baum oder ein Tier, ein Weib oder was immer — näher gerückt wird, als durch ein Verweilen vor dem Altar, den die Kirche stellt; denn dieser ist von Politik umbrandet, während, wer vor jenem verweilt, jeder Art von Politik entfremdet und einer Einsamkeit überantwortet wird, in der sich des Menschen Einkehr in sich selbst zu seinem Heile vorbereiten kann.

Und nun lebt wohl, ihr guten Wälder von Freundsberg, die ich euch lieb gewonnen! Auch ihr vielen sonnigen Alpen, die ihr mir das Ziel meiner Brotgänge wart! Und ihr vielen einsamen Alpwege, die ihr mir oft scheues Wild nahe brachtet und mithalfet, mich auch mir selber immer näher zu bringen — lebt wohl!

Schwaz und Umgebung, im August und September 1919.

NEUE URTEILE ÜBER DEN BRENNER

Josef Räuscher in der *„Weltbühne"* (Berlin): . . . Seit 1910 erscheint nahe dem Südrand des deutschen Sprachgebiets, in Innsbruck, die Zeitschrift „Der Brenner". Vier Jahre lang hat dem „Brenner" der Krieg, der so viele andere unheilvoll oder blamabel geschwätzig machte, den Mund verschlossen. Als er ihn im Oktober 1919 wieder auftun konnte, war sich der „Brenner" seiner Sendung erst voll bewußt. . . . Ich gebe hier absichtlich keine Besprechung, keine Auszüge: ich will nur ein Innehalten, eine Pause, kurz oder lang wie einen Atemzug, bewirken, damit die ferne Stimme hörbar werde. Denn diese Zeitschrift, dieser Ruf in die Zeit geht wie eine persönliche Frage jeden Einzelnen an. Nicht sie braucht unsre, aber wir könnten ihre Hilfe brauchen. Unser ganzer pseudogeistiger Literaturlärm ist Spuk, der zerstieben muß, wenn die Glocke Eins schlägt. Und sie holt schon zum Schlage aus — wer wagt sich an die Prophezeiung, wann er fallen wird? Dann werden wir sehen, woran wir uns vergeudet haben. Noch einmal: hier spricht nicht der Advokat etwa einer „Richtung", die im „Brenner" vertreten wäre; aber so oder so: es geht uns alle an. Das geistige Profil dieser Zeitschrift würde, ich weiß ja nicht wie, heute auch dann sichtbar werden, wenn es den Automaten (die Druckerpresse) nicht gäbe, dessen sie sich bedient. Sie hat ein Ziel, sie fährt, und grade darum darf sie den Automaten mit mehr Recht gebrauchen, als das Gros der heutigen Literatur, die doch nur die Makulatur von morgen ist . . . Inzwischen hat Theodor Haecker im „Brenner" das geistig Unanfechtbarste, Männlichste und im besten Sinne Deutsche über Kriegsende und Friedensschluß gesagt — aber durch diese Erwähnung verzeichne ich schon das oben vag umrissene Bild der Zeitschrift, und ihr Wesentliches entzieht sich jeder landläufigen „Besprechung". Denn der „Brenner" enthält nicht mehr und nicht weniger, als ein Erwachen wahren geistigen Lebens: wer Ohren hat zu hören, der höre!

Die Junge Schweiz
und
Der Neue Anfang

haben sich zu einer internationalen Zeitschrift der Jugend verbündet. Sie kämpfen für die Selbstbefreiung der Jugend und suchen die Kräfte der jungen Generation für die menschliche Entwicklung fruchtbar zu machen — Aus ihrem Nachrichtenteil wird ersichtlich, unter welchen Verhältnissen heute die Jugend aller Länder lebt.

Bezugspreis für ein halbes Jahr (12 Hft.):
in Deutschland Mk. 9.—
in Oesterreich Kr. 30.—
in der Schweiz Fr. 4.—

Verlag: Basel (Schweiz), Marktplatz 6.

Der Bergfried

erscheint als die Zeitschrift einer neuen Gemeinde der Arbeit und des Kampfes wider jede Gewalt. Sie wird neben sachlicher Mitteilung und Verständigung über alle praktischen Fragen der Arbeit nur solche Beiträge bringen, die eine Absage sind an das Literatentum und die ganze verlogene Problematik unserer Tage.

„Der Bergfried" erscheint nach Bedarf. Zahlungen nach Selbsteinschätzung, Mindestbeitrag für die erste Reihe 5 Mark. = Einzelheft 1·20 Mark.

Man verlange Probehefte durch den
BERGFRIEDHAUS-VERLAG
Söllhuben (Ob.-Bayern).

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT: Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 40.— (K 72.—). In Pappband M 60.— (K 120.—).
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 100.— (K 200.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 8*

An die Freunde des Brenner

Ferdinand Ebner: Glossen zum Introitus des Johannes-Evangeliums

Sören Kierkegaard: Tagebücher (IV)

Friedrich Schnack: Gedichte

Carl Dallago: Die Gefangennahme der Liebe

Anton Santer: Abend

* *JANUAR 1921* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Die sechste Folge umfaßt 10 Hefte, welche zwanglos — in Abständen von ungefähr zwei Monaten — erscheinen, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten.

Infolge außerordentlicher Erhöhung der Herstellungskosten kann die ganze Folge (800 S.) nur mehr zum Preis von K 200.— (Mk. 36.—) abgegeben werden / Preis dieses Einzelheftes K 28.— (Mk. 4.50)

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 7 (NOVEMBER 1920):

Theodor Haecker: Revolution / J. H. Kardinal Newman: Der Glaube an die heilige Trinität / Anton Santer: Bürgerliches Abseits
Carl Dallago: Thron und Altar

VERLAG JAKOB HEGNER

In meinem Verlage ist erschienen:

FRIEDRICH SCHNACK

DAS KOMMENDE REICH

GEDICHTE

Preis brosch. Mk. 9.—, geb. Mk. 12.—

HELLERAU BEI DRESDEN

AN DIE FREUNDE DES BRENNER

Durch die Ungunst der Verhältnisse genötigt, ersuchen wir, die folgende Notiz gütigst zur Kenntnis zu nehmen.

Als im Oktober 1919 der Brenner in seiner heutigen, an innerer Haltung wie an äußerer Ausstattung gegen früher wesentlich gehobenen Gestalt, wieder zu erscheinen begann, da hatten wir — wohl wissend, daß die Durchsetzung eines Unternehmens, das von jeher und noch heute, in dieser Zeit der schwersten materiellen Erschütterungen, keine anderen als geistige Interessen verficht, die Opferbereitschaft zunächst auf Seite jener voraussetzt, die Träger eines solchen Unternehmens sind — den Abonnementpreis für die laufende sechste Folge so niedrig wie damals möglich bemessen. Wir waren damit eine Verpflichtung eingegangen, die zu erfüllen uns heute wie damals am Herzen liegt, deren Bürde jedoch mit den stetig steigenden Herstellungs- und Vertriebskosten der Zeitschrift schon während des abgelaufenen Jahres von uns umso drückender empfunden werden mußte, als uns die lange Frist, auf die sich das Abonnement der ganzen Folge erstreckt, den Vorschlag einer unter allen Umständen zuverlässigen Preiskorrektur so gut wie unmöglich machte. Aus diesem Grunde, aber auch weil uns bekannt ist, daß ein Großteil der Brenner-Anhänger den heute minder und mindest bemittelten Kreisen angehört, haben wir es bis jetzt unterlassen, an das Entgegenkommen jener zu appellieren, die ihr Vertrauen zu unserer Sache und ihre innere Anteilnahme am Geschick des Brenner im vorhinein durch das Abonnement der ganzen Folge bekundet haben. Nun ist es aber leider der Fall, daß gerade sie — soweit sie nämlich zu den Abnehmern im Inland gehören und auf dem an sich gerechtfertigten Standpunkt der vollen Rechtsverbindlichkeit der von uns eingegangenen Verpflichtung stehen — uns die klaglose Durchführung unserer Aufgabe im gegenwärtigen Augenblick am meisten erschweren. Denn eine neuerliche, ganz außerordentliche Steigerung aller Herstellunskosten macht es uns nachgerade un-

möglich, den beträchtlichen Ausfall, den die Zeitschrift bei Bestreitung ihrer finanziellen Erfordernisse durch die inländischen Abonnenten erleidet, durch die höherwertigen Eingänge von Seite ihrer Abnehmer im Ausland noch weiterhin zu kompensieren. Wir erlauben uns daher, vor allen anderen an den Grundstock unserer Abnehmer in Oesterreich die unverbindliche Anfrage zu richten, deren Beantwortung, beziehungsweise Nichtbeantwortung durch die Tat für uns von einiger — und nicht bloß materieller — Bedeutung ist: ob sie den Bezug dieser Brenner-Folge, die sich ihrem Abschluß nähert — also eines Werks, das rund 800 Seiten umfassen wird — mit einem Preis genügend bezahlt erachten, um den man schon seit langem keinen Liter Wein mehr über die Gasse bekommt? Wenn nicht, so sei es ihrem freien Ermessen anheimgestellt, ihr Gewissen auf eine Weise zu entlasten, die zwischen ihrem geistigen Bedürfnis und dem materiellen dieser Zeitschrift einen erträglichen, beide Teile befriedigenden Ausgleich schafft. Da uns indes nichts ferner liegt, als einen Gewissenszwang auf jene auszuüben, die mit dem besten Willen nicht imstande sind, eine Zuwendung über den entrichteten Betrag hinaus zu leisten, so nehmen wir keinen Anstand, diesen, wie allen Abnehmern, zur Beruhigung zu erklären, daß ihnen die restlichen Hefte dieser Folge zugehen werden, als wäre dieser Aufruf nicht veröffentlicht. Im übrigen jedoch wird es von seiner Wirkung abhängen, ob wir, gestützt auf das Entgegenkommen unserer Freunde in dieser Sache, Mut und Vertrauen zur Sicherung und zum Ausbau eines Unternehmens fassen dürfen, das neben der Publikation geistig bedeutender Werke, die es vorbereitet, auch die Erhaltung einer Zeitschrift bezweckt, die ihre Existenzberechtigung — so hoffen wir! — erwiesen hat.

DER HERAUSGEBER DER VERLAG

FERDINAND EBNER:
GLOSSEN ZUM INTROITUS DES JOHANNES-EVANGELIUMS

1.

Der Gegensatz Natur—Geist, über den die Philosophie seit jeher stolperte, ist vielleicht doch nichts anderes als eine perspektivische Tatsache. Schaffe man nur einmal die Perspektive, in der er sich uns aufdrängt, weg, so besteht auch er nicht mehr. Wie aber sie wegschaffen, ohne nicht dabei den Geist entweder oder die Natur zu verkennen? Die Philosophie hat sich — vom Augenblick an, da der Mensch dieses Gegensatzes, das heißt aber im letzten Grunde, da er seiner selbst und seines Menschseins sich bewußt geworden war — vergebens bemüht, die Formel für die Gleichung Natur = Geist, Geist = Natur zu finden. Und die Mystiker haben auf ihre Weise eine radikale Lösung des Problems gesucht in der Ekstase. Aber man schafft die Perspektive durch keinerlei metaphysischen Tiefsinn hinweg, nicht durch den Tiefsinn eines genialen Gedankens und aber auch nicht den eines im letzten Ende zur Aufhebung des Bewußtseins hinstrebenden Gefühls. Sieht man doch nicht einmal die Notwendigkeit ihres Gegebenseins ein. Und gegeben ist sie, augenscheinlich vor allem und wohl auch einzig mit der Existenz des Menschen in der Welt. Daß dieser seines Ursprungs im unbewußten, wortlosen Strom des Lebens und Seins — im engsten, aber nicht allein gültigen Sinne heißt das: seines Vaters und seiner Mutter und seines Verhältnisses zu diesen — sich bewußt werden kann und seiner auch tatsächlich sich bewußt wird, das setzt schon den „Geist" in ihm voraus, jenes geistige Leben in ihm, das etwas anderes ist oder doch wenigstens in der ihm gegebenen Perspektive etwas anderes zu sein scheint als das natürliche Leben, dessen Ordnung im Leben der Generation seiner Existenz vorgezeichnet ist, ihm seinen Platz und seine Funktion bestimmend innerhalb dieser Ordnung im Auf- oder auch im Abbau des Le-

bens; jenes geistige Leben, in dessen Anfange das Wort ist, das im Anfang war und das bei Gott war.

Draußen in der Natur, in der Stille der Wälder, auf freien Bergen droben oder an den Ufern des Meeres, da mag den Menschen freilich die tiefe — vielleicht aber nie recht verstandene — Sehnsucht überkommen, mit seiner ganzen Existenz unterzutauchen und aufzugehen in jenem Strom des unbewußten Seins und Lebens, von dem er sich umgeben und in solchen Augenblicken auch unmittelbar getragen fühlt. Die Frage aber ist, und selbst derjenige, dem ein derartiges tieferes Erleben der Natur und Ihr-Sich-Hingeben keineswegs fremd ist, mag sich gedrängt fühlen sie aufzuwerfen: ob ein Ein- und Aufgehen in die Unbewußtheit und Wortlosigkeit dieses Seins für den Menschen wirklich möglich ist. Ob es nicht bei der bloßen Sehnsucht danach bleibt, deren tiefere Bedeutung ja keineswegs bezweifelt werden soll. Vielleicht ist es ihm möglich in der Ungebrochenheit seines sexuellen Lebens — ist dieses aber beim Menschen jemals restlos ungebrochen? und wie weit auch stünde das ungebrochenste sexuelle Erlebnis ab von jenem Erleben der Natur! — niemals aber ist es möglich im Geiste. Und das ekstatische Naturerlebnis des Mystikers? Wer weiß, ob es nicht ein Selbstbetrug ist, an dessen Zustandekommen gerade die Sexualität, in eine andre Erlebenssphäre jedoch transponiert und darum unkenntlich geworden, sehr viel mitgearbeitet hat.

Man hat es dem Christentum zum Vorwurf gemacht, daß es in den Menschen den unheilvollen Riß zwischen Natur und Geist hineingetragen habe. Mit Unrecht, weil ja dieser Riß mit der Existenz des Menschen in der Welt an und für sich gegeben ist als die Konsequenz seines Abfalls von Gott (nicht von der Natur). Und der Mensch ist und bleibt unbegreiflich in seiner Geistigkeit ohne die Voraussetzung dieses Abfalls, des Ursündenfalls, aus dem sich die Erbsünde ergab. Im meistens wohl mißverstandenen Bewußtsein dieses Abgefallenseins wirft er die Frage nach dem Sinn des Lebens auf, deren Eigensinn keine wissenschaftliche Besonnenheit, die nicht nur die Antwort verweigert, sondern die Fragestellung selbst prinzipiell verwirft, und kein stoischer Gleichmut jemals restlos zu brechen vermag; und jene

andere Frage, die wie die erste am Anfang alles Philosophierens steht, die Frage „Warum bin ich" — *je n'ai pas plutôt commencé à philosopher, que je me demande pourquoi j'existe,* bemerkt Henri Bergson —, in der Verzweiflung ist und Empörung gegen das Sein und der oft bis zur Unkenntlichkeit heimliche Wunsch des Nichtseins, aus dem jene *idée de neant* geboren wird, von der es in der *Evolution créatrice* heißt, *elle est souvent le ressort caché, l'invisible moteur de la pensée philosophique.* Die Wissenschaft freilich (und mit ihr eigentlich auch die Philosophie) kann den Gedanken eines Abfalls von Gott, in dem doch für den Menschen die Besinnung auf sich selbst wäre, nicht brauchen (weil sie sich in der Zeit durch die Evolutionsidee orientiert). Sie vermeint den Menschen ganz, und also auch sein „Aufschaun zum Himmel", aus der Erdgebundenheit seines Lebens erklären zu können. Daß er aber das in dieser Erdgebundenheit bewußt zu einer geistigen Ordnung des Seins und des Geschehens aufschauende, d. h. das Gott, den Vater, der im Himmel ist, suchende und in seinem Gottnichtfindenkönnen verzweifelnde Wesen ist, das ist kein „Entwicklungsergebnis" im natürlichen Ablauf des Geschehens, wie ihn die Wissenschaft ins Auge faßt und experimentierend sogar stückweise in ihre Gewalt bekommt. Und die Geistesbedürftigkeit seines Wesens, um deren willen er im Evangelium, wo sie Armut im Geiste heißt, selig gepriesen wird, sie ist im letzten Grunde doch etwas anderes als ein bloßer, durch menschlichen Wahn aber verhüllter und unkenntlich gemachter, biologischer Defekt. Obwohl sie vielleicht immer dann erst ganz und offen zutagetritt, wenn das natürliche Leben des Menschen eine Brechung erfahren hat. Jedoch, um diesen Gedanken ohne Aergernis auszuhalten und vor allem „existierend", worauf es ankommt, auszuhalten, dazu gehört eine Kraft des Geistes, die — Gnade ist. Die Gnade unsres Lebens aber, unsres geistigen Lebens im göttlichen und unsres menschlichen im menschlichsten Sinne, haben wir im Wort, das in der Göttlichkeit seines Ursprungs die Offenbarung Gottes ist, „den niemand je gesehen hat". Im Wort ist, wie in der Liebe, der andern Seite unsres geistigen Lebens, das „Verhältnis des Ichs zum Du", als ein Ausdruck des Angelegt- und Geschaffenseins des Geistigen

im Menschen auf ein Verhältnis zu etwas Geistigem **außer** ihm; und das Gottesverhältnis in seiner Realität ist ja nichts anderes als das Verhältnis des Menschen in der „Ichhaftigkeit" seiner Existenz zum „konkreten Du". — Das Christentum hat nicht jenen Riß zwischen Natur und Geist erst gemacht, aber in seinem Geist und Licht wurde er offenbar. Wohl gibt es in diesem Geiste etwas als ein allerletztes Geheimnis des Lebens, in dem auch dieser Riß zum Verschwinden gebracht ist. Nur der Demut offenbart es sich und es ist Vermessenheit des Menschen, es auch nur ausspähen zu wollen, wenn es ihm einmal in der geistigen Ordnung der Dinge versagt ist, existierend und in dieser Welt existierend bis zu ihm hinzukommen.

Daß im Anfang seines geistigen Lebens das Wort ist, das im Anfang war, das vermag der Mensch in einer letzten, sein Verhältnis zu Gott umfassenden Besinnung auf sich selbst wirklich einzusehen. Und der erste, der diese Einsicht auch ausgesprochen hat, war eben der Evangelist Johannes. Philosophieprofessoren freilich, die, wenn sie auf den Ausdruck *lógos* stoßen, automatisch, weil Denken ersparend, mit einem „Aha, Neuplatonismus!" reagieren, begreifen das nicht. Wie aber auch im Anfang jenes unbewußten Seins, im Ursprung jenes stummen Lebensstromes, aus dem heraus der Mensch — der durch das Wort aus dem Geist Geborne — nach der andern Seite seiner Existenz hin in dieser Welt sich hervorgegangen weiß; wie auch da im Anfang das Wort war, das sieht keiner ein und vermag keiner einzusehen. Mit andern Worten: wohl kann der Mensch das Verhältnis Gottes zum Menschen, in der Geistigkeit seiner Existenz, nicht aber das Gottes zur Welt, zur Natur erfassen. Er kann nur darauf verzichten, „sich etwas dabei zu denken" — was dem einen leicht fällt und dem andern schwer, je nachdem einer eben ein Denker ist oder nicht. Wir verstehen nicht den Zusammenhang von Natur und Geist und darum ist uns die Geburt das „große und unerklärliche Geheimnis". Wir verstehen Gott nicht als Schöpfer der Welt und die Metaphysiker, die es nicht begriffen, daß im Anfang des geistigen Lebens das Wort, wörtlich genommen, war und ist, sollen uns da nichts vormachen. Wir

verstehen die Welt nicht als Schöpfung Gottes und darüber können uns auch die Dichter nicht hinwegtäuschen. Wir verstehen die Natur nicht vom Geist und diesen nicht von jener aus. Doch ist uns nun einmal im Johannesevangelium gesagt: Alles ist durch das Wort geworden und ohne das Wort ist nichts geworden, das geworden ist. Aber nicht zum Zwecke metaphysischer Spekulationen über das Verhältnis von Natur und Geist und die Identität beider im Wort, sondern um im Glauben an das Wort —und im Vertrauen, daß die Macht des Wortes, die ihn geistig schuf, im letzten Grunde auch jenes stumme, wortlose Sein und Leben, dem seine Existenz in dieser Welt entsprungen und verbunden ist, umfasse, wenn auch in einer von ihm nicht zu begreifenden Weise —, um in diesem Glauben auf sich selbst und die Bestimmung seiner Geistigkeit sich zu besinnen. Jener ihm unvermeidlich sich aufdrängende Gegensatz von Natur und Geist ist eben der Gegensatz des wortlosen Lebens, dessen Werden aus dem Wort im Anfang er nicht erfaßt, und des Seins und Lebens in ihm selber, in dem er seine Geistigkeit hat und das er in seinem Werden aus dem Wort deshalb schon erfassen kann und soll, weil ja darin, daß er dies erfaßt, die Rettung seines geistigen Lebens von Gott selbst beschlossen ist. Und in der Besinnung auf sich selbst — die ihm nur im Licht des Wortes möglich ist, von dem es aber wieder heißt: es leuchtet in die Finsternis hinein und die Finsternis hat es nicht begriffen —, in der Besinnung auf sich selbst, die eben die Dunkelheit verscheucht, wenn nur das Geistige im Menschen dem Licht des Wortes, aus dem es entsprang, sich nicht verschließt, wird jener Gegensatz am letzten Ende zu dem der Geistesverlorenheit in der Unsagbarkeit und Ungesagtheit der Sünde und des im Wort geretteten geistigen Seins. Der Dichter, dieser „treue Diener des Worts", in dem noch die Ehrfurcht vor dem Worte ist — wäre er ohne sie, die einer geistlos werdenden Menschheit immer mangelt, der Dichter? —, der aber auch von der Sünde nichts weiß, weil er, wie alle Menschen, deren Geistigkeit in der Ordnung des natürlichen Lebens sich verfangen hat, im Grunde seiner dichterischen Existenz doch nur ästhetisch orientiert ist; er träumt, natürlich abseits von der Wirklichkeit des geistigen Lebens, von der Wort-

werdung der wortlosen Natur. Und ist denn nicht auch wirklich in einem Gedicht, wie z. B. dem Goethes an den Mond, die unsagbare Schönheit einer Mondnacht, das unsagbare Erleben dieser Schönheit Wort geworden? Der wahre Dichter glaubt wohl immer, es könne nichts Unsagbares geben, wenigstens für den Augenblick, da ihn der dichterische Genius erfüllt. Er glaubt dies aber, weil er eben wesentlich von der Sünde nichts weiß. In ihm ist nicht die wahre Besinnung des Menschen auf sich selbst. Der Philosoph jedoch, der sich insgeheim mit Selbstmordgedanken trägt (und vielleicht oft sich selbst nicht anders als mit ihnen erträgt) oder doch wenigstens, wenn er nur wirklich Denker, nicht aber zugleich auch Dichter ist (die genialen Philosophen sind beides), nichts geringeres beabsichtigt, als die Philosophie zum Selbstmord zu zwingen — der Philosoph, der die Formel fände für die Gleichung Natur = Geist und Geist = Natur, er vollbrächte damit, was nun aber kein Mensch, sondern nur Gott vermag: er höbe die Sünde auf.

2.

Dringt die Wissenschaft jemals bis in jene Tiefe des menschlichen Bewußtseins, in der sich des Menschen heimliches Wissen um Gott birgt? Gerade aber aus diesem Wissen in der Tiefe des Bewußtseins, jedenfalls nicht eines Bewußtseins schlechthin — wenngleich etwas Wahres in dem Gedanken Franz Baaders sein mag, daß Bewußtsein überhaupt nur bestehe in seiner Beziehung auf ein höheres Sein, ohne die es ins Nichts zusammensinken müßte —, sondern des Bewußtseins im Menschen; gerade aus diesem Wissen stammt die Geistigkeit des menschlichen Lebens, in ihm wurzelt die Personalität der menschlichen Existenz. Sein Wissen um Gott aber hat der Mensch im Wort. Denn es ist in ihn hineingelegt worden durch das Wort, das im Anfang war. Und dieses Wort im Anfang des geistigen Seins und im Anfang der Sprache — denn der Mensch spricht, weil er das Wort hat, wie Max Scheler sich ausdrückt —, das Wort, das keineswegs eine bloße menschliche Zutat zum Sein ist, ist von Gott. Diese Behauptung, sagt Scheler, sei nun freilich keinerlei wissenschaftlicher Beitrag zum Problem der Entstehung

der Sprache, aber doch die einzig sinnvolle Antwort auf eine — als historisch gemeinte — sinnlose Frage. Wer die Frage nach der Sprachentstehung in der Voraussetzung aufwirft, daß sie sich, im Prinzip wenigstens, entwicklungsgeschichtlich müsse lösen lassen, der mißversteht die Bedeutung des Wortes und des „Worthabens" und damit die Geistigkeit der menschlichen Existenz. Der Erkenntniswert des Satzes „Das Wort ist von Gott" liegt freilich nicht in der Sphäre des wissenschaftlichen oder philosophischen, wohl aber in einer Richtung des Denkens und Erkennens, in der dieses zum letzten und eigentlichen Sinn des *cogito* hinstrebt. Der ist das Sichselbstverstehen des Ichs in seiner Icheinsamkeit, der ist die Erkenntnis der Sünde in der absoluten Isolation des Menschen vor Gott. Der Mensch vermag in seinem Worthaben sich selbst in der Geistigkeit seines Lebens, er vermag im Wort sein Verhältnis zu Gott und den Sinn der Forderung dieses Verhältnisses, und vor allem vermag er in seinem Worthaben als dem Grunde seiner Geistigkeit das Verhältnis Gottes zu ihm in dieser zu verstehen, weil eben das Wort die Offenbarung Gottes ist. Und so begreift der Satz „Das Wort ist von Gott" die Erkenntnis einer Wahrheit in sich, der Wahrheit seines geistigen Lebens, die Erkenntnis der Wahrheit und Gnade, die durch Christus geworden ist.

Die körperliche Organisation kommt dem Drang zur Sprache, der im Menschen ist, weil er das Wort von Gott hat, zwar entgegen und bedingt seine sinnfällig werdende Aeußerung, schafft ihn aber nicht. Es soll festgestellt sein, „daß die Begabung der einen Gehirnhälfte mit dem Geschenk der Sprache nicht in einer ursprünglichen oder besonderen Tauglichkeit dieser Hemisphäre zu solcher Funktion, sondern einzig dem Umstande zuzuschreiben sei, daß es eben die Gehirnhälfte ist, die mit der in der Kindheit am meisten benutzten Hand in Verbindung steht". Die Ausbildung und Erziehung des Gehirns zum Sprachorgan setzt also einerseits die Tätigkeit der entsprechenden Hand voraus; andrerseits aber als geistiges Moment das „Worthaben" des Menschen: den aktiven und passiven Sinn für Wort und Sprache, dasjenige in ihm, das einerseits das Wort und seinen Sinn — in einem sei es woraus immer geschöpften akustischen Material — hervor-

bringt, andrerseits aber ihm, wenn er es hört oder liest, und seinem Sinn entgegenkommt. Der Umstand, daß Hand und Sprache physiologisch verbunden erscheinen, hat jedoch auch eine geistige Bedeutung. Die Hand ist Werkzeug des Ergreifens und Begreifens, aber auch das des Deutens, und so wenig nun das Tier sprechen kann, ebenso wenig ist es bezeichnender Weise einer demonstrativen Gebärde fähig. Demonstration ist wie die Sprache etwas Spezifisch-Menschliches, sie setzt wie diese eine Bewußtheit voraus, die nur im Menschen ist. Greifen nach den Dingen und sie ergreifen ist Ausdruck des Habenwollens schlechthin. Den Sinn des Begehrens kann wohl auch das Hindeuten haben. Doch muß dies nicht sein und jedenfalls spielt im Deuten bereits eine geistige Voraussetzung mit. In erster Linie ist die Hand nicht Werkzeug des Ergreifens, sondern des Deutens und als dieses wird es zu dem des Begreifens, zum Werkzeug, das selber sich Werkzeuge macht und sie gebraucht. Daß aber der Mensch *homo faber* ist, das setzt in ihm voraus, daß er seine Existenz in dieser Welt „geistig" sich „gedeutet" hat, womit er den „Weg zur Kultur" einschlug. Und alle wahre Kultur sucht Gott (obgleich sie ihn nicht findet). Dem Deuten, sei es nun geistig verstanden als Deutung des Lebens und des Erlebten oder auch körperlich nur als das Deuten mit der Hand, liegt zugrunde, was im Menschen zur Sprache hindrängt — das Wort. Das Sprachvermögen *(lingua* = Sprache, Zunge, aus *dingua)* entwickelt sich von dem Augenblick an, wo das Kind mit dem Finger *(daktylos)* auf die Dinge zu zeigen beginnt (zeigen zu *dico* = sage) — *dada* ist ebenso wie *mama* eines der allerersten Wörter. Und im Kind ist der Sinn für das Wort, bevor es noch selber Wörter aussprechen kann. Denn der Mensch war ja zuerst der Hörer des Worts — durch das Wort, wodurch er Mensch ward — und erst in der Folge Täter des Wortes und so ist es noch immer. Das Pronomen Du — das geistig ebenso im Anfang aller Sprache und alles Wortebildens steht wie das ursprünglich vom Pathos des Wehschreis getragene Wort Ich — ist seinem akustischen Material nach, in dem das konsonantische Element das Wesentliche ist, demonstrativ und sein ursprünglicher Sinn mag das Hindeuten auf das Licht (Tag, *dies* zur Sanskritwurzel *dah* = brennen) ge-

wesen sein. Demonstrativen Charakter hatten gewiß auch die Sätze der Ursprache, die „attributiven Satzäquivalente". Ja schon die Lautartikulation, und die Konsonantierung der Vokale — die einerseits das Worthaben im Menschen voraussetzt, andrerseits, wie W. v. Humboldt bemerkt, Stärke des Selbstbewußtseins: beides aber, das Wort im Menschen und das Selbstbewußtsein ist geistig ein- und dasselbe —, auch sie hat etwas Demonstratives an sich.

Begreifen ist nicht dasselbe wie Ergreifen. Auf ihre Weise, mit ihren organischen Mitteln, ergreifen auch die Tiere die Dinge, aber sie begreifen sie nicht. Sie schnüffeln sie höchstens ab. Im Menschen ist gerade das Geruchsorgan sehr wenig entwickelt und vielleicht steht das im Zusammenhang mit der Bedeutung, die die Hand für ihn hat. Ergreifen entspricht dem Habenwollen. Begreifen ist mehr als Begehren der Dinge, ja eigentlich in gewissem Sinne ein Verzichten. In ihm ist die Aktivität und Freiheit der Erfahrung, die Wissenschaft möglich macht und die dem tierischen Leben fremd ist. Das Tier ist in seinem Erleben der Welt passiv und unfrei, und unfrei ist jedes Wesen überhaupt, auch der Mensch, im bloßen dem Begehren entspringenden Ergreifen der Dinge. Der Aktivität der Erfahrung entspricht die Freiheit der Gebärde des Menschen, die Freiheit des „Zeigens" und des „Zeichen"machens (beides etymologisch zu *prodigium* und *dico* gehörend) und so kann denn auch der Drang zur Sprache in ihm in einer Zeichensprache sich äußern, für die eben nur die freie Gebärde mit ihrer mehr als nur expressiven Bedeutung in Betracht kommt. Auch die notgedrungen oder freiwillig auf das gesprochene Wort verzichtende Gebärdensprache setzt — wie jede Sprache, die eben nicht Wortsprache ist, so z. B. die der Augen oder der Mienen — im Menschen das Wort, den Sinn für es und die innere Beziehung auf es voraus. Aber auch die Freiheit des Menschen, seiner Erfahrung und seiner Gebärde, seines Begreifens der Dinge und seines Wissenschafthabens, sie ist nicht vor dem Wort in ihm und darum hat sie auch nicht das Wort geschaffen (wie z. B. Jakob Grimm meint), das über dem Menschen ist und das, ihn schaffend, in ihn einging und dadurch seine Menschlichkeit, seine Geistigkeit und seine Freiheit schuf. Und

das von Gott ist. Von Gott, das heißt: nicht nur die Freiheit des Geistes ist in ihm, sondern vor allem auch und im letzten und tiefsten Grunde des Worthabens die Gnade. Die war vor der Freiheit und die Freiheit ist von ihr. Die Gnade ist im Wort, das den Menschen schafft mit der Freiheit seines Geistes, die darin liegt, daß Gott selbst ihm Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt hat: so wähle er denn das Leben, auf daß er lebe (5. Mos. 30, 19).

Damit die Hand zu einem Werkzeug des Deutens und Begreifens, zu einem Werkzeug der Freiheit werden konnte, mußte sie selber auch freigemacht werden und das wurde sie in der Aufrechtstellung des menschlichen Körpers, die zugleich auch, nach einer Bemerkung J. Grimms, in der Lageveränderung des Halses den Menschen anatomisch zum Sprechen befähigt. Weil auch die Vögel, deren Vordergliedmaßen zwar Flügel, aber doch keine Hände sind, im Gegensatz zu den Säugern einen aufrechten Hals haben, lernen manche unter ihnen artikulierte Laute und sogar Wörter und ganze Sätze nachsprechen. Warum jedoch ist der Mensch anatomisch ein Säuger und nicht ein Vogel? Eben weil er das Wort hat und als sprechendes Wesen die Hand braucht als Werkzeug des Deutens und des Begreifens. Weil er durch das Wort zum denkenden Wesen wurde. Denken ist entweder das Denken der mathematisch formulierbaren Gesetzmäßigkeit der Erlebnismomente oder es ist, als sprachliche Formulierung des Erlebten, Denken im Wort. Die mathematische Formulierung des Seienden setzt die „Substantialität" des Seins als die eigentliche Realität voraus, das Denken im Wort aber die Aktualität des Lebens — des Lebens als der Voraussetzung des Erlebens; da es sich aber um den Menschen handelt, so ist diese Aktualität immer auch die seines geistigen Lebens. Das Ursprüngliche ist das Denken im Wort, in der Aktualität des menschlichen Lebens und Erlebens. In der mathematischen Formel bewegt sich das Denken in der Richtung vom Wort weg. Die Begriffe, mit denen wir denken, wurzeln in der Tatsache des Worthabens (auch jene mathematischen Formeln, die sich in Worten gar nicht ausdrücken lassen). Wort und Begriff gehören zusammen wie Sprache und Hand, Sprechen und Zeigen, wie Sprache und Vernunft. Je mehr

sich das Denken im Wort von der Aktualität des Lebens entfernt, desto mehr werden Wort und Begriff denkend wie mathematische Zeichen und Formeln gehandhabt. Das Denken wird zum Denken in Schematismen, die, zu wenig um zu leben, zu viel um zu sterben, zwischen dem lebendigen Wort und der toten mathematischen Formel stehen. Im Denken im Wort sucht des Menschen Geist seinen Ursprung in Gott. Zu ihm aber hin kommt der Mensch nicht d e n k e n d — auch im Worte denkend ist er immer nur der Hörer des Worts, der Täter aber soli er sein, um in der Wahrheit zu sein — sondern nur e x i s t i e r e n d, im Wort und in der Tat des Wortes existierend.

3.

Der Bestand der menschlichen Existenz in der Welt, anfangend mit der Beziehung des Kindes zu den Eltern und dieser zu jenem, die des Mannes zum Weibe, des Freunds zum Freunde in sich begreifend, über jegliche primitive oder komplizierte Art von Arbeitsgenossenschaft und Lebens- und Interessengemeinschaft hinweg bis hinauf zum Gefüge des Staates mit seinen Gesetzen und seinen Machtmitteln, deren Erfüllung zu erzwingen, er hat zu seinem Grund das Vertrauen auf das Wort; keineswegs aber nur auf das Wort, das man Schwarz auf Weiß hat und für dessen Gültigkeit im Rechtsleben uns das Gesetz verbürgt, sondern auf das gesprochene und da wieder nicht nur auf das vor Zeugen, auf die man vor dem Gesetze sich berufen könnte, gesprochene Wort. Dieses Vertrauen aufs Wort, in dem das Persönliche im Menschen dem im andern in geistiger Unmittelbarkeit gegenübersteht und diesem sich erschließt, sowohl in der Forderung des Vertrauens auf der einen als auch in der Bereitschaft zu vertrauen oder im Sichgetroffenwissen von dieser Forderung auf der andern Seite, und das jede rein menschliche Beziehung überhaupt erst möglich macht, es ist in der geistigen Rangordnung des Seins v o r dem Gesetz da und steht über ihm als letzte Instanz, über die hinaus keine andere Berufung mehr möglich ist als die auf Gott, und das Gesetz selbst hat von ihm als dem eigentlichen Grunde seines Bestands in der Welt seine Kraft und Wirksamkeit. Denke man sich nur einmal eine mensch-

liche Gemeinschaft aus, in der das Vertrauen aufs Wort bis auf den letzten Rest geschwunden wäre; nicht wie Menschen stünden sich die Menschen gegenüber, sondern schlimmer als wilde Tiere. Dieses Vertrauen nun, auf das der Mensch seine ganze Existenz im menschlichen und geistigen Sinne gestellt sieht, entspringt der Aktualität des Wortes, die es ist, wodurch das Wort eine innere Beziehung zwischen dem Sprecher und dem, an den es sich wendet, wodurch es das „Verhältnis des Ichs im Menschen zum Du" herstellt. Selbstverständlich handelt es sich da nicht um die „sachliche Aktualität, die niemals das Geistige im Menschen in seiner „Innerlichkeit" aufschließt, sondern um die „persönliche". Man braucht dieses Vertrauen zunächst gar nicht im religiösen Sinne zu nehmen, um zu verstehen, daß in ihm allein der Bestand alles Menschlichen gesichert ist; aber seinen letzten und eigentlichen, wenn auch nicht überall offenbaren Sinn, den geheimen Grund seiner Wirksamkeit hat es doch im Glauben an das Wort, das im Anfang war. Und das ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Im Glauben an die Fleischwerdung des Wortes, an die Menschwerdung Gottes im Leben Christi ist „die Lebensquelle, die Beruhigung des Menschen und die Rettung aller Menschen vor der Verzweiflung und die Bedingung *sine qua non* für das Sein der ganzen Welt", wie es einmal in den Notizbüchern Dostojewskys heißt. Im Glauben an Christus erst kann der Mensch sich selbst in seinem Vertrauen aufs Wort, in dem er menschlich existiert, verstehen.

In Christus war und ist die Aktualität des Wortes, die aus dem tiefsten dem geistigen Grunde alles Seins Erschlossensein zum Menschen spricht, ihm die Geistigkeit in ihm selber in ihrer Wirklichkeit und das Geheimnis seines Lebens aufschließend; die Aktualität des Wortes, die in jenen worterhaltend und geistiges Leben erweckend nach- und weiterwirkte, die, vom Geist des Christentums erfüllt, das Wort ergriffen. Sie war in den Verfassern der Evangelien und konnte nicht verloren gehen als die geistige Macht des Worts im Anfang in den „übersetzten Uebersetzungen", durch die das Wort Christi heute zu uns spricht. Und gerade derjenige unter den Evangelisten, der es erfaßt hatte, daß in Christus die geistige Aktualität des Wortes ist — voll und

ganz und ganz anders als im Dichter, der wohl der Aktualität des geistigen Lebens näher als der Philosoph z. B. oder gar der Wissenschafter steht, obgleich er sie in seinem Worte niemals zu umfassen vermag; ganz anders aber, weil die geistige Aktualität *kat'exochen* —, gerade er sollte, im Gegensatz zu den synoptischen Evangelisten, nichts anderes als der bloße „schwärmerische" Dichter Christi und seines Wortes sein? Was im Menschen von Christus und seinem Wort, zu dem aber auch das Wort des Johannesevangeliums gehört, angesprochen wird, das ist eben die Geistigkeit, die Personalität seiner Existenz in der durch das Wort ihrer selbst sich bewußt werdenden Wirklichkeit, wie sie sich vor Christus niemals selbst verstanden hat im Heidentum, und im Judentum aber in der Hoffnung auf den Messias nur sich selbst zu verstehen vermochte, und die in ihrer Realität niemals vom Wort des Dichters, und sei es der höchsten Weisheit und des genialsten Tiefsinns voll, erreicht wird. Daß in Christus die Aktualität des Wortes in ihrer geistigen Ursprünglichkeit ist — in ihm allein als dem Sohne Gottes, in dessen Leben hier in dieser Welt Gott Mensch geworden war —, das läßt sich freilich nicht „objektiv" beweisen. Das wird vom Menschen nur in der Erschütterung seiner inneren Existenz durch die Macht dieses Wortes „subjektiv" erlebt als das eigentliche Erlebnis seines geistigen Lebens. Es läßt sich auch nicht dadurch zwingend dartun, daß man die Worte Christi anderen „Dokumenten des religiösen Lebens", den Reden Buddhas z. B. oder dem Taoteking des Laotse gegenüberstellt. Es kommt darauf an, daß man sich — nicht anders als unmittelbar persönlich und in der, keineswegs dichterisch zu verstehenden Tiefe seines persönlichen Lebens — vom Wort Christi „angesprochen" und getroffen fühlt. Es kommt darauf an, daß dieses Wort das Geistige im Menschen weckt und dieses seiner Erweckung durch das Wort nicht, sei das nun im Aufgehen in den Aeußerlichkeiten des Lebens und deren Forderungen oder in einem dichterischen Selbstbetrug, insgeheim aus dem Wege geht. Das Erschrecken vor sich selbst muß schon einmal jeder in Kauf nehmen. Buddha, Laotse, deren Werk im Wort voll wunderbarer Schönheit und beruhigender Weisheit ist, wofür auch, wer im Geist des Christentums wissend geworden und

gewitzigt ist, noch immer ein Gefühl übrig haben mag; sie waren Dichter, im letzten Grund ihrer Geistigkeit existierend und im Wort ihrer Weisheit Dichter — nicht weniger, aber auch nicht mehr. Zwar nicht im „Bann der Idee" dichteten sie ihren Traum vom geistigen Leben, aber sie standen, eben weil sie Dichter waren, wie alle Träumer außerhalb der Realität des Geistigen. Aus dem Taoteking spricht jener Geist, der der chinesischen Sprache, was kein bloßer grammatikalischer Zufall ist, das Pronomen Du verheimlicht und das Ich verneint. Der Geist des Wortes Christi aber, weil in ihm die Aktualität des Wortes ist, verneint das Ich nicht, sondern erschüttert es, erschüttert es bis in seine letzten Gründe hinab. Für jenen Geist des Ostens — für den das Ich wohl niemals wie für Pascal als etwas Hassenswertes erscheint, nur als das Quälende und Beunruhigende, weshalb er es vermeint — ist es charakteristisch, daß in ihm dem Menschen die Geistesbedürftigkeit seiner Existenz noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Dem Erwachen dieses das Ich erschütternden Bewußtseins auszuweichen ist, vielleicht, der Taoteking der eine Weg, dem, innerhalb des chinesischen Geistes, ein anderer zum selben Ziele hin entgegengesetzt ist in der Lehre des Kungfutse, dieser „Religion des guten Bürgers", die, wie Ku Hung Ming von ihr sagt, zwar selber keine Religion sei, doch deren Stelle einnehme, indem sie eben die Menschen lehre, ohne Religion und das Bedürfnis nach ihr auszukommen. Wenn die Chinesen einmal den Geist des Christentums in sich aufnehmen werden — und das werden sie, wenn auch nur, um vielleicht den Antichrist in die Welt zu setzen —, so wird das auch ihre Sprache und deren Geist umbilden, so wird das ihrer Sprache das Pronomen Du vermitteln. Denn das Du wird in der geistigen Aktualität des Worts wahrnehmbar und die ist in Christus.

Der *Lógos* des Johannesevangeliums ist, wie Johannes selber den Ausdruck verstanden haben muß und wie ihn dann auch der Uebersetzer ins Lateinische aufgefaßt hat, nicht der Lógos der Philosophen, der Gegenstand und Ausgeburt metaphysischer Spekulationen ist, sondern wörtlich das Wort, der Gegenstand des Glaubens, das Wort eben in seiner wahren geistigen Aktualität. Lógos bedeutet Rede, Wort, aber auch Vernunft; beides

deshalb, weil ja im Worte die Vernunft ist und das Wort in der Vernunft. Vernunft ist der innere Sinn im Menschen für das Wort, das in ihm, das dem Wort und seinem Sinn entgegenkommt, wie das lebendige Auge dem Licht entgegenkommt. Im siebenten Kapitel des Markusevangeliums wird berichtet, wie Jesus einen Taubstummen heilte: abseits von den andern legte er ihm seine Finger in die Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel. Und indem er gegen den Himmel aufsah, seufzte er und sprach zu ihm: *Ephetal* d. i. öffne dich. Und sogleich öffneten sich seine Ohren und das Band seiner Zunge ward gelöst und er redete richtig. Epheta — das ist der Sinn des Wortes Gottes, das zum Menschen spricht. Und es ist der Sinn des Wortes überhaupt. Das Bewußtsein des Tieres ist, wie das Ohr des Tauben der Sprache, dem Wort verschlossen. Das des Menschen kommt ihm entgegen, gleichgültig auf welchem Wege von außen, ob durch das Auge oder das Ohr oder den Tastsinn, es von ihm erreicht wird. Menschliches Bewußtsein begreift in sich den Sinn für das Wort. Es ist durch den *lógos* konstituiert. Gott schuf den Menschen, indem er sein Bewußtsein durch das Wort diesem aufschloß. Hierin ist die Steigerung des Bewußtseins zum Bewußt-Sein, zum Selbst-, zum das Ich implizierenden Bewußtsein. Jener Akt des Selbstbewußtseins, der die Gestaltung des Wortes Ich aus dem akustischen Material einer Schmerzesinterjektion möglich machte, begriff aber in sich nicht nur die Beziehung des sich Aussprechenden auf sich selbst, sondern auch und in erster Linie sogar, weil er ja nicht etwas an und für sich ist vor der Wortwerdung des Ichs, die auf ein anzusprechendes Wesen, das „Verhältnis des Ichs zum Du", in dem jenes existiert und das eben im Wort gegeben ist — und aber auch in der Liebe. Bewußtsein schlechthin und Bewußt-Sein, das ist der Gegensatz von wortlosem Sein und jenem, das das Wort hat und darum seiner selbst und seines geistigen Ursprungs sich bewußt ist. Das ist der Gegensatz von Natur und Geist.

Wie das Licht das Medium des physischen, so ist das Wort das des geistigen Sehens, des inneren Hörens und „Vernehmens". Wie das Licht die physischen Dinge sichtbar macht, so werden im Wort die geistigen Realitäten „objektiv" wahrnehmbar. Auch

dieses ist ein Licht und es ist das Licht des Geistes im Menschen, durch dessen Vermittlung die „Vernunft", die mit Recht so heißt, weil sie etwas vernimmt, das Geistige wahrnimmt. Nach den Versen in der Einleitung von Goethes Farbenlehre „Wär nicht das Auge sonnenhaft, wie könnten wir das Licht erblicken?" läßt sich auch von der Vernunft sagen: wäre nicht in ihr etwas vom Wesen des Wortes, sie könnte das Wort gar nicht erfassen. Gewiß hat Hamann recht: Vernunft ist Sprache, *lógos*. In Goethes Farbenlehre heißt es auch vom Auge, es habe sein Dasein dem Licht zu danken; aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen rufe sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde, und so bilde sich das Auge am Licht fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete. Und wieder läßt sich im selben Sinne vom Verhältnis des Worts zur Vernunft sagen: diese hat ihr Dasein dem Wort zu danken; aus dem Bewußtsein schlechthin des natürlichen Lebens, das der Mensch mit dem Tier gemein hat, ruft sich das Wort ein Organ im Menschen hervor, das seinesgleichen, *lógos* werde, und so bildet sich die Vernunft am Wort für das Wort, damit das innere Licht in ihr dem Licht des Wortes, das in seiner geistigen Ursprünglichkeit zu ihr spricht, entgegentrete. Und das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet — und zum Sehenden macht —, der in diese Welt kommt, ist Christus.

Nicht die Philosophen, sondern der Evangelist Johannes war es, der auf den tieferen Sinn in der Etymologie des Wortes *lógos* stieß — und darum, im Vertrauen auf diesen Sinn, sein Evangelium mit dem Wort begann, das im Anfang war — und nicht er hat etwas von der alexandrinischen Logosphilosophie gelernt, sondern umgekehrt, die Philosophen hätten etwas von ihm lernen können: den Weg zu gehen, der die Philosophie zur Lösung ihrer innersten und heimlichsten Aufgabe führt, die ist, ihr eigenes Ende durchzudenken. Sie jedoch liebten die *philosophia* mehr als das Licht des Wortes und also lernten sie nichts. Der größte aber unter ihnen, der, Jahrhunderte vor Johannes, die Wahrheit ahnend es aussprach, daß im Wort des Menschen Halt ist und im Haß gegen das Wort die Wahrheit und Erkenntnis der wirklichen Dinge verlorengeht, er verstand sich selbst nicht in seinem Ver-

trauen aufs Wort, weil, als er lebte, die Aktualität des Wortes der Welt, die durch sie existiert, noch nicht offenbar war. Und nur in ihr wird das untrennbare Einssein von Wort und Vernunft, von Sprache und *Lógos* sichtbar.

4.

Weil in Christus die Aktualität des Worts in der Göttlichkeit seines Ursprungs war, darum erhebt sein Leben und sein Wort die absolute Glaubensforderung — was wesentlich zum Christentum gehört. Im Wort überhaupt ist, umso mehr, je näher es der Aktualität des geistigen Lebens steht, immer etwas, das den Glauben, das Vertrauen fordert. Hat aber Christus an Gott geglaubt? Man fühlt wohl sofort das Sonderbare in dieser Frage. Und noch sonderbarer mag manchem die Antwort scheinen: er hat nicht an Gott geglaubt — nämlich deshalb nicht, weil die Liebe in ihm vollkommen war, weil er selber, weil sein Leben die vollkommene Liebe war. Und diese braucht den Glauben nicht — wohl aber der die Liebe, um, nach dem Wort des Paulus, wirksam zu sein; um den Menschen nicht Gefahr laufen zu lassen, daß er am Ende mit dem Glauben auf sein Seelenheil zu spekulieren anfange: daß Spekulanten nicht eingehen in das Reich Gottes, ist gewiß. Die Liebe in ihrer Vollkommenheit ist das Göttliche, der Glaube aber ist immer etwas Nur-Menschliches, auch in seiner Vollkommenheit, die Berge versetzt. Er ist das Menschliche in seiner reinen Geistigkeit, das Menschliche mit der Absolutheit seines Wollens und der ewigen Relativität seines Verstandes ganz umfassend. Er ist die Entscheidung des Sichentscheidenden nach des Menschen Abfall von Gott. Zum Menschen, wie er nun einmal existiert in dieser Welt, gehört die Existenz- (wenn auch nicht Wesens-) Einsamkeit des Geistigen in ihm, in der er zum „Erkennenden" wird, in der sich aber auch dieses Geistige — umso deutlicher, je deutlicher im Licht des Wortes sein auf sich selbst sich besinnendes Denken an der „Icheinsamkeit" die Grenzen alles Erkennens und Existierens absteckt und diese Icheinsamkeit in ihrer eigentlichen Bedeutung erkennt — als das Sichentscheidende, nun im Glauben Sichentscheidende zeigt. Der Glaube entspricht der Sünde im Menschen und der

Geistgebundenheit seiner Existenz und für jeden, in dem die Liebe nicht vollkommen ist — in wem aber außer in Christus wäre sie denn vollkommen? — ist der Unglaube die Sünde.

Wenn Christus in irgend etwas „geglaubt", d. h. wenn er zum Göttlichen in sich selbst — da doch Gott in ihm Mensch geworden war — ein durchaus menschliches Verhältnis gehabt hat, eben weil er nicht nur Gott, sondern auch wirklich Mensch war, so mußte er selbstverständlich an sich selbst geglaubt haben. Damit sind wir bei Weiningers Formel für den Glauben, die, wenn sie einen Sinn haben soll, nur auf Christus passen kann, jedoch nicht für den Glauben des Menschen schlechthin gilt. Für diesen ist Christus der eigentliche und ausschließliche Gegenstand des Glaubens; Christus, der, indem er an sich selbst glaubt, die jeden Menschen angehende absolute Glaubensforderung erhebt, wenn er z. B. sagt: Wer an mich glaubt (und da ist dieses Mich persönlich gemeint und nicht als unpersönliche mystische Idee der Gottsohnschaft des Menschen überhaupt), der hat das ewige Leben. Stelle man sich doch einen Menschen vor, der den Glauben im Sinne der Formel Weiningers hat und in diesem Glauben an sich selbst aber auch wie Christus die absolute Glaubensforderung aufstellt: der ist verrückt, wird man sagen, genau so wie viele der Juden von Christus sagten. Damit hätte man sich freilich auch in die „Situation der Gleichzeitigkeit" im Sinne Kierkegaards mit ihrem „Aergernis" versetzt — und daß das wesentlich dazu gehört, um zum Glauben zu kommen, kann man eben von Kierkegaard her wissen, wenn man es nicht schon irgendwie anders weiß —, zugleich aber auch die Möglichkeit jener Verführung und Anfechtung im Glauben wahrgenommen, vor der schon im ersten Johannesbrief gewarnt wird. Die allgemein menschliche Formel für den Glauben ist: aller Glaube ist im letzten Grunde Glaube ans Wort. Des M e n s c h e n Glaube an sich selbst ist Glaube in der „Icheinsamkeit" seiner Existenz, die Geistigkeit C h r i s t i aber war ja das direkte Gegenteil dieser Icheinsamkeit. Im Glauben an das Wort ist der Mensch aus der Icheinsamkeit — jenes Glaubens an sich selbst; oder auch des in einer immer menschlich unzulänglichen Gottesvorstellung wurzelnden Glaubens an Gott oder Götter — heraus in ein Verhältnis zm „Du"

getreten, zum Geistigen außer ihm, das im Wort ihn selber zum Du macht und den Glauben von ihm fordert. Der Glaube ans Wort, über das bloße Menschliche hinaus, ist der Glaube an Christus.

Wer an sich selbst glaubt, um hierin sein geistiges Leben und die Kraft zu ihm zu haben, braucht schließlich Christus nicht; wenigstens nicht anders denn als Beispiel und Vorbild des Glaubens an sich selbst. Christus jedoch ist, worauf man wohl zu achten hat, keineswegs Beispiel des Glaubens, was die Apostel in erster Linie waren, sondern Vorbild im ethischen Sinne, das Vorbild der Liebe. Wer an sich selbst glaubt, für den ist Christus nicht „Erlöser", der hat überhaupt nicht das Erlösungsbedürfnis, da ja, wer es hat, an sich selbst im letzten Grunde gar nicht glauben kann. Natürlich war Weininger konsequent und verwarf das Erlösungsbedürfnis, also auch Christus als Erlöser. Wer an sich selbst glaubt, der kann sich von der Glaubensforderung Christi nicht getroffen fühlen und darum versteht er den Weg des Kreuzes nicht. Der reißt aber auch auseinander, was wesentlich zusammengehört: den Geist und die Menschlichkeit Christi. Er will, wenn er nicht gar das Christentum direkt negiert, wohl zu jenem, zum Ethos des Lebens und Wortes Christi, ein Verhältnis haben, nicht aber zu dieser, die am Kreuze endete. In ihr und eben im Weg zum Kreuz ist die Glaubensforderung, nicht im Ethos, zu dem man nur ethisch sich verhalten kann und soll; was etwas anderes ist als sich im Glauben verhalten. Hält man es nun geistig wirklich und ohne Selbstbetrug aus, sich ohne den Glauben ethisch zum Ethos des Lebens und Wortes Christi zu verhalten? Wer an den Sohn nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm, sagt Johannes der Täufer. Der „Zorn Gottes" — gewiß ist das ein Anthropomorphismus, aber ein unvermeidlicher und geistig notwendiger für den Menschen in der inneren Wahrnehmung der Gerechtigkeit des Himmels, gegen die man sich vergebens blind stellt. Wie sollte der Mensch ohne den Glauben an Christus — d. i. den Glauben an das Entgegenkommen Gottes in Christus, in dem die Vergebung der Sünde ist — das Verhältnis Gottes zu ihm selber anders verstehen können denn als „Zorn Gottes"?

Der Mensch, der in der Erdgebundenheit seines Lebens wie jedes andere Lebewesen in dieser Welt unter dem Gesetz des Todes steht, das keine Wissenschaft und keine Philosophie jemals hinwegdisputieren wird, bringt, einmal verlassen von den Illusionen seiner Unsterblichkeit, die er aus den Kräften des natürlichen Lebens heraus in seinen „Traum vom Geist" hineinbaut, in sich nichts anderes wider den Tod auf als den Glauben an Christus, in dem uns das ewige Leben verheißen ist; nichts anderes in der Besinnung auf die Geistigkeit seiner Existenz, deren Verzweifeltheit es ist, wenn der Mensch in sich das ewige Leben nicht will, als den Glauben an das Wort, das nicht vergehen wird, auch wenn Himmel und Erde einmal vergangen sein werden. Will, wer an Christus nicht glaubt, in der heimlichsten Tiefe seines Gemüts überhaupt das ewige Leben, über das das Gesetz des Todes keine Macht hat? Will er etwas anderes als das bißchen Leben in dieser Welt, mit allem, wenn er nicht schon ein Resignierender ist, was drum und dran hängt an Macht, Besitz, Ansehen, Ehre, und dabei aber auch in dieser heimlichen Tiefe des Gemüts — gut versteckt hinter seinem Willen zum Leben und vielleicht auch seiner Angst vor dem Sterben — ihm selber unbewußt den Tod? Das ist eine bedenkliche und vieles bedenkende Frage.

Das Wort im Anfang schuf den Menschen, im Worte Christi wird er wiedergeboren. Das Wort im Anfang legte in den Menschen die Geistigkeit seines Lebens und ihre Freiheit. Das Wort Christi findet diese, wenn auch verdunkelt, weil vom Licht abgewandt, und ihrer selbst nicht bewußt, weil ihrem Ursprung fern, schon vor — um sie, eben weil es vom Menschen die unbedingte Entscheidung seines Lebens im Glauben fordert, in ihrer Gebundenheit zu lösen und dem Lichte wieder zuzuwenden. Das Licht aber leuchtet in die Finsternis und die Finsternis hat es nicht begriffen. Denn noch immer kann mit seinem letzten Rest von Freiheit, doch auch den damit preisgebend, das Geistige im Menschen sich verschließen vor der aufschließenden Kraft, die im Worte Christi ist, noch immer kann es sich seiner Bestimmung, das Sichentscheidende zu sein, entziehen. Diese Bestimmung, in der es seine Freiheit hat, gehört ebenso zu seinem Wesen wie

sein Angelegtsein auf ein Verhältnis zum Geistigen außer ihm. Zum erstenmal stand der Mensch im Augenblick seines Abfalls von Gott vor der Entscheidung. Und da, seine Freiheit mißbrauchend, entschied er sich, abfallend von Gott, gegen ihn, gegen den geistigen Grund seiner Existenz und gegen das Wissen um Gott, das in den Grund seines Bewußtseins, dieses konstituierend, gelegt ward, als Gott ihn durch das Wort schuf. Daß in dieser ersten Entscheidung Adams **gegen** Gott und sein Wissen um Gott dieselbe Entscheidung aller Menschen, die nach ihm kommen sollten, vorweggenommen war; sodaß also keiner mehr geboren wurde — Christus ausgenommen, an den deshalb die Versuchung in der Wüste herantrat — und keiner geboren wird, der vor sie im Sinne wie Adam sich gestellt sehe; sodaß der Mensch also schon im geistigen Zustande seines von Gott Abgefallenseins in diese Welt eintritt, um nun das Gott suchende Wesen in ihr zu sein: das eben ist das Geheimnis der Erbsünde, jener unbewußten, weil noch nicht in der absoluten Isolation vor Gott erkannten Sünde; das Geheimnis, von dem Pascal sagt: *Chose étonnante, que le mystère le plus éloigné de notre connaissance, qui est celui de la transmission du péché (originel), soit une chose sans laquelle nous ne pouvons avoir aucune connaissance de nous-mêmes!* Nicht wie Adam vor der Entscheidung für den Abfall von Gott — den er, weil er in ihm ja schon geboren wird, nur mehr als etwas bereits Gegebenes bejahen kann, um hierin seinen Willen zur Beharrung in diesem Zustande zum Ausdruck zu bringen — steht nun der Mensch, sondern vor der Entscheidung im Glauben, im Glauben an Christus, an das Wort, in dem die Fülle der Gnade ist, die Wahrheit des Lebens und die Wiedergeburt und Erlösung des Menschen.

Vom Wort und seiner Gnade hat der Mensch sein geistiges Leben. Das Wort aber ist ihm sehr nahe, in seinem Munde und in seinem Herzen, daß er es tue (5. Mos. 30, 14), und so ist die Forderung, daß er nicht nur Hörer, sondern auch Täter des Wortes sei, auf daß er sich nicht selbst betrüge, wie es im Brief des Jakobus heißt. Die „Tat des Wortes" aber ist in der Liebe und im Bekenntnis der Sünde, die beide die „chinesische Mauer"

des Ichs zerbrechen, hinter der die Finsternis ist, in die das Licht leuchtet. Wie sich in der Liebe zum Nächsten, d. i. zu jenem, den man nicht erst lange zu suchen braucht, um ihn zu lieben, die Liebe zu Gott erprobt, so im Sündenbekenntnis der Glaube an die Vergebung der Sünde im Wort. Es ist der entscheidende Ausdruck dafür, daß einer in der „Ichhaftigkeit" seiner Existenz ein Verhältnis zu Gott als einer geistigen Realität hat. Mit der Erkenntnis der Sünde, dieser Erschütterung der inneren Existenz des Menschen, die etwas anderes ist als die auch im heidnischen Ethos geforderte Selbsterkenntnis, hat es eine ganz besondere Bewandtnis. Solange in ihr nicht Gott wahrgenommen wird in seiner Realität — und das heißt: als das wahre Du des wahren Ichs im Menschen —, ist sie noch nicht, was sie sein will und sein soll: Erkenntnis der Sünde. Und wenn in ihr Gott wahrgenommen wird, immer aber nur als der gerechteste Richter über den Menschen und nicht auch als der Quell der Gnade und Barmherzigkeit, aus dem die Vergebung der Sünde kommt, dann ist sie noch immer nicht, was sie sein will und sein soll: Erkenntnis der Sünde. Denn wenn sie die Gnade nicht wahrnimmt und nicht auf sie vertraut, so bleibt in ihr immer noch, indem das Ich seiner totalen Erschütterung widerstrebt, ein Letztes im Menschen dunkel und verborgen, ein letzter Rest des Geistigen in ihm, der sich dem Licht, das vom Wort kommt, verschließt, um in der Finsternis zu verharren, die das Licht nicht begriffen hat; jenes Letzte, worin die „Verzweiflung" steckt, und das eben ist die Sünde, die sich nicht selbst kennt. Die Erkenntnis der Sünde, ohne die es für den Menschen keinen Weg zu Gott gibt und die nur im Licht des Wortes möglich ist, muß, um das Geistige im Menschen restlos diesem Lichte zu erschließen und der Dunkelheit und der Verzweiflung zu entreißen, den Weg des Wortes gehen, des Wortes, das im Anfang ist — und das Sündenbekenntnis ist ja wahrlich, vom Menschen aus gesehen, das Wort im Anfang, im Anfang seines geistigen Lebens. Denn der „Verschlossene", der die Erschütterung seiner inneren Existenz in sich verschließt — woran einer geistig zugrundegehen muß — und in seiner Verschlossenheit die Sünde und sein Leben in der Sünde liebt, so sehr er sie und sich selbst und sein Leben auch hassen mag, er

ist des Glaubens an die Gnade, aber auch der Liebe nicht fähig. Verschlossen zu sein ist seine einzige geistige Tat und in der ist bei seinem Wissen um Gott, von dem ihn weder die Philosophie noch die Wissenschaft befreit, die Qual und Verzweiflung des Gottnichtfindenkönnens. Und er kommt nicht anders zur Liebe — und zu Gott, der die Liebe ist, was sich in Christus erst offenbarte —, er legt sich selbst die Liebesmöglichkeit in der verschlossenen Tiefe seines Gemüts, ohne die der Mensch ebensowenig wie ohne die Gnade und den Glauben an sie leben könnte, nicht anders bloß, als daß er durch das Wort hindurch aus seiner Verschlossenheit heraustritt; als daß er, auf die geistige Macht des Wortes und die Gnade vertrauend und den Weg zur Liebe, den der Glaube ihn gehen heißt, zuendegehend, d u r c h das Wort, das nun zu seiner Tat wird, das Geheimnis seines Lebens auftut, wodurch er es sich selber auftut. Die Liebe, in der das Leben ist, und das Wort, aus dem das Leben geworden ist und noch immer wird, gehören zusammen.

5.

Wir stehen am Abend eines langen Tages der menschlichen Geschichte, der vielleicht der leuchtendste dieses Geschlechtes war, „das vom Dunklen zum Hellen strebt". Aber auch die Sonne dieses Tages mußte einmal untergehen und sie ging unter in einem Meer voll Blut und Grauen. Vergebens hatte Faust seine Hände nach dem Schleier der entschwundenen Helena ausgestreckt, an dem schon die Dämonen zupften, um ihn zur Unterwelt zu reißen. Das Schicksal des europäischen Menschen erfüllt sich und nicht kann er wie der gefesselte Prometheus dem leuchtenden Aether das Unrecht seines Leidens klagen. Getrieben von der verborgenen Verzweiflung des „ungeheuren Widerspruchs" der individuellen Existenz, der entweder im Glauben an Christus oder niemals eine Lösung findet; von der Verzweiflung über die Gegensätzlichkeit von Natur und Geist, wie sie nun einmal, und sei es auch nur als perspektivische Tatsache, mit dem Menschen in seiner Erdgebundenheit gegeben ist, hat er, als die Sonne seines Lebens in dieser Welt zum Untergange sich neigte, nicht nur den Geist und die geistige Ordnung

des Seins verleugnet, sondern auch und eben in seinem Geistloswerden die Natur. Nun rächt sich diese an ihm, ihn preisgebend den ihr innewohnenden Mächten des Todes und der Vernichtung, und das Licht des Geistes, das in der Welt war und die Welt erkannte es nicht, es richtet ihn. Er ist dem Geist der Lüge verfallen, der alles Menschliche im Menschen erwürgt. Denn dieser Geist war ein Menschenmörder von Anbeginn, heißt es im Johannesevangelium. Der hat aber auch seine Macht über die Welt erst ganz gewonnen, nachdem das Papier erfunden war. Nicht die unmittelbar von Mensch zu Mensch gesprochene, erst die papiergewordene Lüge, die den geistvernichtenden Widerspruch zur Wahrheit, die im Worte war im Anfang, nicht mehr so recht fühlbar werden läßt, sie erst richtete den Menschen ganz zugrunde. Das geschriebene Wort — mehr aber noch gilt das vom gedruckten — kommt, wie Platon sagt, überall hin, auch zu denen, die es nicht verstehen, und weiß selbst nicht zu sagen, für wen es bestimmt war und für wen nicht. Auf dem Wege durch Druckerschwärze und Maschine wird es, eben weil es durch einen Mechanismus der lebenserfüllten Unmittelbarkeit des persönlichen Moments bereits entrückt ist, selber zu etwas Unpersönlichem und läuft zuletzt nur gar zu leicht Gefahr, dem Ursprung des Worts im Geist und in der Wahrheit sich zu entfremden. Die Phrase, von der das Herz nichts weiß und nichts wissen kann, die die Gehirne verklebt, die Urteilskraft knebelt und den Quell des Lebens im Gemüt verstopft, wird nicht aus dem Mund des Menschen geboren. Zuerst steht sie auf dem Papier und von da erst kommt sie in den Mund des Menschen, um nun ihre Herrschaft in einer geistlos werdenden Welt auszuüben. Hat Platon, der durch Sokrates im Gespräch mit Phaidros seine Ueberzeugung ausspricht, daß niemals eine Rede in Versen oder in Prosa geschrieben worden sei, die von Anfang bis zu Ende ganz ernst zu nehmen wäre, das Unheil des Journalismus und einer in Welträtseln und Lebenswundern sich popularisierenden und prostituierenden Wissenschaft geahnt, wenn er im selben Dialog den König Thamos aus Naukratis in Aegypten zum Gotte Theut, dem Erfinder der Schrift, von den Menschen sprechen läßt, die sehr viel lernen werden, ohne darüber zugleich wirklich belehrt zu werden, von dem lästigen, geschwätzigen Geschlecht,

das viel zu wissen meint, während es nichts weiß, nicht einmal, wie fern vom Wissen und der Wahrheit es lebt? Die Welt hat wahrlich, seit sie steht und Menschen in ihr leben, einen Mißbrauch des Wortes und des Glaubens an das Wort, der niemals bloßes Symptom geistigen und menschlichen Verfalls, sondern dessen Ursache ist, nicht erlebt, wie der ist, an dem die Menschheit unserer Zeit zugrunde geht. Der Mensch hat das Wort von Gott. Aber er hat es an den Geist der Lüge verraten und der mußte, um sich seiner zur Vernichtung aller Menschlichkeit zu bedienen, es verderben. Das Verderbnis der Sprache geht Hand in Hand mit dem geistigen Verfall des Menschen. Daß für jenes Verderbnis, vor allem insofern es ein Ausdruck dieses Verfalls ist, innerhalb des deutschen Sprachgebietes kein anderer als ein „Rassefremder" die Augen hat zu sehen und die Ohren, den Mißklang zu hören, der laut genug war, das Gebrüll von Mörsern und die Wehschreie einer gepeinigten Menschheit zu übertönen und trotzdem von niemandem als jenem einen gehört worden zu sein schien; daß dieser eine nur, der kein Deutscher ist, aber mehr Ehrfurcht vor dem wahren deutschen Geiste zeigt, als alle die zusammen, die gestern noch und heute und vielleicht morgen auch noch ihren einzigen Stolz dareinsetzen, Deutsche von heute zu sein, den Mut des Herzens und die Gewalt des Wortes hat, einer im Licht ihrer Wissenschaft blind- und im Lärm ihrer technischen Errungenschaften taubgewordenen Menschheit Augen und Ohren aufzutun für das, was sich eigentlich im Grunde dieser Welt, in der wir nun einmal leben, zuträgt — das eben ist bezeichnend für den Zustand eines Volkes, das, wenn es nicht vorzieht, in expressionistischen Zukunftsträumen sich zu wiegen, geistig hauptsächlich doch davon lebt, daß es einmal von einem Engländer das Volk der Dichter und Denker genannt worden war. Die europäische Menschheit aber verfällt, weil von ihr das Wort des Johannesevangeliums gilt: In sein Eigentum kam er und die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Er, der als Zeichen, dem widersprochen wird, in diese Welt gesetzt ist zur Auferstehung der Menschen, er ist in sie auch gesetzt zum Falle vieler. In diesen Zeiten des Verfalls, in denen zermalmt wird, auf wen der Stein des Anstoßes fällt, sind auch die, in denen das Licht nicht ist, das jeden erleuchtet, der in diese Welt

eintritt, in der geistigen Ordnung unsres Lebens — die nun, da die natürliche zusammenbricht, sichtbar wird für den, der sie sehen will — dazu bestimmt, Zeugnis zu geben vom Lichte. Wenn schon nicht anders, so doch dadurch, daß sie — in ihnen selber, wenn auch nicht sich selbst — das Chaos der Nacht offenbar machen, deren Finsternis das Licht nicht begreifen will, das in sie hineinleuchtet. Diesem Chaos strebt unsre Zeit, behaftet mit dem Fluch der Erfindung des Schießpulvers, dem die Chinesen einmal zu entgehen gewußt hatten, und dem noch größeren der Buchdruckerkunst, befangen in ihrem verbrecherischen Wahnwitz oder irrsinnig phantastischen Traum einer expressionistischen Menschheits- und Kulturerneuerung, eilenden Fußes entgegen.

Die Lebens- und Wirtschaftsordnung des europäischen Menschen, aus deren unheilvollem Schoße der Krieg geboren ward — nicht jedoch um ihr den Todesstoß zu versetzen, der den Menschen wieder aus ihrer Lebens- und Geisteswerte zerstörenden Umklammerung befreien könnte, sondern um sie mit dem Rest an Gütern, der uns nach dem Kriege blieb, im zukunftsblinden Wahnsinn einer letzten Orgie in diesem „Nachtlokal" der Menschheit, das Europa aus sich gemacht hat, sich austoben zu lassen —, sie läßt es zu, daß zwischen die leibliche Notdurft einer Generation, die durch ihre Schuld an Brot und Geist verarmte und nur an Phrasen und der papierenen Lüge des Geldes noch reich ist, und deren Stillung das Gespenst einer unmenschlichen Gewinngier tritt, aus dessen blutsaugender Umarmung heraus die Bedrängten vergebens um Hilfe rufen, bis sie die vielleicht wirklich eines Tages bei jenem anderen Gespenst suchen, das demselben Mutterschoß entsprang, wie das eine, um genau so wie dieses, als dessen Gegensatz und Aufhebung es zwar sich gibt, die ihr verfallende Menschheit in einer lebens- und menschlichkeitsentfremdeten Abstraktion, geboren aus dem Geist der Verneinung und des Hasses, und deren Phrase, in der das Leben und das Heil des Menschen zu haben sie vorgibt, endgültig zu erwürgen. Ob die verschiedenen gewünschten, geplanten, versuchten Reaktionen, die nach einem bereits gegebenen Vorbild mit Säbel, Gewehr und Galgen dem Geist der christlichen Kultur, wenn schon nicht dem des Christentums, wieder zur Autorität

verhelfen sollen, ob sie daran etwas ändern werden, das ist denn doch die Frage — vor die freilich der Mensch Europas in der von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde immer mehr ihn bedrängenden und beengenden Sorge um seine Zukunft sich gestellt sieht. Läßt er es aber auch seine Sorge sein, die vor allen anderen ihm am Herzen liegen müßte, darin den Weg zurück zur verschütteten Lebensquelle zu finden und den Ausweg in der Verzweiflung, daß das Wort, das im Anfang war, wieder lebendig werde in ihm und zur Tat, mit der er wieder anfinge, ein menschliches Leben zu leben und ein Leben im Geist und in der Wahrheit, in dem ihm nicht bange zu werden brauchte um seine Zukunft? Zeigt er doch kaum den Mut zur Erkenntnis der Sünde seiner Existenz, geschweige denn zu ihrem Bekenntnis, zur Tat des Worts, die im Anfang wäre seiner Wiedergeburt und durch die er Gott gäbe, was Gottes ist, das Wort, das er an den Geist der Lüge verraten hat. Hat er den Mut aber nicht und findet er ihn nicht, verschließt er sein Ohr und sein Gemüt der göttlichen Mahnung des *metanoeite*, die am Anfang der Verkündigung des Evangeliums steht, daß das Reich Gottes dem Menschen nahegebracht worden ist, dann ist er dem Gericht verfallen, das schon begonnen hat, über ihn sich zu vollziehen.

Denn — das Wort, das zwar vor allem Gesetze steht und über ihm, ist selber Gesetz über dem Menschen, Gesetz und Ursprung der Geistigkeit seiner Existenz. Oder es ist Tat im Menschen. Wird es zu dieser und so zum Wort im Anfang seines geistigen Lebens, dann kehrt der Mensch in die Geistigkeit seines Ursprungs, der seine Existenz in dieser Welt sich entfremdet hat, zurück und lebt aus ihr heraus. Wird es aber nicht zur Tat in ihm, so bleibt es stehen als das Gesetz über ihm, an dem dann sein Leben geistig zerbricht. Nicht sandte Gott seinen Sohn in die Welt, daß er diese richte, sondern daß sie selig werde durch ihn.... Das aber ist das Gericht, daß das Licht in die Welt kam und es liebten die Menschen die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse (Joh. 3, 17 und 19). Im Wort ist das Gericht, weil es das Gesetz über dem Menschen ist. Und im Wort ist die uns verheißene Erlösung, wenn es zur Tat im Menschen wird.

SÖREN KIERKEGAARD (1813—1855): TAGEBÜCHER (IV)

Ausgewählt und übersetzt von Theodor Haecker.

1835

Nov. 13. — Man täuscht sich oft selbst, indem man manchen Einfall und manche Bemerkung, die entweder gerade jetzt lebendig hervorströmen aus einer Zeit, da man sie gelesen hat, oder im Bewußtsein des ganzen Zeitalters liegen, für sein Eigentum hält, — ja, eben in diesem Augenblick, da ich die Bemerkung mache, ist diese vielleicht wieder ein Resultat der Erfahrung des Zeitalters.

1836

Jan. 15. — Dieselbe Schwierigkeit, die auf dem Gebiet der Erkenntnis in Hinsicht auf das Mitbekommen der empirischen Masse besteht, zeigt sich auch im Gefühlsleben; denn nehmen wir an, es würde einer bei einem Todesfall sich bewußt, daß an jedem Tag in Europa 100.000 Menschen sterben, so käme ihm seine Trauer lächerlich vor. Daraus ersieht man die Notwendigkeit, in der Erkenntnis die Nationaleigentümlichkeit festzuhalten.

Es hat sich mir oft aufgedrängt, wenn ich die eine oder andere gute Dichtung las, die eine oder andere geniale Arbeit, daß es doch gut sei, daß ich nicht selbst ihr Verfasser bin, denn nun ist es mir doch erlaubt, meiner Freude recht Luft zu geben, ohne Furcht, der Eitelkeit beschuldigt zu werden.

Februar. — Die Leute verstehen mich so wenig, daß sie nicht einmal meine Klagen darüber verstehen, daß sie mich nicht verstehen.

Es ist sonderbar, daß unser Zeitalter, das für das Nützliche so begeistert ist, nicht soweit kommt, etwa jedes Begräbnis und alle Pietät gegen die Toten abzuschaffen; und anbefiehlt, die

Leichen zu verbrennen; man könnte ja daraus einen Patentdünger gewinnen. —

März. — Das ganze menschliche Leben ließe sich gut wie eine große Rede auffassen, in der die verschiedenen Menschen die verschiedenen Redeteile repräsentieren (das ließe sich vielleicht auch auf die Staaten im Verhältnis zu einander überführen). Wie viele Menschen sind bloß Adjektiva, Interjektionen, Conjunktionen, wie wenige sind Substantiva, Verba, wie viele sind Kopula.

Ueber die Bedeutung der Partizipien für die philosophische Sprache — der Gegensatz sind Parenthesen — ein System in einer einzigen Periode — Gäbe es auch einen, der es schreiben könnte, so fände man doch kaum einen, der es lesen könnte.

Das Antike ist ein Praesens; das Romantische ein Aorist.

Das ist der Unterschied zwischen dem, der aus Begeisterung für eine Idee dem Tod entgegengeht, und dem Nachäffer, der ein Martyrium sucht, daß, während der erste gerade im Tod in seiner Idee am meisten lebt, der andere mehr an dem wunderlichen, bitteren Gefühl sich erfreut, das im Unterliegen liegt; der erste freut sich über seinen Sieg, der zweite über sein Leiden.

Das Romantische liegt eigentlich darin, daß die zwei Hälften einer Idee auseinandergehalten werden durch etwas dazwischen liegendes Fremdartiges. Da Adam geschaffen war, verlangte Adams Idee ihr Supplement in Eva (die Tiere kamen zu ihm, und er gab ihnen ihre Namen — das Mannigfaltige ist hier — der Chor, wenn ich so sagen darf, ist hier — die Ironie ist hier —). Eva kommt und das Romantische ist vorbei, es ist Ruhe. — Der Mensch ist erschaffen, er sündigt; dieses Faktum verlangt sein Supplement, nämlich Christus. Bei den Nationen nun, die dieser Halbheit in der Existenz sich bewußt wurden, entwickelte sich das Romantische, die übrigen bildeten den Chor — Ironie usw. Christus kommt, es ist Ruhe — Christi Wiederkunft könnte nun wieder so behandelt werden.

Das hier Angeführte läßt sich leicht nachweisen, sowohl im Mittelalter überhaupt, wie in den Praestationen, die dem Romantischen angehören.

Ist das Echo romantisch? Ja; aber wenn es antwortet, ist das Romantische vorbei.

Das Tragische, das in der Unmöglichkeit liegt, einen zu haben, dem man sich verständlich machen kann, ist so schön ausgesprochen in der Genesis, wo Adam allen Tieren ihre Namen gibt; aber k e i n e n findet für sich.

Die drei großen Ideen (Don Juan, Faust und der ewige Jude) repräsentieren sozusagen das Leben außerhalb der Religion in seiner dreifachen Richtung, und erst indem diese Ideen lebendig werden in dem einzelnen Menschen und mittelbar werden, erst dann kommt das Moralische und Religiöse; so steht meine Anschauung von diesen drei Ideen im Verhältnis zu meinem dogmatischen Standpunkt.

April. — Liegt das Romantische im Gebrochenen, Mannigfaltigen? Nein; denn die Antike hat ja Nymphen, Nereiden usw., aber das Romantische im Gebrochenen liegt darin, daß ein unbefriedigter Drang es heraufbeschwört hat, ohne doch seine Befriedigung darin zu finden.

Wenn ich merke, daß mein Kopf anfängt, sich auf die Hinterbeine zu stellen. — — — Der Dichter muß nämlich haben, was der Nordländer im Himmel erwartete, ein Schwein, das er immer abstechen kann, und das immer von neuem aufwächst. — —

Schießt sich eine Kugel vor den Kopf, wi, wa, wende, so hat die Sach ein Ende, und wie, wa winnen, nun kann ein anderer beginnen.

Einer, der hinging und an Selbstmord dachte; im selben Augenblick fiel ein Stein herab und schlug ihn tot, und er endete mit den Worten: Gott sei Lob und Dank.

Ich komme eben von einer Gesellschaft, in der ich die Seele war; der Witz strömte aus meinem Mund, alle lachten, bewun-

derten mich — aber ich ging, ja der Gedankenstrich muß so lang sein, wie die Radien der Erdbahn ——————————

——————————

—————— hin und wollte mich erschießen.

Tod und Hölle, ich kann abstrahieren von allem, aber nicht von mir selbst; ich kann nicht einmal mich selbst vergessen, wenn ich schlafe.

Wie weit ist es wahr, daß ich über meine eigenen Witze nicht lachen kann?

Allgegenwart meines Witzes!

Juni 10. — Ein Wandermusikant blies auf einer Art Rohrflöte (ich konnte nicht sehen, was es war, da ich in einem andern Hof war) das Menuett aus Don Juan, und der Apotheker stieß seine Medizin, und das Mädchen scheuerte im Hof, und sie merkten nichts, und der Flötenspieler vielleicht auch nicht, und ich fühlte mich so wohl.

Die Umkehr geht langsam. Man muß, wie Fr. Baader richtig bemerkt, denselben Weg zurückgehen, den man vorher ging. Man wird leicht ungeduldig; wenn es nicht sofort geschehen kann, kann man es ebensogut sein lassen oder morgen beginnen und heute genießen; das ist Versuchung. — Ist das nicht der Sinn der Worte: das Reich Gottes mit Gewalt an sich reißen —?

Und darum heißt es, daß wir für unsere Erlösung mit Furcht und Zittern arbeiten sollen, weil sie nämlich nicht fertig oder vollendet ist; sondern ein Rückfall möglich ist. — Und es ist sicher zu einem Teil diese Unruhe, welche Leute trieb, mit so großem Eifer das Märtyrertum zu suchen, um die Probe so kurz und momentan so stark wie möglich zu machen; eine Probe, in der immer leichter zu bestehen ist, als in einer langwierigen.

Die gegenwärtige Zeit ist die Zeit der Verzweiflung, die Zeit des ewigen Juden (so viele reformatorische Juden!)

Juni 19. — Woher kommt es, daß wir das Komische am liebsten in Gesellschaft, das Tragische allein lesen wollen? —

Juli 16. — Die Handlung ohne das Interesse einer Idee ist wie Dialektik ohne ein Interesse des Wissens — Sophistik. — Darum ist es recht interessant, daß gleichzeitig mit den größten Sophisten (auf dem Gebiet der Erkennntis) auch die größten Sophisten auf dem Gebiet der Handlung lebten, nämlich die, welche sich in Enthaltsamkeit übten, durch Selbstpeinigungen.

Aug. 25. — Fehlt die Begeisterung der Erkenntnis, die man doch als eigentümlich für Faust betrachten muß, eigentlich nicht in der Behandlung Goethes? — Wohl ist es wahr, was ich bei einer anderen Gelegenheit gesagt habe, daß Faust Don Juan in sich aufnimmt; aber dessenungeachtet kann sein Liebesleben, seine Sinnlichkeit niemals so werden; bei ihm ist dieses bereits mittelbar, etwas, in das er aus Verzweiflung sich stürzt.

Der Hegelsche Wiederkäuungsprozeß mit 3 Magen: erst das Unmittelbare, dann wird es wieder aufgestoßen, dann wieder hinunter. Vielleicht könnte es deshalb ein folgender Meister mit 4 Magen probieren u. s. f., wieder hinunter und wieder herauf; ich weiß nicht, ob der Meister versteht, was ich meine.

FRIEDRICH SCHNACK: GEDICHTE

AN DIE FLUR

Aus deinen Schluchten dampft der Morgenrauch,
Ich höre deine hellen Flüsse schallen,
Feucht blitzt der Tau, aus Sterngewölk gefallen,
Lobflammen brennen aus geweihtem Osterstrauch.

Wie fühl ich dich, erhabner Geist der Flur,
Dein großes Herz klopft heiß im Saft der Wälder,
Rot glänzt dein Blut im braunen Strom der Felder,
Die Bronze deines Leibes schmückt des Ginsters Feuerschnur.

An Teichen leuchtet sinnend dein Perlmutterblick,
Hier sitzt die Fabel alt und hütet ihre Wunder,
Der Zeitenvogel wacht vertieft im seufzenden Hollunder,
Die Sonnenblumen deiner Gärten künden Gold und Glück.

Umlaube mich, umgrüne mich, uralte Sommeraue!
Ich bin dein Sohn und deines Schoßes Frucht,
Geborgen süß in dir — im Schatten deiner Braue
Bleiben die Einfältigen und Weisen wie Lämmer unversucht.

KLEINE LEGENDE

In Abendlande ging ich fort,
Hier summt kein Wind, hier tönt kein Wort.
Der Mensch, ein Hirte, stieg zur Au
Und wusch den Leib im Wolkenblau.

Das weiße Schaf zieht durch den Hain,
Der Hund steht schwarz im Blumenschein.
Der Vogel lockt und schläft im Strauch,
Bald ruht der hohe Hirte auch.

Die helle Mondensichel geht,
Wo Mohn und Sternenblüte steht.
Das Wasser quillt, das Wild kommt weit
Vom schwarzen Berg der Ewigkeit.

DIE DROSSEL

Erschüttert war die Flur, als eine Drossel aufsang in der blauen Luft.
Sie hatte Gottes Zauberschritt gehört, in Traubengärten, eingeschlafnem Mohn,
Und rief ihn süß aus hellem Vogelblut — er aber schmolz unendlich hin in Duft
Und war wie Wind um weiße Lilien schon.

Doch blieb Erschütterung, zart und sonderbar.
Geheimnisvoll gestreift lag Lorbeer um ein Haus,
Musik erglühte tief, sang eines Herzens hohe Wonne aus,
Gewässer seufzten, seltsam klar, und ruhten golden in den Wiesen unsichtbar.

Unwirklich stieg der kühle Berg herauf,
Den Stern um Stern narzissenweiß besprühte.
Vor Volk und Angesicht tat sich der Himmel auf.

Von Tau troff Frucht und Laub, die Mitternacht kam schon,
Ein Fluß erscholl, die Drossel schwieg, der Honig quoll im dunkeln Kelch der Blüte,
In Traubengärten, eingeschlafnem Mohn.

TRAUMZAUBER

Auf der Mondwiese weiden die Schafe,
Auf der Mondwiese wartet ein Hirt.
Ich hebe die Stirne im Schlafe,
Mich haben die Düfte verwirrt.

Die weißen Steine erklingen,
Vögel rauschen im Jahr.
Ich höre die Wasser springen
Fremd und sternenklar.

blauen

Die Türen schwingen im Winde,
eing-
Die Blumen quellen herein
Aus alter Vaterlinde
brnd:
Strömt Gold und Hauch auf mich ein.

Die Krüge sind milchüberronnen,
Die Schränke sind tief voller Frucht.
Gewänder sind seiden gesponnen,
Unirdisch und unversucht.

den

Die Wolken vergessen der Reise,
Sie schweifen durch Stube und Haus,
Und atmen verzückt und leise
Gerüche der Mitternacht aus.

Ein Gast glüht heimlich am Herde,
1
Die Flamme bedroht sein Gesicht.
Am Tore schnauben die Pferde,
Ich kenne den Fremdling nicht.

VERTIEFUNG

Im Gottgeheimnis liegen die Täler versunken,
Die Hirten haben aus heiliger Quelle getrunken.
Hosiannahwinde durchbrausen die Länder der Herzen,
Mild durch die Wolken lächelt die Mutter der Schmerzen.

Die Sphären kreisen um Gott, das Wort ist tief lebendig,
Der Glanz der Andacht blüht erhöht inwendig.
Der Ewigkeit gelöste Wasser triefen,
Die Seele schwebt in großen Glaubenstiefen.

Die Burg der Freude wächst mit Wolkenzinnen
Wo leichte Wälder stehn und reine Lüfte rinnen.
Die Zeit hub an mit guten Heilandsjahren:
Der große Christ versammelt seine Scharen.

VERBUNDENHEIT

Zu großen festlichen Zeiten
Lad ich euch ein in das gütige Haus:
Hier will das Herz, ein fröhlicher Wirt, glänzende Trünke bereiten,
Hohe Musik bricht Harfen und Goldhörnern aus.

Dem lös ich die Lippe leicht, der bitter geschwiegen,
Den ruf ich mit christlichem Namen, den keiner je rief:
Aus Wolken hernieder steigen die Hirten, die Ziegen,
Die Brüder im Tale kommen empor und antworten tief.

Hier sind die alten Wälder zur Einkehr geladen,
Mit brausenden Düften wachsen sie luftig herein.
Einsame Winde von brennenden Felsenpfaden
Atmen im Estrich und beugen sich über den Wein.

Treue Gestalten erscheinen aus Felsen und Fluren;
Die noch kein Weltsinn verwirrte, finden das heimliche Tor.
Waldgrüne Riesen, mit Moos und Jahrtausendspuren,
Oeffnen die Berge und treten aus Kammern hervor.

Gräser und Halme bespülen die zaubrische Schwelle.
Falter stöbern aus Mittag, Bienen umwölken das Dach.
Innige Mädchen bringen Gespinste und Felle,
Wandelnde Demut dient lautlos in Flur und Gemach.

Blumen aus ewigen Gärten spiegeln sich froh in den Scheiben,
Seufzende Wipfel verlohen in glücklichem Blau:
Euch werden die Früchte der triefenden Herbste verbleiben,
Tage voll Sagen und Fabeln in Stille und Tau!

Weilet, oh weilet; ich habe die Tiere gerufen,
Ihre versonnenen Scharen suchen das menschliche Herz.
Die Eselin nahet, der Hund schlägt an auf den Stufen,
Das Auge der Lämmer verdunkelt des Weltlammes Schmerz.

Harret! Die Taube fällt aus der südlichen Wolke.
Freunde, empfindet die Stunde, Erlösung ist nah!
Sichtbar verkündet der kommende Christ sich dem Volke,
Bleibet verbunden im Hause: die Liebe geschah!

CARL DALLAGO:
DIE GEFANGENNAHME DER LIEBE

(„Der große Unwissende", II. Teil, Kap. 9)

Nun habe ich wieder die Oelbäume, die Sinnbilder des Friedens, um mich. Doch macht sich der Friede auch in dieser Gegend, von der die Sieger Besitz ergriffen, noch wenig fühlbar. Die Teuerung hält an, und die Ruhe ist noch nicht hergestellt. Es scheint, daß der Friede eine Errungenschaft ist, die nach solchen Siegen nicht recht aufkommen will. Auch die Landschaft trägt noch arge Spuren der Verwüstung durch den Krieg. Nur das Gebaren der Natur ist dasselbe geblieben, und der Wandel der Jahreszeiten, der Auf- und Untergang der Tage und Nächte vollzieht sich in einer Weise, die keine Grenzverrückung, kein noch so gewaltsames Ordnen von Seite der Menschen zu stören vermag.

Daß der religiöse Mensch diesem Verhalten der Natur näher stehen muß als dem Verhalten der sogenannten Mitmenschen, die ihrem Trieb zu eigenmächtigem Ordnen immer wieder unterliegen, steht außer Frage. Denn der religiöse Mensch muß seinem Schöpfer untertan sein wollen, und damit untertan auch einem von jeher Ordnenden, und erst die Ausübung dieses Untertansein befähigt ihn schließlich zum Erfassen und ruhigen Hinnehmen des Zeitgeschehens. Es bringt mit sich, daß der Mensch dem Gebahren der Natur als der Schöpfung umso näher kommt, das heißt hier wiederum: daß er auch vom gewaltsamsten Ordnen von Seite der Menschen umso weniger berührt wird, je religiöser er ist. Solchem Nichtberührtwerden muß aber notwendig die eigene Abkehr von allem gewaltsamen Ordnen und Anordnen vorausgegangen sein. Daraus folgt: Ein Mensch steht allem gewaltsamen Ordnen und Anordnen umso ferner, je religiöser, also auch: je wahrhaft christlicher er ist. Zu den Eingriffen des gewaltsamen Ordnens von Seite der Menschen gehört aber auch die Einbeziehung der Ehe in den Bereich der staatlich sanktionierten kirchlichen Institutionen. Durch sie auch wurde die Gefangennahme der Liebe bewirkt.

Damit bin ich zur Stelle gekommen, wo ich einsetzen will, um weiter aufzudecken, was das Christentum als Kirche, richtiger: was der Fortschritt des Kirchentums an dem Menschen verschuldet hat. Zuvor jedoch sei noch der Stand des Christlichen als des Geistigen und Religiösen am Zeitgeschehen geprüft.

*

Als Deutscher meiner Muttersprache nach (die ich nie verleugnen möchte und nicht verleugnen könnte) schaue ich vorerst nach den Deutschen. Da sehe ich das gewaltige Unterliegen des deutschen Volkes trotz seiner gewaltigen Leistungen und Siege. Es hatte scheinbar die ganze Welt gegen sich. Aber das konnte nicht so schwer wiegen; denn diese Welt gegen sich haben, könnte ja auch der Ansporn sein, eine innere Kraft erst zu voller Geltung zu bringen. Was entscheidend war: das deutsche Volk hatte auch das bessere Menschliche, ja das Geistige selber gegen sich. Damit ist angedeutet, daß das Vorgehen der Deutschen, der Hauptsache nach, nicht innerer Nötigung, sondern dem Vertrauen auf die äußere Leistungsfähigkeit entsprang: ein Beweggrund, der, geistig gesehen, hinfällig erscheint und daher einer Stütze bedurfte; so mußte noch jene beabsichtigte Täuschung hinzukommen, die eine Nötigung zum gewaltsamen Vorgehen vorschützte, was vom leichtgläubigen Volk und von manchem Fernweilenden wie unsereinem, der sich in politischen Dingen die eigene Meinung gern ersparen möchte, auch geglaubt werden konnte. Heute, da unwiderleglich dargetan ist, daß das deutsche Volk mit dem zweiten Wilhelm gewiß nicht den Würdigsten zum Herrscher hatte — man vergegenwärtige sich nur den philiströsen Cäsarenwahn dieses Herrschers, dessen Verblendung soweit ging, daß er die Entlassung Bismarcks in einem Schreiben an den Zaren mit dem Satze zu rechtfertigen wagte: „Die klaren Köpfe werden anfangen zu verstehen, daß ich Gründe hatte, diesen unbändigen Mann mit seinem niedrigen Charakter aus dem Amte zu schieben" —, heute zeigt sich doch schon deutlich genug, wie alles so gekommen sein mag. Kein Wunder, wenn als Folge einer solchen Gesinnung des Herrschers die „klaren Köpfe" den so verwirrt

sehenden Gebieter wirklich zu verstehen anfingen, seine Mängel als Vorzüge herausstrichen, und so zu Einfluß gelangten. Und kein Wunder, wenn schließlich so der nationale Dünkel zu jenem verfänglich dröhnenden Deutschtum anwuchs, das über alles ging und zu einer Ueberhebung führte, die das bessere Menschliche im Volk untergrub, so daß es wirklich schien, als sei der geistige Mensch dem Reich abhanden gekommen. Nur so erklärt es sich, daß schließlich überall das bessere Menschliche, ja das Geistige, sich gegen die Deutschen kehren mußte, und dies erst, ich wiederhole es — nicht, daß sie einer Welt von Feinden gegenüberstanden — zeitigte ihren Fall.

Nun mag die eigentlich untunliche Frage erstehen, ob es im Grunde berechtigt war, daß die Deutschen das bessere Menschliche, ja das Geistige, gegen sich hatten? Darauf wäre zu antworten: Das bessere Menschliche, ja das Geistige gegen sich haben, heißt: sein besseres, sein tieferes, ja sein wahres Selbst gegen sich haben. Damit erstirbt die Frage nach Berechtigung, und man erkennt, daß das, was man für sich hatte, gerade hinreichte zum Selbstbetrug. Das Nationale aber ist, das erwies sich hier wieder, keine genügende Speisung für den Menschen. Und wo es vollends alle geistige Nahrung ersetzen will, macht es den Menschen nur hinfällig, und alle äußere Leistungsfähigkeit wird seinen inneren Zusammenbruch nicht aufhalten können. Was aber für den einzelnen Menschen gilt, muß — da das Volk aus Einzelnen besteht — auch für die Gesamtheit eines Volkes gelten.

Die Deutschen aber hatten es schon so weit gebracht, daß sie auch „für deutsche Religion" warben. Und der Verdeutschung des Herrgotts stand würdig der Wahlspruch zur Seite: „An deutschem Wesen muß die Welt genesen!" Bei einer anderen Nation wäre der Satz als pompöse Wortgebärde vielleicht mehr ins Leere verpufft. Bei den Deutschen erhielt er durch die ständig hörbare Waffenbereitschaft einen peinlichen Ernst. Und dies eben: Den Geist, den Geist der Wahrheit, ja den „heiligen Geist" für sich allein in Anspruch zu nehmen, ihn überdies noch mit dem eigenen Nationalen zu identifizieren und dieses der Welt zur Genesung aufdrängen, das Recht hiezu mit Waffenklirren be-

tonend: das mußte das bessere Menschliche, ja das Geistige gegen die Deutschen aufbringen; denn das ist Ueberhebung, die den Fall in sich trägt, und ist, religiös oder christlich gesehen, völlig verwerflich.

Bedenkt man nun noch, daß es ein sogenannter christlicher Herrscher war, durch den solche Gesinnung im Reiche gepflegt wurde, daß jedoch dem christlichen Herrscher ein Höherer vorgesetzt ist, der völlig Anderes lehrt und daß auch dieser Höhere angeblich seine Vertreter auf Erden hat, deren Aufgabe es ist, auch den christlichen Herrscher zu belehren, so trifft zunächst die Verantwortung für die Gesinnung, die im Herrscher wie im Reiche vorherrscht, diese Vertreter, es sei denn, sie wären in Widerspruch zu allem, was vorgefallen, und stünden in Ungnade bei Herrscher und Volk. Doch diese Vertreter, die Repräsentanten der Kirche, standen unter dem zweiten Wilhelm nicht in Ungnade im Reiche, sondern standen in Ehren und Würden; sie waren auch nicht im Widerspruch zum Herrscher und zu den herrschenden Kreisen, sondern predigten, wenn auch in ihrer Art, die christliche Liebe, wobei das Hofpredigertum besonders gedieh. Aber die Liebe — und nicht erst die christliche — war eben schon lange gefangen gesetzt; gefangen gesetzt durch die „christliche" Kirche, die herrschend geworden ist!

*

Wenn der Mensch allem gewaltsamen Ordnen und Anordnen umso ferner rückt, je religiöser er ist, muß dort, wo dieses Ordnen und Anordnen-Wollen, ohne daß eine innere Notwendigkeit dazu vorliegt, geradezu zur Weltordnungssucht ausgewachsen ist, das Religiöse fast ganz abhanden gekommen sein. Im Deutschen Reich ist unter Wilhelm II. diese Weltordnungssucht schließlich allzu herausfordernd in Erscheinung getreten. Für den Menschen wie für ein Reich besteht jedoch nie die Notwendigkeit, die Welt zu ordnen, und Weltordnungssucht entspringt wohl immer einer Stockung des geistigen Lebens, dem völligen Mangel an Religiosität. Es wäre ja auch ein fruchtloses Beginnen, die Welt als solche ordnen zu wollen, da doch die wahre Ordnung, die Ordnung von jeher, nicht von dieser Welt ist.

Aus der Tatsache nun, daß in Ländern und Staaten, wo solcher Mangel an Religiosität offen zutage liegt, die angeblichen Vertreter der christlichen Religion als die Repräsentanten der Kirche sich in Ehren und Würden behaupten, statt auf entschiedenen Widerstand zu stoßen — aus dieser Tatsache, die bezeugt, daß immer mehr bloßes Kirchentum anstatt des Christlichen, als des Geistigen und Religiösen, zur Geltung gelangt ist, läßt sich wiederum folgern: wo das Christliche oder Religiöse zu bloßem Kirchentum entartet ist, stockt die Zufuhr des geistigen Lebens. Wie sollte da die Liebe, die sich als Gottes- und Nächstenliebe äußert, aufkommen können!

Was ich mir da, zurückschauend auf den inneren Zusammenbruch des Deutschen Reiches, vergegenwärtigt habe, mag mehr oder minder für alle sogenannten christlichen Staaten in Betracht kommen, Amerika — das sich ja auch „christlich" gebärdet — nicht ausgenommen. Es hat nämlich den Anschein, als stünden alle diese Staaten vor einem inneren Zusammenbruch. Denn die innerste Angelegenheit des Menschen — und nun gar die des Christen — führt in jedem „christlichen" Staate ein mehr oder minder ausgesetztes Leben. Nur wäre vielleicht nicht außeracht zu lassen, daß die Kirche als solche in den romanischen (und wohl auch slawischen) Ländern faktisch, d. h. in ihrer Wirkung nach außen, mehr an Ansehen und Einfluß eingebüßt hat als bei uns Deutschen; woraus zu folgern wäre, daß ihr dort eher noch wahre Gläubigkeit und damit auch das Christliche anhänglich sei, während bei uns vielfach augenfällig auch das völlig Unchristliche sich nach außen hin zur Kirche bekennt oder doch wenigstens mit ihr paktiert, so daß diese ungescheut es wagen darf, selbst das im christlichen Sinn verwerflichste Mittel, die Zwangspolitik, zur Erlangung weltlicher Vorteile für sich auszubeuten. Wie weit es die Vertreter der Kirche bei uns, d. h. im deutschen Tirol, diesem kirchlichsten Ueberbleibsel des Habsburgerreiches, gebracht haben, zeigt eine fettgedruckte Zeitungsnotiz vom vergangenen Sommer, unterzeichnet von den vereinten — in eine „Volkspartei" zusammengefaßten — kirchenchristlichen Parteien, welche lautet: „Wir *müssen* wählen! Alle, ohne Ausnahme, ob Mann oder Weib. Wir wollen

doch nicht unsere Geschicke blind *unbekannten fremden* Händen überantworten!" Wohl wissend, daß nach solchem männermordenden Krieg die Ueberzahl bei den Weibern ist, deren Stimmen ihr zugute kommen mußten, setzte diese selbe Partei den gesetzlichen Wahlzwang für jedermann durch und trieb ihre weibliche Herde, auch die Klosterfrauen, zur Stimmenabgabe für die Wahl der Reichs- und Landesregierung wie für die Vorstehung der Gemeinde. Selbst die Geschicke einer Stadtgemeinde wollte sie nicht blind unbekannten fremden Händen überantworten, und was nicht Hand in Hand mit ihr ging, gehörte eben ohne weiteres zu jenen unbekannten fremden Händen, auch wenn es Hände waren, die schon jahrelang für das Wohl von Stadt und Land gewirkt hatten.

Und so geschah es und geschieht es noch: daß von Agenten der Kirche, den christlichen Pressejuden, als den heutigen Pharisäern, und der Geistlichkeit als den heutigen Schriftgelehrten, die sich auf den toten Buchstaben berufen, weil sie dessen geistiges Leben längst aus sich verloren haben, sämtliche Ordens- und Weibsleute aufgeboten werden, damit ihnen diese den Platz an der Sonne dieser Welt sichern helfen und ihnen nichts von ihren weltlichen Errungenschaften verloren gehe. Hätten sie noch eine Spur wahrer Christlichkeit im Leibe, müßten sie sich sagen: daß keine Macht der Welt dem wahren Christlichen oder Religiösen beikommen kann, und daß es gerade Sache des wahren Christen ist, sich blind unbekannten Händen zu überantworten, im Vertrauen auf gütige Geschickeslenkung durch die ewig unbekannten Hände dessen, der Schöpfer aller Kreatur ist. Und niemals dürften Ordensleute — und schon gar nicht unter Hinweis auf den geistlichen Gehorsam — zu solchem weltlichen Spiel mißbraucht werden, da doch immerhin etliche dieser Ordensleute der Welt wahrhaft entsagt haben mögen. Aber die politischen Sturmtruppen der Kirche, oder vielmehr deren weltlich vorgeschobenste Posten verstehen das christliche Leben anders; sie verraten sich und ihre Position heute offen durch die Presse und unterstreichen, was zu unterstreichen ist:

„Und nun noch ein ernstes, letztes Wort an euch, christliche Wähler und Wählerinnen. Ihr steht vor einer schwe-

ren Gewissenspflicht, wie dies auch die Bischöfe in ihrem neuesten Hirtenschreiben erklären. Es handelt sich bei dieser Wahl um Großes, Wichtiges, wie noch bei keiner Wahl bisher. Wie müßte es dir, christlicher Vater, christliche Mutter, ums Herz werden, wenn die Feinde der Kirche siegten und die Religion, das Bild des Gekreuzigten, den Priester aus der Schule verbannten, und du müßtest dir sagen: Auch durch meine Schuld? Müßte dir der Gedanke von der Mitschuld nicht wie Feuer auf die Seele brennen? Und wie könntest du, christliche Jungfrau, die du einst an den Traualtar zu treten gedenkst, deine Stimme einem sozialdemokratischen oder freiheitlichen Kandidaten geben, die für die sogenannte Ehereform sind? Du willst doch eine christliche unauflösliche Ehe eingehen? Wer wollte es wagen, mit einem Stimmzettel einer jener Parteien, welche für die Trennung der Schule von der Kirche, d. h. den Hinauswurf Christi aus der Schule, für die Auflösbarkeit des hl. Ehebundes und die Wiederverehelichung eintreten, vor ein Kreuzbild hinzutreten und zu sagen: Herr, mein Gott, ich kenne deine Gebote und Gesetze, aber ich streiche, soviel an mir liegt, sie mit diesem Stimmzettel durch. Das zu sagen, würdest du dich schämen, aber du handelst ähnlich, wenn du sozialdemokratisch oder freiheitlich wählst. Laß es dir gesagt sein, was Christus erklärt: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich."

Das — diese Lästerung — ist eine „christliche" Presserede; sie könnte ebensogut eine „christliche" Kanzelrede sein, denn gewiß ist dergleichen auch öfter von der Kanzel herab verkündet worden. Es berührt wie ein letztes, völlig hinfälliges Aufgebot. So hat es bei uns ausgesehen — damals, vor dem Zusammenbruch der Front. Auch da waren es die vorgeschobensten Stellungen, die keine genügende Kost mehr bekamen; so mußten sie versagen. Nun kommt wohl im Versagen die Reihe an die Kirche.

Ich bin zwar nur ein Laie und will niemals mehr sein im Religiösen. Aber ein Laie, der es redlich meint, steht schon so nahe an dem offenen Tor zum Religiösen, daß er hineinsieht. Und was er hier wahrnimmt und was er wahrnimmt, wenn er zur Kirche hineinsieht, ist zweierlei, und es ist so verschieden wie Weltsein

und **Mensch** sein. Das ist nämlich, solange diese Welt besteht, auch zweierlei.

Die Kirche sollte sich darum nicht länger als Kirche Christi ausgeben, sondern der Welt offen Nachfolge leisten. Sie sollte darauf verzichten, dem Menschen eine Nachfolge Christi vorzuspielen, denn **die Kirche ist Welt**. Und wer es nicht glauben will, der verfolge ihre Wahlagitation und genieße die geistige Kost, die sie in ihren vorgeschobensten politischen Stellungen verabreichen läßt. Man vergegenwärtige sich nur die Aufforderung an die christliche Jungfrau und Mutter zur Beteiligung am Wahlkampf und denke sich mit solcher Kost die ersten christlichen Gemeinden gespeist. Man vergleiche das Christentum von einst und jetzt. Und täusche sich nicht: Das Jetzt ist die Errungenschaft der Kirche. Wer dürfte noch sagen, daß die Kirche die berufene Vertreterin, die Hüterin des Christlichen Christi sei!

Einst predigte ein wahrhaft Berufener dem Volke das Christentum als das Geistige und Religiöse, existenziell dargetan von Jesu Christo als dem Menschen, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte; der als solcher auch ein wahrer Sohn Gottes ist. Und das Volk hörte und nahm auf und vereinzelte sich, je mehr es aufnahm; denn ein jeder, der aufnahm, stand seinem Gott und einer Ewigkeit gegenüber. Heute lehren völlig Unberufene das Christentum in Presse und Kirche, und wo die Leute das Gehörte aufnehmen, rotten sie sich zusammen, gehen ins Wahllokal und werden Stimmvieh.

Nein, wie früher die wahren Christen als Geistesmenschen lebten, und wie die Uebervielen alle leben, die sich heute zum Christentum bekennen, ist so grundverschieden, daß es kaum mehr zu vergleichen ist. Heute, angesichts der Existenz dieser „christlichen" Welt, die das Ergebnis der Entwicklung der „christlichen" Kirche ist, muß vielmehr bekannt werden, daß das Einst in religiöser Hinsicht, wie es sich im Leben der sogenannten Heiden und Götzenanbeter kundtat, dem Jetzt gegenüber noch immer in Ehren bestehen kann. Denn kannten sie damals auch Menschenopfer, und war die Sinnenlust bei ihnen freigegeben, so brachten sie es doch nicht annähernd zu einem Massenmord wie dem Weltkrieg; brachten es auch nicht zu all dem Betrug,

der Lüge und der Heuchelei, die sich heute überall der Stillung der Sinnenlust zugesellt haben. Allein schon, daß die Sittlichkeit der Regelung durch die Polizeigewalt untersteht, spricht beispielsweise für den unsittlichen Zustand eines Volkes und nicht für einen sittlichen. Die Kirche aber zielt darauf hin, selbst die Unlösbarkeit der Ehe unter polizeilichen Schutz zu stellen. Wo die Liebe gefangen gesetzt ist, bedarf es eben der Gewaltmittel, die Ehe zu schützen. Die völlig verweltlichten Fürsprecher der Kirche haben ja längst auch allen Sinn dafür verloren, inwiefern eigentlich die Ehe, christlich oder religiös gesehen, unlöslich ist. Denn sie wollen nicht wissen, was Ehe ist, um die Liebe nicht freigeben zu müssen. Darum auch ihr krampfhaftes Eintreten für die Beibehaltung ihres Einflusses auf die Schule, die ja unter solcher Vormundschaft der geeignetste Boden zur Großziehung von Anschauungen ist, die mithelfen, daß die Kirche in der Welt auf ihre Kosten, nicht aber, daß das wahre Christentum zum Durchbruch kommt. Denn wo dieses zum Durchbruch käme, müßte man aus Scham und Zorn darüber, daß aus der Schule, die sich christlich nennt und dem Einfluß der Kirche unterstand, Regenten, Politiker und Journalisten hervorgegangen sind, die den Weltkrieg entfachen und schüren halfen, den Gekreuzigten entfernen — und sich abkehren von solcher Kirchenchristlichkeit für sein ganzes weiteres Leben. Denn man kann redlichen Gewissens doch wahrlich nicht mehr eine Macht als geistig herrschend anerkennen und aufrecht erhalten wollen, die ihre Wirksamkeit durch viele Jahrhunderte erstreckend, es nicht verhindern konnte, daß sie schließlich mit allem falschen Sang und Klang, mit allen Prozessionen, Bitt- und Wahlgängen, sich völlig in das Flache einer Konvention verlor und ein Leben in dieser Welt führte, das, weder kalt noch warm, als Gewohnheit fortlebte, Welt und Menschen immerfort um das Christliche als das Geistige und Religiöse betrügend, und so am Ende den Weltkrieg heraufbeschwor. Wenn daher die Wirksamkeit einer Schule, die dem Einfluß der Kirche unterstand, ihrerseits keine bessere Frucht zu zeitigen vermochte, wäre die Trennung von Schule und Kirche eher noch als ein christlicher oder religiöser Akt anzusehen; denn er könnte das

Leben in wahrhaft christlichem Sinne dadurch befruchten, daß er das faktisch Nichtchristliche, das sich für christlich ausgab und herrschend war, an seinen Platz zurückstellte. Aber der Kirche ist um sich selbst, es ist ihr um ihre weltliche Vormachtstellung bang, und nicht um das Christliche als das Geistige und Religiöse; und so salbt sie ihre Vertreter zu Volksvertretern und verpflichtet die Gläubigen zu politischen Wahlgängen. Das ist wohl der Höhepunkt der Entartung des Christlichen als des Geistigen und Religiösen, dessen wahre Betätigung den Menschen von jeder politischen Tätigkeit abzieht; nun fordern diese Tätigkeit die Vertreter des Christlichen von dessen Bekennern gleichsam als religiöse Pflicht, indem sie der Forderung mit den Worten Christi „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich" Nachdruck verleihen. Es beleuchtet grell den „welt"politischen Horizont, den sich die Kirche mit ihrer Einführung des Christentums eröffnet hat. Aber das Christliche als das Geistige und Religiöse von jeher unterwirft sich keiner Weltpolitik. Es bleibt nach wie vor: Abkehr von der Welt, Einkehr bei sich, Zukehr zu Gott.

(Es versteht sich, daß das hier Vorgebrachte nicht zugunsten irgend einer anderen Partei — etwa einer sozialistischen oder gar einer „freiheitlichen" — gesagt ist. Dergleichen gedeiht oder entwickelt sich ja auch nur auf dem Boden des Verlustes des Religiösen. Was diese Parteien immerhin höher stellt, ist: daß ihr Programm, als außerhalb des Religiösen stehend, sich niedriger hält. Im übrigen ist der Sozialismus eine Oberflächlichkeit, und der sogenannte Freisinn, der sich in Parteien unterbringt, eine Sackgasse, die gewiß nicht ins Freie führt. Und keine Partei verträgt einen ganzen Menschen.)

*

Der Umschau nach, die hier gepflogen wurde, steht die heutige Christenheit zweifellos nicht im Zeichen des Christlichen als des Geistigen und Religiösen, wohl aber die Kirche im Zeichen der Weltlichkeit. Und diese Kirche, die nicht ist, was sie zu sein vorgibt, hat sich der Menschennatur bemächtigt durch die Gefangennahme der Liebe. Einst war es die Liebe, die beide Ge-

schlechter zusammenführte, und das Gezeugte war gerechtfertigt durch das Einssein von Zweien im Fleische und die dadurch entstandene Gebundenheit. Heute ist das Gezeugte erst gerechtfertigt durch eine Ehe, die das Einssein von Zweien in Liebe durchaus nicht zur Voraussetzung hat. Und auch wo das Einssein von Zweien in Liebe zu solcher Ehe führt, ist es noch nicht das Einssein von Zweien im Fleische, das die Ehe giltig macht, sondern erst die Handlung, die die Kirche mit den beiden vornimmt. Demnach stellt sich die Sache so:

Nicht das Einssein von Zweien im Fleische durch die Liebe bindet die Geschlechter, sondern das Machtwort einer Institution, der Kirche, deren Weltlichkeit offenkundig ist. Einst war es die Menschennatur, die des Auflebens der Gebundenheit durch das Einswerden im Fleische bedurfte, um durch die Betätigung der Natur der Liebe ihre innere Freiheit, das ist: die Reinheit des Gefühls, nicht zu verlieren. Heute ist es eine Funktion der Kirche, zu binden, und durch die Macht der Gewohnheit hat die Kirche die Menschennatur schon so weit gebracht, daß diese sich der Gebundenheit durch das Einswerden im Fleische gar nicht mehr bewußt wird, sondern sie erst durch eine kirchliche Formalität verwirklicht und sanktioniert wähnt, auf Grund deren sie sich auch erst völlig frei zur Betätigung der Natur der Liebe erachtet.

Somit ist die wahrnehmbar am weitesten reichende Angelegenheit der Liebe, das Einswerden von Zweien im Fleische, eine Angelegenheit der Ehe geworden. Und diese wiederum eine Angelegenheit der Kirche — der Papstkirche nach sogar ein Sakrament, durch das dem Einswerden von Zweien im Fleische erst die unauflösliche Giltigkeit fürs Leben wird. Nun ist aber diese Kirche in ihrer gefestigten weltlichen Position Weltlichkeit. Und ihre sogenannten Gnadenmittel, die Sakramente, sind ihre Machtmittel; sie unterstützen die weltliche Machtstellung der Kirche, das ist: deren Verweltlichung. Verweltlichung jedoch ist Veräußerlichung, und was Verweltlichung unterstützt, fördert daher Veräußerlichung. Veräußerlichung bedeutet an der Menschennatur Einkerkerung, Gefangensetzung. Die Liebe

und mit ihr die Menschennatur ist durch die Kirche gefangen gesetzt. Das ist das Endergebnis.

An der Ehe mußte die Kirche einsetzen, um dies zustande zu bringen. Sie bedurfte vorerst eines Mittels, das die Giltigkeit der Ehe ihrer Sanktion unterstellte, das heißt: sie legte die Ehe als ein Sakrament fest, dessen der Gläubige nur durch ihre Vermittlung teilhaftig werden konnte. Wie zeigt sich hier doch deutlich das Gnadenmittel der Kirche als deren Machtmittel! Und in welch eine verfängliche Spekulation hat sich die Kirche eingelassen, da sie die Einsetzung dieses einen wie ihrer übrigen Machtmittel Christo und damit Gott — denn Gott Sohn und Gott Vater sind ihr dem Wesen nach eins — zuschreibt. Da doch Gott und die wahre Ehe schon mit den ersten Menschen im Anfang waren, als das Wort noch bei Gott und Gott noch das Wort war, durch das alle Dinge der Schöpfung gemacht sind; und es doch gewiß ist, daß keine Kirche zu diesen Dingen der Schöpfung zählt, und Christus als der Erfüller des Wortes auch nichts eingesetzt hat, was nicht schon vorhanden war, also auch keine Kirche, kein Sakrament, kein neues Gebot, sondern nur sein Leben für die Errettung des Menschen. Und Christus hat diese Errettung des Menschen einzig von dessen Rückkehr zum Wort, das im Anfang war, abhängig gemacht, und hat danach gelehrt und gelebt und Beispiel gegeben.

Wenn man sich das alles vor Augen hält, zeigt sich immer deutlicher und greifbarer das Abkommen der Kirche von Christo durch ihre weltpolitische Organisation des Christentums. Man gewahrt schließlich, was eine Organisation bedeutet, von deren Beschaffenheit unsere Geistlichkeit von heute mit ihrer völlig in die Politik dieser Welt aufgehenden Tätigkeit das beredteste Zeugnis gibt. Und dieses Zeugnis spricht für den Hinauswurf Christi aus dem Christentum durch die Kirche.

*

Wenn die Menschennatur von Grund aus schlecht ist, so ist sie durch das Wirken der Kirche gewiß nicht besser geworden, am allerwenigsten durch die Gefangennahme der Liebe. Denn eine Besserung müßte sich heute, da ja die kirchenchristliche Ehe

nun schon viele Jahrhunderte besteht, doch fühlbar machen. Doch was sich heute fühlbar macht im Bereich dieser Ehe, ist eher eine Verschlechterung des Menschen. Die gegenseitige Massenschlächterei, in die sich die „christlichen" Völker mit dem Weltkrieg gestürzt haben, bezeugt es. Auch ist zweifellos die Mehrheit des Massenaufgebotes für den Weltkrieg — es wären die zur Schlachtbank Geführten — aus kirchenchristlicher Ehe hervorgegangen. Aber auch die Mehrheit der Führer des Weltkrieges der „christlichen" Welt — es wären jene, die die Masse zur Schlachtbank führten — die Mehrheit der leitenden Staatsmänner und Heerführer, sowie vor allen die jeweiligen Regenten, als die Abkömmlinge alter „christlicher" Dynastien, sind zweifellos aus solcher Ehe hervorgegangen. Das alles drängt einem die Erwägung auf, ob nicht gerade diese kirchenchristliche Ehe eine allgemeine Verschuldung in sich trägt, eine Verschuldung, die durch Generationen sich hinzieht, bis sie in einer gleichsam fällig wird und beglichen sein will.

Solche Ueberlegungen, denke ich, sollten genügen, um den wahrhaft christlichen oder religiös denkenden Menschen davon abzuhalten, sich blindlings für den Fortbestand dieser „christlichen" Ehe einzusetzen. Es ist aber noch mehr Maßgebendes vorhanden, das gegen diese Ehe spricht.

Schon ihre Zugehörigkeit zur Ordnung dieser Welt läßt darauf schließen, daß sie das von jeher Ordnende aus sich verloren hat. Und daß sie dieser Welt so vertraut ist, daß sie tonangebend geworden ist in dieser Welt und das Liebesleben der Menschen schon jahrhundertelang gefangen hält mit dem Endergebnis eines Weltkriegs in dieser christlichen Welt, ist immerhin etwas, das den unbefangenen Betrachter soweit aufklären muß, daß er in solcher Ehe nichts Verlockendes mehr, am allerwenigstens ein Geistiges oder Religiöses erblicken kann. Ja, je mehr er in sich geht, muß er das völlig Aeußerliche dieser kirchenchristlichen Ehe erkennen, die — unvermögend, jene, die sie schließen, vor Gemeinheit zu bewahren — in vielfältiger Weise Lug und Betrug fördert; denn sie, die den Menschen äußerlich kettet, ohne über sein Inneres Macht zu haben, macht das Bindende fürs Leben von einer Formalität abhängig anstatt von

der Natur der Liebe, die mit dem Einswerden von Zweien im Fleische auch jene innere Zusammengehörigkeit auslöst, die zum Einssein fürs Leben verpflichtet, und zwar umso mehr, je christlicher diejenigen sind, die auf solche Weise eins geworden sind.

So gesehen, läßt sich erst erkennen, wie falsch die Kirche die Unlösbarkeit der christlichen Ehe begründet, wie falsch sie überhaupt die Ehe dartut, indem sie diese als Sakrament ausgibt und damit das Bindende und Entscheidende für die Ehe in eine kirchliche Handlung verlegt, anstatt die geschlechtliche Hingabe als das Bindende und Entscheidende anzusehen und zu lehren, daß diese Hingabe in Mann und Weib jene innere Zusammengehörigkeit auslösen soll, die sie als eins hinstellt fürs ganze Leben. Und dies also zu begründen: daß das Christliche als das Geistige und Religiöse von jeher so große Anforderungen an den Menschen stellt, weil es bestrebt sein muß, den Menschen so zu gestalten, wie er im Anfang war, als das Wort noch bei Gott war und der Mensch diesem Wort allein untertan und damit auch so beschaffen war, wie er von Gott gewollt ist. Die Worte Christi, der den Menschen nur wollen kann, wie er von Gott gewollt ist, weisen auch nirgends auf eine Kirche oder ein Sakrament hin, um das Bindende für das Einswerden im Fleisch darzutun, wohl aber sagen sie klar und unzweideutig aus, daß von Anfang an das Einswerden von Zweien im Fleische E h e ist. Christus belehrt die Pharisäer, die ihn versuchen wollten mit der Frage über Ehescheidung: „Habt ihr nicht gelesen, daß, der im Anfange den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib sein sollte, und sprach: ‚Darum wird der Mensch Vater und Mutter lassen und an seinem Weibe hangen, und werden die zwei Ein Fleisch sein'. So sind sie nun nicht zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden."

Nun kann das Ergebnis aus dem Liebesleben der „Christen", kann die Menschenbeschaffenheit in der sogenannten christlichen Welt nicht mehr überraschen. Das Falsche und völlig Veräußerlichte im Liebesleben der Menschen muß allmählich auch den völligen Verlust des Geistigen und Religiösen nach sich

ziehen. Und das Falsche und völlig Veräußerlichte ist mit der kirchenchristlichen Ehe allgemein geworden, eben dadurch, daß diese Ehe allgemein geworden ist. Sie bindet die Geschlechter durch eine äußerliche — kirchliche — Handlung fürs Leben und entbindet sie dadurch gleichsam der Gebundenheit durch das Einswerden im Fleische. Daher dieses Einswerden vielleicht von keinen anderen Menschen so leicht und zu nichts verpflichtend genommen wird wie von den sogenannten Christen, die ja auch die Kirche, ihre Lehrmeisterin, der Hauptsache nach befriedigt sehen, wenn sie nur das Decorum, die äußere Gebundenheit, zu wahren wissen. Ja, in der Lasterhaftigkeit steht diese christliche Welt auch der verkommensten „heidnischen" Welt nicht im geringsten nach. Was beispielsweise Augustinus erzählt von seinen Jugendgenossen, gilt heute wie damals, und so mancher „christliche" Jüngling könnte das Geständnis ablegen: „Daß ich mich vor meinen Altersgenossen schämte, wenn ich minder schändlich gelebt hätte als sie, weil ich sie mit ihren Vergehen prahlen und umsomehr Rühmens davon machen hörte, je schändlicher sie waren: so verführte mich nicht nur die Lust an der Tat, sondern auch die Lust gelobt zu werden". Und man erinnere sich jenes gar nicht üblen älteren Herrn aus Kierkegaards Erzählung „Eine Möglichkeit", der sich die Redensart angewöhnt hatte: „Kein Mann, auch der Verheiratete nicht, kann wissen, wie viele Kinder er hat." Die Redensart entstammt unserer „christlichen" Welt, und der sie sich angewöhnt hatte, hatte sie jedenfalls dem humoristischen Hausschatz der landläufigen „christlichen" Moral entnommen. An ihm, dem Liebhaber einer Redensart, bleibt das Gesprochene gleichsam saftlos. Aber was dieser Redensart zugrunde liegt, und daß das, was ihr zugrunde liegt, neben der kirchenchristlichen Ehe sozusagen in ein und dasselbe Prokrustesbett der christlichen Sitten zu liegen kommen konnte: das Einswerden im Fleische gegen Bezahlung, die zu nichts verpflichtet, das ist das Bezeichnende für den Stand der „christlichen" Moral und zugleich das Verfängliche für den Menschen, der sich nachher religiös auf sich selbst besinnt. Einem solchen Menschen kann eine Redensart wie diese, insoferne ihre Wahrheit für ihn eine Möglichkeit bleibt, (wie Kierke-

gaard auch andeutet), zum Pfahl im Fleisch werden. Die Kirche freilich überhört solche Redensarten gerne und sieht über deren Bedeutung hinweg. Sie weiß, warum

*

Aber auch der völlige Verlust des Geistigen und Religiösen am Menschen spricht noch nicht dafür, daß die Menschennatur von Grund aus schlecht ist. Vielmehr läßt sich erkennen, daß der Mensch sich umsomehr verschlechtert, je mehr ihm seine Grundbeschaffenheit, sein Herkommen, seine Wurzelung, entzogen wird. Denn der Mensch, ursprünglich nach Gottes Ebenbild gestaltet, wurzelt auch in Gott, im Geist, im Gutsein; jedes Abkommen davon ist mehr oder minder Entwurzelung. Damit stimmt auch die Anschauung der Alten überein, die Augustinus übernommen hat: daß das Böse nur ein Sichentfernen vom Guten ist.

Solange nun der Mensch seine Wurzelung in Kraft erhält, steht er in Verbindung mit dem von jeher Ordnenden; so hat er den Anschluß, der auch ihn geordnet erhält. Je mehr jedoch seine Wurzelung an Kraft verliert, je mehr der Mensch sich seiner Wurzelung entzieht und seine Bestimmung in der äußeren Entfaltung sucht, umsomehr wird er Oberfläche, und er gleicht bald einem schwanken Rohr, das allen Winden ausgesetzt ist. Es nötigt den Menschen, sich nach Schutz umzusehen; so versucht er, sein Dasein durch eigenmächtiges Ordnen zu sichern, ohne zu erkennen, daß es dadurch nur immer schwanker wird.

Dieses Ausgesetztsein des Menschen und sein zunehmendes Sichaussetzen durch sein Abkommen von dem von jeher Ordnenden hat die Kirche wohl begriffen und für sich auszunützen verstanden. So hat sie sich den Grundsatz einverleibt, daß die Menschennatur von Grund aus schlecht sei. Es scheint, die Kirche bedurfte dieses Grundsatzes, um für sich am Grund des Menschen Platz zu schaffen, wogegen schließlich nichts zu sagen wäre, wenn die Kirche nicht eben auch von dieser Welt wäre. Da sie aber von dieser Welt ist und dennoch die Menschennatur seit der Erbsünde, das ist: seit dem Sündenfall, als von Grund

aus verdorben ansieht, sich selbst jedoch als die Macht ausgibt, die dieser verdorbenen Menschennatur das Heil zu bringen imstande ist — vorausgesetzt, daß der Mensch auf sie hört und ihr vollen Einlaß gewährt —, so hat man das gewiß höchst sonderbare Ergebnis vor sich: daß der Menschennatur, die der Sündenfall verdorben hat, Heil widerfahren soll durch ein verdorbenes Christliches wie die Kirche, die Weltbildung und damit auch Sündenfall ist.

Die Menschennatur nach dem Sündenfall und das Christliche, das Kirche geworden ist, haben dieselbe Vergangenheit: beide sind durch Weltbildung zu Fall gekommen. Der Kirche ist dabei das Christliche, als das von jeher Geistige und Religiöse, abhanden gekommen, der Menschennatur das Rein-Menschliche als das Menschliche, wie es von Gott gewollt ist, und somit auch das Geistige und Religiöse von jeher, das, wo es existenziell vorhanden ist, sich immer als ein Aufgehen in das von jeher Ordnende offenbaren muß. Die verdorbene Menschennatur aber wie auch die Kirche kann sich im eigenmächtigen Ordnen und Anordnen nicht genug tun. Wie aber sollte diese Menschennatur zum Aufgehen in das von jeher Ordnende zurückgeführt werden können durch eine Macht wie die Kirche, deren Existenz durch das Abkommen von jenem Ordnenden bedingt ist. Was an der Menschennatur gezeitigt wurde als Frucht dieses Unterfangens, muß mir darum noch weiter die Wirksamkeit der Kirche aufdecken helfen.

Daß die Kirche darauf ausgeht, die Natur zu verdrängen, um an deren Stelle den Menschen beherrschen zu können, enthüllt sich immer mehr. Die Gefangennahme der Liebe, die Ankettung gleichsam der Rechte und Pflichten der Liebe an die kirchliche Ehe, ist ihr grundlegendes Gewaltmittel. Diese Gefangennahme erscheint nur wie die vorbereitende Handlung zur Gefangennahme der Menschennatur, ja des ganzen Menschen. Denn dadurch, daß mit der staatlich sanktionierten kirchlichen Ehe auch die Belehrung über die Rechte und Pflichten der Liebe in der Ehe der Kirche zufällt, will sich gleichsam ein Drittes in der Ehe Geltung und Respekt verschaffen.

Einst hielt sich das Weib an den Mann, dessen Willen die

weibliche Freiheit auslöste, weil Willigkeit des Weibes Grundwesen ist. Mit der kirchlichen Ehe eröffnet sich dem Weib gleichsam eine neue höhere Instanz auch für die Angelegenheiten der Natur der Liebe. So rückte das Weib durch Einflüsse des neuen Dritten, der Kirche, im Weibsein allmählich vom Manne ab und wurde vermeintlich selbständiger und freier. So fühlte es nicht mehr, daß jede Gefangennahme der Liebe dem Weibsein eine Beschränkung auferlegt, und daß, wenn es sich freier und selbständiger vorkommt, dies nur eine Täuschung sein könne, nachdem ihm mit dem ursprünglichen Selbst auch das ursprüngliche Freiheitsgefühl verloren gegangen ist. Alles Ursprüngliche jedoch behält seine Tiefe in sich zurück; so bleibt es seinem Herkommen treu und schöpft seine Kraft aus diesem Herkommen, darin es wurzelt. Das vermeintlich freier und selbständiger gewordene Weib, so geworden durch Bildung von Seite der Kirche, die Weltbildung ist, ist indessen fortgeschrtten im Geiste dieser Weltbildung und verlor aus sich mit seinem ursprünglichen Selbst auch alle Tiefe des Weibseins. Seine Oberfläche beginnt sich nun anspruchsvoll auszubreiten, sein Verlangen wird vielfältiger, schon fühlt es sich von den verschiedensten Berufszweigen angelockt, und für jeden Beruf wähnt es sich tauglich, in dem Maße tauglich, als es die Tauglichkeit zum Weibsein eingebüßt hat. So verlangt es zuletzt, damit alles erreicht ist, was solcher Fortschritt erreichen kann, auch das politische Wahlrecht. Und die Vertreter der Kirche, diese weltpolitischen Bildner des Weibes, befürworten nicht nur dieses unweiblichste aller Weibsverlangen, sondern stimmen sogar, wie bei uns, für die Einführung eines Gesetzes, das dem Weibe die Ausübung des politischen Wahlrechts zum Gebot macht.

Selbst wenn als erwiesen angenommen würde, daß das politische Wahlrecht der Frau von sozialistischer Seite, also eher von kirchenfeindlicher Seite, angestrebt wurde, wäre damit nichts gegen meine Darstellung gesagt. Denn auch das Sozialistische ist ein Gewächs auf dem Boden des Christentums der Kirche, das ist: auf dem Boden verdorbener Christlichkeit; es sucht schließlich sein Heil offen im weltlichen Fortschritt, in Opposition gleichsam gegen die viel größere Verdorbenheit, gegen die

versteckte Weltlichkeit einer Kirche, die immer wieder genötigt ist, allen weltlichen Fortschritt mitzumachen, um sich als Kirche in dieser Welt behaupten zu können.

*

Das Geistige und Religiöse von jeher, das auch dem wahren Christentum zugrunde liegt, ordnet alle Angelegenheiten der Liebe ohne einer Kirche zu bedürfen. Dieser Ordnung nach ist der Mensch Gott untertan und das Weib dem Manne. Denn die ursprüngliche Existenz des Menschen hat Gott zur Voraussetzung und die ursprüngliche Existenz des Weibes hat den Mann zur Voraussetzung. Der Mann erscheint somit gleichsam als Vermittler zwischen Gott und dem Weibe in dem Sinn, daß das Weib durch seine Willigkeit dem Manne gegenüber, der das Wort lebt, das bei Gott ist, auch schon Gott zugeführt wird. Die Verantwortung im religiösen Sinn für das Tun und Lassen des Weibes, das durch seine Willigkeit zum Weibsein völlig freigeworden ist, geht demnach auch auf den Mann über, dessen Willen des Weibes Willigkeit ausgesetzt ist. Denn das Weib handelt schon religiös, indem es dem Willen des Mannes seine ganze Willigkeit entgegenbringt. So eröffnet es sich alle Tiefen, die sich der Mann eröffnet hat. In der Betätigung solcher Willigkeit — und nur in ihr — ist auch das Weib grenzenlos.

Man kann nun schon erkennen: Je mehr das Weib die Begrenzung seiner Natur einhält, umso mehr tilgt es seine Begrenzung. Denn seine Begrenzung ist das Gebundensein an seine Willigkeit, und dieser bedarf das Weib, um sich zu erschließen und sein Weibsein zur Freiheit zu bringen. Diese Willigkeit erfordert jedoch, um sich anzubringen, einen Willen, der auf sie einwirkt. Je mehr dieser Wille will, umso mehr ist Willigkeit erforderlich, um in ihn aufzugehen, umso mehr kommt Willigkeit zu ihrer Freiheit. Nun muß, geistig gesehen, ein Wille umso mehr wollen, je gesammelter, je geeinter, je mehr er nur ein Wille ist. Damit ist aber auch die ursprüngliche Gebundenheit des Weibes an nur einen Mann, das größtmögliche Freiwerden des ursprünglichen Weibseins durch Einen dargetan, wie auch die Einschränkung dieses ursprünglichen Weibseins durch die Willig-

keit zu Vielen. Und ist des weiteren dargetan, daß die ursprüngliche Weibsnatur dem Geiste zugetan sein muß, dem Geiste als dem lebendigen Ausdruck des geeinigtesten Willens, und daß ihr ein Mann umso mehr als Mann fühlbar werden muß, je mehr er das Wort lebt, das bei Gott ist, das heißt hier: je mehr er den alleinigen Willen zum Ausdruck bringt, der von Anbeginn gesetzt ist über alles Geschehen; je mehr er also von dem von jeher Ordnenden erfüllt ist, je mehr er die Beschaffenheit des Reinen Menschen aufweist.

Die ursprüngliche Gebundenheit der Geschlechter liegt immer in der Betätigung der Liebe. Mit der Gefangennahme der Liebe durch die kirchliche Ehe hat die Kirche auch das Weib gefangen gesetzt, dessen Natur von der der Liebe nicht zu trennen ist. Die Kirche nahm beiden die Ursprünglichkeit, das ist: die Wurzelung im Herkommen und damit auch die Kraft zur Betätigung der inneren Freiheit. Nun liegen Weib und Liebe in den Banden der Kirche und lügen Weib und Liebe in diesen Banden. Und neben der kirchlichen Ehe haftet der Lebensführung auch der kirchenchristlichen Männer beinahe als Selbstverständlichkeit jene fatale „Möglichkeit" an, von der Kierkegaard so eindringlich berichtet hat. Und ist es unser einem in all seiner Unvollkommenheit — nicht so sehr durch eigenes als durch Verdienst der Vorfahren — vergönnt, vor solcher Möglichkeit bewahrt zu bleiben, so hat einem die Erfahrung auf dem Lebensweg eine andere Möglichkeit zu Gemüte geführt, nämlich die: daß man sich der ehelichen Gebundenheit entbunden fühlen kann aus dem einen Grunde, weil das Weib die vollzogene kirchliche Trauung als das allein Bindende und Verpflichtende anerkennt. Denn das ist dort, wo strenge Gläubigkeit nicht mehr führend ist — und wo mag solche Gläubigkeit am Kirchenchristen heute noch führend sein! — ein Vergehen gegen die Liebe. Als solches kann es bewirken, daß im Menschen, den es zur ehelichen Gebundenheit verhalten will, die ganze äußere Ungebundenheit der ursprünglichen Menschennatur aufkommt, die jedoch der Liebe als einer inneren Gebundenheit gegenüber machtlos bleibt. Wenn nun einen solchen Menschen wieder die Liebe überkommt und er ihr nachgibt als ein Leugner und Verächter aller äußeren Ge-

bundenheit — vorausgesetzt, daß er dabei sich selber treu bleibt und niemandem sonst, keiner Menschensatzung und keinem Pflichtgebot — und wenn er schließlich selbst die Liebe nur als die kleinste innere Gebundenheit erlebt mit der Bestimmung, auch ihr entzogen und weiter geführt zu werden zu jener immer größeren Gebundenheit, die ihn der Welt und deren Menschen immer mehr entrückt, und käme er dabei auch um das ganze äußere Glück, um das Glück in der Ehe und in der Liebe, um das Glück in der Familie und auch um Ansehen und Einfluß: so mag ein solcher Mensch doch immer noch in sich friedlich und heiter sein, und sei es nur weil er so weit zu sich frei geworden ist, daß er der Kirche gegenüber festen Stand gewonnen hat und aus seinem religiösen Gefühl heraus mit besonderem Bezug auf die kirchliche Ehe ruhig sagen kann: die Kirche bindet von außen her; so unterbindet sie die große Gebundenheit, die Gebundenheit von innen her, zu der der Mensch umso mehr finden muß, je freier er wird.

*

Wo immer man Stand faßt der Kirche gegenüber, um ihr Verhältnis zur Liebe darzutun, immer ergibt sich, daß durch sie die Liebe gefangen gesetzt ist, und daß diese Gefangennahme der Liebe dem Liebesleben der Menschen kein Heil gebracht hat. Selbst wenn man in der Betrachtung von der Geschlechtlichkeit ausgeht, die der Menschennatur eignet, zeigt sich dasselbe Ergebnis. Die Liebe erscheint da gleichsam als das Blühen der Geschlechtlichkeit; und wie dieser liegt ihr ein Begehren zugrunde, das daher stammt, daß etwas, das zusammengehört, ein geteiltes Leben führt. Aber während die Geschlechtlichkeit dieses geteilte Leben rein generell im Getrenntsein von Mann und Weib erblickt, wird es von der Liebe völlig individuell erfaßt, d. h. sie erblickt es in der Trennung des Liebenden vom Gegenstand seiner Liebe. Die Liebe ist somit eine Gestalterin der Geschlechtlichkeit, deren Begehren durch sie so gestaltet wird, daß es sich einzig auf ein bestimmtes Persönliches konzentriert. Diese gestaltende Kraft entnimmt sie der Beschaffenheit dessen, der liebt. So mag in der Liebe die ganze Persönlichkeit eines Menschen zum Ausdruck kommen. Es brächte mit sich, daß die Größe der Liebe von

der Kraft der Persönlichkeit abhängt. Und aus solcher Abhängigkeit wiederum wäre zu schließen, daß die Gestaltung der Geschlechtlichkeit durch die Liebe um so persönlicher, um so wahlverwandter, umso exklusiver ausfallen muß, je mehr Liebe vorhanden ist, sodaß die Liebe, als die Trägerin eines solchen völlig persönlichen Verlangens, schließlich der Geschlechtlichkeit, als der Trägerin des rein gattungsmäßigen Begehrens, beinahe zum Gegensatz, jedenfalls zum Ereignis wird. Die Liebe ist auch das große und verhältnismäßig seltene Ereignis an der Geschlechtlichkeit und zwar gleichsam deren geistiges Ereignis, denn die Liebe macht frei, indem sie bindet. Das ist ein Kennzeichen des Geistigen. Die Liebe befreit vom bloßen gattungsmäßigen Begehren. Die Befreiung ist von innenher erfolgt, eben durch das innerliche Gebundensein.

Wie soll nun zweien Menschen, die zu sich frei geworden sind dadurch, daß ihre Liebe sie bindet, und die dieser Gebundenheit noch durch ihre völlige Bereitwilligkeit zum Einswerden im Fleische die größtmögliche Bejahung geben, wie soll ihnen durch eine äußere Zeremonie wie die der kirchlichen Eheschließung erst das Bindende zuteil werden können? Etwa dadurch, daß sie daran glauben? Doch solcher Glaube wäre ein anerzogener, der mit dem Glauben als einer lebendigen Kraft kaum etwas zu tun hat; geht doch auch jede bessere Liebe über ihn hinweg und nicht einmal wie über ein Hindernis. Aber sie mögen noch guten Willens sein, auch der weltlichen Obrigkeit zu genügen, und wo das Amt einer weltlichen Obrigkeit die Kirche ausübt, auch dieser zu geben, was ihr zukommt. Weil der Welt zu geben, was der Welt ist, wohl keinem schwer fällt, der Gott zu geben weiß, was Gottes ist, und folglich der Natur auch, als der Schöpfung Gottes, zu geben weiß, was dieser Natur ist, die — ausgegangen von Gott als dem Geiste — auch immer wieder ins Geistige hineinreicht.

Zu dieser Natur als einer Schöpfung Gottes gehört auch der Mensch und mit ihm die Liebe, die dadurch frei macht, daß sie bindet; so schafft sie auch die Position, von der aus, selbst christlich oder religiös betrachtet, das Einswerden im Fleische seine tiefere Berechtigung und Bedeutung gewinnt. Die Gefangen-

nahme der Liebe durch die Kirche wird dadurch noch deutlicher. Die Kirche mußte die Liebe gefangen setzen, um das Bindende für die Ehe an sich zu reißen. Und um die Gebundenheit durch die Ehe über jeden Zweifel erhaben und einleuchtend erscheinen zu lassen, mußte sie das Gnadenmittel an Stelle der Liebe setzen. Die Kirche hat eben für alles Ersatz, wie sie selber Ersatz ist, und so bietet sie ihren Gläubigen, die ebenfalls ihren Glauben durch eine Glaubensgewohnheit ersetzt haben, diesen Ersatz für das ursprüngliche Echte, das nicht mehr zu haben ist. Wer möchte auch zu behaupten wagen, daß diese übervielen, zur Ehe drängenden „Christen" aus purer Gläubigkeit der kirchlichen Eheschließung Folge leisten?

Nun besteht ja allerdings die Möglichkeit — aber man verstehe hier, wie sehr etwas zur Ausnahme werden muß, bis es nur mehr eine Möglichkeit ist —, daß es jederzeit einzelne fromme Seelen gibt, denen die Echtheit ihrer Gläubigkeit selbst die leeren kirchlichen Formen mit geistigem Leben füllt. Solche gläubige Seelen tragen dann eben auch in die kirchliche Eheschließung jene Kraft hinein, die sie aus ihr zu entnehmen glauben. Aber selbst diese Kraft ist weniger bindend als die Kraft der Liebe und behält daher auch dort, wo solche Seelen zugleich Liebende und solange sie Liebende sind, nicht die Oberhand. Das kennzeichnet solche Gläubigkeit als Kirchengläubigkeit, das ist: als Gläubigkeit, die durch die Kirche Halt gewinnt. Die Kraft des lebendigen Glaubens aber verläßt jeden Halt von außen her, also auch den der Kirche. Wenn darum Liebende nur durch das Einswerden im Fleische sich fürs Leben gebunden glauben, so steht dieser Glaube dem Glauben als lebendiger Kraft näher, wäre daher auch christlicher und religiöser als der Glaube jener, die sich erst durch die kirchliche Eheschließung fürs Leben gebunden glauben.

Im allgemeinen läßt sich auch behaupten, daß jenen am meisten um die unauflösbare kirchliche Ehe zu tun ist, die in sich zu wenig oder nichts aufbringen, um jemanden fürs Leben an sich zu binden. In solchen Fällen zeigt sich die Kirche wohl immer hilfsbereit und verbindet fürs Leben auch dort, wo etwas, seiner wahrnehmbaren Natur nach, nicht verbunden sein will. Im Hilfe-

leisten nach dieser Richtung hätte die Kirche wohl schon manches auf dem Gewissen, wenn sie ein besseres Gewissen hätte.

Aber ich komme auf die Liebe zurück, die dadurch frei macht, daß sie bindet, womit gesagt ist, daß ihr alles Bindende von außen her ein Nebensächliches sein muß. Verhältnismäßig hat auch die kirchliche Eheschließung für jene, die nicht aus Liebe heiraten, mehr Bedeutung als für diejenigen, die aus Liebe heiraten. Denn bei jenen macht die Trauung wirklich das Bindende aus, während bei diesen trotz des kirchlichen Bandes die Liebe als das Bindende wirkt; verliert sich diese, verliert sich auch das Bindende, und was sich dabei herausstellt, ist, daß die bindende Kraft der kirchlichen Handlung doch nicht hinreicht, um das Bindende der Liebe ersetzen zu können. Das Bedeutungsvollste aber: daß das Einswerden im Fleische eigentlich das Bindende ist, daß dieses an sich schon die Ehe ausmacht, ist von Seite der Kirche nie gelehrt worden; im Gegenteil, allgemein gelehrt wird: daß dieses Einswerden von Zweien im Fleische überall dort verwerflich ist, wo sich die Beiden nicht vorher die kirchliche Genehmigung eingeholt haben. Im Anfang aber, als das Wort noch bei Gott war und bei keiner Kirche, begegnete dem Dasein der ersten Menschen die Weisung Gottes: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde." Nun die Kirche die Verkündigung des Worts übernommen hat, soll der Vollzug dieser Weisung an den Vollzug einer kirchlichen Handlung gebunden sein, als ob erst von dieser der berechtigte Drang zum Vollzug der Weisung Gottes ausginge. Dabei hat es diese Kirche soweit gebracht, daß ihre Vertreter bereits an die „christliche" Jungfrau, wie an die „christliche" Ehefrau und Mutter mit der Weisung herantreten: W i r m ü s s e n w ä h l e n! Eine Weisung, die — hätte sie überhaupt eine Berechtigung — jedenfalls nur dem Mann oder Bräutigam oder Vater zustände, nicht aber Vertretern der Kirche; denn diese muß mit dem Bibelwort doch auch die Anordnung Gottes übernommen haben, derzufolge dem Weib nach dem Sündenfall auferlegt wurde: „Dein Wille soll dem Willen des Mannes untertan sein. Und Er soll dein Herr sein."

In dieser Anordnung liegt das Entscheidende für die Freiheit und das Glück des Weibes, wie für den gedeihlichen Bestand der Ehe. Wären die Worte nichts als Menschenworte, einer äußeren Notwendigkeit entstammend, könnte man dagegen ankämpfen und daran ändern; so aber gehören sie zum Wort, das im Anfang und bei Gott war und das, geistig gesehen, die einzige Realität ist in dem Sinn: daß einzig in der Befolgung dieses Worts das Geistige und Religiöse von jeher, das das Lebenselement der Menschennatur ist, sich völlig verwirklicht. Die Weibsnatur, die zu sich völlig frei werden will, hat darum keine andere Wahl: sie muß den vorgeschriebenen Weg gehen, wenn sie sich völlig verwirklichen will, wenn sie sich völlig erleben soll. Denn erst Willigkeit entbindet das Eigenste im Weibe, indem es bindet. Das Bindende wird so das Führende. Und dieses Bindende wächst, je mehr das Eigenste frei wird, also durch Willigkeit, und wird so immer mehr die große Gebundenheit, die Gebundenheit von innen her. Als solche regelt sie auch das Verhältnis zum Mann und entscheidet damit auch über die äußere Auflösbarkeit der Ehe. Was aber hier festgehalten sein soll, ist: daß das Anbringen der Willigkeit das Entscheidende für das Freiwerden und das Glück des Weibes ist. Denn zum Weibsein völlig frei werden und das Glück dieser Freiheit erlangen, bedeutet: in den Willen eines Anderen aufgehen können. Damit wäre auch dem Wort von Seite des Weibes Genüge getan.

Das Weitere obläge dem Manne, der seinen Willen so zu gestalten hätte, daß er dem Weibe, das sich ihm anbringt in Willigkeit, auch gleichsam den Willen Gottes vermittelt, dadurch, daß er dem Wort zu leben trachtet. Das unvermittelte Aufgehen in den Willen Gottes von Seite des Weibes findet sich im Anfang, als die Vollendung war, nicht. Im Gegenteil: die erste selbstständige Entscheidung des Weibes ist ein Sündenfall, indem es der ersten Versuchung von außen her erlag, weil es hoch hinaus wollte. So verblieb wohl dem Weibe als Erbteil der kurze Sinn, der eigentlich schon Weltsinn ist, denn er verleitet die menschliche Kreatur, die von der inneren Gebundenheit abgekommen ist, mehr sein zu wollen als sie ist.

Verweilt man bei solcher Betrachtung, zeigt sich der im

Eigenwillen wurzelnde Ungehorsam des ersten Weibes Gott gegenüber als die Tat, die den Verlust des Paradieses nach sich zog. Wohingegen die unbedingte Willigkeit einer Jungfrau einer göttlichen Botschaft gegenüber das größte auf uns überkommene Ereignis, die Geburt Christi, auslöste.

Ich habe hier die beiden Ereignisse, uns überliefert durch die Bibel, als wirkliche Ereignisse aufgefaßt, soweit ich dieser Wirklichkeit innerlich habhaft zu werden vermag, soweit für diese Wirklichkeit in mir Platz ist, soweit in mir das Wort Leben und Dasein gewinnt. Und wenn ich mir auch nicht anmaße, ein Verkünder des Wortes sein zu wollen, so bin ich doch in religiöser Hinsicht soweit zu mir frei geworden, um das ganze Ausgesetztsein des Daseins wahrzunehmen, wenn es nicht in jener einzigen Realität verankert ist, die durch das Wort, das im Anfang und bei Gott war, gegeben ist. Und so sehe ich das Erleben im Liebesleben der Menschen auch heute noch dafür zeugen — soweit ein Erlebnis, als ein vergängliches Ereignis, für das Wort, als das unvergängliche Ereignis, zu zeugen vermag —: daß die Eigenwilligkeit des Weibes immer unheilvoll ist, daß sie den Zugang zum Paradies dem Mann wie dem Weib immer wieder verschüttet, ja daß es unmöglich ist, daß ein Weib durch Anbringen seiner Eigenwilligkeit je zu sich frei oder auch nur befriedigt, geschweige denn glücklich wird.

Damit offenbart sich aber auch dem Hörer des Worts, als dem Betrachter des unvergänglichen Ereignisses, daß die politische Wahlpflicht, dem Weib auferlegt, ein völlig Verwerfliches ist. Denn dem Weib, das in den Willen des Mannes aufgeht, hat dieser das W o r t zu vermitteln, das Wort und nicht die Politik. Das Weib aber, das seinen Eigenwillen anbringt, — und die Wahlpflicht setzt dies voraus — handelt von vornherein g e g e n das Wort und damit völlig unreligiös. Wie steht nun eine Kirche da, deren Vertreter vorgeben, Verkünder des Wortes zu sein, dabei aber sich nicht scheuen, mit Hilfe des politischen Packs, das ihnen anhängt, ein Gesetz ins Leben zu rufen, das dem Weibe die Wahlpflicht auferlegt! Liegt nicht schon der Untergang des Christentums, das als Kirche ins Leben getreten ist, in diesem „W i r m ü s s e n w ä h l e n!", das die Vertreter der

Kirche verkünden, zumal ja deutlich wird, daß sie damit nicht mehr das Wort, sondern ihr Werk dartun, weshalb nun auch von dem, was sie „sagend" als ihr Werk betätigen, die Weisung der Schrift gelten muß: „nach ihren Werken sollt ihr nicht tun."

*

Immer fragwürdiger erscheint mir so die Beschaffenheit, die durch das Christentum als Kirche dem Weibe einverleibt wurde. Die Liebe wurde gefangen gesetzt und das Weib äußerlich losgebunden, ja losgelassen. Dem Willen des Mannes entzogen kann sich das Weib nun jedem Beruf hingeben. Doch wer möchte behaupten, daß solche Hingebung die von Gott gewollte ist? Aber das Weib, der Natur der Liebe entfremdet, wähnt sich dadurch befreit. Sein Weibsein ist schon so flügellahm geworden, daß es das Flattern im Käfig eines äußeren Berufs für Freiheit nimmt.

Hier kann ich nicht umhin, mich auf Weininger zu besinnen. Ich habe seiner bereits in einer Schrift gedacht; aber was ich damals vielleicht zu wenig in Betracht zog, ist, daß Weininger im Grunde Wissenschafter blieb, daß er diesen auch in seinen philosophischen Abhandlungen nicht los wurde. Als ein redlicher Bekenner der Wissenschaft bekannte er sich zwar zum Bankrott dieser, insoferne sie dahin gelangt war, dem Menschen das Führende sein zu wollen. Die Folge davon war, daß er gleichsam als Wissenschafter vor dem Geistigen und Religiösen kapitulierte. Das bleibt seine gewollte Stärke. Seine bewiesene Schwäche aber liegt darin, daß er des Geistigen und Religiösen nur in der Idee habhaft wurde, das heißt: daß er seiner nicht habhaft wurde, daß er es nicht genug erlebte als Mensch. Und das wiederum hatte zur Folge, daß er sich dem Christentum als einer Kirche überließ. Der kirchenchristlichen Auffassung der Fleischeslust — mit dieser Auffassung hat ja die Kirche der Gefangennahme der Liebe vorgearbeitet — entstammt zweifellos die erste Anregung zu Weiningers vernichtender Kritik an Weib und Geschlechtlichkeit. Und der Wissenschafter in ihm mit seinem Ueberschuß an Intellektualität verschafft ihm reichliches Material für sein außerordentliches Unterfangen, da ja alles Ge-

schlechtliche durch die ausschließliche Betastung von Seite des Intellekts verfänglich und gemein wird. So setzt Weininger auch das unmögliche „Koitus" für Hingebung und gestaltet solcherart die Behandlung seines Themas geradezu antigenial, indem er philosophierend etwas wissenschaftlich festhält und damit diesem Etwas eine Begrenzung gibt, die philosophisch, und noch viel mehr geistig oder religiös betrachtet, n i c h t vorhanden ist. Denn eine wissenschaftliche Tatsache ist noch nicht einmal eine volle Tatsache der Natur, sondern nur eine Tatsache aus der Beobachtung der Natur, eine Tatsache der wahrnehmbaren Natur, die niemals die volle Natur in sich schließt, welche in ihre Gewalt zu bekommen der Wissenschaft auch nie gelingen wird. Und wenn es ihr hundertmal gelingt, die Geschlechtsdrüsen des einen Individuums in das andere zu verpflanzen und dessen Männlichkeit oder Weiblichkeit nach ihrem Gutdünken zu bestimmen, ist damit von der Wissenschaft noch nicht im geringsten bestimmt, was damit eigentlich bestimmt wird — was dergleichen schließlich zur Folge hat; denn es bleibt ihrer Bestimmung entzogen, was zuletzt dabei herauskommt. Dieses Z u l e t z t kann, religiös gesehen, seine Rückwirkung noch auf den einst bestimmenden Wissenschafter haben, den inzwischen der Tod oder der Teufel geholt haben mag — so grauenhaft erscheint mir der Vorgang dieser Bestimmungsanmaßung auch nur ideell auf den Menschen angewandt, und sonst hat er ja nur die Bedeutung eines geglückten Epxeriments; denn dieses Zuletzt entläßt weder den Tod noch den Teufel, die in ihre Gewalt zu bekommen der Wissenschaft ja auch nie gelingen wird.

So redlich und so gründlich nun auch Weiningers Abkehr von der Anmaßung der Wissenschaft ist, dem vermeintlichen Christentum, dem Christentum der Kirche zu Gefallen, dem er mit seinem Uebertritt zum Protestantismus anhänglich wird — vielleicht auch in büßender Absicht, nachdem er die metaphysische Schuld der Juden als „L ä c h e l n ü b e r G o t t" erkannt hat —, gebraucht er nun seine ganze wissenschaftliche Intellektualität gegen das Weib und die Geschlechtlichkeit, um sich annähernd in Einklang zu bringen mit der Sphäre, der er sich zugewandt hat und von der er sich Heil erhofft für den Men-

schen. Dabei blieb er wohl vorsätzlich so kritiklos gegen das Kirchenchristentum, daß er die metaphysische Schuld der Kirche, die Spekulation mit der Menschwerdung Gottes und dem Jenseits, sowie die mit der Mißachtung des Natürlichen, die beide, wie jede Spekulation mit übersinnlichen Begriffen, soviel vom jüdisch Hierarchischen an sich haben, gar nicht wahrnehmen wollte. So scheint Weininger wirklich der kirchenchristlichen Auffassung, die gegen das Weib und die Geschlechtlichkeit gerichtet ist, erlegen zu sein, ohne das Spekulative, das in der Auffassung der Kirche liegt, erfaßt zu haben. Dabei darf als sicher angenommen werden, daß er die Realität, die im Wort liegt, und damit auch die des geistigen Lebens, nicht nur geahnt, sondern auch erkannt und demgemäß versucht hat, dieses geistige Leben vorerst ideell festzuhalten. Wie wäre er sonst zur Verwerfung des Judentums, zur Verwerfung des Lächelns über Gott (das doch ein Lächeln über das Wort, das im Anfang und bei Gott war, in sich begreift) gekommen? Aber irregeführt war er dadurch, daß er das Kirchenchristliche von dem Wort nicht entscheidend zu trennen wußte. Das half jedenfalls mit, in ihm eine Naturmißachtung erstehen zu lassen, auf die wohl auch seine unmögliche Wagnerwertung (die dem alten, dem Kirchlichen sich zuneigenden Meister, dem Schöpfer des Parsifal, einen Christo nahestehenden Rang zuerkennt) zurückzuführen ist. So zeigt sich immer wieder, daß der sicherste Weg zur Kirchengläubigkeit, die den Menschen von dem von jeher Geistigen und Religiösen entfernt, die Naturmißachtung ist.

Darum sei nochmals betont: Alle Tatsachen der ursprünglichen Natur und somit auch die Geschlechtlichkeit und ihre hohe Blüte, die Liebe, liegen auf dem Wege zum Geistigen und Religiösen. Das vergängliche Ereignis an ihnen bewertet die Erfahrung bald als allzu vergänglich. Und dann streben wohl auch der Drang nach Geeintsein im Menschsein und das Hingebungsbedürfnis im Weibsein mehr unvergängliche Gestaltung an. Diese mehr unvergängliche Gestaltung des Menschseindranges wie des Weibsein-Bedürfnisses erreichen Mensch und Weib immer mehr mit dem geistigen und religiösen Leben. Denn das Geistige und Religiöse, wo es in seiner Vollendetheit auftritt,

ist das Geeinte. Als solches ist es auch ein Uebergeschlechtliches, das nicht mehr die Geschlechtsliebe kennt, die das Ungeeinte voraussetzt, um sich anbringen zu können.

Hier angesetzt, erwiese sich das, was Weininger gegen das Weib vorbringt, noch als der Vorzug des Weibes. Denn ein Weib ohne Willigkeit, ohne Hingebungsfähigkeit, wäre ein Unding. Weininger schaut wissenschaftlich; so sieht er die kleinste, die äußerste Wirklichkeit, das allzu vergängliche Ereignis und nicht, was ihm zugrunde liegt und in seiner Steigerung zur großen Wirklichkeit, zum unvergänglichen Ereignis, auch am Weibe führen kann: zur geistigen Hingabe. Dabei ist festzuhalten, daß es des Mannes Beruf ist, dem Weibe das Geistige zu vermitteln; indem ja die Weisung, die dem Weibe auferlegt, dem Willen des Mannes untertan zu sein, ein Bestandteil des Wortes ist. Erscheint auch ein Weib in der Geschlechtssphäre völlig untergetaucht, so ist es doch der Mann als solcher, der dies verschuldet; denn wie sollte da das Weib auch zur Hingebung kommen können, wo kein Begehr und mit ihm kein Wille zur Lust vorhanden ist. Ist der aber auf Seite des Mannes vorhanden und ist die Folge davon auch nur der Beischlaf, so ist damit von Seite des Weibes noch immer nicht gegen seine eigentliche Bestimmung gehandelt, die ihm ja auferlegt, dem Willen des Mannes untertan zu sein, — eine Bestimmung, durch deren Befolgung das Weib immer noch zum Höchsten geführt werden kann, insolange der Wille des Mannes eines solchen Strebens fähig ist. Das ergibt wiederum: des Weibes Mangel ist des Weibes Vorzug, oder auch: in der Schwäche des Weibes liegt seine Stärke. Wo dem Weibe aber der Eigenwille nicht mangelt, wo dieser erstarkt und groß wird und nach und nach die ganze Hingebungsfähigkeit im Weibe tilgt, sodaß es nur mehr nach äußerer Freiheit strebt, weil es die Kraft zum Anbringen seines Weibseins, die Kraft zum Freiwerden zu sich selbst gründlich eingebüßt hat: dort beginnt der eigentliche Mangel, der Verfall am Weibe. Es ruht dann nicht, bis es nicht die volle Befähigung zur Politik erlangt hat, die Befähigung zur völligen Unfähigkeit, ein Leben zu leben im Sinne des Schöpfers und der Schöpfung, ein Leben zu leben, wie es von Gott und der Natur gewollt ist, zu leben nach dem Wort, das

als die einzige geistige Realität, geistig und religiös gesehen, auch das alleinige Leben ist, womit zuletzt gesagt ist: daß die politische Befähigung des Weibes seine Befähigung zur völligen Unfähigkeit zu leben ist.

*

Das Geschlechtliche in seiner natürlichen Bestimmung, Weg zu sein und nicht Ziel, steht dem Geistigen als dem Geeinten nicht entgegen. Denn es kann immer wieder dem Menschen die Erkenntnis bringen, daß das Geeintsein, das es anstrebt, noch keine Erfüllung eines Geeintseins bietet. Und das wiederum kann die Veranlassung werden, daß der Mensch sein Streben nach Geeintsein über das Begehren der Geschlechtlichkeit hinausführt. Damit betritt er aber bereits den Weg zum Geistigen und Religiösen.

Von allem Wahrnehmbaren, das die Menschennatur in sich hat, ist das Geschlechtliche das Tiefste; es klopft gleichsam am stärksten an das Tor der Verhangenheit. Es verwirft gleich dem Geistigen und Religiösen alle äußeren Errungenschaften. Es tritt an den einzelnen Menschen heran und fordert den einzelnen Menschen heraus. Wie verstummt alle Einbildung vor ihm, das dem Menschen eingeboren ist und mehr vom Menschlichen aussagt als alle Bildung. Ist es doch das Intimste, das sich ausgeben will in einer Sprache, die vor Intimsein stumm geworden ist. Es lechzt nach Freiwerden, begehrt das Geeintsein und ergräbt sich eine Gebundenheit, in der noch keine Erfüllung liegt. So erlebt es die Ohnmacht der Macht, die nicht geistig genug gespeist wird, und enthüllt doch zugleich ein Geistiges in diesem Erlebnis.

Dieses Geschlechtliche geht auch gewaltig im alten Testament um und übt seinen Einfluß auf alles Geschehen. Und solange es in Ansehen steht gleich einem Ernsten und Großen, solange es seinem so weitreichend Einenden nach gewertet wird, wie ernste Begebenheiten gewertet werden — eine Wertung, von der die langen Geschlechtsregister noch im Neuen Testament Zeugnis geben —, solange scheint ein Volk auch auf gedeihlichem Wege zu sein. Erst wo das Geschlechtliche als ungehörig betrachtet wird und doch zur Würze der täglichen Unterhaltung gehört, erst wo es

gewissermaßen zum letzten Vergnügen, zum letzten der Genüsse herabsinkt, die man sich noch gönnt, wenn man sich schon übergenug gegönnt hat, erst wo es die allgemeine Verachtung hat, weshalb man ja für seine Betätigung auch allgemein keinen Aufwand von Verantwortung für nötig hält: dort erst entfernt es sich völlig vom Geistigen und Religiösen, wobei es auch nicht mehr das ursprünglich Geschlechtliche, sondern nur mehr dessen Verfall ist.

Dieser Verfall des Geschlechtlichen, der den Verfall der ganzen Menschennatur nach sich zieht, zeitigte wohl erst die Annahme, daß das Geschlechtliche wider das Geistige sei. Im Anfang aber, als das Wort noch bei Gott war, war auch das Geschlechtliche bei dem Geistigen und Religiösen. Und zu diesem Geistigen und Religiösen vorzudringen, ist schließlich auch der Beruf oder die Endaufgabe des schöpferischen Menschen. Solchem Vordringen kann daher das Geschlechtliche nicht den Weg verlegen. Ebensowenig kann man den Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit die „Berufskrankheit des Genies" — als des schöpferischen Menschen — nennen; es wäre denn, man nähme diese störende Sinnlichkeit bereits als erkrankten Zweig der Geschlechtlichkeit. Auch der Annahme, daß der sexuelle Mensch die erotische Illusion braucht, um das physiologische Erlebnis seiner Sexualität zu ertragen, widerspricht die ursprüngliche Beschaffenheit des Geschlechtlichen, das den Menschen den Geschlechtsakt eben nicht als nur physiologisches Erlebnis erleben läßt, sondern vielmehr diesem Erlebnis seine physiologische Begrenzung (die nur der Wissenschafter festhält) nimmt, indem es das Geeintsein eines Getrennten, das seiner ursprünglichen Bestimmung nach zusammengehört, anstrebt und nicht das Lustempfinden. Das mitgehende Lustempfinden dürfte wohl als Unterstützung dieses Strebens von Seite der Natur aufzufassen sein. Es scheint aber auch hier das Hilfsmittel den Zweck unterjocht zu haben. Die Folge davon mag immerhin sein, daß es im besseren Menschen zu einem Kampf zwischen Geist und Sinnlichkeit kommen kann. Doch ändert das nichts an der Tatsache, daß das Geschlechtliche allem Erotischen zugrunde liegt, daß es die Wurzelung von diesem ist, daß es älter ist als die Liebe.

Es ist bereits mit der Existenz des ersten männlichen und des ersten weiblichen Menschen gegeben, die als Teilexistenzen eines Zusammengehörigen geschaffen sind. So erweist sich das Geschlechtliche als der von jeher sich geltend machende Anspruch des getrennten Menschen auf diese Zusammengehörigkeit. Es trägt auch von dem von jeher Ordnenden in sich, indem es dem männlichen Teil das Zurückverlangen des ihm Entnommenen auferlegt, den weiblichen aber das Zurückgegebenwerden an den begehren läßt, dem es entnommen ist. Damit erscheint das Untertanseinkönnen als das befreiende Element am Weibe gegeben. Während das befreiende Element am Manne im Besitzergreifen eines völlig Sichfügenden zum Ausdruck kommt — ein Besitzergreifen, das ihn allerdings bald die Begrenzung im Handhaben dieses Sichfügenden erleiden läßt, solange er selbst der unbegrenzten Macht seines Schöpfers, dessen er sich — seiner Herkunft nach, mit seinem Lebensatem als mit seinem lebendigen Sein, der geistigen Realität seines Selbst —, als seines Gottes, der Geist ist, bewußt werden muß, nicht genügend untertan ist. Wo sich demnach das Geschlechtliche seine ursprüngliche Beschaffenheit gewahrt hat, muß es auch den Menschen immer noch so beschaffen sein lassen, daß er Gott als dem Geiste untertan werden kann. Woraus wiederum folgt: daß das Geschlechtliche nicht wider das Geistige und Religiöse sein kann.

Aber die vielen Jahrhunderte Kirchenchristentum mit ihrer Gefangennahme der Liebe haben in dieser fortgeschrittenen „christlichen" Welt dem Geschlechtlichen ein wahrlich verächtliches Aussehen verliehen. In verächtlicherer Form als heute kann es sich auch in der übelst beleumundeten Vergangenheit der Menschheit nicht dargeboten haben. Schon wie man infolge der eingebürgerten Sittlichkeitsbegriffe über das Geschlechtliche urteilt, ist völlig verächtlich. Daß beispielsweise das Fruchtbarwerden zweier Menschen, die alles für sich haben, was von Natur aus berechtigt zum Fruchtbarwerden: die Liebe und den Glauben an sie, der dem lebendigen Glauben sehr nahe kommt, und die Treue zu sich selbst und zu einander, nur nicht die kirchliche Eheschließung, — daß das Fruchtbarwerden zweier

solcher Menschen als verächtlich und skandalös gilt in dieser Welt des staatlich sanktionierten Bordellbesuches und der unerhörtesten ehelichen Skandale, ist etwas unsagbar Verächtliches.

Dabei findet der künstlich und kirchlich — eben durch die Gefangennahme der Liebe — gezüchtete Sittlichkeitsbegriff der „christlichen" Welt nicht die geringste Stütze in den Evangelien. Im Gegenteil: Mit seinem Urteil über die Ehebrecherin wie mit seiner Aufnahme der Sünderin steht Christus den heute herrschenden Sittlichkeitsbegriffen gleich ferne wie seinerzeit den jüdisch hierarchischen, die damals von den Schriftgelehrten und Pharisäern vertreten wurden. Die Evangelien kennen — ebenso wie der Taoteking — keinen Sittlichkeitsbegriff. Auf dem Wege zum Geistigen und Religiösen, das beide als das Einende im Menschen dartun, verliert sich das Geschlechtliche als solches und zuletzt auch die Liebe, das heißt: sie wandeln sich und verändern ihr Aussehen; das heißt: sie wachsen sich immer mehr zur Vollendung ihrer Daseinsform aus, wie alle Natur sich zu solcher Vollendung auswächst, wenn ihr der Weg hiezu geöffnet bleibt. Dieses Sichauswachsen zur Vollendung mag in der Natur im allgemeinen so selten anzutreffen sein, daß es sich als ein besonderer Glücksfall ausnimmt. Auf den Menschen bezogen und geistig gesehen, müßte es etwa als Gnade aufzufassen sein, die dem zuteil wird, der sich ihr empfänglich zeigt, der sie redlich anstrebt dadurch, daß er abkommt von allem äußeren Streben. Das bedeutet hier: daß der Mensch sein Leben lang am Scheideweg steht und mit seinem ganzen Tun und Lassen immer wieder zu wählen hat, ob er Gott mehr gehorchen will als der Welt und den Menschen. Gemäß der Entscheidung, wie hier gewählt wird, stellt sich auch das Geschlechtliche zum Menschen. Und seine Stellung zum Menschen entscheidet darüber, ob es, einem Samen gleich, im Menschen aufgehen und, sich wandelnd, ihn tiefer aufschließen kann; oder ob es dem Menschen zum Besitz wird im Sinne der Erfahrung: der Besitz besitzt, und er dabei immer mehr äußerlicher Genußgier verfällt. Je mehr aber das Geschlechtsleben veräußerlicht wird, umso mehr wird auch das Weib äußerlicher Besitz. Und je mehr den Menschen äußerlicher Besitz besitzt, umso weniger wird er jene Kraft aufbringen,

die den Besitz des Geistigen und Religiösen, als des Einenden, ihm zu sichern vermöchte. (Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man sich mit Berechtigung gegen die Vielweiberei wenden, aber nicht vom Standpunkt der Sittlichkeit aus, die erst dort zur Geltung kommt, wo die Menschennatur schon so verdorben ist, daß sie das Geschlechtsleben von außen her ordnen will.)

Aber ich, der ich von der Kirche völlig abgekommen bin, aus Anhänglichkeit und Treue zur Natur, die mir das Geistige und Religiöse mehr als jede Kirche vermittelt, ich will in unsrer Zeit, da die Liebe allgemein abhanden gekommen ist, hier noch besonders ihrer, der Liebe, als der Geschlechtlichkeit Blüte gedenken, deren geistiger Duft unverkennbar ist. Wäre Liebe, mag sie noch so sehr dem Geschlechtlichen entsprossen sein, lebendig und frei geblieben, hätte das „Christliche" niemals zu dieser Welt werden können. Denn dieser Welt mangelt die Liebe ebenso sehr wie das Christliche. Und wo noch Liebe in dieser Welt auftritt und über die Schranken der Sittlichkeit hinweggeht wie über kein Hindernis, weil ein Totes dem Leben kein Hindernis ist, hat sie sofort diese Welt gegen sich, die ganze Unflätigkeit dieser Welt, und mit ihr die Kirche, die ja auch von dieser Welt ist.

Aber daß zur Zeit, da man noch nicht wissen durfte, daß die Kirche von dieser Welt ist, da die Macht dieser Kirche noch nahezu unbeschränkt und Kirchengläubigkeit noch nicht eine bloße Glaubensgewohnheit war, — daß in solcher Zeit über alle Gläubigkeit, auch die echteste hinweg, die Liebe sich behaupten konnte, und zwar so sieghaft sich behaupten konnte, daß sie dem Leben, das sie hegte, mehr führend wurde als der Glaube, und sie, die keinen Augenblick ihre Herkunft aus der Geschlechtlichkeit verleugnete, dennoch imstande war, ein Menschenalter hindurch ein Menschenleben so zu gestalten, daß es als geistig und religiös und damit als christlich anerkannt werden muß: — solchem Geschehnis zolle ich heute meine höchste Bewunderung und Verehrung, denn es liegt, wenn auch schon achthundert Jahre zurück, lebendig wie damals vor mir, seinem andächtigen Betrachter, in dem „Briefwechsel zwischen Abaelard

und Heloise" — insbesondere in der Liebe Heloisens zu Abaelard.

Heloisens Liebe ist ein wahrhaft großes Ereignis unter den Ereignissen der Liebe. Mag auch schon öfter eine solche Liebe gelebt worden sein, so ist sie uns doch nicht so erhalten geblieben wie Heloisens Liebe, die in ihrer ganzen Unbedingtheit aus brieflichen Dokumenten noch heute zu uns spricht. Abaelard erscheint dabei mehr der Gegenstand, an dem das Festhalten dieser Liebe seine außerordentliche Kraft bewährt. Abaelard macht sich auch in seiner Liebe schuldig, während Heloise alles sühnt mit ihrer Liebe, ja diese bleibt ihr der leuchtende Stern auf ihrem Wege zum geistigen und religiösen Leben. Abaelard leidet an sich selber und ist dabei unglücklich; Heloise leidet, weil sie Abaelard leidend weiß, und es macht sie glücklich, mitleiden zu können. Die Schuld Abaelards ist die Bedingtheit seiner Liebe. Er stellt seinen Ruf als Gelehrter über die Liebe; er vereinbart mit den Angehörigen Heloisens, wie er selbst berichtet, das verführte Mädchen zu seiner rechtmäßigen Frau zu machen, unter der einen Bedingung, daß die Ehe geheim bleiben soll, damit er an seinem Ruf keine Einbuße erleide. Demnach liebt er eigentlich nicht, denn Liebe ist der Ausdruck — wenn auch der vergängliche — eines Unbedingten. Ihr gegenüber ist Ruf und Ehre wahrhaft dasselbe wie Ichwahn, und Schande dasselbe wie Furcht. Aber Heloise kennt weder Ichwahn noch Furcht; sie bestürmt den Geliebten, sie nicht zu ehelichen; sie weist auf die geringe Achtung hin, in der die Ehe stehe; sie will ihn, die Leuchte der Wissenschaft, nicht an ein Weib gebunden sehen; sie weiß die schwerwiegendsten Bedenken gegen die Ehe vorzubringen und will lieber seine Geliebte als seine Gattin sein. Doch Abaelard erkennt noch immer nicht, daß solche Liebe viel leuchtender als alle Wissenschaft ist, und er bringt Heliose — nun seine Gattin —, um seine Ehe geheim zu halten, in einem Nonnenkloster unter. Mit dieser Tat, die sich als ein Vergehen gegen die Liebe und damit auch als ein Vergehen gegen ein Geistiges in das Schicksalsbuch des Menschen einträgt, beginnt auch schon die Leidensgeschichte Abaelards.

Und als nach ungefähr zehn Jahren, die Heloise in wahrhaft frommer klösterlicher Abgeschiedenheit verbringt, diese Leidensgeschichte zu ihr dringt und „der alten Wunde unnennbar schmerzliches Gefühl" weckt, schreibt sie an Abaelard:

„Ihrem Herrn, ja vielmehr Vater; ihrem Gatten, vielmehr Bruder, — seine Magd, nein, seine Tochter; seine Gattin, nein, seine Schwester; ihrem Abaelard — Heloise... Der Brief, den Ihr einem Freund zum Trost geschrieben, innig geliebter Mann, ist vor kurzem durch einen Zufall in meine Hände gekommen. Gleich an den ersten Worten erkannte ich Euch und mit wahrer Gier verschlang ich den Brief; steht doch der Schreiber dieser Worte meinem Herzen so nahe! und habe ich ihn selbst gleich für immer verloren, so sollten doch seine Worte, aus denen sein teures Bild mich ansah, mein Herz erquicken." Und Heloise bekennt: „Du allein kannst mich elend machen, Du nur mein Herz erfreuen und mich trösten. Und Du allein hast auch die Pflicht, es zu tun; war ich doch allezeit Deinem Willen so blind ergeben, daß ich auf ein Wort von Dir mich selbst vernichtet hätte, denn Dir zuwider zu handeln, war mir unmöglich."

„Aber noch mehr widerfuhr mir, noch Seltsameres; meine Liebe selbst wurde zum Wahnsinn, also daß sie selber auf das, was sie einzig begehrte, verzichtete ohne Hoffnung, es je wieder zu erlangen. Dies geschah damals, als ich Deinem Willen gehorsam zugleich mit dem Gewand auch mein Herz zu ändern unternahm, um Dir zu zeigen, daß Du allein Herr meines Leibes und meiner Seele seist. Nichts habe ich je bei Dir gesucht — Gott weiß es — als Dich selbst; Dich nur begehrt ich, nicht das, was Dein war. Kein Ehebündnis, keine Morgengabe habe ich erwartet; nicht meine Lust und meinen Willen suchte ich zu befriedigen, sondern den Deinen, das weißt Du wohl. Mag Dir der Name ‚Gattin' heiliger und ehrbarer scheinen, mir klang es allzeit reizender, Deine ‚Geliebte' zu heißen; oder gar — verarg es mir nicht — Deine ‚Buhle', Deine ‚Dirne'."

„Gott ist mein Zeuge: wollte mich heute der Kaiser, der Herr der Welt, der Ehre seines Ehebetts würdigen und mich für immer über die ganze Welt gebieten lassen: für süßer und würdiger achte ich's, Deine Buhle zu heißen als seine Kaiserin. Denn der Wert

eines Menschen richtet sich ja nicht nach seinem Reichtum und seiner Macht, diese sind Zufall, jener ist Verdienst. Die muß sich ja selbst für eine feile Person halten, die einen Mann seines Goldes wegen einem Armen vorzieht, und weniger den Mann selber begehrt als das, was er hat. Gewiß, die Frau, die ein solches Gelüste zur Ehe treibt, sollte man bezahlen, nicht lieben.

„Allein, laß mich die ganze Schwachheit meines geängstigten Herzens bekennen: ich finde in mir nicht die Kraft einer wahren Reue.... Denn, mag man den Leib noch so sehr kasteien: kann man da von wahrer Reue sprechen, wo das Herz an der Lust zur Sünde noch festhält und nach den alten Genüssen noch immer glühend verlangt? ... Ich fand in den Freuden der Liebe, die wir miteinander genossen, so viel Wonne, daß sie noch jetzt ihren Reiz für mich haben und mich der Gedanke daran kaum verläßt. Wohin ich mich wende, immer stehen sie mir vor Augen und wecken sehnsüchtiges Verlangen. Bis in meinen Schlummer verfolgen mich die lockenden Phantasien."

Und mit dem ganzen geistigen Freimut ihrer übergroßen Liebe gesteht Heloise: „Ich habe — Gott weiß es — jederzeit mich mehr davor gescheut, Dich zu beleidigen als Gott. Du bist es, dem ich gefallen will, nicht Gott. Dein Befehl hat mich zur Nonne gemacht, nicht die Liebe zu Gott." Und der Schluß dieses herrlichen Bekenntnisbriefes lautet: „Ich verlange keine Siegeskrone; es ist mir genug, wenn ich der Gefahr entgehe. Es ist leichter, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, als den Kampf aufzunehmen. Welchen Winkel seines Himmels Gott mir anweisen will — ich werde zufrieden sein."

So liebte Heloise. Die Antwortbriefe Abaelards tragen der Flamme dieser Liebe keine Nahrung zu; sie zeigen den soviel Geliebten mehr als geistlichen Berater. Da unterwirft sich Heloise, völlig unterworfen ihrer Liebe, auch das zu Worte Kommen dieser und ihre Briefe werden nun mehr und mehr Berichte über die geistlichen Angelegenheiten ihres Klosters, dem sie als Aebtissin vorsteht. So erhält sie sich den brieflichen Verkehr mit Abaelard, den sie noch um zwanzig Jahre überlebt. Ihre streng geistliche Lebensführung brachte sie in den Ruf der Heiligkeit.

Was diese Lebensführung verschweigt, weil sie keine Worte hat, und doch zugleich mehr als alle Rede offenbart, ist: daß Heloise die Kraft zu solcher Lebensführung aus ihrer Liebe nimmt. Ihre Liebe ist ihr Selbst. Vielleicht ist Abaelards inneres Versäumnis nur dazu da, diese erfüllende Liebe ins rechte Licht zu stellen. In Heloise ist alles vereint, was Liebe, die sich erfüllt, aufbringen kann. (Auch was Kierkegaard vom Weibe — das so ist, wie es sein soll — verlangt, wenn er sagt: „Einst war dem ‚Weibe' ihr Gefühl ihr eigenes Selbst. Ein Leid genügte, um ihr Leben für das ganze Leben abzuschließen.") In ihr Gefühl, das ganz Liebe ist, aufgehend, wächst sich Heloise immer mehr zu ihrem Selbst, zu ihrem Weibsein aus, das ja — dem Wort nach — darin seine Erfüllung findet, daß es dem Willen des Mannes untertan ist. Fortschreitend in diesem Untertansein gelangt sie zuletzt wohl dazu, dem Willen dessen untertan zu sein, der über allem Geschehen ist.

Wenn ein Mensch, weil er mit sich in der Welt nichts Rechtes anzufangen weiß, ins Kloster geht, so ist das im Grunde ein ungelebtes Leben. Oder auch, wenn einer, der durch Zügellosigkeit der Lüste an sich selber und der Welt übersatt geworden ist, nun diese und sich selbst aufgibt und sein Heil im Kloster sucht, so ist das ein brüchiges und ungelebtes Leben. Gar nicht zu reden von jenen erstickten Leben, die eine derartige geistige Nichtsnutzigkeit aufweisen, daß ihre eingegründete Weltlichkeit sie der Kirche zutreibt, um mit Hilfe dieser bei Welt und Nachwelt noch zu Ehren zu kommen.

Heloise hat von alldem nichts an sich. Sie hält einzig an ihrem Erlebnis fest. So macht sie geradezu die entgegengesetzte Bewegung. Sie vertritt das Geschlechtliche und gewinnt das Geistige. Durch ihr bedingungsloses Sichabgeben wird ihr eigenstes Selbst völlig frei.

Eine seltsame Ergriffenheit begleitet mein Verweilen vor dieser Heiligen der Liebe. Wie lebenswarm dringt ihr Liebesbekenntnis hinein in unsre ertötend kalte, liebeleere Zeit! Auch Abaelard empfängt sein Licht von Heloise. Denn nochmals: Wissen ist — geistig gesehen — nicht Macht, und ärmlich brennt auch eine Leuchte der Wissenschaft, wo solche Liebe durchs Leben leuch-

tet. Heloise bezeugt es aber auch von sich aus. Ihr immerhin reiches Wissen wird gleichsam überwältigt vom ersten Aufblühen der Geschlechtlichkeit. Und völlig unerfahren, völlig neu und unwissend, überläßt sie sich in völliger Lauterkeit ihrer Liebe. (Unwissende sind eben immer lauterer als Wissende; es fehlt ihnen selbst die Voraussetzung zur Spekulation. Darum gilt auch immer: je lauterer, je neuer, je unwissender eine Liebe ist, umso mehr ist sie — und sei es auch unbewußt — Geschlechtsliebe. Und insoferne ist auch unter Liebenden, was zum Geschlechtsgeschehen führt, lauterer, als was es zu verhüten weiß. Und Liebesbrunst bleibt immer noch das vertrauenwürdigste Versprechen für das Aufkommen der Inbrunst. Es erweist: daß im Leben das Geistige von der Geschlechtlichkeit nicht zu trennen ist.)

Darum, o Heloise! welcher Winkel des Himmels Dir auch gegeben sein mag, er erstrahlt in hellem Glanz von Deiner Liebe, mit der Du Dir das Geistige und Religiöse in so hohem Grade errungen hast. Denn nicht in Deinem geistlichen Beruf, nicht darin, daß Du als Nonne wie als Aebtissin ein wahrhaft gottgeweihtes Leben führtest, insoferne für keine weltliche Handlung Raum in Dir war, liegt Dein seltenes Verdienst; sondern darin: daß Du alles auf Dich nehmen konntest aus Liebe, die Dich einst eins werden ließ im Fleische mit einem Manne; daß Du dieses Einsgewordensein nicht mehr los wurdest und damit eine Religiosität und also auch eine Christlichkeit bezeugtest, die über jeder Kirche und allem Kirchlichen steht; ja, daß Du, obwohl wahrhaft Nonne, obwohl wahrhaft Aebtissin, obwohl völlig getrennt für alle Zeitlichkeit vom Geliebten, dennoch dieser Deiner Ehe erfüllend lebtest, indem Du immer dem Willen Deines Gatten zu leben strebtest mit Deiner alles vermögenden Liebe: Das ist Dein großes, Dein seltenes, Dein unsterbliches Verdienst!

Der Schluß dieses Kapitels (geschrieben in Nago, Jänner bis Ostern 1920) muß hier Raummangels halber entfallen und der Buchausgabe vorbehalten bleiben.

ANTON SANTER: ABEND

An L. F.

Es ist ein Amt, die stumme Bruderschaft
Gebrochener und Ungebrochener zu pflegen.
Sie trinken miteinander nicht, sie schwatzen nicht,
sie wissen ihre Namen nicht.
Wer dennoch weiß um ihre Bruderschaft,
der braucht sein Amt nicht laut gerühmt zu hören.

Ihm zu Gefallen lob ich diese Stunde:
Wie still das Licht noch hinter Wolken liegt,
wenn es im Tale nachtet! Fast so still
ist inniger Glaube, daß das Bild nicht narrt.
So alt vielleicht ist jene Bruderschaft.
So still ist sicher jenseit jeden Amts die Stille.

Es hallt der Donner, mondige Regen fließen.
Es widerhallt mein Sinn vom schönen Schalle
und sinnt verstummend ganz der Frage nach:
ob je Gebrochene Ungebrochne lieben. —
Mehr scheint es ja zu sagen als zu warten
auf eine Macht, die Weltliches zerbricht.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Vom 1. Jänner 1921 an gelten folgende Preise:

CARL DALLAGO: PHILISTER. Essay. Preis geheftet K 12.50 (Mk. 2.50)

CARL DALLAGO: OTTO WEININGER UND SEIN WERK. Studie. Preis geh. K 17.50 (Mk. 3.50)

CARL DALLAGO: ÜBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis geh. K 20.— (Mk. 4.—)

CARL DALLAGO: DIE BÖSE SIEBEN. Essays. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort)
Preis geh. K 47.50 (Mk. 9.50)

SÖREN KIERKEGAARD: DER PFAHL IM FLEISCH. Übersetzung und Vorwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 22.50 (Mk. 4.50)

SÖREN KIERKEGAARD: KRITIK DER GEGENWART. Übersetzung und Nachwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 27.50 (Mk 5.50)

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS. Mit Beiträgen von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, Karl Borr. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz-Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und dem Herausgeber Ludwig Ficker.
Preis geh. K 12.50 (Mk. 2.50)

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS. *Carl Dallago:* Karl Kraus, der Mensch / *Ludwig Ficker:* Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / *Karl Borr. Heinrich:* Karl Kraus als Erzieher. Mit einer Zeichnung von *Max Esterle. (Vergriffen.)*

BRENNER-JAHRBUCH 1915. Als fünfter Jahrgang des „Brenner" herausgegeben von *Ludwig Ficker. (Vergriffen.)*

NEUE URTEILE ÜBER DEN BRENNER

Paul Walser in „Die Junge Schweiz" (Basel): Vor dem Krieg ist er schon herausgekommen, der Brenner, eine tapfere literarische Zeitschrift damals, die unabhängig von Presse und Kapital ihren geraden Weg gegangen ist. Für den guten Instinkt, der von Anfang an in ihm waltete, zeugt die Tatsache, daß er den seltsam visionären Gedichten Georg Trakls schon früh ein Unterkommen bot. Auch trat er entschieden für Karl Kraus ein. Das besagt nicht wenig. Den besten Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung aber erbrachte der Brenner während des Krieges 1915 erschien statt der einzelnen Hefte ein Jahrbuch, das eine offene Absage an den Widersinn der Zeit darstellte. Dann schwieg er; wohl darum, weil Herausgeber und Mitarbeiter einberufen wurden.

Nun seit Ende vorigen Jahres kommt er wieder heraus. Der Schwerpunkt, der schon in den letzten Nummern vor dem Kriege und dann vor allem im Jahrbuch fast ganz im Religiösen gelegen hatte, ist jetzt endgültig dorthin verlegt. Das klingt vielleicht etwas merkwürdig. Noch merkwürdiger, ja fast unverständlich will es aber sicherlich erscheinen, wenn nun gesagt werden muß, daß es christlicher Glaube ist, der hier wieder Auferstehung feiert. Man verstehe wohl: nicht ein wissenschaftlich bereinigtes, liberal zugeschnittenes, noch ein mystisch oder franziskanisches oder gar ein in religiös-sozialer Aufmachung serviertes Christentum — nein, altes, ursprüngliches Christentum mit Christus im Zentrum und dem Paradox des Glaubens als Voraussetzung.

Solche Wandlung wird allerdings vielen bittere Enttäuschung bereiten. Zumeist jenen, die in schärfster Anspannung des Geistes mit jeglicher religiösen Vorstellungswelt gebrochen haben und für das offizielle Christentum und seine Anwälte nur mehr Spott und Verachtung empfinden. Aber gerade an sie dürfte der Brenner sich wenden. Niemals ist es ihm je um die historischen Formen des Christentums zu tun; es sei denn, um ihre unberechtigten Ansprüche zu demaskieren. Wenn er Christentum sagt, so ist damit einzig und allein nur jener gewaltige, jenseits aller Historie und Psychologie erfolgende Einbruch des Transzendenten, Ewigen, Absoluten in den menschlichen Geist gemeint, wie er einen so gewaltigen Ausdruck in dem christlichen Mythus gefunden hat. Jener gefährliche Einbruch, der nichts mit menschlicher Genialität zu schaffen hat, dessen sich der Mensch nur in der paradoxen Haltung des Glaubensgehorsams erwehren kann. Jener hoffnungsvolle Einbruch, der mit menschlichen Scheingrößen aufräumt und alles Erstarrte, Welt-Gewordene wieder heimholt in die ursprüngliche Ordnung.

Dementsprechend ist denn auch die Physiognomie des Brenners die einer entschiedenen Bekenntniszeitschrift. Universale Geistmenschen, deren Abgott Goethe ist, werden allerdings über seine Einseitigkeit die Nase rümpfen, Psychoanalytiker hinter seiner Schroffheit Komplexe wittern und andere Menschen sich entsetzen, wie hier unter Umständen Menschen und Dinge beim Namen genannt werden. Die Brennerleute wird das wenig bekümmern. Eher machen sie die Kluft, die sie sowieso schon trennt von der offiziellen Welt des Geistes, noch breiter, denn sie können es durchaus ertragen, abseits zu stehen. Handelt es sich doch bei ihrer Sache nicht um die Durchführung vorschneller Aktionen noch um Verwirklichung irgend eines Minimalprogramms. Nur das eine begehren sie: da und dort zu zünden, zu beunruhigen, dem Ersten und Letzten die Bahn zu bereiten.

Diese ursprünglich revolutionäre Leidenschaft, die einmal nicht mit politischer Betriebsamkeit verquickt ist und sich nicht einläßt auf relative Fortschritte, die hinausweist über diese Welt des Bedingten in ein Unbedingtes und doch dabei ganz weltzugewandt bleibt — wie verheißungsvoll steht doch diese Tatsache da in unserer Gegenwart, die entweder resigniert den Untergang ihrer eigenen Kultur beschreibt oder aber naiv gläubig noch weiter auf die im Krieg und in der Revolution gerichteten Mächte, Institutionen und Systeme vertraut!

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 9*

Carl Dallago:

Augustinus, Pascal

und

Kierkegaard

* *APRIL 1921* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Die sechste Folge umfaßt 10 Hefte, welche zwanglos — in Abständen von ungefähr zwei Monaten — erscheinen, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten.

Infolge außerordentlicher Erhöhung der Herstellungskosten kann die ganze Folge (800 S.) nur mehr zum Preis von K 200.— (Mk. 36.—) abgegeben werden / Preis dieses verstärkten Heftes K 33.-- (Mk. 5.–)

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 8 (JANUAR 1921):

An die Freunde des Brenner / Ferdinand Ebner: Glossen zum Introitus des Johannes-Evangeliums / Sören Kierkegaard: Tagebücher (IV) / Friedrich Schnack: Gedichte / Carl Dallago: Die Gefangennahme der Liebe / Anton Santer: Abend

INNSBRUCKER URANIA

Freitag, den 15. April 1921, im Musikvereins-Saal

VORLESUNG THEODOR DÄUBLER

AUS EIGENEN WERKEN

Die Junge Schweiz

und

Der Neue Anfang

haben sich zu einer internationalen Zeitschrift der Jugend verbündet. Sie kämpfen für die Selbstbefreiung der Jugend und suchen die Kräfte der jungen Generation für die menschliche Entwicklung fruchtbar zu machen. — Aus ihrem Nachrichtenteil wird ersichtlich, unter welchen Verhältnissen heute die Jugend aller Länder lebt.

Bezugspreis für ein halbes Jahr (12 Hft.):

in Deutschland Mk. 9.—
in Oesterreich Kr. 30.—
in der Schweiz Fr. 4.—

Verlag: Basel (Schweiz), Marktplatz 6.

Der Bergfried

erscheint als die Zeitschrift einer neuen Gemeinde der Arbeit und des Kampfes wider jede Gewalt. Sie wird neben sachlicher Mitteilung und Verständigung über alle praktischen Fragen der Arbeit nur solche Beiträge bringen, die eine Absage sind an das Literatentum und die ganze verlogene Problematik unserer Tage.

„Der Bergfried" erscheint nach Bedarf. Zahlungen nach Selbsteinschätzung, Mindestbeitrag für die erste Reihe 5 Mark. :: Einzelheft 1·20 Mark.

Man verlange Probehefte durch den

BERGFRIEDHAUS-VERLAG

Söllhuben (Ob.-Bayern).

CARL DALLAGO:
AUGUSTINUS, PASCAL UND KIERKEGAARD

(„Der große Unwissende", II. Teil, Kap. 10)

1.

Es ist ein äußerst stürmischer Frühlingstag. Der Wind bläst von allen Seiten auf mich ein, der Himmel ist tief bewölkt. Aber wenn die Sonne durchbricht, fällt mich das Licht an wie ein Strom warmen Lebens. Und mich dünkt, ich bedarf solcher Durchsonnung, um meine Auseinandersetzung mit dem Christentum, die immer größere Anforderungen an mich stellt, zu Ende führen zu können.

Was ich bis jetzt dargetan habe, stellt das wahre Christentum als die existenzielle Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher, die „christliche" Kirche aber als den mächtigsten Antipoden dieses Christentums hin. Denn dadurch, daß diese Kirche, die als Weltbildung dem Geistigen und Religiösen von jeher, das im Leben Jesu seine existenzielle Erfüllung fand, entgegen ist, sich als die einzig wahre Vertreterin der Lehre Jesu ausgibt, erweist sie sich für den Einzelnen wie für die Menge als das machtvollste Hindernis, zum wahren Christentum zu gelangen. Erkennt sie doch alle, die sich zu ihr bekennen, als Christen an, auch wenn diese damit kein anderes Bekenntnis als das zu ihrem weltlichen Vorteil ablegen.

Heute, da durch den Weltkrieg der „christlichen" Welt, die eine Schöpfung der „christlichen" Kirche ist, deren Christlichkeit im Grunde aufgedeckt wurde, braucht einer die eigene Erfahrung kaum mehr mitsprechen zu lassen! Man frage sich nur nochmals: Wo blieb diese Kirche in diesem Kriege? Wie verhielten sich ihre offiziellen Vertreter? Ist auch nur einer, der fiel, weil er den „christlichen" Machthabern, die das Gebot: Du mußt töten! aufstellten, ins Wort fiel? O diese Kirche, die nicht irren kann, wie ihre politischen Vertreter die Gläubigen glauben machen wollen! Nun teilt sie, als alte Politikerin, das

Los aller Politik und steht ratlos vor den Verheerungen der Zeit; so bleibt ihr nichts übrig, als wiederum ihr Glück bei den Menschen mit dem Hinweis auf die Ewigkeit zu versuchen. Doch ihr noch zu glauben, die ihre Macht heute auf die Presse stützt, macht nicht mehr selig.

Je mehr man sich dem ursprünglich Christlichen nähert, umso weniger findet sich auch eine Kirche, umso weniger finden sich rein kirchliche Funktionen (wie Messe, Hochamt, Spendung der Sakramente), die erst aufkamen, als man sich von der existenziellen Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher und damit auch vom vorbildlichen Leben Jesu entfernte. Darum gilt auch: je mehr die Kirche als solche in den Vordergrund tritt, desto weniger ist das Tun der offiziellen Vertreter der Kirche mit dem Wort, das sie verkünden, in Einklang zu bringen. Und wenn auch ursprünglich gesagt ist: „Was sie euch sagen, das haltet und tut; nach ihren Werken aber sollt ihr nicht tun", so muß man sich heute doch fragen: ob, was die offiziellen Vertreter der Kirche sagen, nicht auch zu den Werken gehört, die man nicht tun soll, insoferne ihr Sagen darauf ausgeht, die Kirche als solche zu festigen, die Weltbildung ist, und das überlieferte Wort so zu verkünden, daß es dem weltlichen Bestand der Kirche förderlich und damit aber der Absicht der ursprünglichen Lehre Christi völlig entgegen ist. Und wenn man, wie ich, diese Frage in unserer Zeit bejahen muß, stellt sich einem die Erkenntnis ein, daß die offiziellen Vertreter der Kirche selbst es sind, die durch ihren politischen Uebereifer, dem sie die Wortverkündigung untertan gemacht haben, die Kirche in geistiger und religiöser Hinsicht und somit auch als Kirche Christi nachgerade erledigt haben. Als Weltbildung mag sich die Kirche freilich in der Welt behaupten können und sogar ihren dauernden Bestand haben mit dem Bestehen dieser Welt. Aber eben darum ist und bleibt es im Grunde völlig ungeistig und unreligiös, und damit unchristlich, die Kirche und ihre Errungenschaften als untrennlich vom Christlichen anzusehen. Alles, was die Evangelien vom Menschen verlangen, um in ihm das wahre Leben wachzurufen, kann der Mensch erlangen ohne die Kirche, von deren Vertretern heute mehr als je gilt, was Christus an den

jüdischen Priestern wahrgenommen hat und also rügte: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist ferne von mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind."

Der Frühling ist schwer geworden. Schon sproßt das Laub in Fülle, und versonnt ragen die Berge in der Runde. Darüber der lichtblaue Himmel. Welche Allmacht des Schöpfers offenbart sich doch in solch einem Frühlingstag! Ich möchte alle, die mir nahe stehen, in diese Schöpfungswunder hineinstellen und sie dann sich selbst überlassen. Denn man gewinnt sich selber am besten, wenn man sich selbst überlassen ist. Und je mehr man sich selber gewonnen hat, umso mehr kann man abgeben; und je mehr man abgibt, umso mehr kann man aufnehmen. Auf ein solches Aufnehmen bin auch ich immer wieder angewiesen in meiner Auseinandersetzung mit dem Christentum.

Ich vergesse hier nicht: Das Christentum ist die Religion meiner Väter, der ich im Grunde treu bleiben will; aber auch nur im Grunde. Es bedeutet, daß ich treu bleiben will dem Geistigen und Religiösen von jeher, das jeder Religion zugrunde liegt.

Vor der Tür dieser Religion meiner Väter habe ich nun aufgeräumt, so gut ichs vermochte. Der Platz, auf den die Kirche dabei zu stehen kam, entspricht ihrer Wirksamkeit in dieser Welt. Warum hat sich ihr Weltsinn als Wächter vor die Religion postiert und verwehrt dieser die Rückkehr zum Geistigen und Religiösen von jeher, dem jede Religion ihr eigentliches Leben verdankt? Warum hat diese Kirche so viel Verlebtes und Verwestes, so viel Weltliches, um dieses Lebenselement einer jeden Religion gelegt? Warum hat sie aus dem Geistigen und Religiösen von jeher, das Christus erfüllend lebte und lehrte, eine neue Religion, eine Weltreligion gemacht und sich zugleich zur Stellvertreterin Christi auf Erden aufgeworfen? Das verträgt sich nicht, denn Christus hat sich ausdrücklich dagegen verwahrt, etwas Neues einführen zu wollen; er sagt: „Wähnt nicht, daß ich kommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen; ich bin nicht kommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." Das Gesetz und die Propheten kennen aber keine Kirche, vielmehr: wo das Ge-

setz und die Propheten erfüllend gelebt werden, muß jede Kirche außer Kraft gesetzt sein. Das zeigt sich auch im Leben Jesu, der sich deshalb die Todfeindschaft der jüdischen Priesterschaft zuzog. Das bekundet aber auch Stephanus, der für seine wahre Nachfolge Christi als Erster den Tod erlitt. Vor den hohen Rat geführt, sagte er: „...der Allerhöchste wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, wie der Prophet spricht: ‚Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meiner Füße Schemel; was wollt ihr dann mir für ein Haus bauen? spricht der Herr; oder welches ist die Stätte meiner Ruhe? Hat nicht meine Hand das alles gemacht?' Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr". Daraufhin steinigten sie ihn. —

Das völlig Unvereinbare, Sichwidersprechende, scheint überhaupt charakteristisch für die Haltung der Kirche zu sein. Denn gesagt ist auch: „Man kann nicht Gott dienen und zugleich dem Mammon." Die Kirche aber bringt es fertig, beiden zugleich zu dienen. Wer aber, geistig gesehen, dabei zu kurz kommen muß, ist, wer auf solche Weise Gott dient. Denn dem Wort als dem geistigen Gestalter der Wirklichkeit, als der einzigen geistigen Realität, muß zuletzt, das ist: zutiefst, alle Wirklichkeit untertan sein. Wer daher Gott und zugleich dem Mammon dient, kann in Wirklichkeit nur einem Trugbild Gottes dienen. Darum kann ich sagen, daß ich, durch meine gründliche Abkehr von der Kirche, der Religion der Väter im Grunde nicht untreu geworden bin. Es wäre: der Religion, der das Christliche Christi mit Recht den Namen und den Gehalt gibt, die somit auch keine bloße Religion mehr, sondern der Ausdruck des Geistigen und Religiösen von jeher ist, soweit durch das aufgefangene Wort überhaupt die Möglichkeit besteht, dieses Geistige und Religiöse von jeher zu erfassen.

Indem ich aber das wahre Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse ansehe, nimmt das Christentum als religiöser Begriff eine neue Färbung an, durch die nicht nur die Kirche als ein Nichtiges an ihm erscheint, sondern selbst sein Grundgedanke von der Menschwerdung Gottes ein völlig Nebensäch-

liches wird. Denn das Geistige und Religiöse von jeher kann letzten Endes nur die Aufgabe haben, das Tun des Menschen so zu gestalten, daß es Gott wohlgefällig wird. Wo dies auf Erden erreicht ist, kann der Mensch wohl auch ruhig allem begegnen, was seiner harrt, wenn er von der Erde fortgenommen wird. Wenn nun Gott erst Mensch werden muß, um das Beispiel einer solchen erfüllenden Wohlgeratenheit zu geben, ist damit etwas vorausgesetzt, das den Menschen eher von der erfüllenden Nachfolge ausschließt als dazu aufmuntert, da ja das Beispiel von einem gegeben wäre, der der allmächtige Gott ist, für den eine Menschwerdung nach dem Wohlgefallen Gottes ungleich leichter sein müßte, als sie für den von den Menschen gezeugten Menschen ist. Es ist auch erstaunlich, wie gerade dieser Glaubenssatz von der Menschwerdung Gottes, der eine allergrößte Anforderung an die Glaubensfähigkeit des Menschen stellt, von den Nur-Kirchenchristen, das heißt: von den übervielen glaubenstoten Christen, deren verhängnisvolles Wirken die „christliche" Welt des Weltkrieges gestalten half, als selbstverständlich hingenommen wurde und noch immer wird: eine auffällige Erscheinung, die mich in der Annahme bestärkt, daß die Aufstellung dieses Glaubenssatzes ein spekulativer Akt der Kirche war, der ihr gestattete, sich als Stellvertreterin Christi auch zur Stellvertreterin Gottes aufzuwerfen, womit sie zugleich das Heft für das Jenseits in die Hand bekam. Das muß man sich immer wieder vor Augen halten und fragen: Wie ist es mit der Menschwerdung Gottes? Stellen die Evangelien dieseGlaubensforderung? Nochmals behaupte ich: N e i n. Jedenfalls nie in dem Sinne, daß sie Jesus mit Gott identifizieren. Im Gegenteil, es gibt Aussprüche Christi, in denen er jede Gleichstellung seiner Person mit Gott entschieden von sich weist. Ja, selbst die Empfängnis Mariä wird von Markus, dem wahrscheinlich ersten, wie von Johannes, dem letzten der Evangelisten (der zeitlichen Entstehung der Evangelien nach) völlig übergangen. Und Mathäus und Lukas berichten darüber von einander abweichend. Immer aber gilt für Jesu Herkunft der Stammbaum Davids, dem Joseph, der Mann Mariä, als vorletztes Glied angehört.

Mir, der ich die Kirche völlig aufgebe, vielleicht um mir die Evangelien umso reiner zu erhalten, bleiben diese immer die

bedingte Festhaltung des von jeher Geistigen und Religiösen; bedingt in der Festhaltung durch die bedingte Fähigkeit zur Aufnahme von Seite jener, die dieses Geistige und Religiöse als die frohe Botschaft vom Messias Jesu Christo zuerst niederschrieben. Das Bedingte nach dieser Richtung im Wortlaut der Evangelien nicht außeracht lassend, nehme ich selbst die geschilderte Empfängnis Mariä gläubig als geistige Empfängnis hin, die alle leibliche Empfängnis überstrahlt, weil sie eine geistige Unterwerfung im jungfräulichen Weibe voraussetzt, die dem Weibsein ungleich mehr Erfüllung bringt und es ungleich mehr benedeit als alle leibliche Unterwerfung.

Also: diesem Evangelium gegenüber bleibe ich der andächtige Hörer; als solcher fühle ich mich berechtigt, wo immer ich vom Christentum sprechen höre, die geistige und religiöse Beschaffenheit des Gehörten an der Aussage der Evangelien nachzuprüfen. Wohl wiederum kein Zufall zeigt mir im „Brenner" (neben meinen Auslassungen und vielfach im Gegensatz dazu) ein auffällig sachliches, fast wissenschaftliches Eintreten für das Christentum. Umsomehr überraschte mich in dieser sachlichen Auseinandersetzung die apodiktisch gestellte Glaubensforderung, die Ferdinand Ebner dem Geist des Christentums mit den Worten zuschreibt: „Der Geist des Christentums fordert vom Menschen den Glauben an die Menschwerdung Gottes im Leben Jesu und es wird keiner ein Christ ohne die innere Erfüllung dieser Forderung." Daß man auch mit der Erfüllung dieser Forderung, mit dem innerlich festsitzenden Glauben an die Menschwerdung Gottes, noch lange kein Christ ist, glaube ich bereits dargetan zu haben. Hier aber zitiere ich diesen Schriftsteller, weil, was er sagt und wie er es sagt, mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß der Glaube an die Menschwerdung Gottes dem Urchristlichen nicht zugrunde liegt, und daß darum für dieses Christliche, als das Geistige und Religiöse von jeher, ein solcher Glaube nie das Maßgebende sein kann. Denn auch der Messiasbegriff, wie er aus dem alten Testament hervorgeht, ist nicht an den Glauben an die Menschwerdung Gottes gebunden. Wohl aber scheint ein Schriftsteller, der diesen Glauben als das Maßgebende für das wahre Christentum hinstellt, weiterer Stützen für seine Behauptung zu bedürfen. So versteigt sich Ebner

in seiner Abhandlung „Das Kreuz und die Glaubensforderung" zur völlig unrichtigen Behauptung: „Zu diesem Wort (dem Worte Jesu) aber gehört es auch, daß Jesus sich für den Sohn Gottes ausgibt, mit Gott sich identifiziert." Was die Evangelien aussagen, glaube ich, oder strebe wenigstens danach, es zu glauben. Aber mir einen Glauben einreden zu lassen, der ihren Aussagen entgegen ist, dazu fehlen mir Fähigkeit und Wille.

Der Abstand zwischen dem Weltmenschen und Jesu wird dadurch, daß man den Glauben an die Menschwerdung Gottes im Leben Jesu aufgibt, vielleicht nicht geringer. Denn daß die Weltmenschen, die heute schon zu Menschen des Weltkrieges geworden sind, nicht die Menschen nach Gottes Wohlgefallen sind, greift nachgerade schon ein Blinder. Der bessere Betrachter aber wird auch die Distanz zu wahren wissen, die zwischen ihm und Jesu — auch nur als dem Vollendeten, als dem von Gott Erkorenen oder Gesandten, als dem Menschen nach Gottes Wohlgefallen — liegt; und er wird diese nie schwindende Distanz umso besser zu wahren wissen, je betrachtungsfähiger, je geistiger und religiöser er ist. Denn Jesus als der Reine Mensch oder der Vollendete, dieses geistige Ereignis im Verlauf der Schöpfung, dieses In-die-Welt-treten eines Menschen, dem Gott erfüllend eingeboren ist — dieses Aufleben des Anfangs, als der Mensch noch bei Gott und Gott noch das Wort war, das der Mensch lebte, läßt ja in Gott selber die Freude laut werden über dieses sein persönlichstes Werk und ihn sein Wohlgefallen ausdrücken.

Der Reine Mensch erweist sich mithin als das Gewordene, das immer war und ist und sein wird, insofern dieses Gewordene der erfüllende Ausdruck des Willens Gottes als des immerwährenden Schöpfers ist, insoferne es das Wort ist, das im Anfang war. Von diesem Reinen Menschen, wo immer er existenziell auftritt, kann der Mitmensch, der ihn zu erfassen sich bemüht, der Nachwelt wohl berichten: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt." Und dieser Reine Mensch, das fleischgewordene Wort, kann, wenn er wie Jesus dem Volke angehört, das Abraham als seinen Stammvater kennt, von sich wohl sagen: „Ehe denn Abraham war, war ich." Und dieser Reine Mensch kann wohl, ohne

zu staunen — weil er, den Willen des Schöpfers lebend, solches Erleben in sich begreift — die ganze Natur als sich untertan erleben, wie es ja Gott, der Schöpfer, im Anfang dem Menschen bestimmt hatte, als der Mensch noch, wie alles in der Schöpfung, sehr gut war.

Daß bei solchen Vorstellungen, insoferne sie in einem wahrhaft lebendig sind und das Innere besetzt halten, für eine Kirche kein Raum mehr übrig bleibt, läßt sich leicht einsehen. Es ist auch nicht mehr die Kirche, sondern das ganze Christentum, das uns von der Kirche als Kirche ausgegeben wird, dem meine Abhandlung entgegentritt. Denn meinem geistigen Erfassen, meinem ganzen religiösen Empfinden nach, kann das wahre Christliche nur das Geistige und Religiöse von jeher sein, m u ß e s s e i n, wenn es nicht weniger sein will, und es ist unsäglich viel weniger geworden dadurch, daß es Kirche geworden ist. Denn die Kirche ist Welt — mag sie es tausendmal leugnen! Sie organisiert, systematisiert, rationalisiert, sozialisiert, nationalisiert, zivilisiert, zähmt, züchtet, veroberflächlicht, veräußerlicht, — v e r k i r c h l i c h t. Alles das bedeutet immer ein Neuordnen, das den Menschen von dem von jeher Ordnenden abzieht; das somit immer auch g e g e n Gott als den Geist und Schöpfer gerichtet ist, wenn es sich gegen etwas richtet, das Gott gehört und ihm zu geben ist, und nicht der Welt. Und ich setze hier voraus, daß der Mensch Gott als dem Geist und Schöpfer mehr gehört und ihm zu geben ist als dieser dümmsten und ruchlosesten der Welten, die vor Fortschrittsrausch und Hochmut die Gotteswelt um sich, in der sie doch eigentlich nur geduldet ist, nicht mehr wahrnimmt. Kein Wunder, daß sie in solcher Verfassung auch das von jeher Ordnende, das unentwegt seinen Gang geht, nicht mehr wahrnimmt. Darum wiederhole ich: Allem Ansatz und Einsatz zum Neuordnen des Geistigen und Religiösen, allen kirchenchristlichen, das heißt hier: allen kirchenweltlichen Bestrebungen gegenüber bedeutet das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse immer d a s W i l d e; etwas, das den Menschen allen äußeren Züchtungs- und Zähmungs- und Fortschrittsbestrebungen völlig unzugänglich macht und ihn einzig der Macht des von jeher Ordnenden untertan sein läßt.

(Hier muß ich wiederum des Ausspruchs Nietzsches gedenken: „Mein Schlußsatz ist, daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Wert darstellt als der wünschbare irgendeines bisherigen Ideals." Von jeher hatte ich Wohlgefallen an diesem Satz. Heute erscheint er mir als ein wahrhaft geistiger und religiöser Ausspruch; insofern ich die wahre Wirklichkeit, die geistige Realität, die einzig im Wort liegt, auch nur völlig im Menschen finde, der dieses Wort, das im Anfang war, lebt; sodaß ich sagen kann, daß ein Mensch umso wirklicher wird, je mehr er dem Wort lebt. Es läßt mich den wirklichen Menschen als den ursprünglichen Menschen ansehen, als den Menschen des Anfangs, da die Vollendung war und „Gott sah, daß alles sehr gut war". Wenn Nietzsche auch nicht so gedacht hat, so liegt seine Vorstellung vom wirklichen Menschen doch in dieser Richtung. Das läßt sich folgern aus seiner entschiedenen Ablehnung jeder Evolutionslehre. Und daß er diese verächtlich fand, wo sie sich über den Menschen hermachen will, zeugt für ihn als einen im Grunde wahrhaft religiösen Denker. Es ist auch eine durchaus religiöse Bewegung, von der sein Gesamtwerk ausgelöst wurde, eine Bewegung, die sich freilich gegen ihn kehren mußte, als er nicht mehr zu unterscheiden vermochte (und vielleicht auch nicht mehr unterscheiden wollte, aus Widerwillen gegen das, was sich seiner Wahrnehmung aufgedrängt hatte) zwischen dem Christlichen Christi, als dem Geistigen und Religiösen von jeher, und dem Christentum, das durch die Kirche auf uns überkommen ist und das sich ihm in seiner Gesamternte als unsere „christliche Welt" präsentierte. So bekämpfte er zuletzt mit dem Christlichen auch das Geistige und Religiöse von jeher, für dessen Verteidigung gerade seine leidenschaftliche Wahrhaftigkeit ursprünglich wie geschaffen schien. Er erweiterte dabei seinen Angriffs- und Wirkungshorizont auf Kosten seiner Wurzelung; so mußte er zusammenbrechen.)

Das Aufgehen in das von jeher Ordnende, das sich gleichsam als die existenzielle Betätigung des Geistigen und Religiösen im Menschen kundtut und anders (vielleicht christlich vernehmbarer) ausgedrückt soviel besagt wie: den Willen Gottes, des Schöpfers, sich existenziell zum Gesetz machen; diese Art

der Unterwerfung lehrt und verkündet als das Heil für den Menschen auch der Taoteking (meines Erachtens das tiefste religiöse Werk des fernen Ostens) mit seinem Anschluß an das Gesetz, der uns als die existenzielle Betätigung des Vollendeten, das ist: des Reinen Menschen, vor Augen geführt wird. Für mich spricht sich darin das Wesentliche seines Inhaltes aus, soweit ich dieses Inhalts aus den mir zugänglich gewordenen Uebertragungen habhaft zu werden vermochte. Was nun in meinen Abhandlungen bereits andeutungsweise enthalten ist, hier aber entscheidend angebracht sein will, ist: daß mir der Hauptsache nach der Inhalt des Taoteking auch als die Hauptsache des Inhalts der Evangelien erscheint, und zwar: daß, wer den Anschluß an das Gesetz existenziell erlangt, der Hauptsache nach auch zu einem Leben im wahren Sinn der Evangelien gelangt sein muß; und daß, wer in Wahrheit ein evangelisches Leben führt, der Hauptsache nach auch den Anschluß an das Gesetz existenziell erlangt haben muß. Denn hier wie dort, im Taoteking wie in den Evangelien, ist versucht, den Widerschein des von jeher Geistigen und Religiösen festzuhalten, das vom jeweiligen Vorbild — als welches im Taoteking der Vollendete, das ist: der Reine Mensch der Vorzeit, in den Evangelien aber Jesus Christus erscheint — erfüllend gelebt wurde. Wenn die Art der Rückstrahlung desselben Geistigen und Religiösen in den beiden Offenbarungen eine grundverschiedene ist, so sehe ich das, abgesehen davon, daß es sich dort um ein fern- und hier um ein nahegerücktes Vorbild handelt, durch den Boden oder das Milieu bedingt, aus dem das erfüllende Vorbild hervorging. So verändert beispielsweise dieselbe Pflanze in verschiedenem Boden ihr Aussehen. Zur Erklärung des verschiedenen Aussehens zweier Offenbarungen wie des Taoteking und der Evangelien, denen meines Erachtens dasselbe zugrundeliegt, setze ich nun den Satz, der, da er sich auf Geistiges bezieht, auch geistig aufgefaßt sein will: das Milieu beeinflußt bis zur Veränderung die Erscheinungen desselben Lebens.

Zu solcher Erkenntnis drängt mich der Glaube, daß das Geistige und Religiöse in seiner höchsten Beschaffenheit dem Menschen zu Anfang, als die Vollendung war, zu eigen gewesen

sein, also von jeher im Menschen gelegen sein muß, daß demnach das wahre Christliche im besten Fall nur dieses Geistige und Religiöse von jeher sein kann. (Ein anderes anzunehmen, käme ja einer Korrektur an Gottes Werk, dem Menschen, gleich.) Dafür spricht auch die Erfahrung mit eben jenem Christentum, das als ein völlig Neues, Nie-dagewesenes, nur durch die Kirche auf uns überkommen ist, die für diese Niedagewesenheit auch der Menschwerdung Gottes bedurfte: eines Glaubenssatzes von fragwürdigster Rückwirkung auf die existenzielle Beschaffenheit der Menschen, wie wiederum die Erfahrung lehrt, die uns als das Ergebnis aus dem Christentum der Kirche diese „christliche" Welt vor Augen stellt, die auch als die Welt des Weltkrieges für diese Kirche noch immer die „christliche" Welt ist und bleibt, weil in ihr ja das Christentum, das heißt: die Kirche als Christentum staatlich sanktioniert ist. Wer aber müßte sich nicht ernstlich fragen: ob Gott denn Mensch geworden sei, um diese „christliche Welt" erstehen zu lassen, oder auch nur, um eine Institution zu schaffen, die diese „christliche" Welt erstehen ließ — eine Welt, die doch erst dadurch zustande kam, daß das Christentum Kirche geworden und als solche staatlich genehmigt worden ist. Das bedeutet aber: daß eine Macht, die sich einzig erweisen sollte als die Macht, deren Reich nicht von dieser Welt ist und daher auch dieser Welt einzig unabhängig gegenüberstehen sollte, zu einer Macht dieser Welt wurde. Das Christliche als das Geistige und Religiöse von jeher aber kann niemals zu einer Macht dieser Welt werden; denn wo es zu Macht gelangt, muß diese Welt an Macht verlieren. Gewinnt man aber im weltlichen Sinne Macht über etwas, trägt man diesem noch mehr Macht zu. Und so trug auch die Kirche als solche der Macht dieser Welt neue Macht zu.

Man kann auch g e g e n diese Kirche im Grunde nichts Belastenderes vorbringen, als was sie tatsächlich f ü r sich vorbringt: daß diese Welt i h r e, die „christliche" Welt ist. Denn diese Welt errang und verteidigt ihre Macht durch Gewaltmittel, deren sie umsomehr bedarf, je mehr sie an Macht zunimmt. Und überall, wo die Kirche sich der Welt zugesellt hat, ist diese zu Machtzuwachs gekommen; was Wunder, daß sie zur Sicherung ihres Machtbestandes auch umso mehr der Gewaltmittel bedurfte! In der Tat: Nirgends auf Erden seit dem Bestand der „christ-

lichen" Welt wurde soviel gerüstet und Krieg geführt und verurteilt wie in dieser „christlichen" Welt. Und der verkirchlichteste Staat ist immer auch der schlimmste Militärstaat. Das hat das Deutsche Reich an sich erfahren, dessen zur Plattheit forzierter Militarismus, in Verbindung mit einem völlig verkirchlichten Hof, unter dem zweiten Wilhelm die deutsche Volkskraft so schwer geschädigt hat. Und wer in Theodor Haeckers leidenschaftlicher Betrachtung „Versailles" von dem „Bordellmarschall der Rheinlande" gelesen hat, der sein Paradeschwert der Madonna von Lourdes zu Füßen gelegt hat, vom „goldgalonierten Banditen" Foch, den seine Madonnenverehrung nicht hindert, deutsche Städte durch schwarze Truppen besetzt zu halten in der ruchlosen, sogar von einem Engländer wahrgenommenen politischen Absicht, den Deutschen auch in geschlechtlicher Hinsicht eine Grube zu graben: der weiß sich von der segensreichen Wirkung des Kirchlichen auch in den Siegerstaaten genug.

So nehmen die Schandtaten in der „christlichen Welt" kein Ende. Daß es eine immerwährende Gesetzlichkeit gibt, eine Gesetzlichkeit Gottes gleichsam, die in dem unentwegten lebendigen Bestand des Wortes, das im Anfang und bei Gott war, sich äußert, darauf hat, wie keine sonst, gerade diese „christliche" Welt in ihrem Tun und Lassen völlig vergessen. Schon das ununterbrochene Verlautbaren von Gesetzen kennzeichnet die ganze „christliche" Welt als völlig ungeistig und unreligiös und somit auch als völlig unchristlich. Denn durch das Gesetzeschaffen von Seite der Menschen wird das Gesetz der Wahrnehmung der Menschen immer mehr entzogen. In den Evangelien ist das so ausgedrückt: „vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind." Der Taoteking berichtet diesbezüglich ausführlicher; er sagt: „Was Gesetz ist, bedarf nicht der Verlautbarung als Gesetz. Die Gesetze der Menschen bedürfen der Verlautbarung als Gesetze: Also sind sie nicht Gesetz." —

Das Gesetz, als die einzige geistige Realität, als das lebendige Wort, das im Anfang und bei Gott war, bleibt auch dem Taoteking nach das Höchste. Ein Abkommen vom Gesetz erfolgt diesem fernöstlichen Lehrbuch nach stufenweise und zwar so:

„Mangelt das Gesetz, ist die Liebe das Höchste.
Mangelt die Liebe, ist die Gerechtigkeit das Höchste.
Mangelt die Gerechtigkeit, ist die Sittlichkeit das Höchste.
Doch Sittlichkeit ist Schein, ist Trugbild der
Liebe und des Zerfalls Beginn".

So lehrt der Taoteking, die weise Schrift des „heidnischen" fernen Ostens. Und die weisesten dieser „heidnischen" Herrscher waren so tief geistig und religiös — und somit auch so christlich veranlagt, daß sie — wie berichtet wird — die höchste Erfüllung ihres Herrscheramtes darin erblickten, ohne Gesetze auskommen zu können. — Ich frage hier: Gibt es auch nur einen sich christlich nennenden Herrscher, dem man das nachrühmen könnte?! Schon in dieser höchsten Auffassung von Gesetz, schon in dieser entscheidenden Gegenüberstellung der Gesetze von Seite der Menschen dem alleinigen Gesetz von jeher liegt eine ungleich bessere Wegweisung für den Menschen in der Richtung des wahrhaft geistigen und religiösen Lebens als in aller Gesetzes- und Menschengebots-Verlautbarung der „christlichen" Welt, die sich in Sittlichkeitsforderungen — die eigentlich nichts als Belege für den geistigen und religiösen Zerfall sind — nicht genug tun kann und folgerichtig auch das Unsittlichste, den Weltkrieg, den völligen Zerfall alles Geistigen und Religiösen, als Endergebnis zu verzeichnen hat.

Bevor ich nun aber, meiner Darstellung entsprechend, das Jahr 1 als den Beginn einer neuen Botschaft, die den Menschen mit der Geburt eines Menschen wurde, streiche, da ich es nur als das Jahr ansehen kann, das uns den wahrnehmbar letzten Erfüller der Botschaft seit Anbeginn schenkte (weil sich eben dieselbe „frohe Botschaft" der Hauptsache nach schon in viel älteren Schriften als den Evangelien vorfindet und vorfinden muß als Botschaft über das Geistige und Religiöse von jeher) will ich mich noch mit bedeutendsten Anhängern des Christentums, mit Augustinus, Pascal und Kierkegaard, auseinander zu setzen versuchen, die insoferne mit dem Christentum, das uns von der Kirche verkündet wird, eins sind, als auch sie es — wenigstens seiner Bedeutung nach — als ein Neues nehmen, das erst mit dem Jahre 1 eingesetzt hat.

2.

Von Augustinus kenne ich allerdings nur die „Bekenntnisse". Sie zeigen die tiefe Redlichkeit des Geistes dessen, der sie geschrieben, und die Aufbietung seines ganzen Willens, zur Ruhe in Gott zu gelangen. Das ist höchst verehrungswürdig und gestattet nicht, an Augustins Heiligkeit zu rühren. Die Heiligsprechung freilich seitens einer Kirche, die sich als Weltbildung erwiesen hat, vermöchte mich von dieser Heiligkeit noch nicht zu überzeugen; bezeugt sie doch höchstens die außerordentliche Klugheit und das Geschick der Kirche, sich immer wieder auch seltenste Menschen als ihre Bekenner anzueignen. Uebrigens ist, was die Kirche an Augustinus am meisten schätzen mag: sein Beitragen zur Festigung der Kirche, sicher nicht sein geistig Zulänglichstes. Aber auch seine „Bekenntnisse" sind meines Erachtens weniger als Pascals „Gedanken" oder gar Kierkegaards „Augenblick" geeignet, in einem Menschen das geistige Leben zu erwecken und ihn der Lehre Christi zuzuführen. Und doch sind Pascal und Kierkegaard keine Heiligen, Kierkegaard noch viel weniger als Pascal. Dabei ist Kierkegaard von den dreien zweifellos der leidenschaftlichste Verfechter der Lehre Christi und hat gerade als solcher den abseitigsten Stand gegenüber seiner offiziellen Landeskirche. Er ist zeitlich der letzte der drei; mehr als zwei Jahrhunderte trennen ihn von Pascal, den mehr als zwölf Jahrhunderte von Augustinus trennen. Ich folgere daraus: Zur Zeit Augustins war die Kirche noch im Kircheswerden, also auch erst im Weltwerden begriffen; so konnte Augustinus noch nicht sehen, was die Kirche war, weil sie noch wurde und er gleichsam angelehnt stand an ihrem Werden, das die Lehre Christi äußerlich festhielt. Pascal hat schon die ganze offizielle Kirche vor sich und entscheidet sich in seiner Weise für das wahre Christliche. Diese Entscheidung bringt sofort mit sich, daß er gegen die damalige Hauptstütze der offiziellen Kirche, den Jesuitismus, heftig ankämpft. Kierkegaard, noch mehr das Unvereinbare der offiziellen Kirche mit der Lehre Christi erkennend, dabei noch leidenschaftlicher und tiefer religiös bewegt als Pascal und Augustinus, verwirft die ganze offizielle Landeskirche, nachdem er erkannt hat, daß auf ihrem

Boden das wahre Christentum schwieriger als auf dem des Heidentums zum Aufgehen zu bringen ist, eben weil durch diese offizielle Kirche bereits etwas als Christentum zur Geltung gebracht ist, das mit dem Christlichen Christi nichts mehr zu tun hat.

Je mehr nun ein Geistiges und Religiöses zur Kirche wird, umso mehr wird es offiziell; je mehr etwas offiziell ist, umso weniger kann es mit dem wahren Christlichen zu tun haben. Daher auch: je mehr einer dem wahren Christlichen sich zuwenden will, umso weniger kann er auf Seite der offiziellen Kirche stehen. Wo aber findet sich eine Kirche, die nicht offiziell ist? Für die Richtigkeit dieser Annahme kann ich das Verhalten der drei genannten großen religiösen Schriftsteller sprechen lassen. Mir obliegt nun das Weitere: einer Kirche, die nur offiziell bestehen kann und sich zugleich als die Vertreterin des Christlichen Christi und demnach als etwas ausgibt, was sie nicht ist, weil das Christliche Christi mit dem Offiziellen nicht vereinbar ist — auch zuzutrauen, daß sie uns dieses Christliche Christi entstellt überliefert hat; wenigstens, daß sie seinen Schwerpunkt verlegt, Nebensächliches zur Hauptsache gemacht, vielleicht auch manches hinzugetan und schließlich dieses Entstellte für das Richtige angesehen hat. Solche Entstellungen, die durch das Verhalten der Kirche, als eines Offiziellen, in die Kunde vom Reinen Menschen Jesu Christo gekommen sein mögen, könnten meines Erachtens auch entscheidende Abweichungen von der ursprünglichen Auffassung bedingt haben. Immerhin wäre das in Betracht zu ziehen, wo es sich darum handelt, ein Nichtübereinstimmendes der Evangelien, als eines Berichtes über erfüllende Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher durch Vorführung des Lebens und der Lehre des Reinen Menschen Jesu Christi, mit dem Taoteking festzustellen, der ebenfalls ein Bericht über erfüllende Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher durch Vorführung des Reinen Menschen der Vorzeit als des Vollendeten ist. Mit solchen Gedankengängen rücke ich den drei genannten religiösen Schriftstellern freilich ferne. Dennoch will ich Bestandfähigkeit und Tragweite dessen, was ich vorgebracht habe, an den Aeußerungen dieser Schriftsteller prüfen.

Ich denke noch der mächtigen Bewegung in mir, als ich mit den „Reden und Gleichnissen des Tschuang-Tse" die erste Kunde vom Reinen Menschen der Vorzeit erhielt. War ich doch genug mit unserer ganzen „christlichen" Welt vertraut, um zu erkennen, daß sie genau so, wenn nicht schlechter ist, als zur Zeit Augustins die heidnische war. Der Ausspeisung mit Christentum von Seite einer offiziellen Kirche, die eine solche „christliche" Welt aufkommen ließ, war ich übersatt geworden. Was ich aber von dem Reinen Menschen der Vorzeit hörte, war rein, groß und tief. Aehnlich mag auf Augustinus, der dieselbe Welt von heute als „heidnische" vor sich hatte, das Christliche gewirkt haben. Es spräche bereits für meine Auffassung, die durch die Bekenntnisse Augustins noch mehr gestützt wird. Auffällig an diesen ist zunächst, daß sie mit Aussprüchen aus dem Alten und Neuen Testament wie durchwoben sind. Dabei ist weiters bemerkenswert, daß die Zitate aus dem Alten Testament sich gleichsam monumentaler und so, als stünden sie dem Unbedingten näher, ausnehmen, als jene des Neuen, insoweit diese nicht Aussprüche Christi sind. Besonders weisen die Stellen aus den Briefen des Paulus ein merkwürdig Bedingtes auf, gegenüber den Sprüchen aus Psalmen und der großen Propheten des Alten Bundes mit Gott. Das Geistige und Religiöse von jeher aber hält sich ausnahmslos an das Unbedingte. Zweifellos bedingt erscheint zum Beispiel der Satz des Paulus: „Wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehört, wie er dem Weibe gefalle", ja selbst dieser: „Darum ist Christus für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort ihnen nicht selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben ist". Denn man kann Gott leben, ohne diesen Satz zu kennen. Und die ihn kennen: die sogenannte Christenheit, die „christliche" Kirche inbegriffen, zeigen existenziell, daß sie nicht daran glauben. Unbedingt aber mutet der alttestamentarische Satz an: „Siehe Herr, auf Dich werfe ich meine Sorge, auf daß ich lebe und sehe die Wunden an Deinem Gesetz". Er sagt mir: daß der Mensch wohltut, wenn er sich der Anordnung Gottes unterwirft, weil er dadurch erst auflebt; auflebt in der Erkenntnis, was er mit seinem eigenen

Anordnen an dem immerwährenden Gesetz Gottes und damit auch an sich selber gefehlt hat.

Für den Bund mit Gott im Sinne des Alten Testaments, der die willige Unterwerfung Gott gegenüber in sich begreift, können daher auch die Menschwerdung Gottes als Dogma sowie die Erkenntnis: daß das Fleisch wider den Geist und der Geist wider das Fleisch ist (Glaubenssätze, deren die Kirche als solche freilich nicht entraten kann, solange sie sich in einer geistigen und religiösen Machtstellung behaupten will, die ihr nicht zukommt), nichts Entscheidendes sein. Dies bezeugen auch die großen Glaubensmenschen des Alten Testaments, die wohl den Bund mit Gott, nicht aber jene Glaubenssätze existenziell betätigten.

In Augustins Bekenntnissen ist aber auch unleugbar ein rhetorisch-pathetisches Moment vorhanden, das sich im existenziell gesteigerten Umgang mit Gott verlieren müßte. Denn gewiß ist, daß die Sprache verstummen muß, wo der Mensch mit Gott geeint ist, daß daher die Sprache — und umsomehr ihr gesteigerter Ausdruck, das Pathos der Rede — immer weniger bedeuten muß, je mehr der Mensch sich Gott nähert; weil der Mensch, je mehr er mit Gott verbunden ist, umso weniger noch der Anrede für Gott bedarf, um bei Gott zu sein; daß daher auch das Ich und das Du aufhören müssen, falls sie überhaupt je am Beginne des Zugottkommens als ein Geteiltes in Erscheinung traten; denn der Mensch kommt existenziell zu Gott nur durch Vertiefung, ja gleichsam durch die endlose Begehung seines Ichs und nicht erst durch äußerliche Festhaltung eines Du, das der Mensch umsomehr verlieren muß, je mehr er zu seiner Ganzheit findet.

Dies ist nicht mehr den Bekenntnissen gegenüber gesagt, aus denen schließlich ja auch hervorgeht, daß Gott umso mehr gefunden wird, je mehr der Bekennende sich ihm hinzugeben vermag, je mehr sein nominelles Ich sich verliert, indem es zu seiner Ganzheit findet. Aber da ich, meiner Auffassung nach, das Wort — das Wort, das im Anfang und bei Gott war, — als das Ordnende und Anordnende von jeher, als die einzige geistige Realität ansehen muß, und zwar als die Realität, die umso wahrnehmbarer wird, je mehr die Sprache und mit ihr das Wort als ein Anordnendes von Seite der Menschen ver-

stummt, sei hier noch betont: daß des Menschen Verhältnis zu Gott, falls es überhaupt als ein Verhältnis des Ichs zum Du angesehen werden kann, dem sprachlichen Verhältnis des Ichs zum Du gerade entgegengesetzt ist. Indem durch die Sprache die Begriffe Ich und Du äußerlich festgelegt und damit auch begrenzt und geschieden erscheinen, und zwar umsomehr getrennt und geschieden, je mehr sie sprachlich festgelegt wurden. Das Ich und das Du im geistigen und religiösen Sinne aber verlieren umso mehr ihre Grenzen, sie fließen umso mehr ineinander und lassen das Wort als Bestandteil der Sprache verstummen, je mehr das Gottesverhältnis im Menschen existenziell seinen Ausdruck findet. Ist doch auch gesagt: daß das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in Kraft besteht. Und gelten doch von jeher als das Wesentlichste für das wahre mönchische oder klösterliche Leben, das immerhin auch ein christliches Leben ist: Keuschheit, Besitzlosigkeit und Schweigen.

Darum berührt es merkwürdig, wenn Ferdinand Ebner, der für das Christentum in orthodoxer Weise eintritt, zu Aussprüchen wie diesen kommt: „Das geistige Leben des Menschen ist mit der Sprache innigst und unlösbar verknüpft und beruht wie eben diese auch auf dem Verhältnis des Ichs zum Du." Weiters: „Wie aber will der Mensch erfassen, was Geist ist, wenn das Wort nicht in ihm lebendig wird? Das Wort, dessen Besitz nach Max Scheler die Sprache erst möglich macht". Die Sprache ermöglicht ja schon das gewöhnliche Wort, das mit dem Begriff des Wortes, das im Anfang war, nichts zu tun hat. So bliebe noch zu denken, gemeint sei: daß den Besitz des W o r t e s die Sprache erst möglich macht. Das müßte ich verneinen, weil mit der Ueberlieferung des W o r t e s durch die Sprache man das Wort noch nicht besitzt. Und so muß ich, der ich das „rechtgläubige" Christentum völlig ablehne, um das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse in mich aufnehmen zu können, dagegen sagen, daß, meiner Vorstellung nach, das Wort, das im Anfang und bei Gott war, erst erfüllend zur Geltung kommen kann, wenn das Wort, dessen Besitz die Sprache erst möglich macht, verstummt ist.)

Darum: was ich mir bis jetzt entgegengestellt sehe, ist nicht geeignet, meine unkirchliche Gläubigkeit zu erschüttern. Im Gegen-

teil, selbst in den Bekenntnissen des Augustinus ist manches vorhanden, das mich in dieser Gläubigkeit bestärkt. Hat doch das Werden und Sichfestigen der Kirche als eines Reiches dieser Welt schon zur Zeit Augustins seinen wahrnehmbaren Anfang genommen. Ein solcher Anfang bedeutet aber im Grunde einen Anfang vom Ende der absolut geistigen Bewegung, die durch das Erdenleben des Reinen Menschen Jesu auf Erden hervorgerufen worden ist. Augustinus, der wahrhaft bekehrte Weltmann, hat freilich sich selber soweit gefunden oder sein nominelles Ich soweit aus sich verloren, daß er in sich den Umgang mit Gott herzustellen vermochte. Die Lehre Christi jedoch erhielt er durch die Kirche vermittelt. Es ließ in ihm den Irrtum aufkommen, daß er die Kirche als solche als die wahre Vertreterin der Sache Gottes nahm. So half er ihren Bau festigen. Es festigte nicht die Sache Gottes. Das zeigt sich darin, daß schon zur Zeit Augustins die Kirche anfing, Meinungsverschiedenheiten im Glauben als verderbliche Ketzereien zu brandmarken und alle als Ketzer zu verfolgen, die abweichend von ihr lehrten. Die Größe der Altväter, die, um Gott ungestört dienen zu können, sich selbst als Ketzer in Verruf brachten, war Augustinus nicht beschieden. Die Beschaffenheit des Gesetzlichen in ihm ließ wohl den gewesenen Weltmann nicht so weit kommen. So findet er an dem Bestand der Kirche immer noch einen Rückhalt für seine innere Haltung, die bezeichnenderweise so beschaffen war, daß sie noch die Sicherung vor dem Weib anstreben mußte. In seinem Hause, heißt es, durfte keine Frau wohnen, auch nicht die nächsten Verwandten. Welche Distanz in rein menschlicher Hinsicht zwischen ihm und dem Reinen Menschen Jesu, der auch der Sünderin, wo immer er sie antrifft, als Heiland zu begegnen weiß. Es ist daher anzunehmen, daß der geistigen und religiösen Verfassung eines Menschen, der einzig der Menschwerdung zustrebt, der Kirchenlehrer Augustinus, was immer er auch lehren möge, kaum etwas anhaben kann, vorausgesetzt, daß eine solche Haltung der Forderung der Evangelienberichte entgegen kommt. Im Falle nun, daß meine Auffassung des Christlichen als des Geistigen und Religiösen von jeher mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen — eine Auffassung, die doch auch meine geistige und religiöse

Haltung wesentlich bestimmt — den Evangelienberichten nicht zuwiderliefe, wäre damit den wahrnehmbaren menschlichen Schwächen des Autors der „Bekenntnisse" gegenüber immerhin bezeugt: daß, was immer von seiner Seite meiner Haltung entgegenstünde, nicht imstande wäre, diese meine Auffassung zu entkräften. Doch darf und soll hier diese Wendung nicht genügen. Ein Mensch wie Augustinus, der seinen ganzen redlichen Willen aufbietet, um sich in Gott zu versenken, muß in seiner Auffassung weiter gekommen sein, als daß man ihn auf diese Weise abtun dürfte. Und so ist es auch. Augustinus, der Denker, der den Kirchenlehrer beiseite läßt, ist groß und tief. Und gesagt ist von seinem Uebersetzer: „Das war das Resultat, zu dem der ringende Philosoph gelangte: ‚Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ist die Liebe, mit der uns Gott erfüllt, und darum ist die anfangende Liebe (Gerechtigkeit) die anfangende Seligkeit, die wachsende Liebe die wachsende Seligkeit, die vollendete Liebe die vollendete Seligkeit!"

Erinnert das nicht höchst bedeutsam an das, was der Taoteking als Stufenleiter angibt, die zur Vollendung, das ist: zum erfüllenden Anschluß an das Gesetz führt? —

3.

Morgensonne beglänzt die Wege, die ich, begleitet von meinen Gedanken, gehe. Der Vorsommer lebt, entfaltet sich rings und umstellt mich mit der Fülle der Schöpfung. Mein Vorhaben jedoch verlangt von mir, daß ich meine Gedanken zusammenhalte, um die Haltbarkeit dessen, was ich bisher vorgebracht habe, auch Pascal gegenüber zu erproben.

Die Wahrhaftigkeit Pascals begegnet dem Leser seiner „Pensées", die ich nur in deutscher Uebersetzung kenne, in jeder Zeile. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß diese Uebertragung das Originalmanuskript, das nur in einem Bündel beschriebener Zettel bestand und dem vermutlich schon die französische Ausgabe, besorgt von Freunden des Verfassers, nicht völlig gerecht wurde, nicht erfüllend wiedergibt, so mögen die Fehler, die ihr anhaften, doch kaum entstellender Natur sein. Eine völlig erfül-

lende Wiedergabe im geistigen Sinne wäre ja nur in genauer Kenntnis dessen möglich gewesen, was Pascal mit seinen Aufzeichnungen vorhatte, und unter der weiteren Voraussetzung, daß seine Sachwalter dieses bestimmte Vorhaben auch zu gewissenhafter Ausführung zu bringen vermocht hätten. Doch war weder die eine noch die andere Voraussetzung nach dem Tode Pascals gegeben, da Pascal keine Verfügung nach dieser Richtung hinterlassen hat, und das Ordnen seines schriftstellerischen Nachlasses Freunden überantwortet war, die wohl auf sich wie auf die Umwelt, zu der die damalige Kirchenwelt zu rechnen ist, Rücksicht zu nehmen gezwungen waren. So mag vielleicht manches abgeschwächt auf uns überkommen sein und manches durch die Art seiner Einstellung eine nicht völlig einwandfreie Beleuchtung erhalten haben. Immerhin ist uns Pascals Leben überliefert, das (in seinen späteren Jahren) als ein Leben der Weltentsagung bis zur Selbstverleugnung und Selbstaufopferung es gerechtfertigt erscheinen läßt, wenn sein schriftlicher Nachlaß, der unter dem Titel „Pensées" veröffentlicht wurde, als eine „Apologie des Christentums" angesprochen wird, des wahren Christentums, das die Nachfolge Christi als Ziel anstrebt. Nun hängt freilich davon, wie man sich das Vorbild vorstellt, auch die Vorstellung der Nachfolge ab, die der Gestaltung dieser Vorstellung im wahrhaften Menschen vorhergehen muß. Und die Vorstellung von dem Vorbild sowie die Aufnahme, die man ihr bereitet, hängt wiederum von der eigenen geistigen Verfassung ab. Die außerordentlichen Verstandesgaben Pascals, des hervorragenden Mathematikers, machen ihn bald zum Skeptiker. Aus der bloßen Verstandesübung erwächst nun einmal dem inneren Menschen keine Befriedigung, vielmehr scheint es so, daß der nimmerruhende Verstand auch die jeweils gegebene Position des Verstandes in der Welt untergräbt. So fand auch Pascal zum Glauben und wurde gläubiger Christ. Er selbst sagt, seinen Weg kennzeichnend: „Man muß die drei Eigenschaften haben: Mathematiker, Skeptiker und gläubiger Christ." Aber das hat wohl nur für den außerordentlichen Verstandesmenschen Geltung, wohingegen als sicher anzunehmen ist, daß jeder Mensch dem Geistigen und Religiösen und damit auch dem

Christlichen zugeführt werden kann. Und daß dieser Vorgang wesentlich in einem Erwachen des Menschen zur Selbstbesinnung sich kundgibt.

(Skeptiker sein ist vielleicht eine unzulängliche Form der Ablehnung des Wissens, gleichsam ein Stehenbleiben auf halbem Wege zum Aufgehen in das Unwissen, mit dessen völligem Aufgekommensein man erst die Sphäre des Geistigen und Religiösen betritt. Das geht aus dem Taoteking ebenso wie aus den Evangelien hervor. Ja, auch an Sokrates, der an der Schwelle des Geistigen und Religiösen und damit auch des Christlichen steht, wäre dies wahrzunehmen. Denn wohl kann man Sokrates einen Ironiker, nie aber könnte man ihn einen Skeptiker nennen; in seiner Verneinung des Wissens dominiert bereits der Glaube an das Unwissen.)

Wenn Pascal den Mathematiker und Skeptiker in sich gleichsam als Vorstufen zum gläubigen Christen ansieht, ja wenn er geradezu behauptet, daß man Mathematiker und Skeptiker sein müsse, ehe man gläubiger Christ werden könne, so wird dadurch das Christwerden Pascals in entscheidende Beleuchtung gerückt. In seine Kindheit hat Pascal noch nicht die Gläubigkeit mitbekommen. Vielmehr ist es die Verstandeswissenschaft, der sich Pascal schon als Knabe ergibt. Dabei wächst sich der Verstand bald weit genug aus, um der Skepsis Raum zu gewähren. Das war wohl für den jungen Pascal von grundlegender Bedeutung. Nun erst kommt von außen her der Anstoß, der ihn dazu führt, religiös erbauliche Schriften zu lesen. Mit größtem Eifer ergibt er sich ihrer Macht und versucht sein Leben so zu gestalten, daß er ihren Anforderungen gerecht werde. Seine junge, schöne Schwester Jaqueline wetteifert mit ihm im Aufnehmen eines wahrhaft religiösen Lebens. Diese Schwester verläßt nach dem Tode des Vaters auch den Bruder („trotz aller Bemühungen Pascals, sie zurückzuhalten") und wird Nonne. Pascal, dessen leidender Zustand sich verschlimmert, sucht nun auf Anraten der Aerzte und Verwandten Erholung in weltlichem Verkehr. „Indessen," so berichtet der Uebersetzer, „dauerte es nicht lange, so kehrte Pascal zu seiner strengen und einfachen Lebensweise zurück ... Seit er die Welt verlassen, verzichtete Pascal auf alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten: er bediente sich selbst,

ja er nahm zu sich in sein Zimmer einen kranken Armen, den er nun selbst bediente und so gut pflegte, wie er selbst gepflegt wurde... Trotz alledem und da sein einziges Streben darauf gerichtet war, Gott zu leben und Gott allein anzugehören, lebte Pascal in beständiger Furcht, daß ihn etwas in die Welt zurückziehen könne, und in diesem Sinne fürchtete er sich förmlich, gesund zu werden... Seine letzten Worte waren: ‚Daß mich Gott nie verlassen möge'."

Ich habe dieses Wenige aus Pascals Leben hieher gesetzt, weil es mir für die Auseinandersetzung mit seinen „Gedanken" ein Behelf sein soll. Denn nicht immer scheinen mir diese das Wahre zu treffen, wiewohl sie immer der Ausfluß größter Wahrhaftigkeit sind. Die Bedingtheit des Wahren, ja das Bestehen des Wahren als eines Wahren nur innerhalb der existenziellen Beschaffenheit eines Menschen, für den seine Erkenntnis das Wahre ausmacht, ist mir in Pascals „Gedanken" deutlich vor Augen geführt. Dessenungeachtet muß ich sagen, daß mir diese Gedanken, zumal wenn ich mir dabei den Bericht über Pascals wahrhaft religiöses Leben vergegenwärtige, eher geeignet erscheinen, einen verweltlichten Menschen einem geistigen und religiösen Leben zuzuführen, als die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, und daß ich dementsprechend auch hier nicht der Wertung der Kirche beipflichten könnte, die diesem eine Heiligkeit zuspricht, die sie jenem vorenthält. Die Kirche als Politikerin, die sie immer bleiben wird, hat sich Pascal wohl schon dadurch zur Gegnerin gemacht, daß er konsequent die Ansicht vertrat: „man dürfe sich dem Verlangen des Papstes gegen seine Ueberzeugung und sein Gewissen durchaus nicht unterordnen".

Uebrigens ist vieles in den „Gedanken" Pascals enthalten, das mit dem Taoteking übereinstimmt und zugleich gegen das Christentum als Kirche spricht. So der, geistig verstanden, u n b e d i n g t wahre Ausspruch: „Jeder Fortschritt ist eine neue Art des Irrtums". Ferner, wenn Pascal sagt: „Die wahren Juden und die wahren Christen haben die nämliche Religion". Oder wenn er von der jüdischen Religion behauptet: „daß sie in keinem von diesen Dingen (der Beschneidung, der Opferung, den Zeremonien, der Bundeslade, dem Tempel von Jerusalem und schließlich dem Gesetz und mosaischen Bunde) bestand, son-

dern einzig in der Liebe Gottes, und daß Gott alles andere verwarf" Demnach wäre zu folgern: daß auch die wahre „christliche Religion", richtiger: das wahre Christliche, einzig in der Liebe Gottes bestehen muß und nicht in der Befolgung von Vorschriften und Glaubenssätzen, die nur von der Kirche aufgestellt wurden. Das Verhältnis zu Gott ist eben von jeher das Bestimmende für das Vorhandensein des Geistigen und Religiösen im Menschen. Und in der Liebe zu Gott offenbart sich dieses Verhältnis. Mit der Behauptung Pascals ist daher im Grunde auch gesagt: daß mit dem Christentum kein neues Geistiges und Religiöses in die Welt gekommen ist, daß somit auch das wahre Christliche im Geistigen und Religiösen von jeher enthalten sein muß.

Hier verweise ich nochmals auf Bernhard von Clairvaux, dessen Grundsatz war: „Gott wird erkannt, soweit er geliebt wird", ein Ausspruch, der im wesentlichen mit der Behauptung Pascals übereinstimmt. Da nun das Erkennen Gottes immer auch eine Berührung mit Gott voraussetzt, und die Liebe von der Hingabefähigkeit abhängig ist, wäre auch von Pascal im wesentlichen ausgesagt: daß man Gott erlange, soweit man sich ihm hingibt, und daß einzig in diesem Gotterlangen das wahre Christliche bestehen müsse. Und die tiefste Hingabe, das Aufgehen in Gott, erschiene somit immer wieder als die höchste Betätigung des Christlichen wie des Geistigen und Religiösen von jeher, eine Betätigung, die der Taoteking als den Anschluß an das Gesetz, als den Anschluß gleichsam an den Willen Gottes, als ein Aufgehen in den Gang des Unbedingten und Absoluten, zum Ausdruck bringt.

Auch die wahrhaft christliche Erkenntnis Pascals: „daß die zeitlichen Güter falsch sind, und daß Gemeinschaft mit Gott das wahre Gut ist", liegt auf dem Wege zum Reinen Menschentum, auf dem einem gewiß auch die fromme Einsicht Pascals wird: „daß, so arm man auch sein möge, man bei seinem Tode immer etwas hinterläßt".

Und die auf diesem Wege sind, dürften wohl auch zu den Menschen gehören, die nach Pascal „den lebendigen Glauben im Herzen haben"; denn auch ihnen „predigt die ganze Natur ihren Schöpfer und verkünden die Himmel die Ehre Gottes".

Wenn Pascal trotz solcher entscheidender Anschauungen schließlich doch der Kirche verfällt und sich zu sich selbst in Widerspruch bringt, zu der gleichsam freien Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher, nach der solche Anschauungen zu verlangen scheinen, muß etwas in ihm vorhanden gewesen sein, das ihn zu wenig auf sich selbst vertrauen ließ, wiewohl alles Selbstvertrauen im Menschen umsomehr auch zum Gottvertrauen werden müßte, je mehr er von Hingabefähigkeit an Gottes Willen erfüllt ist. Hier liegt vielleicht die Schwäche Pascals: er war, so wie er war, seiner selbst nicht sicher. Wer es einmal zum Skeptiker gebracht hat, wird die Skepsis kaum mehr los. Und doch ist man erst wahrhaft gläubiger Christ, wenn man allen Zweifel in sich überwunden hat.

Pascal, der den redlichsten Willen hat, als gläubiger Christ nur Gott zu dienen, mag daher Ursache gehabt haben, sich gleichsam vor sich selbst zu fürchten, und eine kirchenchristliche Umgebung hat vielleicht diese Furcht genährt. So kommt es, daß er in seinem leidenden Zustand das wahre Christliche als einen notwendig leidenden Zustand anzusehen beginnt; das geht so weit, daß es ihn sagen läßt: „Die Krankheit ist der natürliche Zustand des Christen, weil man dadurch in den Zustand kommt, in welchem man immer sein sollte und in welchem man Leiden erduldet, alle Vergnügungen und Freuden der Sinne entbehrt, zugleich aber auch frei ist von allen Leidenschaften, welche unser ganzes Leben lang geschäftig sind, von Ehrgeiz, von Habsucht, in beständiger Erwartung des Todes". Dem Geistigen und Religiösen von jeher und damit auch dem Christlichen Christi entspricht aber diese Auffassung nicht. Ihm nach ist das entscheidende Leiden für den Menschen einzig das Abkommen von Gott. Und daß sich dies so verhält, muß in dem Menschen, an dem Gott Gefallen findet, immer wieder ein Wohlgefallen aufkommen lassen. Krankheit und alles Leid von außen her bedeuten für einen solchen Menschen Prüfungen, die umsomehr an ihn herankommen mögen, je mehr er Stand zu halten verspricht, je mehr Gott gleichsam auf ihn hält. Das bezeugt schon der alttestamentarische Bericht über Hiob, der für solches Standhalten ein gleichsam überlebensgroßes Beispiel gibt. Denn wenn Hiob in seinem Elend in geistig aufgereckter Ungeduld auch wider Gott

zu murren beginnt, so bleibt ihm doch die Kraft, in noch reckenhafterer Bewegung auch dieses Murren zu besiegen, und durch seine völlige Unterwerfung Gott gegenüber bringt er sich in eine Verfassung, in der er auch alles Glück von Gott vertausendfacht zurück erhält. In der Auffassung des Leidens wird demnach Pascal auch von Nietzsche übertroffen, der seinen religiösen Menschen Träger der großen Gesundheit sein läßt, die eben im Standhalten sich beweisen soll und Härte zu sich selber erfordert. Wurde doch selbst dem wehklagenden Hiob, wenn auch unberechtigt, vorgehalten: „Du hast viele unterwiesen und lasse Hände gestärkt. Deine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet und die bebenden Knie hast du bekräftiget. Nun es aber an dich kommt, wirst du weich; und nun es dich trifft, erschrickst du".

Dem erwähnten Satze Pascals — nicht dem Menschen und Christen — läßt sich aber berechtigt entgegenhalten: daß ein Mensch, der nur im Zustande der Krankheit ein Christ ist, noch überhaupt kein Christ wäre; und daß einer, der nur im Zustand der Krankheit von Ehrgeiz und Habsucht frei ist, gar nicht die Verfassung hätte, ein religiöser Mensch oder ein Christ zu werden. Denn jedem wahrhaft religiösen Menschen müssen Ehrgeiz und Habsucht bald als Ausfluß eines unreifen oder krankhaften Zustandes erscheinen.

In religiöser Hinsicht merkwürdig ist auch der Ausspruch Pascals: „Salomo und Hiob haben das Elend des Menschen am besten erkannt und am besten davon gesprochen; der eine der glücklichste, der andere der unglücklichste der Menschen; der eine kannte die Eitelkeit der Freuden aus Erfahrung, der andere die Wirklichkeit der Leiden". Religiös gesehen und auch dem Bibelberichte nach muß aber Hiob viel mehr wahrhaft glückliche Stunden im Leben gehabt haben als Salomo; eine Wahrnehmung, die es ausschlösse, diesen den glücklichsten und jenen den unglücklichsten Menschen zu nennen. Und vom religiösen Standpunkte aus schiene mir besser der Hinweis angebracht: daß dem einen aus Sinnenfreuden nur Leid, dem anderen aus dem Unglücke großes Glück erwuchs.

Was ich an Pascal wahrnehme, ist, daß sein reiches Innere — vielleicht durch das Kranksein mürbe geworden — da und

dort kirchlichen Einflüssen unterlegen ist. Wo er nur von sich und aus sich heraus konstatiert, entspricht seine Feststellung wohl auch dem Wesen des von jeher Geistigen und Religiösen und nicht, wie er glaubt, nur dem des Christlichen. So wenn er sagt: „Die christliche Frömmigkeit hebt das menschliche Ich auf, die menschliche Bildung verbirgt und unterdrückt es". Es ist das von jeher Geistige und Religiöse, das das Ich aufhebt, als Vertiefung des Ichs bis ins Unergründliche, als Versenkung des Ichs in Gott. Und alles dies ist von jeher da mit dem Menschen und nicht erst mit dem Christenmenschen. Dasselbe gilt für den Ausspruch: „Ich liebe die Armut, weil Jesus Christus sie geliebt hat. Ich liebe den Reichtum, weil er ermöglicht, den Notleidenden beizustehn". Das sind Regungen, die von jeher dem geistigen und religiösen Menschen innewohnen. Der religiöse Mensch des fernen Ostens könnte sich dabei auf das Vorbild der Reinen Menschen der Vorzeit berufen. Zu glauben, daß solche Regungen erst mit dem Christentum in die Welt gekommen seien, wäre Aberglaube, wäre Irrtum.

Daß Pascal da und dort gründlich geirrt hat, zeigt folgender Ausspruch: „Der Körper hat kein Leben mehr ohne das Haupt, ebensowenig, wie das Haupt ohne den Körper. Wer sich von dem einen oder dem anderen trennt, gehört nicht mehr zum Körper, hat keinen Teil mehr an Jesu Christo. Alle Tugenden, das Martyrium, die Kasteiungen, und alle guten Werke sind unnütz außer der Kirche und der Verbindung mit dem Haupte der Kirche, dem Papste." Tatsache hingegen ist: daß auch das Christentum, das sich von seinem Körper, der Kirche, und von seinem Haupte, dem Papste, nicht getrennt hat, eine Christenheit aufkommen ließ, die in ihrem ganzen Tun und Lassen von Jesu Christo völlig abgewichen ist; Tatsache ist, daß dieses Kirchenchristentum eine "christliche Welt" gezüchtet hat, deren Abkehr von aller Tugend — von Kasteiung und Martyrium gar nicht zu reden — sich zum Weltkrieg ausgewachsen hat. Womit gesagt ist, daß der Mensch, der außerhalb der Kirche ein evangelisches Leben anstrebt, auch mehr Teil an Jesu Christo haben muß.

Weiters der Ausspruch: „Ohne Jesus Christus würde die Welt nicht bestehen; denn sie müßte dann entweder zerstört sein, oder einer Hölle gleichen." Aber gerade diese „christliche" Welt,

in der Jesus Christus vom Hörensagen noch immer fortlebt, ist es, die im Weltkrieg zu einer wahren Hölle geworden ist.

Oder man nehme den Ausspruch: „Ich sehe eine Menge von Religionen in verschiedenen Gegenden der Erde und in allen Zeiten. Aber sie haben weder eine Moral, die mir gefallen könnte, noch Beweise, die mich anziehen könnten." Nun hat aber keine Religion eine so entsetzliche Moral gezeitigt wie die sogenannte christliche Religion, die dort, wo sie herrschend geworden ist, eine „christliche" und zivilisierte Welt hervorgebracht hat, in der die Menschen dahin gelangten, sich gegenseitig zu zerfleischen und zu vernichten. Womit wiederum bezeugt ist, daß diese „christliche" Religion doch wahrlich nicht auf dem Christlichen Christi beruhen kann, das von den Menschen ein völlig Gegensätzliches verlangt; wohl aber ist diese „christliche" Religion mit dem Christentum der Kirche zu identifizieren, indem erst durch die offizielle Kirche und seit sie herrschend geworden ist, diese grauenhafte Welt zugleich als die „christliche Welt" figuriert, als deren Haupt die Kirche erscheint — ein Haupt, das sein offizielles Leben dadurch behauptet, daß es mit seinem Körper, der auf solche Weise christlich gewordenen Welt, ein organisches Ganzes bildet. Aber Pascal selbst, dessen wahrhaft christliche Lebensführung gewiß auch jeder geistigen Kritik Stand hält, gibt uns für den Ursprung solcher irriger — oder wenigstens nicht haltbarer — Anschauungen in seinen „Gedanken" eine Erklärung mit dem Ausspruch: „Es gibt für uns noch einen anderen Ursprung des Irrtums, nämlich die Krankheiten. Sie verderben uns Urteil und Sinn. Und wenn die heftigen ihn sichtlich alterieren, so zweifle ich nicht, daß die schwächeren ihn nach Verhältnis beeinflussen." Das mag auch für Pascal Geltung haben. Sein Sinn oder Gedankengang erscheint wirklich manchmal, wenn nicht alteriert, so doch durch Krankheit beeinflußt. Und in diesem beeinflußtem Zustand unterlag er wohl auch der Kirche, wiewohl schon damals sein Vergleich der alten Christen mit den heutigen also ausfiel: „Man erblickte in der Geburtszeit der Kirche nur Christen völlig unterrichtet in allen zum Heil notwendigen Punkten: während man heutzutage eine so grobe Unwissenheit erblickt... Man trat ehemals in die Kirche ein, nur nach langen Arbeiten

und heftigen Wünschen: man befindet sich jetzt in ihr ohne Mühe, Sorge und Arbeit. Man wurde früher nur nach einer strengen Prüfung zugelassen: jetzt ist man in sie aufgenommen, ehe man überhaupt geprüft werden kann . . . Schließlich mußte man ehemals die Welt verlassen, um in die Kirche aufgenommen zu werden, während man heutzutage in die Kirche eintritt zur selben Zeit wie in die Welt. Man kannte damals einen wesentlichen Unterschied zwischen Welt und Kirche; man betrachtete sie als einander entgegengesetzt, als zwei unversöhnliche Feinde . . . Daher kommt es, daß ehemals diejenigen, welche durch die Taufe Christen geworden waren und welche die Laster der Welt verlassen hatten, um einzutreten in die Frömmigkeit der Kirche, so selten von der Kirche in die Welt zurückfielen; während man jetzt nichts häufiger sieht als die Laster der Welt im Herzen der Christen. Die Kirche der Heiligen ist ganz besudelt von der Beimischung der Bösen . . . In der beginnenden Kirche unterrichtete man die Katechumenen, d. h. die, welche die Taufe begehrten, ehe sie ihnen erteilt wurde; und man ließ sie erst nach vollständiger Belehrung über die Geheimnisse der Religion zu . . . Wenn die ganze Kirche das alles wußte, erteilte man ihnen das Sakrament der Incorporation, wodurch sie Glieder der Kirche wurden . . . Während die ersten Christen so viel Erkenntlichkeit bezeugten für eine Gnade, die die Kirche ihnen nur nach langen Bitten erteilte, beweisen die Christen von heute nur Undankbarkeit für dieselbe Gnade, die sie ihnen erteilt, ehe sie auch nur im Stande sind darum zu bitten . . . Ohne Seufzen kann sie den Mißbrauch ihrer größten Gnade nicht ansehen . . . denn sie hat ihren Geist nicht verändert, obwohl sie ihre Gewohnheit verändert."

So schaute Pascal, und soweit er von der Vergangenheit spricht, mag seine Wahrnehmung das Richtige treffen. Nur daß der Unterschied zwischen einst und jetzt an der Kirche heutzutage noch viel schärfer hervortritt, ja so scharf, daß man sich fragen muß: ob das, was einst so war, wirklich das werden konnte, was es heute ist. Denn wahrzunehmen ist: daß einer heute, indem er sich für die Kirche erklärt, sich zugleich für die Welt am besten legitimiert, und indem er der Kirche zugesellt bleibt, dies für sein Fortkommen in dieser Welt von Vorteil ist.

Kein Wunder, daß auch schon der Allerweltsjude seinen unentbehrlichen Vorteil im Bereich der Kirche sucht. Und wenn einer, der dazu wahrlich berufen ist, in bewundernswerter Weise die ganze jüdische Verkommenheit in Presse und Welt bis hinauf zu Thron und Altar aufdeckt und brandmarkt, wird er auch von den Parteigängern der offiziellen Kirche, die ja ihre Macht bereits mehr auf die Presse als auf das Evangelium stützt, als wüster Schädling ausgeschrieen, weil er ihnen zu nahe tritt. Und mit der Gnade der Aufnahme in die Kirche, die einst nur wohlunterrichteten und bewiesenen Ausnahmen zuteil geworden sein soll, ist es heute mehr als merkwürdig bestellt. Denn wenn es nach der offiziellen Kirche, nach dem politischen Sinn dieser Kirche ginge, würde heute wohl jedermann durch die Polizei gezwungen, diese Gnade anzunehmen. Dahin gelangte die Kirche, die nur als offizielle Kirche existieren kann und deren Geist sich wahrlich nicht verändert hat, deren Gewohnheiten sich aber insofern verändern mußten, als diese Kirche für die Dauer doch nicht imstande war, einen Geist, den sie nicht hatte, vorzutäuschen. Man beachte doch auch bei Pascal die Ausdrucksweise, wenn er von der Kirche redet: „In der Geburtszeit der Kirche", „Die Kirche der Heiligen", „in der beginnenden Kirche", „die ganze Kirche":alles Bezeichnungen, die das Schwankende im Begriff der Kirche nicht verbergen können. Wie viel bezeichnender wäre es zu sagen: Zur Zeit des ersten Auflebens der Lehre Christi, die Gemeinschaft der ersten Anhänger Christi: der Märtyrer und Heiligen, zu Beginn der Ausbreitung der ersten christlichen Gemeinde, die ganze christliche Gemeinde: so wüßte man wenigstens, um was es sich handelt. Aber von der Kirche von einst reden, verwirrt nur. Denn was heute dem Namen nach als Kirche existiert, kann niemals jenes existenzielle Christliche von einst gewesen sein; kann doch diese Kirche von heute des Offiziellen nicht entbehren, womit sie ein Weltliches in sich begreift. Und wenn man diese offizielle Kirche fortnimmt, wo bleibt dann die Kirche? Das frage ich hier. Und frage weiter: Liegt dem Neuen Testament die Kirche zugrunde oder soll jenes der Kirche zugrunde liegen? Und liegt nicht dem Neuen Testament ausschließlich das Leben und Wirken Jesu zugrunde? Also: ein persönliches Leben in Kraft, das

sich niemals mit dem Offiziellen verbinden läßt, weshalb auch die Kirche, als ein notwendig Offizielles, niemals die berufene Vertreterin des Neuen Testamentes sein kann.

Daß die Christen von heute im allgemeinen das Gegenteil von dem sind, was die wahren Christen, als geistige und religiöse Menschen, sein sollen, hat somit die Kirche als solche verschuldet. Als Weltbildung von jeher strebt sie nach Anhang in der Welt, um in dieser zur Macht zu kommen. Sie wollte Untertanen; deren innerliche Beschaffenheit kümmerte sie, die offizielle Kirche, von jeher wenig. Das zeigt schon die Art und Weise, wie man im Mittelalter besiegte Völker zur Taufe zwang: ungefähr so wie durch die allgemeine Militärpflicht jeder taugliche Mann zum Fahneneid, zum Soldatwerden gezwungen wird; oder wie man in unserer Zeit des Weltkriegs der „christlichen" Welt Millionen von Menschen gezwungen hat, Menschen zu töten. Wenn man schon der Kirche bedarf, um das Geistige und Religiöse von jeher und damit das Christliche so zu verunstalten, daß es Religion wird, wie muß da erst eine Kirche beschaffen sein, die es fertig brachte, daß das Christliche Christi zur W e l t religion wurde; denn das ist das Schlechteste, was man einer Religion (auch noch als einem verunstalteten Religiösen) nachsagen kann. Bedeutet es doch die Religion der Völker, die auf Weltherrschaft ausgehen, die Religion der Völker mit der größten Besitzgier, die von jeher als das größte Uebel auf Erden angesehen wurde.

Darum, denke ich, hätte Pascal als der außerordentliche Verstandesmensch, der die heilige Schrift eine Wissenschaft des Herzens genannt hat, doch mehr unterscheiden dürfen zwischen Kirche und der Lehre Christi, die niemals Kirche werden kann, je höher, in geistigem Sinne, man sie stellt, und die in keinem Falle m e h r als das erfüllende Geistige und Religiöse von jeher sein kann. Daß Pascal hier nicht trennte, bleibt seine Schwäche. Wie man aber für alle seine Schwächen büßen muß, so büßte wohl auch Pascal diese seine Schwäche damit, daß trotz seiner „Apologie des Christentums" der wahrhaft unerschütterliche Glaube an die „christliche Religion" in ihm nicht aufgekommen ist. Einer seiner letzten Aussprüche bekennt: „Dürfte man nur für das Gewisse etwas tun, so dürfte man nichts tun für die

Religion, denn sie ist nicht gewiß . . . Ich behaupte aber, daß man überhaupt nichts tun dürfe; denn nichts ist gewiß; und es ist mehr Gewißheit in der Religion als in der Hoffnung, daß wir den morgigen Tag erleben. Aber es ist gewiß möglich, daß wir ihn nicht erleben. Man kann nicht dasselbe von der Religion sagen. Es ist nicht gewiß, daß sie ist; aber wer wird behaupten wollen, es sei gewiß möglich, daß sie nicht sei." Es bezeugt nur, daß Pascal den Skeptiker in sich nicht los geworden ist.

4.

Tage hindurch war ich wie von körperlicher Schwäche befallen. Nicht daß meine innere Zuversicht darunter gelitten hätte, nur die Kraft fehlte mir, ihr Ausdruck zu geben. Aber nun ich die sommerliche Gotteswelt wieder auf mich einwirken fühle, spüre ich auch die Kräfte wiederkehren, deren ich so sehr bedarf, um meine Abhandlung zu Ende zu bringen. Daß mir viel daran gelegen ist, im Hinblick auf den Vorwurf, den ich mir gestellt habe, versteht sich von selbst. Darum sei der Vorsehung gedankt für jede Stunde, die mir die Kraft schenkt, meine Aufgabe durchzuführen. Denn wenn die Kraft hiefür auch in mir gelegen sein muß, so hängt ihr Kommen und Bleiben doch nicht von meinem, sondern von dem Willen dessen ab, der über mir ist.

Auf dem Wege zu Kierkegaard hin darf ich vorausschicken, daß ich bereits vor dem Kriege bei ihm gewesen bin. Die Frucht meines damaligen Verweilens vor seiner geistigen Schöpfung ist „Der Christ Kierkegaards". Darauf sei hier verwiesen. Verglichen mit Pascal ist Kierkegaard zweifellos der Geschlossenere und zugleich der, dem es beiweitem mehr vergönnt war, sein Werk zu Ende zu führen. Im Vergleich zu Augustinus fällt an Kierkegaard auf, daß bei ihm alles nach dem Existenziellen hindrängt; daß ihm nur gilt, wie gelebt, und zwar wie vor Gott, dem höchsten Richter, gelebt wird. So ist ersichtlich mehr unternehmende Leidenschaftlichkeit in ihm, als in Augustinus und vor allem mehr Kampfbegierde. So reinen Tisch zwischen sich und einer geistig verfallenen Umgebung zu machen, wie Kierkegaard zwischen sich und seinen sich christlich nennenden Zeitgenossen in seinem Werk „Der Augenblick" gemacht hat, ist Augustinus nicht be-

schieden gewesen. Doch vielleicht fehlte damals in der Lage der Dinge auch die Voraussetzung hiezu; galt doch damals im Heidnischen das Verkommene auch wirklich als verkommen, und das Gute im wahrhaft Christlichen machte sich als das Bessere bemerkbar. Aber das begonnene Heute, als die Zeit, die Kierkegaard wahrnimmt und in der seitdem alles nur noch schlimmer geworden ist, dieses Heute bringt die Verkommenheit auf, etwas, das niemals das Christliche war und heute schlimmer ist als je ein Heidnisches sein konnte, als das Christliche und als das Heil auszugeben.

Wenn ich mir vergegenwärtige, wie Kierkegaard eigentlich im voraus wahrnahm, wohin diese ganze „christliche" Irreführung führen mußte; wie er sah, daß jene, die dazu berufen waren, sie aufzudecken, sie verdecken halfen; wie er zunächst andeutete und dann sich selber, als den Einzelnen, dieser Irreführung, die von der offiziellen Kirche unterhalten wurde und noch immer unterhalten wird, entgegenstellte und den ganzen ungeheuerlichen Sinnesbetrug enthüllte, erscheint er mir wirklich als der größte aller wahrhaft großen christlichen Schriftsteller, die ich kenne. Er hat nicht nur den Gott, der Geist ist, im Umgang mit dieser „christlichen" Gesellschaft, der heute wahrlich wie ein Sein „zwischen Fratzen und Larven" ist, niemals verloren, sondern ist dieses Gottes (wiewohl sein Leben verbringend zwischen Presse und Kirche, als zwischen dem Reiche der Fratzen und dem der Larven) wie vielleicht kein zweiter habhaft geworden. So erklärt es sich, daß sein „Augenblick" völlig auf das Ewige gerichtet ist.

Der Widerweltsinn, die Grundlage für jedes geistige und religiöse und somit auch für das christliche Leben, findet im genannten Werk erstaunlichen Ausdruck; er richtet sich naturgemäß gegen die offizielle Kirche, die ja Nutznießerin dieser Welt ist und dennoch das Christliche zu vertreten vorgibt. So übertrifft dieses Werk an Klarheit der Absicht und an Durchschlagskraft der Bewegung Pascals „Gedanken" ebensosehr wie die „Bekenntnisse" des Augustinus, und vermag wohl auch mehr als diese oder jene im Menschen von heute den Sinn für ein wahrhaft geistiges und religiöses Leben zu erwecken. Aber Widerweltsinn bedeutet noch nicht Widererdensinn; denn „die

Erde ist des Herrn und was drinnen ist". Mit dieser Wendung habe ich jedoch vielleicht auch gegen Kierkegaard Stellung genommen.

Meine Studie „Der Christ Kierkegaards" läßt bereits erkennen, daß das vorbildliche christliche Leben der Hauptsache nach auch einem Leben nach dem fernöstlichen Vorbilde des Reinen Menschen oder des Vollendeten entspricht. Die vorliegende Abhandlung möchte diese Wahrnehmung noch deutlicher machen. Christus erscheint in ihr als der Reine Mensch, als der letzte und einzige, der uns wahrnehmbar überliefert ist. Keine einzige Eigenschaft, die ihm den Evangelien nach zukommt, wird ihm dabei vorenthalten. Was ihm vorenthalten wird, kommt ihm, meines Erachtens, eben den Evangelien nach nicht zu, nämlich: die Identität mit Gott. Das zöge freilich auch die Verneinung der Menschwerdung Gottes nach sich, aber nicht die Aufhebung des Paradoxes. Denn wo das Geistige und Religiöse im Menschen auflebt (was weder gelehrt, noch gelernt werden kann), sieht sich der Mensch existenziell beständig vor das Paradox gestellt. Also nicht um dieses aufzuheben, wäre die Menschwerdung Gottes zu verneinen, sondern weil der Reine Mensch, als das Vorbild, dieser Gottessohnschaft, dieser göttlichen Legitimierung gar nicht bedarf, um jene, die ihm nachzufolgen gewillt sind, zum wahren Heile zu führen. Und darauf kommt es doch schließlich an.

Nun sehe ich immer wieder diese Menschwerdung Gottes dazu benützt, das Christliche als ein völlig Neues, Niedagewesenes, hinzustellen, was zuletzt, und wohl auch zuerst, der Kirche zu einer herrschenden Stellung in dieser Welt, aber der „christlichen Religion" zum verkommensten Aussehen unter den vorhandenen Religionen verholfen hat. Der land- und weltläufige Christ nimmt auch dieses bedeutungsvollste aller Paradoxe als die selbstverständlichste Sache von der Welt hin und hegt und pflegt noch im Zeichen dieses Paradoxes, das das Kreuz ist, eine Sittlichkeit, die ihn erst eigentlich zum unsittlichsten der Menschen macht. Und erst dieser weltläufige Christentyp setzte auch den Weltkrieg in Bewegung.

Wenn aber eine Religion, die sich um die Menschwerdung Gottes dreht, solche Früchte zeitigt, — wenn sie es zuläßt, daß

die, welche sich zu ihr bekennen, Führer wie Verführte, ärger als wilde Tiere über einander herfallen, um sich gegenseitig zu vernichten, kann sie, geistig betrachtet, wahrlich nur mehr etwas Ausgebranntes sein und mag als Schlacke verworfen werden. Das Geistige und Religiöse jedoch und mit ihm das Christliche Christi kann niemals ausgebrannt sein, kann niemals Schlacke werden. Darum, so folgere ich hier, kann ausgebrannt nur jenes Etwas sein, das das Christliche zu sein beansprucht, nur weil es den Glauben an die Menschwerdung Gottes verficht. Das bedeutet aber: daß das völlig Versagende in der sogenannten christlichen Religion eben in dem Glauben zu suchen ist, das wahre Christliche bestehe der Hauptsache nach in dem Glauben, daß Gott Mensch geworden ist. Dieser Glaube scheint wie berufen, das Vorbild in ein falsches Licht zu stellen. Denn, was wir im Vorbild vorgebildet sehen sollen, ist nicht, wie Gott Mensch geworden ist, sondern wie ein Leben nach Gottes Wohlgefallen aussieht, wie ein Mensch, der das Wort, das im Anfang und bei Gott war, getreu befolgt, sich zu Gott verhält. Christus, seiner Sendung sich bewußt als eines Vorbildes, durch das dem Wort Erfüllung wurde, zeichnete sein Gottesverhältnis mit den einfachen Worten: „Ich und der Vater sind eins", oder auch: „Meine Speise ist, daß ich den Willen meines Vaters tue". Der rein menschliche Standpunkt, den der Menschensohn, der in den Willen Gottes als des Vaters aller Schöpfung aufgeht, dabei einnimmt, schließt es aus, die Worte so zu nehmen, als identifiziere sich Christus mit Gott.

Mit dem Gesagten habe ich mich bewußt von Kierkegaard entfernt. Denn wenn Kierkegaard, soviel ich weiß, auch niemals Christus mit Gott identifiziert hat, so bedeutet für ihn das unentbehrliche Paradox doch die Menschwerdung Gottes. Aber trotzdem dieses Paradox ihm unentbehrlich ist, läßt sich wahrnehmen, daß seine Auffassung vom Christlichen auch ohne jenes im Grunde unverändert bliebe. Denn eigentlich ist es doch Gott, der Geist, dem Kierkegaard beständig zugewandt bleibt, und nicht die Menschwerdung Gottes. Selbst sein Verhalten auf dem Todbette bezeugt es. Er zeigt sich da als ein wahrhaft gläubiger Mensch, der vom Geistigen und Religiösen, aber nicht vom Christlichen als einem Besonderen, er-

füllt ist. Die Worte, die er kurz vor seinem Tode sprach, hätte auch ein Glaubensmensch des Alten Testaments, ja wohl auch einer, der dem Reinen Menschen der Vorzeit nachlebte, gesprochen haben können. Auf die Frage seines frommen Freundes Boesen, wie es ihm gehe, hat Kierkegaard erwidert: „Schlecht; es ist der Tod, bete für mich, daß er schnell und gut komme... ich war für die Vorsehung ein Spiel; sie warf mich hinaus, und ich sollte benutzt werden; so ging es einige Jahre, dann pardauz, falle ich, die Vorsehung streckt die Hand aus und nimmt mich in die Arche hinein". Das Christliche als ein Besonderes sprach sich nur in Kierkegaards Bereitwilligkeit aus, das heilige Abendmahl zu nehmen. Doch bedingte er sich auch hier aus: „Aber nicht von einem Pfarrer".

In seinem Buche über Sören Kierkegaard, diesem freilich kaum gerecht werdend, meint O. P. Monrad: „Kierkegaard ging ohne weiteres von der Objektivität der Dogmen als etwas ein- für allemal Festgenageltem und Unantastbarem aus". Theodor Haecker aber, der wie kein zweiter Kierkegaard geistig erlebt hat, sagt von diesem: „Er ist das" (nämlich: reiner Dogmatiker des Christentums) „nie gewesen, und es gehört mit zu seiner Größe und seiner Bedeutung, daß er es nie sein gewollt hat". Immerhin hat Kierkegaard manches geschrieben, das den Anschein erwecken kann, als gehöre er zu den Dogmatikern des Christentums. Das gilt auch für seine Bemerkung: „Die Bibel-Erklärung der Mittelmäßigkeit erklärt und erklärt Christi Worte so lange, bis sie ihr Eigenes, das Geistlose (Triviale) aus ihnen herausbekommt... Es entgeht der Mittelmäßigkeit ganz, daß hiedurch eine neue Schwierigkeit geschaffen wird, die Schwierigkeit, die wohl zum Lächerlichsten gehört, das sich denken läßt: daß sich nämlich Gott habe gebären lassen, daß ‚die Wahrheit' zur Welt gekommen sei, um triviale Bemerkungen zu machen". Denn da könnte man doch einwenden, daß alles von der Beschaffenheit des Gottesglaubens abhängt, und daß die Mittelmäßigkeit, die die Bibel solange erklärt, bis sie ihr eigenes Triviale herausbekommt, auch durch den Dogmenglauben dieses ihr eigene Triviale nicht entfernt. Und vor allem: daß das Geistige und Religiöse nicht objektiv aufgefaßt werden kann.

Solange es einer nur objektiv auffaßt, ist er noch nicht religiös. Darauf scheint mir auch von Christo selber immer wieder hingewiesen, wenn er sagt: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" Mit dem zuletzt Gesagten bin ich wohl wieder bei Kierkegaard und nicht gegen ihn. Nur darf nicht darüber hinweggesehen werden, daß an der Mittelmäßigkeit eben alles mittelmäßig sein muß, was sie, wo immer sie einsetzt, herausbekommt. Darum kann die Mittelmäßigkeit durch ihre Bibelerklärung nicht viel verlieren, weil sie mit dem Verlieren *ihres* Dogmenglaubens wenig verloren hätte. Auch kann es sich hier wohl nur darum handeln, die Bibelerklärung der Mittelmäßigkeit nicht zum Dogma zu machen, was am besten dadurch verhütet wird, daß man keine Bibelerklärung zum Dogma macht. Der Verkündigung des Geistigen und Religiösen und damit auch dem Christlichen gegenüber muß eben jeder für sich danach streben, Ohren zu haben, die hören. Was ich nun aber dem ganzen religiösen Schrifttum Kierkegaards gegenüber wiederholen möchte, ist: daß das Christliche nicht *mehr* sein kann als das Geistige und Religiöse von jeher, ja, daß aus Kierkegaards Hauptgedanken vielfach dasselbe hervorgeht; denn sie sagen vom Christentum aus, was auch für das von jeher Geistige und Religiöse volle Gültigkeit hat. So zum Beispiel: „*Das Christentum ist Geist, die Nüchternheit des Geistes und die Redlichkeit der Ewigkeit*" (was als Alpha und Omega von Kierkegaards Auffassung gilt). Oder: „Siehe zu, daß du Jesum Christum lieben kannst". Denn, wenn gefordert würde, was gefordert werden mußte, bevor Christus lebte: Siehe zu, daß du Gott lieben, daß du dich Gott anheimstellen kannst, so ist damit, auch christlich gewertet, gewiß nicht weniger ausgedrückt. Um aber auch dem scheinbar spezifisch Christlichen an Kierkegaard begegnen zu können, sei hier herausgegriffen, was O. P. Monrad als den Ausdruck der „religiös bestimmten Redlichkeit" Kierkegaards dahin zusammenfaßt: „ein redlicher, lebendiger Christ zu werden — als der ‚einzelne' auf den 70.000 Faden Wasser, dem Paradox gegenüber — mit dem Vorbilde, Christo, gleichzeitig — als Sünder in Angst, verzweifelt, zum Tode krank, sich in dem Christentum des neuen Testaments einübend,

der Christenheit gegenüber ein Märtyrer — Liebestaten ausführend — bis man am Ende, den Glauben von aller Reflexion trennend, an den Fuß des Altars zurückkehrt, um dort durch die volle Sündenvergebung in der Liebe des unveränderlichen Gottes auszuruhen!"

Darauf erwidere ich: Das, was vom redlichen, lebendigen Christen gesagt ist, muß ohne weiteres auch für den redlichen religiösen Menschen von jeher gelten: daß er als der Einzelne dem Unermeßlichen ausgesetzt ist, gleichsam auf den 70.000 Faden Wasser, dem Paradox gegenüber. Denn das Unbegreifliche begreifen lernen durch Aufgeben des Begreifens, diese Forderung erhebt sich vor jedem Menschen, der sich allein Gott gegenüber gestellt sieht. Das besagt aber, daß zur Anbahnung eines wahren Gottesverhältnisses der Mensch nicht erst des Glaubens an die Menschwerdung Gottes bedarf. Denn selbst mit Christo als dem Vorbild müßte dem Einzelnen das Gottesverhältnis Christi des Menschen, und nicht die Menschwerdung Gottes vorgebildet erscheinen. Und insoferne es als sicher gelten darf, daß auch der Reine Mensch dieses Gottesverhältnis erfüllend darzutun vermöchte, müßte auch ihm gleich Christo die Bedeutung zuerkannt werden, ein erfüllendes Vorbild zu sein. Zwischen dem redlichen religiösen Menschen mit dem Reinen Menschen als Vorbild und dem redlichen lebendigen Christen mit Christo als Vorbild wäre demnach noch kein Unterschied. Nun tritt aber das Moment der Sünde hinzu. Der Christ fühlt sich als Sünder und als solcher in Angst, verzweifelt, zum Tode krank, bis er endlich an den Fuß des Altars zurückkehrt, wo ihm Sündenvergebung zuteil wird mit der Aussicht, so zu einem Ausruhen in der Liebe Gottes zu kommen.

Wenn hier von einer Rückkehr des Christen an den Fuß des Altars die Rede ist, so ist das freilich nicht im kirchlichen Sinne, sondern als sinnbildlicher Ausdruck der völligen Unterwerfung Gott gegenüber zu nehmen. Denn der Christ Kierkegaards lebt sein Christenleben ohne die Kirche, soweit sie Institution ist, und ohne Altar, zu dem Stufen emporführen. Aber daß man sich Gott unterwirft als Sünder, das ist vielleicht bezeichnend für Kierkegaard und zugleich ein Besonderes am Christlichen. Nun will ich ja nicht behaupten, daß mir diese

Auffassung im Grunde unrichtig scheint; nur für dort scheint sie mir fragwürdig, wo sie zur Hauptsache am Christlichen gemacht wird. Denn dort ist man bald auch schon so weit, daß man, um Christ sein zu können, unbedingt erst Sünder sein muß; wobei das Sündigen immer mehr als eine selbstverständliche Sache erscheint, wartet doch schon auf einen die Sündenvergebung. Aber das weist deutlich auf die Nähe der offiziellen Kirche, die Weltbildung ist und ihre Macht nicht zum wenigsten dem Umstand verdankt, daß sie Sünden vergibt.

Mit dieser Auffassung des Sünderseins hat Kierkegaard freilich nichts zu tun. Aber das Hervorkehren von Sündersein und Büßerdrang hat, besonders in unserer Zeit, zumeist so viel Unverbindliches an sich, daß es mir in jeder Form etwas geworden ist, dem ich gerne aus dem Wege gehe. Hat sich doch schon der christliche Allerweltsjude die Sünder- und Büßerrolle zugelegt. Aber auch ein Künstlermensch vom Range Richard Wagners, der seinem wahren Wesen nach vielleicht einem Kirchlichen, nie aber dem Christlichen Christi zuneigte, gefiel sich im Alter in der Verherrlichung des Büßermotives und im Verwerfen der Fleischeslust. Dabei gilt mir als gewiß, daß er, mit neuer Jugend in die Welt gestellt, sein früheres Leben und Schaffen wieder aufgenommen hätte. Damit ist aber gesagt, daß dieser Büßersinn an Richard Wagner noch lange nicht das wahre Christliche, ja daß er eigentlich noch nicht einmal Widerweltsinn war.

Neuestens und in nächster Nähe war es die Menschen- und Dichtererscheinung Georg Trakls, die mir, nicht unähnlich der Verlaines, das Christliche als ein Beherrschtsein vom Gefühl, Sünder zu sein, vor Augen rückte. Ja, meiner Wahrnehmung nach sah Trakl das Entscheidende für das Christliche darin, daß man sich einem verworfenen Geschlechte zugehörig fühle. Doch mit einer solchen Auffassung enthüllt man nicht das Wesen des Geistigen und Religiösen und damit nicht des wahren Christlichen, sondern verhüllt es eher, indem man dabei allzu leicht geneigt wird, das ganze Leben als verworfen, als verloren anzusehen, was wiederum zur Folge hat, daß man auch dem erkannten Bösen in sich die Zügel schießen läßt. Es liegt eine tiefe innere Inkonsequenz im Verhalten eines sogearteten Menschen, wenn er einerseits mit der betonten Erkenntnis, einem ver-

worfenen Geschlecht anzugehören, in nahezu aggressiver Weise den Anspruch erhebt, auch das Christliche zu verkörpern, anderseits aus eben derselben Erkenntnis die Berechtigung schöpfen will, dem Bösen in sich freien Lauf zu lassen. Wenn sich das in solcher Form auch nicht von Trakl behaupten läßt, so ist, was mir in diesem Sinn zu denken gab, doch dem Besonderen seiner menschlichen Erscheinung zuzuschreiben. Freilich, vor seiner seltenen Dichterbegabung erscheinen alle Flecken an jener wie getilgt. So reinigt wirklich Sühne ein Aussehen von Schuld. Und Verfall der Menschennatur, wie er meines Erachtens der geschilderten Auffassung des Christlichen vorhergehen muß, ist geistig und religiös gesehen auch Schuld. So konnte Trakl in Wahrheit zu sich sagen: „Dein Gedicht eine unvollkommene Sühne." Für den wahrhaft geistigen und religiösen Menschen aber, für den Geistesmenschen oder Christen, für den Menschen, der das Christliche oder Religiöse existenziell lebt, bedeutet ein Gedicht niemals Sühne einer Schuld, eher neue Verschuldung, weil schon der Umstand, daß etwas als Gedicht sich gibt, die Voraussetzung für eine Einwertung schafft, bei der ein in religiöser Hinsicht Nebensächliches als Hauptsache angesehen wird. Das vorbildliche Geistige und Religiöse, wie das vorbildliche Christliche, muß an das Existenzielle so sehr gebunden bleiben, daß jeder Versuch, es irgendwie in Kunst zu formen, eine Entstellung seines Wesens bedeuten müßte. Man stelle sich nur vor: es würde ein Gedicht aufgefunden, das nachweislich Christum oder einen Reinen Menschen der Vorzeit zum Verfasser hätte. Könnte da Christus oder der Reine Mensch noch das vorbildliche Vorbild sein, dessen Leben ein Aufgehen in das Unbedingte bedeutet, oder dessen Speise ist, daß es den Willen des Schöpfers tut? Dem erfüllenden Geistigen und Religiösen gegenüber haben Kunst und Dichtung keine Existenzberechtigung. Das heißt hier: Was Kunst und Dichtung existenziell berechtigt macht, verliert sich dort, wo das Geistige und Religiöse existenziell erfüllend auftritt, weil, wer zur wahren Wirklichkeit gefunden hat, nicht mehr der Wegweisung zu ihr bedarf. Und Kunst und Dichtung sind im besten Falle solche Wegweiser, da sie die wahre Wirklichkeit höchstens als Erinnerung oder als Vorstellung in sich tragen. Denn diese Wirk-

lichkeit ist geistig und religiös gesehen noch immer das Wort, das im Anfang und bei Gott war, und das heute noch genau so ist, wie es im Anfang war, und auch noch dort ist, wo es im Anfang war. Das bedeutet aber, daß diese Wirklichkeit, als die einzige geistige Realität, dahin streben muß, zu dem zu finden, was Gott will, weil immer noch nur das geschieht, was Gott zuläßt oder will. Wenn heute im Hinblick auf den Weltkrieg, im Hinblick also auf das größte Verbrechen, von Menschen an der Menschheit begangen, das Gegenteil anzunehmen wäre — weil doch so viel geschehen ist, was Gott nicht gewollt haben kann — so hätte man für dieses Geschehen doch das maßlose Eigenwollen der Menschen dieser Welt verantwortlich zu machen, das zu einem völligen Aufgehen in das Bedingte führte; sodaß von diesen Menschen gesagt werden kann: ihre Speise war, eigenwillig gegen den Willen Gottes, des Schöpfers, zu tun. Und diesem Tun, dem Eigenwollen der Menschen gegen Gottes Willen, mußte Gott doch wahrlich also begegnen: zuzulassen, was er nicht gewollt hat.

Das Wollen erscheint somit gleichsam als der Erwecker alles Tuns; demzufolge hat das Nichttun zur Voraussetzung ein Nichtwollen. Wenn nun der Reine Mensch, das fernöstliche Vorbild, das Nichttun zur Grundlage für das gedeihliche, das ist: für das geistige und religiöse Leben nimmt, so ist damit eigentlich die Verleugnung des Eigenwollens als Grundlage für ein solches Leben gesetzt. Genau dasselbe aber lehrt Christus, das christliche Vorbild, mit seinem Bekenntnis: Meine Speise ist, daß ich den Willen meines Vaters tue. Also wiederum eine entscheidende Uebereinstimmung des fernöstlichen mit dem christlichen Vorbild hinsichtlich der Grundlage für die Gestaltung des Lebens. Wohingegen die Bewußtheit des Sünder- und Büßermomentes im Menschen durchaus nicht genügt, sein Leben auch zu einem wahrhaft geistigen und religiösen, und damit zu einem christlichen, zu gestalten. Selbst die Sünder- und Büßergestalten des großen Dostojewski, deren geistiger Lebensgehalt zweifellos den rationellen Lebensbetrieb der westlich orientierten und zivilisierten Menschen (die ihre Religion von einer völlig erkalteten Kirche beziehen wie billige Ware von einem Ausverkauf) weit überragt, vermögen im allgemeinen nur Bruch-

stücke einer christlichen Lebensgestaltung zu geben. Gerade weil das Sünder- und Büßersein an ihnen zum Entscheidenden wird, bleiben sie allzu dauernd Sünder und Büßer, fristen sie gleichsam fortgesetzt ihr Leben als Sünder und Büßer. Das ungeahnte Fallen, das niemandem erspart bleibt, und dafür büßen zu müssen, was einem auch nie erspart bleibt, ist etwas anderes. Aber gleichsam Sünder bleiben, oder das Sündertum allzu stark hervorkehren, um im Büßen aufgehen zu können: so zu leben, kann mit einem Leben im Geist und in der Wahrheit, der Hauptsache nach, nicht gemeint sein. Denn dieses Leben müßte ein Leben möglichst nach dem Vorbild sein, und das Vorbild steht außerhalb von Sünde und Buße.

Darum wittere ich hier, daß der besonderen Betonung des Sünder- und Büßermoments als einer unerläßlichen Voraussetzung für die wahre christliche Bewegung im Menschen (was dem Evangelium als einer frohen Botschaft so wenig entspricht und aus den Evangelien auch nicht hervorgeht) eine Absicht der Kirche zugrundeliegt, die Absicht, den Menschen, der vom Weltlichen zum Geistigen, von Trug und Lüge zur Wahrheit, vom Schein zum Sein findet und sich daher als Sünder fühlen muß, dauernd in die Zwangsjacke des Büßers zu stecken, um sich ihn als Gefahr fern zu halten. Denn eine Gefahr für die Kirche bedeutet ein solcher Mensch immer, weil, wenn er wirklich zum Geistigen und Religiösen gefunden hat, er sich auch von der Ordnung dieser Welt, die wider Gottes Ordnung ist, abwenden muß, aber nicht von der Erde, nicht von der Schöpfung Gottes. Die Büßerrolle, die ihm zur Sühne seiner Sünden auf Lebenszeit zugedacht ist, soll wohl dem wahrhaft religiösen Menschen keine Muße lassen, zu erkennen, daß die Kirche von der Art dieser Welt ist. Den Weltleuten aber, die zu ihr stehen, erweist die Kirche die Gnade, daß sie sich nicht ernstlich als Sünder und auch nicht als ernstlich bußbedürftig zu fühlen brauchen, eben mit Rücksicht darauf, daß sie zur Kirche stehen. Diese falschen Christen sind eben immer zu sehr Anhänger der Ordnung dieser Welt, um je eine Gefahr für die Kirche zu werden; so kann sie die Kirche begünstigen. Die Menschen Dostojewskis jedoch wären wahrhaft religiös und damit christlich genug, um der Kirche gefährlich werden zu können; aber sie räumen dem

Sündersein in sich allen Platz ein, damit sie des Büßens nie müde zu werden brauchen. So existieren diese Menschen gleichsam außerhalb der Kirche, ohne gegen sie zu sein. Und die Kirche ist schon zufrieden, wenn es ihr gelingt, Menschen, die so offenkundig den Widerweltsinn an sich tragen, sich gleichsam vom Leibe zu halten. (So würde beispielsweise auch die Existenz einer Sonja von der Kirche nicht beachtet werden, und doch könnte gerade Sonja, die sich verkauft, um ihre kranken Angehörigen vor dem Verhungern zu erretten, die weiter lebt und leidet und liebt und büßt, dieses große vergeistigte Stück eines zerbrochenen Lebens ganz gut auch für die wahre christliche Auffassung eine kleine Heilige sein.)

5.

Mit dem Gesagten habe ich die Richtung meines Stellungnehmens gegen Kierkegaard zu verdeutlichen versucht. Denn auch Kierkegaard will, daß das Christliche der Hauptsache nach als ein Leiden, Büßen, Absterben für dieses Leben erkannt werde. Er sagt: „Die Wahrheit nämlich ist, daß ein Christ werden heißt, für dieses Leben, menschlich geredet, unglücklich werden; und zwar wirst du (menschlich geredet) für dieses Leben umso unglücklicher werden, in diesem Leben umsomehr zu leiden bekommen, je mehr du dich mit Gott einlässest, je mehr er dich liebt". Ja, Kierkegaard geht noch weiter; er sagt: „Im Sinne des Neuen Testaments Christ zu werden, ist eine so radikale Veränderung, daß, nur menschlich geredet, eine Familie kein schwereres Leid treffen kann, als wenn eines ihrer Angehörigen Christ würde." Und er behauptet: „Im Neuen Testament ist nach Christi eigener Lehre das Dasein des Christen, bloß menschlich geredet, eitel Qual, eine Qual, gegen die alle anderen menschlichen Leiden fast nur Kinderspiel sind. Christus redet ganz offen davon, daß seine Jünger das Fleisch kreuzigen, sich selbst hassen, für die Lehre leiden müssen, daß sie weinen und heulen werden, während die Welt sich freut; er stellt dem Jünger die Leiden in Aussicht, die das Herz am tiefsten verwunden: daß er Vater und Mutter, Weib und Kind hassen müsse, daß er ein Wurm sein werde und kein Mensch. So beschreibt ja die Schrift das Vorbild, und ein Christ sein, heißt dem Vorbild gleichen". Und Kierkegaard ver-

weist auf die „schrecklichen Kollisionen, in denen das Neue Testament lebt und webt".

Schon meine Studie „Der Christ Kierkegaards" bringt Argumente, die gegen diese Auffassung sprechen. Vor allem kann nicht gesagt werden, daß es „menschlich geredet" oder menschlich betrachtet so ist. Es müßte heißen: weltlich geredet, weltlich betrachtet, das wiederhole ich hier. Denn es ist ein großer Unterschied, ob man für diese Welt abstirbt oder überhaupt für dieses Erdenleben, das zu leben schon im Anfange, als das Wort noch bei Gott war, die Bestimmung des Menschen war. Denn für dieses Leben, das ihm mit seinem Erschaffensein gegeben ist, hat der Mensch nicht abzusterben, er hat es zu leben. Diese Welt erhält sich dadurch, daß sie die Menschen anhält, wider das Ordnende von jeher, wider Gottes Ordnung zu leben. Demnach bedeutet „für diese Welt leben", geistig und religiös gesehen, eigentlich ein Nichtleben, ein Leben, von dem abzukommen jeder nötig hat, der das wahre Leben aufnehmen will. Denn das wahre Leben muß darin bestehen, daß man das S e i n lebt, nicht den Schein, und es gibt, wiederum geistig und religiös gesehen, nichts, was wahrhaft ist, das wider das Ordnende von jeher, das wider Gottes Anordnung wäre. Darum ist es verfehlt zu sagen, ein Christ werden oder nach dem Neuen Testament zu leben, bedeute, m e n s c h l i c h g e r e d e t, für dieses Leben unglücklich werden, als stünde der Mensch von jeher auf Seite dieser Welt und nicht auf Seite der Natur als Schöpfung, das ist: auf Seite Gottes, des Schöpfers. Wie ich es sehe, muß, wo das wahre Menschliche durchbricht, der Mensch dem Weltlichen, und damit dieser Welt, sich immer mehr entzogen haben. Denn diese Welt ist wider den Menschen, der ursprünglich bei Gott war; und der immer noch, je mehr er Mensch wird, sich zu Gott, zum Unbedingten, zum Ewigen, hingezogen fühlen muß. Wenn vom Leben dieses Menschen, der zu Gott als dem Unbedingten heimgefunden hat und diese Heimfindung als das wahre Sein nun existenziell erfüllend lebt, gesagt ist, daß es den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit war, so ist damit wohl nur gesagt: daß es den weltlichen Genußmenschen als eine Torheit und den verkirchlichten Weltmenschen als ein Aergernis erscheinen müsse, heute noch wie

damals, als Entartung die Juden zu verkirchlichten Weltmenschen und Verfall die Griechen zu weltlichen Genußmenschen gemacht hatte. Die zitierte Auffassung hat durch diese Einschränkung an wesentlicher Richtigkeit nichts eingebüßt, eher zugenommen; denn die Christenheit von heute hat die Entartung der Juden wie den Verfall der Griechen übernommen, und dem Normalchristen von heute, das heißt: dem denkbar verweltlichtesten Menschen, müßte eine geistige Besinnung, auf Grund deren einer zu Gott als dem Unbedingten zurückfände und das wahre Sein lebte, völlig unfaßbar und zugleich als das größte Aergernis und die größte Torheit erscheinen. Denn diese Welt ist und bleibt **wider** den Menschen, wie sie wider Gott als den Geist und den Schöpfer ist; da ja der Mensch, je mehr er zu sich selber kommt und Mensch wird, sich auch als ein Werk erweisen muß, das für seinen Schöpfer zeugt.

Kierkegaard nun ist bei seiner Auslegung des Neuen Testaments leidenschaftlich von der Absicht geleitet, die Menschen zur Einkehr und Umkehr zu bewegen. Zu diesem Zwecke verschärft er gleichsam die Strenge der christlichen Forderungen. Er gesteht das übrigens selbst ein, wenn er auf dem Todbett seinem Freund Boesen, der ihn zu einer Milderung von Aussprüchen zu bewegen versucht, die „offenbar allzustreng" wären, die Antwort gibt: „So soll es auch sein, sonst hilft es nichts; ja freilich, wenn die Bombe springt, muß es so sein!" Das Markus-Evangelium aber, das wahrscheinlich den beiden anderen zur Grundlage diente, spricht sich bezüglich der Nachfolge nur so aus: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. Denn wer sein Leben will behalten, der wirds verlieren; und wer sein Leben verliert, um meinet- und des Evangeliums willen, der wirds behalten. Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden". Und wo in den Evangelien vom Hassen die Rede ist, ist dieses immer der Liebe untergeordnet, ja gewissermaßen von Liebe heraufbeschworen. Demnach wäre nur das zu hassen, was der Liebe zu Gott, der Hingebung an Gott als den Unbedingten, entgegenwirkt. Und ein solches Entgegenwirken müßte der gottbeflissene Mensch auch an der Familie, an Vater und Mutter, an Weib und Kind,

hassen, als Verführung zu einem allzu Bedingten, Unbeständigen, Trügerischen, als Verführung zur Weltlichkeit und damit zu völliger Verarmung seines inneren Selbst. Aber alles das lehrt, ja fordert auch der Taoteking, als der Anschluß an das Gesetz, der in fernöstlicher Art und Weise die Nachfolge festzuhalten versucht, die den Reinen Menschen der Vorzeit zum Vorbilde hat. Dieser Anschluß führt zur Verleugnung des äußeren Selbst, des Selbstwollens; er verhält den Menschen, auch das Leid auf sich zu nehmen und dem Unbedingten nachzuwollen. Er bewegt ihn, sich nicht zu behalten, um sich nicht zu verlieren, und durch Selbstpreisgabe sich zu erhalten. Er bestimmt ihn, das Leben nicht zu lieben und den Tod nicht zu hassen. Denn den Tod hassen hieße: des wahren Lebens, als eines Aufgehens in das Unbedingte, nie inne werden; und dieses allzu zeitliche Leben lieben, hieße: das wahre Leben, das Aufgehen in das Unbedingte, nicht lieben. Und wer dies alles beherzigte, wüßte auch, daß es nichts hälfe, wenn er die ganze Welt als das Vergänglichste und Trügerischeste gewönne, da er dabei Schaden nähme an seiner Seele durch die Bereitschaft, sich dem Unvergänglichen zu entziehen.

6.

Kierkegaard hat viel von Paulus an sich. Aber Paulus ist in religiöser Hinsicht Reaktionär; das sollte nicht außeracht gelassen werden. Der Steinigung des Stephanus hatte er noch als der Pharisäer Saulus beigewohnt. Doch der standhafte Märtyrertod des verzückten Jünglings ließ ihn völlig unbewegt; ja die Apostelgeschichte berichtet: „Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem (des Stephanus) Tode".

Wenn ich mir das vorstelle: Fanatische Kirchenleute, denen ein junger, für Christi Leben und Lehre entflammter Mensch ihr völlig verweltlichtes Dasein vor Augen rückt, steinigen diesen Menschen zu Tode, und ich habe bisher zur Gesellschaft dieser Kirchenleute gehört, so hätte mich — so viel kann ich von mir aussagen — der Anblick dieses Schauspiels sofort von ihnen abbringen müssen. Nicht so den Saulus, der so fanatisch war, zu wähnen, es sei dem unkirchlichen Menschen mit dem Gesteinigtwerden recht geschehen. Erst später bringt ihn ein wunderbares Erlebnis zur Besinnung. Nun regt sich in ihm ein heftiger Drang

des Wiedergutmachenwollens. Dem sucht er dadurch zu genügen, daß er sich der Forderung dieses Erlebnisses, das ihn, was er bisher verfolgt hat, als das einzig Wahre und Lebenswerte erkennen läßt, auf das entschiedenste unterwirft. So konnte der fanatische Pharisäer Saulus zu einem Paulus werden.

Damit soll gesagt sein, daß in der Auffassung des Paulus, der von nun an als ein Knecht Jesu Christi das Evangelium verkündet, dieses sich nicht mehr völlig mit dem decken konnte, was Christus lehrte; denn die Natur des Paulus als eines Reaktionärs, die der Natur Christi entgegenkam, ohne ihr zu gleichen, konnte das von Christo Verkündete schließlich nur so bedingt weiter verkünden, wie es der Redlichkeit ihrer Erregtheit entsprach. Denn man kann ein Geistiges und Religiöses von sich aus nur in dem Maße weitergeben, als man seiner in sich habhaft geworden ist. Den außerordentlichen Geistesgaben des Paulus soll damit kein Abbruch getan, sondern nur daran erinnert werden, daß sie ihrem Wirkungsdrange nach einer Sühneleidenschaft entsprossen sein mögen. Sie dürfte wohl auch als die Quelle des Eifers zu betrachten sein, den Paulus in der Verkündigung zu betätigen genötigt war, um sich Jesu, dem er einst todfeindlich gegenüberstand, mit aller Macht angeschlossen zu halten.

So erklärt sich die bewegtere und mehr entschiedene Weise des Paulus im Verkünden der Lehre Jesu, die jedoch der hohen Gelassenheit Jesu gegenüber im Lehren und Leben des von jeher Geistigen und Religiösen wie ein Bedingtes sich ausnimmt, das eben, weil es noch zu wenig in das Unbedingte aufging, der äußeren Entschiedenheit zur Festigung seines Bestandes bedurfte. So sehr darum die auffällige Entschiedenheit an Paulus (die sich auch den Aposteln gegenüber bemerkbar macht, so daß er schließlich als der eigentliche Apostel in Geltung bleibt) durch seine ganze Persönlichkeit gerechtfertigt erscheint, der Erscheinung des Herrn gegenüber erweist sie ihre Begrenztheit. Denn die Erscheinung eines R e i n e n M e n s c h e n, dem Gott noch eingeboren ist wie am ersten Tag der Vollendung der Schöpfung, da Gott sah, daß alles sehr gut war, die Erscheinung eines solchen Menschen nach Gottes ganzem Wohlgefallen kann durch menschliches Hinzutun nicht gewinnen, durch menschlichen Feuereifer nicht erhellt werden, auch durch die Hingegebenheit

eines völlig ergebenen Knechtes wie des Paulus nicht. Darum bleiben auch für Christi Wesen und Lehre und damit auch für die Nachfolge Christi die Evangelien immer noch maßgebender als deren Verkündigung durch Paulus, wiewohl dessen leidenschaftliche Geistigkeit oft genug zum wahren Reinen Menschen vorgedrungen ist. Manche Sätze aus den Paulinischen Briefen könnten dem Taoteking entnommen sein. So die Stelle, wo der Apostel in geistiger Egriffenheit, sich selber gleichsam anspornend, von sich aussagt: „Mitten hindurch durch Ehre und Schande, durch böse und gute Wertung, als ein Verführer und doch wahrhaftig, als ein Unbekannter und doch erkannt, als ein Verscheidender und siehe, doch noch am Leben, als ein Betrübter und doch allezeit fröhlich, als ein Armer, der doch viele reich macht, als einer, der nichts hat und alles besitzt". Oder auch, wenn gesagt ist: „Der Geistesmensch ergründet alles, ihn selber aber kann niemand ergründen." Oder der herrliche Ausspruch: „Denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark". Derartige Stellen, die mit Aussprüchen im Taoteking völlig in Einklang stehen, gibt es noch genug. Umsomehr berührt es merkwürdig und widerspruchsvoll, wenn Paulus sich und seinen Geistesmenschen zum natürlichen Menschen in Gegensatz bringt. Vielleicht ist hier in der Uebersetzung geirrt worden, oder es hat die Kirche mit Absicht den Urtext verfälscht, oder es ist der Begriff „natürlich" in sehr unterbundener Bedeutung gebraucht. Denn der Geist ist nicht Gegensatz zur Natur, und darum auch das Geistige und Religiöse nicht Gegensatz zum Natürlichen. Und wenn es wirklich Paulus ist, der die Natur im Gegensatz zum Geiste erblickt, muß er durch etwas Entscheidendes beeinflußt worden sein, dessen Einfluß in den Evangelien nicht zu spüren ist. Das besagt hier: daß Paulus an entscheidender Stelle von Christo abgerückt sein müsse, der die Natur niemals in Gegensatz zum Geiste stellt. Der einzige Ausspruch Christi, der dagegen sprechen könnte, wäre der: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach", womit jedoch nur bedeutet ist, daß das Fleisch dem Geiste und nicht der Geist dem Fleische untertan sein soll, wie es ja auch der Begriff der Wohlgeratenheit vom natürlichen Menschen verlangt. Anstatt „der natürliche Mensch" als Gegensatz zum Geistesmenschen, müßte daher gesagt wer-

den: der verweltlichte Mensch, der bloße Fleischesmensch oder Genußmensch; denn an dieser Menschengattung scheint wahrlich aller Geist, den sie aufbringt, nur dazu da, das Menschliche immer mehr dem Weltlichen auszuliefern, dem auch das Kirchliche sich zugesellt hat. Darum ist es verfehlt zu sagen: „Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geiste Gottes", da doch die ganze Natur als Schöpfung von Gott als dem Geiste ausgegangen ist. Und wer sollte diese Natur als Schöpfung besser wahrnehmen und in sich aufnehmen können, in all ihrer Unermeßlichkeit und Unerforschlichkeit, als der natürliche Mensch, der von dieser Welt noch nichts angenommen hat, und der immer noch mit der Natur, als der Schöpfung um sich, im Bunde ist, sich selber als Schöpfung Gottes weiß und diesem seinem Schöpfer sich anheimgegeben fühlt?

Ich habe hier Paulus herangezogen, weil Kierkegaard den natürlichen Menschen in der Auffassung des Paulus übernommen hat. Daß Kierkegaard in vielem an Paulus erinnert, wurde schon erwähnt. Seine außerordentlichen Geistesgaben sind wie die des Paulus von tiefer Leidenschaftlichkeit gleichsam in Bewegung gesetzt. Es ist ein mächtiger Ansporn da, der ihn wie Paulus nicht zur Ruhe kommen läßt, und beide häufen gleichsam drohendes Gewölk um die Erdenlandschaft des Menschen. Die Evangelien dagegen lassen den Himmel der Erdenlandschaft ungetrübt. Nicht etwa, indem sie den Menschen dem Leid entfremden, sondern indem sie den Frieden auf Erden lehren, der dadurch zu erringen ist, daß jeder willig sein Kreuz — das ist: sein Leid — auf sich nimmt, als auferlegt von dem, der alles am besten zu lenken weiß. Der Anschluß an das Gesetz erfordert dieselbe Willigkeit.

Mein Glaube bedürfte der Stütze solcher Uebereinstimmung nicht mehr, denn das Christliche hat für mich nur mehr Bedeutung als das Geistige und Religiöse von jeher, und dieses sehe ich auch im Taoteking der Hauptsache nach untergebracht. Daher auch mein Glaube unbedingt daran festhält: daß, was das wahre Christliche wie was der Anschluß vom Menschen fordert, der Hauptsache nach dasselbe sein muß. (Daß das Kirchenchristliche nicht dasselbe ist, ist selbstverständlich; wurde der Mensch doch durch nichts vom wahren Christlichen so weit entfernt, wie

gerade dadurch, daß das Kirchenchristliche von der Kirche für das Christliche ausgegeben wurde. Nach dieser Richtung ist auch die Sache für mich erledigt.)

Aber der Vorstellung Kierkegaards nach ist auch der Reine Mensch dem Christen oder Geistesmenschen nicht gleichzustellen. Nun weiß ich freilich nicht, woher Kierkegaard vom Reinen Menschen Kenntnis hatte, und ob ihm aus dem, was er kennen lernte, eine genügende Vorstellung vom Reinen Menschen erwuchs. Darum kann ich auch seinem christlichen Vorbild nur den Reinen Menschen, wie ich ihn sehe und dargetan habe, entgegenstellen oder (was gleichbedeutend ist) seinem Christentum das Menschentum, das aus dem Anschluß an das Gesetz hervorgeht. Nun habe ich aber schon die Forderungen, die dieser Anschluß, wie auch jene, die das Evangelium an den Menschen stellt, der Hauptsache nach als übereinstimmend nachgewiesen. Und gesetzt den Fall, daß diese Uebereinstimmung wirklich besteht und nicht bloß von mir wahrgenommen ist, mag Kierkegaard entweder der Vorstellung vom Reinen Menschen doch zu flüchtig begegnet zu sein, oder er muß an seinen Christen Forderungen gestellt haben, die sich mit denen des Evangeliums nicht völlig decken. Eine derartige Inkongruenz der Forderungen wird oft schon durch deren einseitige Betonung bewirkt. Große Leidenschaftlichkeit führt leicht zu solcher Betonung. Wenn man von den Evangelien her zu Paulus kommt, ist diese einseitige Betonung auch herauszuhören; wenn man von jenen zu Kierkegaard kommt, vielleicht noch mehr. Solche Betonung, als von persönlicher Leidenschaftlichkeit ausgelöst, bringt in das, was sie bezeugen will, die Entschiedenheit der Leidenschaftlichkeit, also eine bedingte Entschiedenheit, und macht es dadurch bedingt. Was aber unbedingt ist, bedarf keiner Leidenschaftlichkeit, um die größte Entschiedenheit in sich zu tragen. Auch ist nicht außeracht zu lassen, daß die Leidenschaftlichkeit wohl einen Kraftzuschuß für die geistige Bewegung, aber nie deren Ziel bedeuten kann. Vielmehr muß sie dort, wo das Geistige und Religiöse erfüllend gelebt wird, sich wieder verlieren und außerdem, was hier sehr in Betracht kommt: sie muß genährt werden. Nun sprechen beide, Paulus wie Kierkegaard, von einem Pfahl im Fleisch. Kierkegaard bekennt auf seinem Sterbebett: „Ich

hatte einen Pfahl im Fleisch." Und Paulus schrieb an die Korinther: „Auf daß ich mich meiner hohen Offenbarungen wegen nicht überhebe, ist mir ein Pfahl ins Fleisch gegeben." Was mit dem Ausdruck „Pfahl im Fleisch" im Besonderen gemeint sei, ist hier Nebensache. Ich halte mich daran, daß etwas, was von einem Menschen als Pfahl im eigenen Fleisch empfunden wird, auf sein ganzes Wesen, also auch auf seine Leidenschaftlichkeit von Einfluß sein muß. Die Aussage des Paulus ist zunächst freilich nur für dessen außerordentliches Selbstbewußtsein als des erwählten Apostels bezeichnend; aber sie verbietet nicht anzunehmen, daß der Pfahl oder Dorn im Fleisch doch auch auf die Leidenschaftlichkeit des Paulus von Einfluß war und damit auch auf die Betonung oder Färbung im Verkünden der Lehre Jesu. Mehr habe ich hier nicht zu sagen.

Bei Kierkegaard ist diese Beeinflussung besser wahrzunehmen und von ihm selbst für den besseren Leser seiner Schriften zugegeben. Ihm ist der Pfahl im Fleisch ein Schuldbewußtsein, das auf ein eminentes Verantwortlichkeitsgefühl, also auf eine hohe geistige Eigenschaft, zurückzuführen ist. Es löst in ihm eine besondere Angst aus, die eben auch als eine Speisung der Leidenschaftlichkeit anzusehen ist, von der wiederum die Betonung oder Färbung im Erfassen wie im Dartun des Geistigen abhängig erscheint. Wenn Kierkegaard — wie Theodor Haecker meint — „von seiner Angst geheilt und vielleicht gerade durch seine Schuld in eine der tiefsten religiösen Wahrheiten eingeweiht" wurde, nämlich in die: „alle Sorge auf Gott zu werfen", so ist damit nicht ein besonderes Christliches, sondern nur das von jeher Geistige und Religiöse ausgedrückt, das der wahrhaft geistige und religiöse Mensch auch von jeher in sich verwirklicht hat. So erfuhr Kierkegaard eigentlich an sich selber, daß das Christliche in einer seiner entscheidendsten Bewegungen kein Besonderes, kein Neues aufweist. Und doch, Kierkegaard macht durch seine einseitige Betonung aus dem Christlichen, dem Geistigen und Religiösen von jeher gegenüber, ein Besonderes, dagegen ich nun Stellung zu nehmen versuche.

7.

Aus den Evangelien geht durchaus nicht hervor, daß Ehe und Zeugung vom Christen eigentlich nur als geduldet anzusehen sind. Die einzigeStelle der Evangelien, die hier in Betracht kommt, ist vielleicht absichtlich dunkel gehalten. Nachdem Christus vorausgeschickt: „Das Wort fasset nicht jedermann", sagt er: „Es sind etliche verschnitten, die sind aus dem Mutterleibe also geboren; und sind etliche verschnitten, die von den Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen." Mir scheint demnach nur gesagt: daß das Ehelichwerden das Allgemeine von jeher, und das Unehelichbleiben das Besondere von jeher ist; und daß diesem die drei verschiedenen, eben von Christo erwähnten Motive zugrunde liegen können. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Mehrzahl der Apostel verehelicht war, auch Petrus, nach Angabe des Paulus, der von sich aussagt: „Hätten wir nicht das Recht, eine Christin zu heiraten und mitzubringen, wie die anderen Apostel und Brüder des Herrn, auch Petrus?" Doch Paulus empfiehlt mit besonderer Betonung den ehelosen Stand. Und so wahr alles ist, was Paulus von der Ehe sagt, so wahr es im besonderen ist, daß man in der Ehe leibliche Trübsal haben werde, so spricht doch gerade diese Verheißung, geistig und religiös betrachtet, eher noch für als gegen die Ehe, weil der wahrhaft religiöse Mensch, willig sein Kreuz auf sich zu nehmen, auch leiblicher Trübsal nicht ausweichen wird; umso weniger, je mehr er an sich selber das wahre Wort eines wenn auch „antichristlichen", so doch im Grunde religiösen Menschen erfahren hat: daß Trübsal den Glücklichen erhält, daß Trübsal nötig ist, damit der Mensch in seinem Glück sich nicht veräußerliche. Und schließlich muß doch der Mensch in seinem tiefsten Innern sich umso zufriedener, umso heiterer, umso glücklicher fühlen, je mehr er dem zu Willen lebt, nach dessen Willen doch schließlich alles gelenkt wird, das heißt: je williger, je untertäniger er diesem Willen wird, das heißt: je mehr er ein geistiger und religiöser Mensch ist.

Und wenn ich das alles vom geistigen und religiösen Standpunkt aus nicht vorbringen dürfte, so wäre nochmals darauf

hinzuweisen, daß das Neue Testament das Alte zur Grundlage hat, daß dieses mit seinen Prophezeiungen immer wieder als Beweis für Christus als den Messias herangezogen wird. Dieses Alte Testament ist aber zugleich ein monumentales Dartun des Liebeslebens der großen Glaubensmenschen; es sieht den Bund mit dem Weibe als einen Akt nach Gottes Wohlgefallen an, wird doch berichtet, daß Gott der Herr, als er den Menschen geschaffen hatte, sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei." Man beachte, wie die Zeugung in den Mittelpunkt der Geschehnisse gerückt erscheint als das große Weitreichende, das die Beschaffenheit der kommenden Geschlechter auslöst. Auch wird schon aus den Anfängen der Schrift ersichtlich, daß an der Zeugung die Liebe das Amt des von jeher Ordnenden übernimmt, sodaß von jeher die Liebe auch als das sicherste Unterpfand für die Wohlgeratenheit des Gezeugten erscheint. An allem dem vermag selbst das Neue Testament nichts zu ändern, ja aus den Worten Christi über den Geist und das Fleisch geht dasselbe hervor, denn diese Worte besagen nur, daß das Fleisch dem Geiste untertan sein soll; das heißt aber auch: daß einzig die Liebe es ist, die den Geistesmenschen berechtigt, auch dem Fleisch untertan zu werden, weil, wo die Liebe ist, es doch ein Geistiges ist, durch das das Fleisch zur Herrschaft kommt.

Aber trotz aller dieser Vorstellungen fällt es einem schwer, gegen Kierkegaard Stellung zu nehmen. Seine eminente Redlichkeit wie der außerordentliche Lebensernst, der aus seinen religiösen Betrachtungen und Reden auf einen eindringt, verleiht allem, was er in die Wagschale wirft, besonderes Gewicht. Oft wünschte man fast im Hinblick auf die Ordnung dieser Welt, auf die Menschenwüste, die solcher Ordnung entsprossen ist, er behielte in allem Recht. Aber welche Wertung träfe dann die Erde als Schöpfung, die wahre Gotteswelt, in der das von jeher Ordnende doch niemals ausgestorben ist? In der die Elemente noch immer die Elemente sind, von denen sie Leben und Wachstum empfängt und über die der Mensch, der Mensch dieser Welt, doch niemals Macht erlangt. Diese Erde, die, wo sie nicht zu dieser Welt geworden ist, doch noch herrlich ist wie am ersten Tag nach Vollendung der Schöpfung, da Gott selber seine

Freude daran hatte. Darum spreche ich gegen die Verwerfung des Erdenlebens an sich, die von Gott nicht gewollt sein kann, die überall, wo sie anzutreffen ist, gleichsam als Unterton ein Kirchliches mit sich führt, das aller Natur feind ist. Ihm mag auch Kierkegaard zuweilen nicht ferne genug gestanden sein. Wie unbewußt muß ihm, der in seinen persönlichen Ergüssen viel zu religiös ist, um ein Kirchliches aufkommen zu lassen — „die vom Staat geschützten Kirchen in ‚der Christenheit' sind das Zweideutigste, das je existiert hat" — in der Gesamtauffassung doch ein Kirchliches einverwirkt geblieben sein, das ihm das Erdendasein als Frohn in einem „Jammertal", in einer „Strafanstalt", erscheinen ließ. Solche Auffassung findet in den Evangelien kaum eine Stütze, wohl aber in der Jenseitspolitik der Kirche.

Geistig und religiös gesehen, scheint mir auch aller Jammer, alles Leid und alle Trübsal noch nicht zur Verwerfung des Erdendaseins zu berechtigen. Ja, im weltlichen Sinne das Leben nicht zu lieben und den Tod nicht zu hassen, wie es bereits der Reine Mensch der Vorzeit übte, erscheint nachgerade als eine Forderung des Geistigen und Religiösen von jeher, die — geistig und religiös gesehen — zur Stärkung und Bereicherung dieses Erdenlebens beiträgt, dem das Ableben das Gewisseste ist. Darum denke ich, daß Kierkegaard in manchem nicht recht behält. So, wenn er sagt: „Christlich angesehen ist es nichts weniger als die größte Wohltat, einem Kinde das Leben zu schenken (das ist Heidentum!); christlich betrachtet nichts weniger als Gott wohlgefällig, macht es in seinen Augen nichts weniger als angenehm, daß man sich damit befaßt, Kinder zu zeugen (eine solche Vorstellung von Gott ist heidnisch, sogar den niederen Stufen des Heidentums angehörig, oder sie ist die Art von Judentum, welche das Christentum gerade weg haben wollte); christlich angesehen ist dies der höchste Grad von Egoismus, daß ein anderes Wesen, weil Mann und Weib sich nicht beherrschen können, in diesem Jammertal und dieser Strafanstalt vielleicht 70 Jahre lang schmachten muß und vielleicht ewig verloren geht". Das Alte Testament mit dem Liebesleben seiner großen Glaubensmenschen spricht dagegen. Also die Art von Judentum, die noch mit Gott so im

Bunde war, daß sie des Christentums nicht bedurfte. Auch widerspricht sich Kierkegaard selber, wenn er sagt: „Daß die Welt, worin das Kind durch die große Wohltat der Eltern eingetreten ist, christlich genommen, eine sündige, gottlose, arge Welt ist, ... das können die Eltern dem Kinde nicht sagen. Das Kind hat einerseits kein Verständnis dafür, es ist in seiner Unmittelbarkeit zu glücklich, um derlei zu verstehen". Mit dem Glücklichsein des Menschen in seiner Kindheit, das von Kierkegaard also wahrgenommen wird, verträgt es sich aber kaum mehr zu sagen, daß sich der Mensch sein ganzes Leben lang (was ja die 70 Jahre ausdrücken sollen), als in einer Strafanstalt schmachtend fühlen müsse. Doch Kierkegaard setzt seine Rede also fort: „Jedes Kind ist in seiner Naivität mehr oder weniger genial. Gesetzt nun, das Kind sagte in seiner Naivität zu den Eltern: ‚Wenn aber die Welt so ist und solches auf mich wartet, so ist es ja nicht gut, daß ich in diese Welt gekommen bin' — — so ist das eine gar fatale Situation für die Eltern! Nein, im Christentum läßt sich nun einmal nicht pfuschen!"

Das letzte nun ist freilich wahr: im Christlichen, als dem Geistigen und Religiösen von jeher, läßt sich nicht pfuschen! Aber die Situation für die Eltern, insoferne sie wahrhaft religiöse Menschen sind, ist in Wahrheit nicht so fatal. Das bezeugen wiederum die großen Glaubensmenschen des Alten Testaments, die ihren Kindern gegenüber gut Stand halten konnten. Das Gebot an die Kinder von Alters her sollte auch nicht so beiseite gestellt werden, da es vielleicht doch für alle Zeiten daran erinnern soll, daß die Zeugung vor Gott nicht ein Verwerfliches ist. Wie könnte sonst Gottes Gebot das Gezeugte zur Ehrung seiner leiblichen Schöpfer auffordern und ihm dafür noch das Wohlergehen auf Erden als Lohn verheißen. Ein weltliches Dasein führen und ein Erdendasein führen ist ein grundverschiedenes. Denn dieses unterliegt dem von jeher Ordnenden, jenes aber der Anordnung der Menschen. Daß Kierkegaard hier nicht wesentlich unterscheiden mochte und folglich zur Verwerfung auch des Erdendaseins kam, daran trägt wohl der Umstand Schuld, daß er das Christliche als ein Besonderes, völlig Neues, Niedagewesenes ansah, das erst mit Jesu Christo einsetzte, und nicht als das Geistige und Religiöse von jeher, als das Reine

Menschentum von jeher, als das Menschentum nach Gottes Wohlgefallen, das von Jesu Christo existenziell erfüllend gelebt wurde. Wo immer vom Reinen Menschen, als dem Menschen nach Gottes Wohlgefallen, die Rede ist, müßte demnach das über ihn Gehörte mit dem von Christo Gelebten und Gesagten in Einklang stehen. Das habe ich auch schon mehrfach betont.

Wenn nun auch Kierkegaard wie kein anderer die wahre Beschaffenheit von Kirche und Christentum in ihrem offiziellen Bestand aufgedeckt, wenn er dargetan hat, daß dem Christlichen Christi nichts so entgegen ist wie das vom Staate sanktionierte Christentum, so hat er doch von jenem Entscheidenden abgesehen, das endlich nicht zu übersehen ist: daß das wahre Christentum, das vom Vorbild Jesu Christo gelebt und gelehrt wurde, das erfüllende Geistige und Religiöse von jeher ist, das Reine Menschentum von jeher, das Menschentum, an dem Gott von jeher sein Wohlgefallen hatte; daß also mit Jesu Christo nichts Neues auf Erden erschienen ist, sondern in ihm die Befolgung des Wortes, das im Anfang und bei Gott war, die wahrnehmbar letzte erfüllende Wiederholung fand. Es besagt: daß alles, was Gott will, auch ohne Christum als Person, nicht aber ohne das, wofür er sein Leben hingab, für den Menschen erreichbar war und ist und immer sein wird, sodaß Christus wohl von sich sagen konnte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Dabei ist freilich nie außeracht zu lassen, daß, um existenziell eine Vollendung leben zu können, wie sie Christus gelebt hat, ein Mensch von der Beschaffenheit Christi, das ist: ein Reiner Mensch erforderlich ist.

Erst aus solcher Einstellung heraus untergräbt man der Kirche den Stand, der es ihr ermöglicht, sich als wahre Hüterin des Christlichen Christi, ja als die „Kirche Christi" auszugeben und der Welt, zu der sie gehört, als eine geistige Macht zu imponieren. Denn das Christliche Christi, als das Geistige und Religiöse von jeher, verneint eine Kirche Christi, da es als das von jeher Geistige und Religiöse auch von jeher ohne eine Kirche auf Erden vorhanden gewesen sein muß. Zuletzt bezeugen das auch Christi eigene Worte: „Die Gesunden bedürfen keines

Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder und nicht die Gerechten." Denn sie besagen, daß, was Christus den Menschen brachte, schon welche hatten, und er es nur denen bringen konnte, die es verloren hatten. Womit aber bezeugt ist, daß es Menschen nach Gottes Wohlgefallen von jeher gab, Menschen, die so lebten, wie Christus zu leben lehrte, und daß somit Christus das Geistige und Religiöse von jeher und nichts anderes leben und lehren konnte.

Das Geistige und Religiöse von jeher aber erkennt auch keine Macht der Kirche an (mag diese über noch so viele Machtmittel verfügen, die sie als Gnadenmittel ausgibt), wie es keine Macht des Wissens anerkennt; erweckt es doch im Menschen eine Ueberfülle des Bewußtseins seines Unwissens! Das aber wiederum besagt: Es verneint die Kirche wie das Wissen als geistige Mächte. Und so bleibt es — wenn auch unbehoben, so doch nie verloren — im Menschen gelegen, mögen auch alle Kirchen dieser Welt mit ihrem fragwürdigen Christentum und ihrem noch fragwürdigeren Jenseitswissen dem unvermeidlichen Untergang verfallen sein.

8.

Der „Augenblick" enthält auch folgenden Satz, den ich nie geschrieben haben möchte: „Da jeder Mensch von Natur ein geborner Heuchler ist, so ist es nach Gottes Ratschluß eben die Aufgabe des Lebens, ganz umgewandelt zu werden." Das schmeckt entschieden nach Kirchenchristlichkeit, die die ganze Natur gleichsam als von Gott abgefallen hinstellt. Die Natur als Schöpfung aber hört heute noch auf Gott wie am ersten Tag nach Vollendung der Schöpfung. Und immer ist es nur das Abkommen von dieser ursprünglichen Natur, die Auflehnung gegen jenes von jeher Ordnende, das die ursprüngliche Rangordnung in sich begreift, was den Abfall von Gott bedingt. Im ersten Sündenfall drückt sich das so aus: Die Schlange als das Falsche kommt zu Wort, das Weib gehorcht der Schlange, und der Mann dem Weib. Das bedeutet ein Abkommen von der ursprünglichen Rangordnung, ein Zuwiderhandeln gegen das von jeher Ordnende, das den Menschen zum Herrn über alle anderen Geschöpfe und das Weib zur Gehilfin des Mannes bestimmt hat,

wonach die Tiere dem Menschen untertan zu sein hätten und das Weib dem Manne. Ursprünglich ist darum der Mensch gewiß kein Heuchler gewesen; immerhin doch könnte er ein solcher geworden sein, als er gegen die ursprüngliche Ordnung in der Natur der Schöpfung verstieß. Nun hat sich aber die Natur die volle Ursprünglichkeit erhalten; Natur und Ursprünglichkeit sind somit zu verwandte Begriffe, als daß man sie von einander ablösen dürfte. So kann man auch nicht sagen, daß der Mensch von Natur ein Heuchler ist. Dem widerspricht übrigens Kierkegaard selbst mit dem zitierten Satz: „Jedes Kind ist in seiner Naivität mehr oder weniger genial." Denn es verträgt sich weder Naivität noch Genialität mit Heuchelei. Zweifellos ist aber auch im Kinde mehr ursprüngliche Natur als im Erwachsenen. Daraus ergibt sich also eher der Satz: Jeder Mensch ist mit seinem Abkommen von der Natur mehr oder weniger ein Heuchler geworden. Wer aber ist mehr von aller Natur abgekommen als der eingefleischte Kirchenchrist von heute, der zugleich der interessierteste Weltmann ist? Wer ist mehr zum Heuchler geworden als er, dem Heuchelei zur zweiten Natur geworden ist, nachdem er die ursprüngliche Natur völlig eingebüßt hat!

Hier erkennt man erst recht, daß die Rückkehr zum Ursprung, zu der der Anschluß an das Gesetz auffordert, es ist, die die völlige Umwandlung (wie sie wohl auch Kierkegaard vor Augen schwebt) im Menschen bewirken muß, der durch Erziehung, Kirchenreligion, Gesellschaft, kurz alles Weltliche, das ihn umgibt, immer mehr der Heuchelei und Verlogenheit bis zum Verlust seines ursprünglichen Selbst ausgeliefert wurde. Diese Rückkehr des Menschen zu seinem Ursprung, sie verlangt die völlige Umwandlung des Menschen, sie als die Rückkehr zum Ausgangspunkt aller Natur der Schöpfung; eine Rückkehr, die von der Voraussetzung getragen ist, daß der Mensch wie die Schöpfung von Gott als dem Geiste und Schöpfer ausgegangen ist, und die, wenn sie erfüllend erreicht ist, den Menschen in sich ruhend ausruhen läßt. Und mich dünkt, daß auch hierin die fernöstliche Botschaft der Kierkegaardschen Auffassung des Christentums standzuhalten vermag.

Doch nun wende ich mich an den außerordentlichen Verkünder Kierkegaards, an Theodor Haecker, der heute wie viel-

leicht kein anderer Schriftsteller berufen ist, sein Wort in religiösen Dingen in die Wagschale zu werfen. Aber so sehr ich der Macht dieses Wortes aufgeschlossen bin und so sehr ich es schätze: meine religiöse Auffassung, wie ich sie hier darzulegen versuchte, vermag es nicht umzustoßen. Auch Haeckers höchst bedeutendes Nachwort zu Kierkegaards „Begriff des Auserwählten" vermag das nicht, wiewohl es in seiner wahrhaft religiösen Bewegtheit einem ernstlich zu denken gibt. Haecker spricht da von einer „Kirche Christi", die „auserwählt und christlich heißt und ist durch Christus und die Heiligen". Da muß ich doch fragen, wo diese Kirche Christi ist? Von den vorhandenen Kirchen ist es keine, weder die Papstkirche, noch sonst eine, dessen bin ich sicher. Und zu Lebzeiten Christi gab es auch keine. Christi und der Heiligen sich äußerlich bemächtigen aber kann jeder, der Scheinheilige, der des religiösen Aufputzes bedarf, besser als der wahrhaft Fromme. Wir haben im Profanen ja ein Beispiel an der Welt, die sich auch der großen Denker, Dichter und Künstler bemächtigt, ohne daß sie, ihrer Gesinnung nach, von der Gesinnung jener eine Ahnung hat. Darum ist mir das Festhalten Haeckers an einer Kirche Christi — nicht sein religiöses Gefühl — unverständlich. Gerade die Kirche als solche scheint mir heute für das Freiwerden des Geistigen und Religiösen im Menschen ein Hemmnis zu sein.

Weiters scheint mir eine übernommene irrtümliche Auffassung auf Seite Haeckers vorzuliegen, wenn er in dem zunächst gewiß auffälligen Umstand, „daß die Juden nicht untergingen, wie so zahllose alte Völker, sondern die Jahrtausende überdauern — ohne Staat" die Auserwähltheit des jüdischen Volkes erblickt. Während mir diese gerade darin gelegen scheint, daß die Juden ohne Staat blieben; was schließlich bei einem Volke als das einzige Versprechen erscheint, nicht unterzugehen, sondern Jahrtausende zu überdauern. Deutlicher gesagt: Gerade das Vermögen, ohne Staat zu bleiben, scheint einem Volke das Nichtuntergehen, das Jahrtausende-Ueberdauern zu gewährleisten. Solches Vermögen käme demnach einer Auserwähltheit gleich. Dafür spräche auch der Umstand, daß ein solches Vermögen wohl nur dem Volke zuteil werden kann, das sich seine geistige Ursprünglichkeit gewahrt, das sich das Bewußtsein seines Her-

kommens aus dem Ewigen und damit den Anschluß an ein von jeher Ordnendes erhalten hat. Und wenn dieses in einem Volke noch herrschend ist, mag es darauf zurückzuführen sein, daß die Einzelnen im Volk noch herrschend sind, die eben das von jeher Ordnende aus sich nicht verloren haben. Hier begegne ich auch wieder der Anschauung Haeckers, der von den Juden erkennt: „daß innerhalb dieses auserwählten Volkes die wahrhaft Auserwählten die Einzelnen: die Väter, Moses und die Propheten waren; so daß auch das Volk auserwählt nur um dieser Einzelnen willen heißt".

Aber auch die fernöstliche Weisheit befürwortet meine Auffassung. Ich erinnere hier nochmals daran, daß die weisesten Herrscher des Ostens, die den Reinen Menschen der Vorzeit nachstrebten, ihr Höchstes darin sahen, ohne Gesetze auskommen zu können. Und ist das noch ein Staat, unseren Begriffen nach, was ohne Gesetz bestehen will? Ist damit nicht vielmehr ausgedrückt: daß diese weisesten Herrscher durch Auflassen jeder eigenmächtigen Ordnung dem von jeher Ordnenden in ihrem Bereich zur Herrschaft verhelfen wollten; das heißt: daß sie ihrem Volke das Vermögen, ohne Staat zu bleiben, zu erhalten strebten? Denn es sind doch eigentlich die von den Menschen gegründeten Staaten, die untergehen und umso leichter untergehen, je mehr sie als Staatengebilde ausgebaut werden, je mehr Menschenanordnung, die durch Gewalt aufrecht erhalten wird, sich in ihnen durchgesetzt hat. Staaten, die ihre Völker immer mit sich reißen, sofern diese in den Staat ganz eingelebt sind und völlig verlernt haben zu begreifen, daß es das Höchste ist, wenn nicht geordnet wird. Denn alles gewaltsame Ordnungschaffen von Seite der Menschen, wie es ein Staatendasein mit sich bringt, ist dem von jeher Ordnenden entgegen; so widerstrebt es dem Sinne der Schöpfung und kann nicht von Dauer sein.

Die wahren Christen, die das von jeher Geistige und Religiöse ausüben, könnten es daher nie zu einem Staat und damit auch zu keiner Kirche bringen. Ihrem Vorbild Jesu Christi gemäß müßten sie als Höchstes anstreben, sich dem Willen Gottes ganz zu unterwerfen. Es zöge einen Lebenswandel nach sich, der genau dasselbe wäre, was der Anschluß an das Gesetz

ist, wo er erfüllend in Erscheinung tritt, nämlich: Vollzug ohne zu tun oder Vollzug durch Nichttun.

Wie man sieht, bin ich gar nicht mehr imstande, die Forderungen des christlichen Vorbildes von denen des fernöstlichen Vorbildes zu trennen. In solcher Verfassung könnte ich auch auf mich beziehen, was Haecker in dem Satz ausdrückt: „Wenn man sich von dem Christentum, ich meine dem rechtgläubigen, bewußt abkehrt, so versteht man von Kierkegaard nich mehr viel". Aber wo ist dieses „rechtgläubige" Christentum anzutreffen, wo in der ganzen christlichen Welt? Vielleicht in einzelnen Menschen im Verborgenen! Gewiß, doch wer dürfte behaupten können, daß dasselbe nicht auch unter den sogenannten heidnischen Völkern vereinzelt im Verborgenen anzutreffen ist? Darum behaupte ich: um recht oder wahrhaft gläubig zu sein, braucht man nicht der Christenheit anzugehören. Ja, auch um so gläubig zu sein, daß man ein Leben im Sinne des Christlichen Christi aufzunehmen vermag, braucht man nicht im Sinne der Kirche ein Christ zu sein, braucht man nicht an die Menschwerdung Gottes zu glauben. Und wenn die Rechtgläubigkeit wirklich von solchem Glauben nicht zu trennen ist, so dünkt mich eine unrechte wahre Gläubigkeit wertvoller für den Menschen als eine Rechtgläubigkeit, durch die der Mensch der Menschwerdung nicht im geringsten näher gebracht wird. Denn notwendiger als der Glaube an die Menschwerdung Gottes erscheint mir für dieses Erdenleben die Menschwerdung des Menschen, und diese erfordert nicht jenen Glauben.

So stehe ich nun auch einem entscheidenden Ausspruch Haeckers nicht zustimmend gegenüber. Sein bedingter Glaube an die Kirche läßt gleichsam mein unbedingtes Nichtglauben an die Kirche erst frei werden. Wenn darum Haecker in seiner wahrlich machtvollen Einleitung zu seinem „Nachwort" sagt: „In dem langen Kampf zwischen Staat und Kirche hat, wahrlich nicht ohne Schuld einer weltgeilen Kirche, endgültig der Staat gesiegt, der ein Mörder ist, aber freilich seine Schuld durch Selbstmord sühnen wird", so muß ich dem Ergebnis meiner Darstellung nach dagegen sagen: In dem langen Kampf zwischen Geist und Kirche hat wahrnehmbar endgültig die Kirche gesiegt, die eine Mörderin ist, die

Mörderin des Geistigen und Religiösen von jeher, aber freilich ihre Schuld durch Selbstverbannung aus dem Bereich des Geistigen und Religiösen büßen wird.

Damit sei zwar nicht behauptet, daß in der Kirche als dem Staat, der sie ist, „das wirksame Böse dieser Welt verkörpert" sei, wohl aber, daß sie das größte Hindernis ist, das wirksame Gute aufkommen zu lassen, wodurch das Böse eben wirksam wird. Und zu diesem Hindernis wurde die Kirche dadurch, daß sie sich als das wirksame Gute ausgibt, nämlich als die Kirche Christi, die nur eine existenzielle Verkörperung dessen sein könnte, was Christus lehrte und lebte, was sie als Kirche, die von jeher den Staat in sich trug, nie war und nie ist, noch je sein kann. Denn wäre sie es, oder könnte sie es auch nur jemals sein, könnten die „vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächte" wie Presse und Publikum, Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank und Geldwirtschaft, in denen Haecker das aktive Böse mit Recht wahrnimmt, nicht zugleich „christlich", nicht zugleich von ihr begünstigt und dem eigenen Machtwillen dienstbar gemacht sein. Wie ich es verstehe, trägt am Wirksamwerden des Bösen der die Schuld, der sich zum Vertreter des wirksamen Guten aufwirft und doch zugleich die noch zu den Seinen zählt, in denen das Böse längst aktiv geworden ist. Was Haecker wahrnimmt, ist gewiß vorhanden. Doch was seinem Wahrgenommenen zugrunde liegt, ist meiner Wahrnehmung nach das Wesen oder vielmehr das Unwesen der Kirche, als einer verkappten Weltlichkeit, als einer Unredlichkeit vor Gott als dem Geiste. So fungiert sie noch immer gleichsam als oberste geistige und religiöse Behörde, wiewohl sie längst nicht mehr imstande ist, in den Menschen die Liebe zu erwecken, die nötig ist, um zum Geistigen und Religiösen zu gelangen.

Aber Theodor Haecker weiß von dieser Liebe. In der Einleitung zum „Nachwort" spricht er von seinem „nie enden sollenden Dank" an Kierkegaard, als „an den Denker, der nach der Weise des Sokrates ein Lehrer ist und jedem sein wird, welcher nur, wenn er liebt, denken kann, und nur denkt, um immer höher zu lieben". Diese herrlichen Worte vom Denken und Lieben nach

der Weise des Sokrates, der nominell kein Christ war, sind aber auch nach der Weise des fernöstlichen Anschlusses an das Gesetz, der eben auch den Menschen lehrt, immer höher zu lieben.

9.

Wenn ich hier, rückblickend, nochmals auf Ferdinand Ebner zu sprechen komme, so geschieht es deshalb, weil er, der dieselbe Glaubensforderung wie die Kirche stellt, über das Geistige und Religiöse des fernen Ostens wie über den mongolischen Menschen völlig falsch urteilt, so daß ich versucht bin, mir immer wieder zu vergegenwärtigen: so sind sie, die das Christliche Christi von dem Christentum, das uns die Kirche übermittelt hat, nicht losbringen; wo sie aus eigenem urteilen, greifen sie fehl! So überzeugen sie von dem nicht, was sie glauben machen wollen; zumal man nicht auf ihren Glauben eingeschworen zu sein braucht, um ein geistiger und religiöser Mensch zu sein. Einem geistigen und religiösen Menschen, der die Glaubensforderung der Kirche verwirft, ist darum das Kreuz noch lange nicht „der Stein des Anstoßes", und er wird sich nicht versucht fühlen, „einfach davon abzusehen, daß das Leben Christi am Kreuze endete". Vielmehr mag ein solcher Mensch das Offenbarwerden alles geistigen Heroismus im Erdulden und Erleiden sehen und die Fähigkeit zu diesem Erdulden und Erleiden demnach von der Geistigkeit des Menschen abhängig machen. Wenn es nun Gott, dem Schöpfer, einmal darauf ankommt, das Unvergängliche seines Wortes, als der einzigen Realität, der Welt gegenüber darzutun, müßte der Mensch, in dem das Wort zu erfüllendem Leben gelangt ist, dies der Welt gegenüber damit erweisen, daß ihm, als dem Wort, das Fleisch geworden ist, auch das Schlimmste von Seite der Welt — auch der Verbrechertod — nichts anhaben könne. Gott gegenüber aber müßte dieser Mensch „der vielgeliebte Sohn" sein. Der notwendige Zusammenhang zwischen dieser höchsten Auszeichnung von Seite Gottes und der niedersten Behandlung von Seite der Welt erschiene damit auch für ein menschliches Begreifen hergestellt.

Und so sage ich nun dem Autor der „Glaubensforderung": Durch den Glauben an die Menschwerdung Gottes wird der

Mensch nicht erlöst. Denn dieser Glaube, in dem noch zu viel Weltlichkeit liegt, verführt nur allzu leicht dazu, daß man mit etwas genug getan wähnt, mit dem noch nichts getan ist. Gewiß hingegen ist: Wo der Mensch von Weltlichkeit frei geworden, bedarf er keiner Erlösung mehr. Und das Verhalten, um zu solchem Freiwerden zu gelangen, ist in den christlichen Evangelien der Hauptsache nach nicht anders gekennzeichnet als im „mongolischen" Anschluß an das Gesetz. Denn der „mongolische Mensch" ist genau so wenig oder soviel „ins Leben der Generation hinein verwurzelt" wie der „christliche" Mensch und kann die Unsterblichkeit seines Lebens auch in etwas anderem als in seinen Kindern erblicken, insoferne die Betonung dort liegt, wo sie liegen muß: auf dem Menschsein. Denn geistig und religiös betrachtet fallen derartige Besonderheiten der Völker gar nicht ins Gewicht; maßgebend hier wie dort, also bei Christen wie Mongolen, ist, daß der Einzelne, der zum Geiste findet, sich aus der Menge, die als solche nie zum Geiste findet, absondern muß. Wahrscheinlich aber ist auch, daß im Mongolentum, wenn man es schon dem Christentum entgegenstellen will, nie so viel Ungeist aufgekommen ist wie imChristentum, und zwar wohl deshalb, weil in jenem der Einzelne, auch wo er der Masse angehört, doch noch mehr als in diesem in Geltung blieb. Das bedeutet aber wiederum, daß sich im Mongolentum ein maßgebendes Moment zur Wahrung des Geistigen und Religiösen entschiedener als im Christentum wirksam erhalten hat. Immerhin mag auch dort der Einzelne der Menge gegenüber schweren Stand gehabt haben, sonst hätte Laotse, es völlig aufgebend, die Menge als solche zu ändern, sich nicht endgültig in die Berge zurückgezogen. Zuvor aber schrieb er noch den Taoteking, der von dem Reinen Menschen in einer Weise berichtet, in der die religiöse Bewegtheit zur Ruhe gekommen ist. Vielleicht ist im ganzen „christlichen" Schrifttum nichts aufzufinden, das den Menschen als den Einzelnen in seinem Verhältnis zur Welt, wie auch in dem zum Unbedingten — also zu Gott — so dartut, wie der zwanzigste Spruch dieses mongolischen Werkes, dessen Schlußzeilen also lauten:

„Allewelt hat Erfahrung:
Ich hingegen bin einfältig, ein Tor!
Ich bin anders als Allewelt,
bin fremd unter den Menschen;
Doch ich bin Ich
und werd gespeist von meines Urgrunds Quell!"

Der Urgrund, dem der Mensch entstammt, ist immer wieder das Unbedingte, als welches nur Gott als der Geist angesehen werden kann, dessen Verlautbarung das Wort ist. Ins Christliche übertragen, könnte demnach die letzte Zeile lauten: „Und nähre mich vom Brot des Anbeginns!", da ja das „Brot des Lebens" das Wort ist, das im Anfang und bei Gott war, und das Christus als das Fleisch gewordene Wort existenziell dargetan hat. Laotse berichtet hier von sich als einem, der dem Vorbild, das ist: dem Reinen Menschen oder dem Vollendeten nachstrebt, und nicht von sich als dem Vorbild. Ihm kommt der Rang eines Evangelisten zu. Es ist mir auch nie eingefallen, ihn neben Christum zu stellen, wie er sich selbst ja auch nicht neben den Reinen Menschen, sondern zu diesem als zu einem Wunderbaren emporblickend gestellt hat. Somit kann man wohl das fernöstliche Geistige und Religiöse neben das Christliche stellen, ohne darauf zu verfallen, Christum „zwischen Laotse, Buddha, Meister Eckhard und Rabbi Nachman" einzurangieren. Aber man weiß auch Kungfutse und Laotse auseinander zu halten und könnte sie nie als gleichsam gleichwertig in Vorschlag bringen, wenn es sich etwa darum handeln sollte, ein fremdes Geistiges und Religiöses für Christentum einzutauschen. Was würde auch beispielsweise Ferdinand Ebner dazu sagen, wenn man als Mongole, in der Absicht für den Taoteking Christentum einzutauschen, ihn früge: ob man sich an Hegel oder den Apostel Paulus halten solle? In Ebner, dessen Philosophie des Wortes dem Erfassen des Wortes eher hinderlich als förderlich ist, hat das Christentum, dünkt mich, keinen glücklichen Fürsprecher gefunden. Heute, nach nahezu 2000 Jahren Christentum, das gerade in der Welt, in der es zu Macht gekommen ist, den Weltkrieg aufkommen ließ, kann man Christentum wohl nicht mehr so verkünden: „Christus hat

kein ‚unsterbliches' Werk hinterlassen, von dem Generationen und Generationen geistig zehren könnten. Aber er ist auferstanden vom Tod und ist bei uns bis ans Ende der Tage". Und gerade die Völker, in denen dem Worte nach der auferstandene Christus fortlebt, führten unter sich den Weltkrieg. Und sie und alle anderen hätten doch in Wirklichkeit mit dem, was Christus lehrte und lebte, also mit dem, was er wahrlich hinterlassen hat, für alle Zeiten und Geschlechter genug, um dadurch zu jener inneren Auferstehung zu gelangen, die allein zu ihrer Erlösung führt. Eine Auferstehung, die, wie ich es sehe, allerdings auch durch den Anschluß an das Gesetz im Menschen bewirkt wird.

10.

Wenn ich mich noch weiter in unserer Zeit nach Menschen, deren Schrifttum ein Geistiges und Religiöses lebendig aufweist, umsehen will, um an ihrer Erkenntnis die eigene zu prüfen, wo finde ich sie?

Doch, einer ist noch da, für den wie geprägt zu sein scheint, was Kierkegaard einmal vom „Christen" sagt, nämlich: daß nach Gottes Gedanken ein Christ zu sein hieße „im Kampfe leben, als ‚Einzelner' im Kampfe mit dem ‚Geschlecht' stehen." Karl Kraus, den ich meine, ist nun zwar Jude, seiner existenziellen Betätigung des zitierten Satzes nach aber muß er ein geistiger und religiöser Mensch sein. Wie könnte er sonst auch die Kraft finden, Jahrzehnte hindurch, als Einzelner in beständiger Steigerung, gegen die Freveltaten eines ganzen Geschlechtes anzukämpfen? Das vermag meines Erachtens nur einer, dessen Dasein im Grunde vom Geistigen und Religiösen gespeist wird. Was er als Satiriker bedeutet, kommt hier für mich kaum in Betracht. Es erscheint auch, geistig und religiös gesehen, als kein Vorzug an Kraus, daß ihm die Sprache in der Vollendung des geschriebenen Wortes so viel werden konnte, wie sie ihm geworden ist. Ein Schriftsteller, der gezwungen ist, auf dem Umweg der Satire zu sich und seiner Bestimmung zu finden, was wie Belastung aussieht, scheint aber zur Entlastung eines besonderen Sprachvermögens zu bedürfen. Mit der Erkenntnis jedoch, daß die besondere sprachliche Begabung für den Satiriker eine Notwendigkeit

ist, wird geistig und religiös auch sichtbar, daß diese Notwendigkeit einem Mangel entspringen muß, für den sein Träger als geistiger und religiöser Mensch immer wieder zu büßen, den er immer wieder zu überwinden hat. Und den Kraus erstaunlich überwunden hat, indem er als Satiriker, der von der Kunst der Sprache lebt, soweit gekommen ist, daß er (in viel höherem Sinn natürlich als es vom bloßen Intellekt aus verständlich ist) die Kunst in den Dienst des Lebens stellt, das heißt: die Kunst dem Leben untergeordnet hat, und nicht umgekehrt. Dem wahren Künstler wird auch nie entgehen, daß ein Kunstbeflissener, dem das Leben der Kunst untergeordnet erscheint, noch kein wahrer Künstler ist. Wem der unmittelbare Weg im Sichdartunkönnen offen bleibt, mag der Versuchung einer solchen Auffassung auch kaum unterliegen; denn es ist anzunehmen, daß vom Sichdartunkönnen eines Schaffenden auch dessen Sicherschließen abhängig ist. Demnach müßte der unmittelbare Weg im Sichdartunkönnen den Schaffenden auch im Sicherschließen rascher vorwärts bringen, was wiederum zur Folge hätte, daß er auch rascher dem Geistigen und Religiösen zugeführt wird, das keiner Kunst mehr bedarf, wenn auch alle wahre Kunst zu ihm ein Wegweiser ist, indem sie alles Reale als in das Mystische hineinreichend darstellt und so den Betrachter zwingt, einem Höheren untertan zu werden.

Daß Kraus, der Künstler der Satire, dem der unmittelbare Weg nicht offen liegt, soweit gelangen konnte, daß er, wiewohl den intellektuellsten Kreisen der Großstadt entsprossen, der Presse unmittelbar nahe gerückt, und so in allernächster Nähe den geistigen Betrug erlebend, dennoch zu seinem Selbst fand und als Künstler sich von aller weltlichen Rücksicht losmachte, noch im Sichlosmachen beständig der Gefahr ausgesetzt, für gut zu halten, das Leben in den Dienst der Kunst zu stellen, weil doch auch das ein Hohes gewesen wäre im Vergleich zu der Selbstentwürdigung, die er im Sold verkommener Mächte die Kunst betreiben sah — daß er ungeachtet alles dessen heute seinem ganzen Schaffen und Wirken nach dasteht als einer, der offenkundig bestrebt ist, die Menschen einem Höhern untertan zu machen: das alles bringt mir die Gewißheit, daß Karl Kraus ein geistiger und religiöser Mensch ist, dessen Auffassung in Be-

zug auf das Christentum hier nicht ohne weiteres übergangen werden kann.

Irgendwo in seinen Schriften las ich einmal, das Christentum habe sich als zu schwach erwiesen. Außerdem erinnere ich mich, daß er der Anmaßung eines dichtenden Weltfreundes und Stammesgenossen den Ausspruch des Jakobus entgegenhielt: „Denn wer der Welt Freund ist, wird Gottes Feind sein". Es erbringt mir die Gewißheit, daß Kraus dem wahren Christlichen keinesfalls feindlich gegenübersteht. Im Markus-Evangelium aber heißt es: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns". Und wenn Pascals Satz: „Die wahren Juden und die wahren Christen haben dieselbe Religion" auf einen Juden von heute bezogen werden darf, so sicher auf Kraus. Er erscheint wirklich als „*der wahre Jude*", treu der Art der großen Väter, die noch nicht den Glauben an Gott für den Glauben an Presse und Börse dahingegeben hatten. An diese großen Glaubensmenschen des Alten Testaments erinnert auch sein „Gebet an die Sonne von Gibeon". Als sicher darf auch gelten: daß, wenn Christus, wie er einst leibte und lebte, heute wieder auf Erden wandelte, ihm keinesfalls ein Mensch wie Kraus, *wohl aber die Kirche* feind wäre.

Doch ich habe auf Kraus noch zu verweisen als auf einen, der während des Weltkriegs das Christliche existenziell dargetan hat, soweit er es, seinen besonderen Fähigkeiten entsprechend, dartun konnte. Er hat es jedenfalls im Sinne jener Mahnung des von jeher Geistigen und Religiösen getan, die sich im Taoteking also verlautbart:

„Mit Gewalt herrschen hat schlimme Rückwirkung.
Wo Krieg war, wächst aus dem Schutt der Dorn.
Großen Heeren folgt sicher kümmerliche Zeit."

Und heute, da die Menschheit die volle Richtigkeit dieses fernöstlichen Lehrsatzes erlebt hat (der Bauernstand, der seinen Besitz im Kriegsgebiet hatte, mehr als jeder andere, weshalb er auch den Krieg aufs tiefste verabscheuen mußte), heute bringt eine unqualifizierbare Horde von bauernfängerischen Presse- und Kirchenleuten, eifrigst unterstützt vom deutschen Freisinn, in unserem „heiligen" Land Tirol es noch fertig, über einen, der gegen den Krieg war und ist, um von den Völkern abzuwenden,

was die zitierte Warnung enthält, allen Unflat einer bis auf den Grund verlogenen moralischen Entrüstung auszuschütten und ihn, der sich über diejenigen, welche das deutsche Volk ins Verderben geführt haben, ehrlich entrüstete, der Beschimpfung eben dieses Volkes zu zeihen. Wahrlich, wenn man sich die Hetzjagd vergegenwärtigt, die gegen Kraus anläßlich seiner letzten Vorlesung in Innsbruck inszeniert wurde, dann muß man staunen, wie sehr jüdische Verkommenheit in die Presse und Kirche der „Christen" eingedrungen ist, ja wie sie bei diesen in weit bedenklicherer Form auftritt als bei den Juden. Der Eroberung des Menschen im schlimmsten Sinn, seiner maschinellen Einstellung in den Weltbetrieb, der vom Intellekt ausgeheckt wurde und mit Gewalt gehalten wird, dieser Eroberung des Menschen, auf die es die jüdische Verkommenheit mit Presse und Börse abgesehen hat, hat sich Kraus von jeher mit größter Entschiedenheit und beispiellosem Wagemut entgegengestellt und so mit seinem Werk auch unvergleichlich mehr erreicht als deutscher Freisinn und „christliches" Deutschtum je zu erreichen imstande wären, auch wenn sie es redlich wollten. Doch sie können es gar nicht wollen, weil es ihnen nicht gegeben ist, das verkommene Jüdische so wahrzunehmen, wie es Kraus, d e r w a h r e J u d e, wahrnimmt — er, der zum w a h r e n Judentum zurückstrebt und so auch das w a h r e Christliche unvergleichlich mehr enthüllt als alle diese politischen deutschen „Christen". Dieses Christliche an Kraus, das sich, wie gesagt, so rückhaltlos äußerte, daß es ihn auch während des Krieges existenziell gegen den Krieg sein ließ, was die Kirche und ihre Vertreter nicht von sich behaupten können — das Papstwort von der „ehrlosen Menschenschlächterei" ist wohl, als allzu förmlich gegeben, auch allzu ungehört verhallt — mag nun die Vertreter der Kirche, die aus dem Christlichen ein Kirchliches gemacht haben, als Erscheinung beunruhigen; so greift ihre Politik in der Not zum Nationalismus, als nach dem Leim, auf den heute noch die Vielen gehen (wiewohl gerade heute einzusehen wäre, daß der politische Nationalismus der Ruin der Nationen ist) und spielt Deutschtum gegen den Juden Kraus aus.

Wäre der Kirche und ihren Vertretern ernstlich darum zu tun, das Böse im Judentum zu bekämpfen, ja vermöchten sie das,

müßten sie sich zur Presse als solcher, deren Wesen Kraus in der „Neuen Freien Presse" verkörpert sieht, ganz anders verhalten; eben so, wie Kraus sich zur „Neuen Freien Presse" verhält. Denn das ist ein Blatt, von verfallenem Judentum geschrieben, vom b ö s e n G e i s t des Judentums, der diese arge Welt geschaffen hat, der sie beständig aufs neue schaffen hilft und unterhält. Die Kämpfe, die die Vertreter der Kirche gegen eine solche Presse führen, von der das Publikum doch wahrlich weiß, daß sie von dieser Welt ist, sind Theaterkämpfe, durch die sie dem Publikum vortäuschen wollen, daß ihre Sache nicht von dieser Welt sei. Was aber ein im Sinne Pascals w a h r e r Jude schreibt, enthält ungleich mehr vom w a h r e n Christlichen als das Kirchenchristliche je darzutun vermag. So enthalten auch die Fackelhefte ungleich mehr vom w a h r e n Christentum als die gesamte christliche Presse, die nur eine Begleiterscheinung der Weltlichkeit der Kirche ist. Wahres Christentum wird sich nie der Presse bedienen, um sich durchzusetzen. Denn was das ewige Leben in sich trägt, buhlt nicht um die Gunst des Tages noch der Menge.

Ich sehe mir genug. Die Kirche hat den Menschen gefangen gesetzt und will sich ihn so mit allen Mitteln erhalten. Die Presse erstrebt dasselbe. Und da beide von dieser Welt sind, gehen nun beide darauf aus, dem Menschen alle Ausgänge zu verschließen, die aus dieser Welt herausführen, indem sie immerzu ein Neuordnendes hereinbringen, an das sich der Mensch verlieren soll, um nicht mehr zu sich selber zu finden. So brauchen sie ihn, um ihn handhaben zu können für ihr falsches Ansehen, für ihre falsche Position, doch für ihr richtiges Einkommen.

Und findet man in der „christlichen" Presse eine allzuarge Abscheulichkeit wie das Vorgehen gegen Kraus, und forscht man daraufhin nach dem Urheber und sagt sich, daß diese „christliche" Politik doch auf Rechnung jener zu setzen ist, denen es obliegt, die Menschheit über Christentum zu belehren, und daß, wenn diese aus dem Christentum Politik machen, die Verantwortung hiefür doch auf die Kirche fallen muß, die solche Leute als ihre Vertreter duldet, und sucht man nun diese verantwortungsbereite Kirche, so findet man sie nirgends, wo immer man sucht; aber die Erkenntnis wird einem, daß auch diese Kirche gleich

der Presse eine „anonyme, vollkommen verantwortungslose, nicht faßbare Massenmacht" ist.

Und kann man nicht verstehen, wie Kraus die Häupter einer „christlichen" Bevölkerung so sehr gegen sich aufbringen konnte, daß Leute in abhängiger Stellung es nicht mehr wagen durften, sich irgendwie mit ihm einzulassen, muß man sich seiner wiederum als eines wahren Juden besinnen, an dem das wahre Christliche dem Kirchenchristlichen gegenüber allzu störend hervortritt. Dann hat man wirklich einen analogen Fall — wenn auch in weit höherem Maße — im Verhalten Christi zu den Vertretern des jüdischen Gesetzes, die Christus mit seiner das Gesetz erfüllenden Art so gegen sich aufbrachte, daß sie, wie Kierkegaard berichtet, jeden, „der sich mit seinem Zeitgenossen Christus einließ", zum mindesten mit dem Ausschluß aus der Synagoge bestraften.

Und fragt man sich, wieso es kommt, daß gerade diese „Christen", diese „christliche" Menschheit, im Großen und Ganzen ein so grundverdorbenes Pack ist, wird einem aus dem Evangelium also die Antwort: „Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, um einen Judengenossen zu machen; und wenn er's worden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid!" Natürlich muß es statt "Judengenossen" heute „Christengenossen" heißen, da sich unsere Schriftgelehrten und Pharisäer, also Kirche und Presse, nicht mehr auf das Alte, sondern auf das Neue Testament stützen, um sich in den Besitz dieser Welt zu setzen. Aber mit dem Besitz dieser Welt besitzt man noch nicht den Menschen, in den von jeher etwas gelegt ist, das stärker ist als diese Welt und das immer wieder zum Vorschein kommt, oft gerade dann, wenn sich dessen diese Welt — und mit ihr Kirche und Presse — am wenigsten versieht.

Die zunehmende Verständigung zwischen Kirche und Presse deutet an, daß beide Mächte, deren Weiterexistenz auch heute noch die beste Gewähr für die Fortdauer des Weltkrieges bietet, sich ernstlich bedroht fühlen müssen. Vielleicht kommt es noch zu einem förmlichen Schutz- und Trutzbündnis zwischen ihnen. Kirche und Presse, oder der Hort der falschen Schriftgelehrten

und der Hort der echten Pharisäer, gehören wohl auch zusammen in einer Zeit, deren ganze Schwere und Zerrissenheit der Hauptsache nach dem Wirken dieser Mächte zuzuschreiben ist. So finden nun zwei zusammen, die gemeinsame Schuld zusammengeführt hat.

Das scheint auch in den Siegerstaaten nicht anders zu sein. Man braucht nur Lloyd George zu hören, wie er vom Bolschewismus als einem „letzten Aufbäumen des Herrn der Finsternis im Weltall" spricht und, um dem „Geist der Verwirrung" zu begegnen und „das Volk vor dem Untergang zu retten", die Kirche als das alleinige Heil verkündet (wie die Presse eifrig und wohl auch für sich hoffend, zu berichten weiß). Es wird den Gang der Ereignisse, ausgelöst von Verschuldungen, die nicht mehr gut zu machen sind, nicht aufhalten. Und eine Macht wie die Kirche, von der alle Verwirrung ausgegangen ist, indem sie sich zur Vertreterin eines Geistigen und Ewigen aufwarf, während sie ein Weltliches und Allzuvergängliches so sehr betätigte, daß sie allem Fortschritt anheimfiel, wird den Geist der Verwirrung immer nur vermehren und einen Untergang, der durch übergroße Verschuldung einem höheren Gesetz nach beschlossen scheint (obschon wir es nicht wissen), nicht aufhalten können.

Daß die Aeußerung Lloyd Georges auf die englische Kirche kein besseres Licht wirft als meine Darstellung auf die unsere, kann, wer zu denken vermag, bald herausbekommen. Es erhellt aber auch, auf welcher Seite das letzte Aufbäumen des Herrn der Finsternis zu suchen ist. Denn daß der Staat sich als Kirche, und die Kirche sich als Staat erwiesen hat, hat der Menschheit kein Licht gebracht, es sei denn den Brand des Weltkriegs, der freilich erhellte, wie wir es so herrlich weit gebracht, nämlich: zur Verwendung der Menschen als Menschenmaterial. Solchem Geschehen gegenüber erscheint der Bolschewismus aus Not geboren, und alles, was aus Not hervorgegangen ist, hat ungleich mehr Daseinsberechtigung, als was vom Intellekt ersonnen und nur mit Gewaltanwendung zu halten ist.

Wenn darum England in seiner Siegerstellung, zur Sicherung dieser, die Kirche in so versteckter Weise um Beistand anzugehen nötig hat, wenn es seinen Hauptpolitiker in öffentlicher Rede so sprechen läßt, berührt es einen wahrlich, als rege

sich etwas wie ein letztes Aufbäumen des Herrn der Finsternis. Und es läßt darauf schließen, daß auch dort im Staate wie in seinen Vertretern Vieles faul sein muß — faul zum Zerfallen. England hat vor Deutschland wirklich nur das Meer voraus. Und jetzt meine ich das so: daß Deutschland, nur weil es das Meer nicht hatte, England im Zerfall vorausging.

11.

Bevor ich von Kierkegaard Abschied nehme, sei noch des Satzes gedacht, den Theodor Haecker als den „Kardinalsatz der auf Geist und Innerlichkeit zurückgezogenen Religiosität Kierkegaards" bezeichnet; er lautet: „Hat Gott je einen Pakt geschlossen mit einem Menschen im Aeußeren?" Der Ausspruch wirft in der Tat ein besonderes Licht auf die geistige Verfassung dessen, der ihn getan hat; er steht auch in der Rede „Der Pfahl im Fleisch". Das kategorische Nein, das Kierkegaard auf die ausgesprochene Frage zweifellos in sich bereit hielt, bleibt zwar ungesagt, aber nicht ungehört; es regt sich noch in der Erklärung, „daß keiner ohne Leiden in Gottes Reich eingeht". Aber, so gewiß das auch jeder Mensch, der in sich eine Spur des Geistigen und Religiösen aufweist, aus eigener Erfahrung weiß, so ungewiß ist die Beantwortung jenes „Kardinalsatzes" mit Nein für den geistigen und religiösen Menschen.

In einer Zeit wie der unseren, in der dem Erdendasein des Menschen von den Ereignissen, die sich in dieser kirchenchristlichen Welt abspielen, so zugesetzt wird, daß einen manchmal die Lust anwandeln könnte, dieses Dasein aufzugeben, gerade in einer solchen Zeit muß man dem zitierten Satz zu begegnen trachten. Denn das gott- und geistverlassene Gesindel — und hätte es selbst einen Pakt mit dem Teufel geschlossen —, das mit der Kirche im Bunde den Menschen als solchen zum Sklaven dieser Welt erniedrigen und sich selber zu deren ständigem Beherrscher aufwerfen möchte, vermag, selbst wenn es alle äußere Macht besäße, einen Glückszustand des Menschen weder zu verkörpern noch vozutäuschen. Es zeigt sich vielmehr immer wieder im Dasein, daß, wer im Leiden bewandert ist, auch vom Glücklichsein mehr weiß als der, welcher nur im Genießen bewandert ist; und daß diesem

gegenüber, und sei er auch ein größter Machthaber dieser Welt, jener in Wirklichkeit als der Mächtigere erscheint.

Wo demnach Gott mit einem Menschen einen Pakt geschlossen hat, müßte sich dies auch im Aeußeren geltend machen; da ja ein solcher Pakt mit Gott zweifellos die größte Fähigkeit, Leiden zu ertragen, mit sich brächte, womit aber auch die beste Verheißung für ein Glücklichseinkönnen gegeben wäre. So aufgefaßt wäre Kierkegaards Frage mit Ja zu beantworten.

Eine solche Bejahung erführe der Satz auch durch den religiösen Nietzsche, der im Erfassen des Leides so weit gekommen ist, daß er den Wert eines Menschen von dessen Fähigkeit, Leiden zu ertragen, abhängig macht. Denn Nietzsche würde verlangen, daß diese heroische Fähigkeit, der doch auch ein Pakt mit einer geistigen Macht zugrundeliegen muß, sich am Menschen auch im Aeußeren fühlbar mache. Aber auch Franz von Assisi, allem Heroischen ferngerückt, müßte den Satz bejahen. Denn wortlos würde die Existenz dieses Heiligen, der die Leiden so aufzunehmen wußte, daß sie sich in Seligkeiten wandelten, den Pakt mit Gott auch im Aeußeren bekunden, weil doch auch im Aeußeren sich zeigen muß, ob ein Mensch selig ist, oder ob er leidet.

Innen und Außen ist eben nicht zu trennen, da geistig und religiös gesehen Innen und Außen nur Eines ist, indem im geistigen und religiösen Menschen das Innere gleichsam so viel Macht hat, daß es das Aeußere gestaltet. Da Kierkegaard dies gewiß auch gewußt hat, hat er das andere gewollt: die Trennung von Innen und Außen, um das Erdendasein, als ein Aeußeres, verneinen zu können. Aber das ist mehr kirchenchristlich als christlich und hat zur Voraussetzung den Glauben, daß mit dem Christentum etwas Besonderes in die Welt gekommen ist, das ein Jenseits auf Kosten dieses Erdendaseins zu leben lehrt, anstatt zu lehren (was auch das Geistige und Religiöse von jeher will), das Erdendasein so zu leben, daß sein Gewissestes, das Ableben, die Abberufung ins Jenseits, keine Angst erweckt, wie der Anfang im Diesseits keine Freude geweckt hat, — so zu leben, daß man jederzeit friedvoll der Abberufung ins Jenseits entgegensehen kann, was aber gewiß kein Leben auf Kosten dieses Erdendaseins ist, sondern immer noch die

sicherste Verheißung, schon in diesem Dasein glücklich sein zu können. So wenigstens sehe ich es verstanden von den großen Glaubensmenschen des Alten Testaments, wie auch von den fernöstlichen Weisen, die dem Reinen Menschen der Vorzeit, als dem Vorbild, nachstrebten.

Daß Kierkegaard gerade in dieser Rede kirchlich-neutestamentarisch beeinflußt ist, wird besonders offenbar, wenn er vom Apostel sagt: „er erfuhr Leiden, die bis dahin kein Mensch erfahren hatte, so gewiß als ja ein höheres Leben in einem Apostel war als in irgend einem früheren Menschen." An sich ist der Satz wohl richtig, nämlich insofern er aussagt, daß in dem Menschen, der Leiden erfuhr, die bis dahin kein Mensch erfahren hatte, gewiß ein höheres Leben war als in irgendeinem früheren Menschen. Aber wie Kierkegaard ihn einstellt, ist der Satz allzu gewagt und jedenfalls nicht unbedingt überzeugend. Denn die Vergangenheit liegt in Verhangenheit, und mit ihr auch der frühere Mensch, und mit ihm seine Leiden und sein höheres geistiges Leben. Und das Christliche, selbst als das Höchste genommen, kann das Gottesverhältnis des Menschen im Grunde nicht anders gestalten, als dieses ursprünglich war, als der Mensch noch so war, wie er von Gott gewollt ist. Für den Menschen nach dem Sündenfall muß nun freilich das Zurückverlangen zum ursprünglichen Gottesverhältnis mit Leiden verbunden sein, umsomehr, je mehr der Sündenfall im Menschen umgeht, je mehr ein Mensch Sünder ist. Das mag der Apostel Paulus, der wider Christus war bis zu seiner Bekehrung, außerordentlich an sich erfahren haben. Weil mit dem Erwachen und dem Wachstum des wahren geistigen Lebens auch der Sinn für Verantwortung erwachen und wachsen muß, und Leiden sich einstellen mögen, die jene, denen Gott verschlossen bleibt, nie befallen können. So sehr darum das höhere Leben und das damit verbundene außerordentliche Leiden in Paulus außer Frage ist, bleibt diesem Leben und Leiden doch ein Bedingtes anhaften, das die Aussage Kierkegaards über den Apostel, wenn man sie ins Zeitlose und allen gewesenen Menschen gegenüber stellt, doch wieder nicht ganz stichhältig erscheinen läßt. Denn zu bedenken wäre auch, daß Leiden, hervorgerufen durch Erwachen und Wachstum des geistigen Lebens,

durch ein wahres Gott-nahe-kommen, mit dem Rückblick auf ein Tun, das von Gott entfernte, immerhin auch die Bedeutung einer Sühne hat, die dem Leidenden doch wieder auch den besten Trost vermittelt. Darum bleiben die Leiden des Gerechten, der sich sein Gottesverhältnis erhalten hat — womit er, auch der Einschätzung Christi nach, zu jenen gehört, für die dieser nicht gekommen ist, weil sie so waren, wie Christus sie wollte —, in diesem Dasein auch immer noch als die eigentlichen Leiden in Geltung, als die Leiden, die ein höheres Leben umsomehr erfordern, je williger sie ertragen werden sollen. Und so bleibt Hiob auch Paulus gegenüber das nahezu überlebensgroße, unübertroffene Beispiel hiefür. Es spielt sich in Hiob wohl auch mehr ab als die Empörung der zu kurz gekommenen Kreatur gegen den Schöpfer, wie Haecker meint. Denn das Maßgebende an Hiob ist, daß er von jeher als ein Gerechter vor Gott erscheint, der, als ihm alles genommen wird, alles Hab und Gut, alle seine Kinder und die Gesundheit, sich noch also zu fügen weiß: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen!" Erst im Uebermaß der Leiden, an der Grenze körperlicher Armseligkeit, von den Mitmenschen geächtet, schlimmer Verdächtigung ausgesetzt, fängt er an wider Gott zu murren, erscheint er, der sich als Gerechten weiß, sich selbst wie einer, der dazu bestimmt ist, wider Gottes Gerechtigkeit zu zeugen, womit er freilich auch Gott selbst in Frage stellt. Welch ein Leiden für einen gottesfürchtigen Menschen, der von dem, was ihm widerfuhr, — da er sich seinem Tun und Trachten nach Gott gegenüber ja nicht schuldig weiß — dazu verführt wird, mit Gott zu rechten! Die Verwirrung Hiobs liegt somit darin, daß er als Gerechter, der Gott in sich trägt, sich von demselben Gott ins Unrecht gesetzt sieht, indem ihm Unglück über Unglück widerfährt, wodurch er auch Gott den Menschen gegenüber benachteiligt wähnt, während in Wirklichkeit nur Hiobs Glaube an Gott jene Beeinträchtigung erfuhr, durch die Hiob das Sichaufgeben, das einzig den Menschen Gott gegenüber erhält, verwehrt wird. Doch Hiob wird zur Erkenntnis seines Kleinmuts geführt, und indem er sich Gott völlig unterwirft, kommt er auch wieder zu seinem Pakt mit Gott, der gerade an ihm, als an dem Vorbild eines großen Leidenden, für alle Zeiten weit in die Zeit hinein sich auch

im Aeußeren geltend gemacht hat; berichtet doch die Schrift: „Er, der Herr, segnete hernach Hiob mehr, denn vorhin, daß er kriegte vierzehntausend Schafe, und sechstausend Kamele und tausend Joch Rinder und tausend Esel. Und kriegte sieben Söhne und drei Töchter. Und wurden nicht so schöne Weiber gefunden in allen Landen als die Töchter Hiobs. Und Hiob sah Kinder und Kindeskinder bis in das vierte Glied. Und Hiob starb alt und Lebens satt".

Demnach mag wohl von jeher sich auch im äußeren Erdendasein zeigen, daß Gottes Segen dem zuteil wird, der den Pakt mit Gott in sich aufrecht erhält. Demnach sollte aber auch jeder, bevor er mit Gott hadert über Ungemach aller Art, das ihn überkommen hat, in sich danach sehen, ob er solchen Segen verdient.

Wenn Kierkegaard hier anders sieht oder sehen will, so erklärt sich dies daraus, daß er die kirchenchristliche Voraussetzung, derzufolge mit dem Christentum ein völlig neues, höheres Leben für den Menschen einsetzt, ja derzufolge dieses höhere Leben von dem Christentum gleichsam erst ausfindig gemacht wurde, übernommen hat; während aus meiner Darstellung das Christentum im besten Falle als das von jeher Geistige und Religiöse hervorgeht. Und wenn Kierkegaard auf Grund dieser Voraussetzung zu jenen vereinzelten Aussprüchen kommt, die ins Zeitlose gestellt sich, wie gesagt, nicht halten können, so mag der Zustand, geschaffen vom „Pfahl im Fleisch", es gewesen sein, der jene Voraussetzung dem Glauben Kierkegaards gleichsam gewaltsam einverleibt hat, denn ein solcher Zustand begünstigt zweifellos die Reflexion, die Kierkegaards außerordentliche Stärke, doch — wie er wohl wußte — geistig und religiös gesehen auch seine Schwäche war. Denn die Reflexion ist ein Hindernis für das Aufkommen der Einfalt, der größten Geschlossenheit des eröffneten geistigen Lebens. Wo Reflexion ist, ist die Geistigkeit, ist die Religiosität noch zerstreut, noch nicht gesammelt, noch nicht geeint. Nun begegnet Kierkegaard gewaltsam dieser Reflexion durch Aufnahme jener Voraussetzung in seinen Glauben. So entscheidet an Kierkegaard gewissermaßen der Wille. Aber der

Wille bleibt, geistig und religiös gesehen, nur guter Wille, wenn er aus dem Bereich der großen Willigkeit nicht heraustritt. Das bedeutet hier: Man kann und soll dem Glauben nicht gebieten! Die Entscheidung des eigenen Willens schafft noch nicht das Zulängliche in geistiger und religiöser Hinsicht; sie greift immer dem inneren Wachstum vor, das allein alles zur Reife bringen muß — auch den Glauben. Wohl darum erscheint auch bei Kierkegaard, wiewohl, seinem Willen nach, allem, was er darstellte, jene Voraussetzung zugrunde liegen soll, gerade das, aus dem diese Voraussetzung spricht, als das weniger Ueberzeugende gegenüber dem außerordentlich Ueberzeugenden alles dessen, was er als der wahrhaft große, geistige und religiöse Mensch geäußert hat, der für seine Existenz einzig Gott als Voraussetzung anerkennt.

12.

Damit habe ich dargetan, was ich dartun wollte, während des ganzen Wollens willig dem folgend, was in mir führend war. Ich habe nie vorgehabt, ein „Korrektiv" zu bringen, das „in einem gewissen Sinne dem Bestehenden geopfert" wird, weil ich nicht gegen die schwachen Seiten des Bestehenden ankämpfe; erscheint mir doch dieses Bestehende, nämlich das ganze bestehende Christentum, reif für den Wegwurf. Sei es auch auf die Gefahr hin, daß die Verkündigung des Evangeliums auf Jahrzehnte hinaus eingestellt würde. Denn das Unvergängliche in den Evangelien erhält sich unverkündet besser als verkündet von den Vertretern einer Kirche, die als Weltbildung, der Herrschsucht zugrunde liegt, der Ausgangspunkt aller Verwirrung ist. Nicht umsonst ist gesagt: „Keine größere Verwirrung als Herrschsucht". Dieses Unvergängliche erhält sich aber auch ungehört besser, als gehört von einer „christlichen Welt", die der Kirche zur Seite steht als die erprobte Repräsentantin der Besitzgier, von der gesagt ist, daß sie das größte der Uebel ist.

Wie soll nun das Kreuz und die Glaubensforderung heute dem allem abhelfen können, da doch Kreuz und Glaubensforderung von den Schöpfern dieser Kirche und dieser „christlichen" Welt in Obhut genommen und deren Anhänger eben jene

„Christen" sind, die in geistiger und religiöser Hinsicht eine Verkommenheit offenbaren, daß sie zu jeder Religion aufschauen müßten. Weist doch keine Religion soviel Verdorbenes auf wie das Christentum als Welt- und Staatsreligion. Wer Umschau in der Zeit hält, kann es gewahr werden bis zum Erschrecken.

Ja, die Umschau in der Zeit bezeugt mir immer wieder, was meine Darstellung bekundet: daß das Geistige und Religiöse und damit das wahre Christliche nicht von der Kirche, nicht vom kirchlichen „Gottesdienst" zu holen ist. Daß vielmehr heute noch entschiedener gelten muß, was Kierkegaard in seiner eminenten Redlichkeit seinem Leser also zu bedenken gibt: „Dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt getan hast) an dem öffentlichen Gottesdienst, wie er jetzt ist, teilnimmst, hast du beständig eine, und zwar eine große Schuld weniger". Wie muß ich dieser Mahnung beipflichten, sehe ich doch, wie die Glaubenslosen, ja die Glaubensunfähigen, die durch und durch politischen Menschen (die Allerweltsjuden voran) immer mehr zur Kirche kommen, und die, welche wahrhaft Gott näher zu kommen streben — die Menschen, die Mensch werden wollen — der Kirche immer ferner rücken! Wie sollte da nicht wahrzunehmen sein, auf welcher Seite das Geistige und Religiöse und mit ihm auch das Christliche ist? Des weiteren wäre noch zu bedenken: daß von jeher der Mensch es ist, der von seinem Schöpfer zum Erdendasein bestimmt ist, nicht aber diese Welt, und mit ihr nicht der Staat und nicht die Kirche, die den Staat in sich trägt. Das heißt, daß der Mensch auch nicht für die Kirche und nicht für den Staat geschaffen ist. Daß dergleichen nur Berechtigung hat, wenn es dazu dient, dem Menschen in diesem Dasein Stütze zu sein, wenn es ihm zum wahren Frieden und Wohlgefallen auf Erden verhilft. Das besagt aber: wenn es dem von jeher Ordnenden nicht entgegen ist, wenn es nicht dieser Welt dient, wenn es nicht von dieser Welt ist, deren gewaltsam geschaffene Ordnung dem von jeher Ordnenden existenziell entgegenwirkt und so des Menschen wie der Menschwerdung Feind ist.

Es sind auch immer ausgesprochene Weltmenschen, die mit ihrem Zur-Kirche-kommen Aufsehen erregen. Und sie wollen

es so, weil sie eben Weltmenschen bleiben, ja solche noch mehr werden im Pakt mit der Kirche, der noch lange kein Pakt mit Gott ist. Der katholische Dichter Paul Claudel ist ein Beispiel hiefür. Als einer, der nicht „verdammt werden" will, ging er zur Kirche, vielleicht getrieben von der Hochflut einer Sinnlichkeit, in der er unterzugehen Gefahr lief. Die Kirche, die Sünden vergibt, versteht sich ja auch darauf, Falten, welche Sinnlichkeit in die Seele eines Weltmanns gräbt, zu glätten. Und Claudel will wohl auch innerlich gepflegt erscheinen. Aber ob das die wahre christliche Pflege ist, da sie es schließlich doch zuläßt, daß er als üppiger Nationalist die Gewalttaten der französischen Sieger mitmacht? Wie ich es sehe, kann ein Christ kein Nationalist sein. Denn der geistige und religiöse Mensch, somit auch der Christ, ist Anwalt der großen Wirklichkeit, die tief in die Verhangenheit hineinreicht; er kann nicht die Interessen des Nationalismus wahrnehmen, der umsomehr Leben gewinnt, je mehr der Mensch von aller Tiefe abkommt. Aber Claudel behilft sich als Dichter, indem er, was ihm existenziell abgeht, sich als Romantiker überreich zuzulegen weiß; ja, als solcher leistet er geradezu Ueberchristliches. Ich verweise hier auf sein Drama „Verkündigung", das gewissermaßen der besitzgierigen Liebe die christliche Liebe entgegenstellt. Die christliche Heldin, Violäne, eine junge Verlobte, die wahrlich als eine Gerechte erscheint, wird vom Geschick in grausamster Weise heimgesucht. Aussätzig geworden und vom Verlobten Jacobäus des Treubruchs verdächtigt, überläßt sie all ihr Erbe und den Geliebten der besitzgierigen Schwester und führt nun mit anderen Aussätzigen ein ausgestoßenes Leben. Doch als der Schwester, die den Jacobäus geheiratet hat, das Kind stirbt und diese bittend zu ihr kommt, erweckt sie mit ihrer aussätzigen Brust das Kind wieder zum Leben. Dafür wird sie von der Schwester, in der die Eifersucht erwacht ist, weil das Kind nun Violänes Augen hat, in eine Sandgrube geworfen und ein Wagen über sie gestürzt. Was ihr vor dem Tode noch vergönnt wird, ist nur eine kurze Aussprache mit dem einstigen Geliebten.

Man erkennt: der katholische Dichter hält es mit der Löhnung seiner Gerechten auf Erden viel strenger als Gott es Hiob gegenüber tat. Es wirft sein Licht auf den Dichter, der existenziell

dem völlig fern steht, was er dartut, wie auf das Christkatholische, das den Dichter, statt ihn zurecht zuweisen, in dem Glauben zu bestärken scheint: daß, wer so Ueberchristliches darzustellen weiß, existenziell sich als der unchristlichste Nationalist aufspielen dürfe. So zeigt sich auch im Falle dieses französischen Dichters eigentlich nur der Januskopf der Kirche, die existenziell nach dem ersten Platz an der Sonne dieser Welt strebt, während sie in der Theorie ein Jenseits vertritt, das dem Erdendasein die Sonne nimmt!

Schon dem nach, was ich vom Geistigen und Religiösen in mir zu haben glaube — mag es auch gering sein —, muß ich als Deutscher dem Deutschen Reiche gegenüber noch bekennen, daß ich nie verstehen konnte, wie ein Reich gedeihen kann, das von Menschen bewohnt wird, denen das Reich über alles geht. Die Richtigkeit dieser Anschauung wird früher oder später jedes Reich an sich erfahren müssen, wie sie Deutschland bereits an sich erfahren hat. Denn das Reich macht nicht die Menschen, sondern diese machen das Reich, das umso fester gefügt sein wird, je mehr seine Menschen in sich festgefügt, je mehr sie im Zulänglichen verankert sind. Wo den Menschen erst ein Reich, ein Staat den Halt gibt, halten sich diese Menschen an etwas, das selber nicht feststeht, wodurch sie dieses und sich selbst zum Wanken bringen.

Auf welch schwankem Boden muß heute die Kirche stehen, da sie bereits national geworden ist und sich so betätigt, als gehöre der politische Nationalismus zum Gottesverhältnis des Menschen! Und doch ist Nationalismus der billigste Anstrich, den sich ein farbloses Menschentum geben kann. Ja geistig und religiös gesehen scheint der Sirenengesang des Nationalismus, wie er heute sich äußert, noch zum Schwanengesang der Völker zu werden (obwohl das heillos mißtönende Ueberlautwerden verendender Nationen alles eher als diese Bezeichnung verdient).

Wenn verbohrte Nationalisten nach dem bösen Geist im Judentum fahnden, sollten sie sich doch zuerst Rechenschaft darüber geben, wieso es gekommen ist, daß dieser böse Geist gerade in den nationalen Völkern umgeht, und zwar umgeht bis zur übermäßigen Bereitschaft dieser Völker, sich gegenseitig zu vernich-

ten. Und daß gerade in ihnen Kirche und Presse zu größtem Einfluß gelangt sind.

Der wahre Jude als Glaubensmensch aber kennt solchen Nationalismus nicht. Und wenn die „Christen" vom verkommenen Juden das Beispiel nehmen, ja diesen noch zu überbieten trachten, müssen sie wahrlich schon vorher verkommen sein. Wer Mensch genug ist, fühlt auch übergenug den bösen Geist dieser nationalen „Christen."

Rückkehr zum Ursprung, die grundlegende Bewegung, um das Gottesverhältnis im Menschen wieder herzustellen, kennt und anerkennt keine Nation und damit auch keinen Nationalismus. Sie kennt und anerkennt nur das Erdendasein des Menschen. Vergeblich würde man nach vollendetem Vollzug solcher Bewegung in sich nach Deutschtum oder Engländertum, nach Franzosen-, Italienertum oder den anderen Nationalismen der „Christen" suchen, die wütende Kriege untereinander führen, um sich als Nationen einen Platz an der Sonne dieser Welt zu verschaffen. Denn das Geistige und Religiöse, und damit auch das Christliche, das mit der Rückkehr zum Ursprung in einem erschlossen wäre, müßte auch bewirken, daß man sich und mit sich auch dem Volke und mit dem Volke auch der Nation einen Platz an der viel dauerhafteren Sonne des Rechttuns verschafft, das die beste Verheißung für den Bestand und das Wohlergehen des Einzelnen wie eines Volkes auf Erden ist.

Aber den „christlichen" Nationen, in ihrer Fortgeschrittenheit zum Verderben, ist das Geistige und Religiöse so ferne gerückt daß sie die Erde als Gottes Schöpfung, in der für alle Menschen reichlich Platz sein muß, nicht mehr wahrnehmen können. Und da sie einer Rechtfertigung bedürfen, und sei es die absurdeste, für ihre menschenmordenden Kriege, so haben sie Statistiken aufgestellt, denen zufolge im Verhältnis zum Nahrungserträgnis der Erde immer wieder zu viele Menschen auf der Erde vorhanden sind. Die elementarste religiöse Glaubensforderung: daß Gott als der Schöpfer seine Schöpfung so gemacht hat, daß jede Kreatur in ihr sein Auskommen findet, ist ihnen völlig unverständlich geworden. Diese Glaubensforderung, die eigentlich schon vom ersten Wachwerden des Geistigen und Religiösen gestellt wird, verneint auf das entschiedenste, daß die Menschen je im-

stande wären, sich so zu vermehren, daß die Erde sie nicht mehr ernähren könne. Es ist daher völlig verwerflich, anzunehmen, es bedürfe immer wieder gewaltsamer, viele Menschen vernichtender Aktionen von Seite der Menschen, um die Menschenanzahl dem Nahrungserträgnis der Erde anzupassen. Das völlig Verwerfliche, der ungeheure Betrug, besteht darin, daß auf Rechnung der Beschaffenheit der Erde und damit auf Rechnung ihres Schöpfers gesetzt wird, was einzig auf das Schuldkonto der Menschen zu setzen ist, die mit ihrem Abkommen von dem von jeher Ordnenden diese arge Welt aufkommen ließen.

Hier frage ich: Gehen nicht täglich in dieser von den Menschen geschaffenen Welt zahlreiche Menschen an Mangel wie an Ueberfluß zugrunde? Und doch wäre mit dem Ueberfluß, an dem diese zugrunde gingen, jenen, die an Mangel zugrunde gingen, mehr als genug geholfen gewesen! Verderben nicht täglich ungezählte Nahrungsmittelmengen, weil jene, die über sie verfügen, sich von ihrer Abgabe nicht genug Gewinn versprechen? Ist das Abgeben auch notwendigster Lebensmittel nicht oft genug Organisationen anvertraut, deren ganzes Streben skrupellos darauf ausgeht, sich Macht zu verschaffen? Hat der Weltkrieg die Unerschöpflichkeit des Gebens der Erde nicht genug geoffenbart, wenn trotz seines fünfjährigen Wütens, das sich gegen alles richtete, was die Erde hervorbringt, doch noch zur Sättigung der Menschen genug vorhanden war, wo nicht die Steinhaufen der Großstädte mit ihren Menschenstauungen dem Wachstum der Natur den Platz verlegten — wo nicht zugleich durch Wucherer und Kettenhändler die Nahrungsmittel den Menschen vorenthalten wurden? Wer kennt die Grenzen des Reichtums und des Abgabewillens der Erde? Und ist nicht von jeher vom Schöpfer in den Menschen das Vermögen gelegt, sich diesen Reichtum und diesen Abgabewillen dienstbar zu machen? Was aber zeitigt der Fortschrittswahn der Menschen? Der Fortschrittswahn, der von Presse und Kirche gespeist wird! Dieser Fortschrittswahn, der ermöglichte das Unmögliche zu glauben: diese Welt, die den Weltkrieg hervorbrachte und dafür noch die Erde verantwortlich machen will mit der Begründung, daß immer wieder mehr Menschen vorhanden seien, als die Erde ernähren könne — **diese Welt sei christlich!**

O du alte, ewig junge, o du heilige Erde! Erhebe dich! Befreie dich! Mache dich los von dieser blutbefleckten, entsetzlich unheiligen, sich christlich nennenden Welt!

13.

Ja, die Erde als Schöpfung Gottes ist herrlich wie am ersten Tag! Möge ich dessen eingedenk bleiben, alle Tage, bis an mein Lebensende! Wie auch dessen, daß, was dieser heiligen Erde entgegen die Welt als Schöpfung der Menschen hervorgebracht hat, nicht von Gott gewollt sein kann! Somit auch die Kirche nicht, und nicht das Christentum, das von dieser Kirche seit Jahrhunderten betätigt wurde und heute als nationalistisches Christentum in seiner ganzen Verkommenheit umgeht. Zumal die Vertreter der Kirche überall schürend am Werke sind, diese geistlichen Vertreter, die sich in die Welt völlig vergafft haben und nun des Nationalistischen als eines Kupplers bedürfen, der ihnen noch die letzte Gunst dieser dahinsiechenden Welt vermitteln soll; denn um die Gunst dieser verkommenen christlichen Welt zu erlangen, muß man heute Nationalist sein. O armseliges Eintagsleben eines solchen Nationalismus! Wie erscheint durch ihn das Menschenantlitz einer jeden Nation zur elenden Grimasse entstellt! Und die vielen Nationen in der Christenheit, von denen jede die große oder wenigstens eine große in dieser verkommenen Welt sein will, nehmen sich wie lauter christlich verzerrte Fratzen aus, dem Schicksalsschlag entgegenstarrend, der sie endlich wieder dazu bringen soll, ein Gesicht zu zeigen: ein Menschenantlitz, an dem das politisch Christliche und mit ihm alles besondere Christliche getilgt und das von jeher Geistige und Religiöse zu neuem Leben aufgeweckt erscheint. Vielleicht kommt dieser Schicksalsschlag vom fernen Osten her? Ist doch schon heute der uns nahe Osten, das russische Reich, das einzige, das nicht nationalistische Kriege führt, und darum weniger unheilig als sämtliche westlicher gelegenen christlichen Staaten, die nationalistische Raubkriege führen und höhere Beweggründe, die nichts als Trug und Lüge sind, vorschützen! Ist es doch auch der ferne Osten, der die Kunde von den Reinen Menschen der Vorzeit am besten gewahrt hat!

Darum schaue ich nach dem fernen Osten aus, wie ich manchmal nach schlafloser oder traumschwerer Nacht nach dem Tagesanbruch, nach Sonnenaufgang ausschaue. Das Reich der aufgehenden Sonne kennt den Untergang der Liebe nicht, von dem die Reiche und Staaten heimgesucht sind, in denen das Christentum als Kirche und mit ihm die christliche Welt aufgegangen ist. In denen der älteste und heiligste Bund der Menschennatur, die Ehe — die Ehe, in der das Weib sich dem zurückgibt, dem es entnommen ist, in der das Weib sich an den Mann verliert, um völlig zu sich selber zu finden — zu einer kirchlichen Institution geworden ist, die mit Rechten und Pflichten Handel treibt. O Schmach dieser christlichen Reiche und Staaten, in denen die kirchliche Ehe gesetzlich geschützt erscheint, während die Liebe gefangen gesetzt ist! In denen das Weib für das politische Wahlrecht eintritt, weil es das Wahlrecht des Geschlechts, das das Weib durch Aufgeben seiner äußeren Freiheit zur Freiheit zu sich selber führt, so aus sich verloren hat, daß es die Ausübung politischer Tätigkeit, die die größtmögliche Veräußerlichung und als solche die schmählichste Einkerkerung der Menschennatur ist, für errungene Freiheit hält.

Nochmals verweise ich hier darauf, daß die sogenannten christlichen Völker in geistiger und religiöser Hinsicht die verdorbensten sind, und daß ihre gründliche Verdorbenheit mit ihrer Auffassung von Liebe und Ehe zusammenhängt. Denn Liebe und Ehe sind es, die in das Werden der Menschen hineinreichen. Und von der Auffassung der Liebe ist das Verhalten in der Ehe abhängig. Und wer das äußerliche Zusammengeben von Seite der Kirche oder des Staates als das Bindende für die Ehe ansieht, wird für sein Verhalten in der Ehe auch ein Aeußerliches, eine Satzung von Seiten des Staates oder der Kirche, entscheidend werden lassen. Damit läßt man aber etwas in sich autoritativ werden, was geistig und religiös gesehen für das Einswerden im Fleische in Liebe, das einzig die wahre Ehe ausmacht, keine Autorität hat. Das Aufkommen einer solchen falschen Autorität bringt allzu leicht das Abkommen vom Gehorsam mit sich, der in der Ehe mehr als anderswo das Heilige ist, weil er das Bindende ist, das als die große Willigkeit — von Seite des Weibes dem Manne und von

Seite des Mannes der Verantwortlichkeit vor Gott gegenüber — dem Bund der Geschlechter die Zulänglichkeit erbringt, auch wenn das Unzulängliche der leiblichen Willigkeit erkannt worden ist. Dieser Gehorsam ist es, der dem Weibe gewissermaßen die religiöse Freiheit gibt, indem er der Willigkeit der Weibsnatur Raum verschafft und dieser zum Freiwerden zu sich über die Leiblichkeit hinaus verhilft; dieser heilige Gehorsam, der nicht mehr als Gehorsam gefühlt wird, weil er als Hingebung, die ihn völlig in sich begreift, ein Lebenselement der weiblichen Freiheit ist und als solches allem Weibsein ein Sichdurchsetzen bedeuten muß.

Solchem Sichdurchsetzen steht freilich völlig entgegen, wie sich heute das „christliche" Eheweib durchsetzt, das den Pakt mit Kirche und Satzung für die Ehe nimmt und aus solchem Pakt seinen vermeintlichen Vorteil zu ziehen strebt, indem es seine Willigkeit immer mehr zu dem einen Willen auswachsen läßt, sich alle Umgebung gefügig zu machen. So erklärt es sich, daß heute schon die Presse vom Kampf der Geschlechter zu reden weiß. Der Kampf der Geschlechter ist eben wie der Weltkrieg die Errungenschaft eines kirchenchristlichen Geschlechts. Das sei hier festgehalten und daran die Forderung geknüpft, daß jeder Mensch, der mit der Rückkehr zum Ursprung Ernst machen will, sich von solchem Christentum abwende. Denn daß die kirchenchristliche Auffassung der Ehe den Menschen nicht zum Heile geworden ist, erweisen tagtäglich die kirchenchristlichen Ehen. Der intellektuelle Schwachsinn des Weibes, in dem der kirchenchristliche Sündenbegriff großgezogen ist, ermuntert es in der Ehe, das Ansinnen des Mannes als dessen Schwäche anzusehen und ihm dementsprechend überlegen zu begegnen, während es freilich dieses Ansinnen doch nie entbehren will, nicht zuletzt eben um dem Manne überlegen und überlegend begegnen zu können. Und hat das Weib durch solches Verhalten die Liebe des Mannes und mit ihr auch das Ansinnen der Liebe gründlich eingebüßt, wird ihm der Eigenwille immer mehr zur Eigenplage, die in ihm eine beständige Gereiztheit dem Manne gegenüber auslöst. So begegnet nachgerade das Weib dem Manne als Gegnerin statt als Gehilfin, und der Kampf der Geschlechter übt seine zerstörende Wir-

kung aus, genau so wie die anderen, von den Menschen erfundenen Zerstörungsmittel ihre verheerende Wirkung ausüben. In dieser gott- und geistverlassenen „christlichen" Welt, die der Natur wie des Menschen Feind ist, ist eben alles auf den Kopf gestellt. Und wenn es vor Zeiten Xanthippe gab, ein Eheweib, wie es dem Manne gegenüber nicht sein soll (wobei zu beachten ist, daß es gleichsam als augenfällige Ausnahme auf die Nachwelt gekommen ist), so sind heute die Xantippen und Mannweiber, die vor Eigenwillen zum leibhaften Unwillen mit sich selber gekommen sind, eher die Regel in den kirchenchristlichen Ehen, die wohl eine Einrichtung zu Gunsten der weltlichen Machtstellung der Kirche sind, aber nicht dafür geschaffen erscheinen, Mann und Weib zu Menschen nach Gottes Wohlgefallen zu machen.

(Ich spreche hier nicht im Interesse des Mannes, von dem ich verlange, daß er Mensch genug sei, um sich für seine Person auch einer Xanthippe erwehren zu können. Das Beispiel des Sokrates wäre hier schon vorbildlich genug. Auch müßte, wer Mensch genug ist, die kirchliche Handlung, die sich bei dem Glaubensstand der heutigen Christenheit wie Humbug ausnimmt, nie als das Bindende für die Ehe nehmen. Und demgemäß müßte er auch über derlei kirchliche Schranken hinweggehen können wie über kein Hindernis. Ja, er könnte noch weitergehen und sich fragen, ob er überhaupt je verehelicht war trotz des eingegangenen Sakraments der Ehe, trotz seines fleischlichen Einswerden mit dem Gegenstand seiner Liebe, wenn er an diesem nur die Willigkeit zum Durchsetzen des eigenen Willens wahrnimmt. Denn er könnte den geistigen Standpunkt einnehmen, daß auch das Einswerden im Fleische nur das vergängliche Gleichnis und das Einswerden im Geiste die eigentliche Ehe, ja die Voraussetzung zur wahren Ehe sei, die das Untertansein des Weibes, dem Willen nach, auf Lebenszeit erfordert, das geistige Willigsein, die beständige innere Bereitschaft zum Gehorsam, das Unerläßlichste für ein Geschöpf, das dem Manne als Gehilfin von Gott von allem Anfang her zur Seite gestellt ist.

Das sei hier im Interesse des Weibes gesagt, im Interesse der Weibsnatur, die einzig durch Willigkeit dem Geiste nach sich zu ihrer wahren Bestimmung und damit zu sich selber, zu ihrem

inneren Freiwerden auswachsen kann; was schließlich von Seite der Menschen nicht zu ändern ist, weil es von Gott so gesetzt ist und nicht von der Kirche, die sich der Lehre Christi entgegen diese Welt erobert hat.

Das sei hier gesagt im Interesse des Menschengeschlechts, weil doch das Weib es ist, dessen Beschaffenheit mit dem Mutterwerden auch für die Beschaffenheit des Kindes außerordentlich von Belang ist; das Weib, das durch seine Emanzipierung, der die Unbotmäßigkeit dem Manne gegenüber vorhergehen mußte, in keiner Weise gewonnen hat. Wird doch die Mutter vom Kinde ungleich mehr in Anspruch genommen als das Weib vom Manne. Und wie soll das Weib als Mutter dem Kinde die nötige Willigkeit entgegenbringen können, wenn es sich dem Manne gegenüber als der beständige Anspruch auf Widerspruch geltend macht? Daß gerade in der Christenheit, im Bereich der Kirche, ja innerhalb der kirchenchristlichen Ehe, diese Emanzipation des Weibes vom Weibsein mehr als anderswo ihr Fortkommen und Gedeihen findet, spricht gewaltig gegen das Christentum als Kirche, das ein Drittes in den Bund der Ehe gebracht hat, ein Autoritatives von außer her, durch das das Weib verlernt hat, im Untertansein ihr innerstes Selbst zur Herrschaft zu bringen. Das Weib ist eben durch das Christentum der Kirche um sich selber betrogen, aber nicht freier geworden. Die Freiheit, die es sich errungen hat, ist seine Gefangennahme, die Gefangennahme der Fähigkeit zum Weibsein, der die Gefangennahme der Liebe vorher ging. Das kann nicht oft genug betont werden. Mit seiner vermeintlichen Freiheit bringt es sich immer mehr in Abhängigkeit von den unbeständigsten Mächten, wird immer veräußerlichter, immer halt- und gehaltloser und verliert aus sich immer mehr seine ursprüngliche Bestimmung, indem es zu neuen Lebensberufen findet. Die Gleichstellung mit dem Manne, die es anstrebt, offenbart gerade seine Minderwertigkeit und bringt die ursprüngliche Gleichstellung, die für das Weib darin besteht, die notwendige Ergänzung zum Manne zu sein, immer mehr außer Geltung. So erweist sich die Freiheit, die das Christentum als Kirche, die ganze Fortgeschrittenheit der Christenheit, dem Weibe gebracht hat, als eine Freiheit, die gefangen setzt. Denn das Weib wurde eigenmächtiger; so vergrößerte sich

seine Ohnmacht. Denn es wurde eigenwilliger; so verstärkte sich sein Unwille. Denn es wurde politisch; so steigerte sich seine Besitzgier und Herrschsucht. Das Weib ist mit dem fortgeschrittenen Kirchenchristentum immer mehr zum Unweibsein fortgeschritten und als solches unfreier, schlechter und im Grunde unglücklicher geworden. Kein Wunder, wenn schließlich diese kirchenchristlichen Völker, bei denen das Weib das Weibsein immer mehr verlernt hat, eine politische Ueberreife erlangen und Besitzgier und Herrschsucht in ihnen so überhand nehmen, daß sie im Bestreben, einen ersten Platz an der Sonne dieser Welt einzunehmen, sich nicht scheuen, sich gegenseitig massenweise zu vernichten. Und doch müßte, wer Mensch genug ist, wissen und fühlen, daß auch der allererste Platz an der Sonne dieser argen Welt noch lange kein Platz an der Sonne des Daseins ist, weder für den Einzelnen noch für ein Volk, und daß ein Platz, der sich wahrlich als ein solcher Platz an der Sonne erweist, niemals durch Politik, niemals durch Besitzgier und Herrschsucht, die die größte Verwirrung und die entsetzlichsten Gewalttaten zur Folge haben, zu erringen ist.)

14.

Es ist Zeit zum Abschluß. Mein Tagwerk, das ich vor Sonnenaufgang beginne und erst nach Sonnenuntergang auflasse, wenn auch oft unterbrochen von Unternehmungen, die mir die Beschaffung des Lebensunterhalts aufnötigt, läßt mich denken, daß ich als Arbeiter das Meine getan habe. In welches Herrn Dienst ich stehe, könnte ich wohl gar nicht angeben, denn zunächst ist mir selbst mit meiner Arbeit der beste Dienst geleistet, weil die Arbeit mir abnimmt, was in mir aufbegehrt, was das Leben mir zu tragen auferlegt. Wirkt das Leben als eine Last, so ist das innere Leben, wenn es sich genug auftut, doch immer wieder der Träger, der auch die größten Lasten zu tragen und abzusetzen weiß. Auf solcher Erkenntnis beruht wohl auch der religiöse Grundsatz: wer der anderen Last auf sich nimmt, ist in Wahrheit der Herrscher. Ein Grundsatz, den das Christentum als Kirche existenziell nie gekannt hat. Ein Grundsatz, der offenbart, wie unvergleichlich religiöser im fernen Osten die Verfassung des Menschen schon in der Vor-

zeit gewesen sein muß gegenüber der Verfassung des heutigen Christenmenschen, den sich die Kirche herangezüchtet hat und der so politisch ist, daß er einzig nach einem Platz an der Sonne dieser argen „christlichen" Welt strebt.

Die Ueberhebung des Christentums als der Kirche zeigt sich mir in ihrer ganzen Greifbarkeit. Indem ich dieses Christentum ablehne, kann ich für das Reine Menschentum, das im fernöstlichen Taoteking wie in den Evangelien untergebracht ist, eigentlich erst eintreten. Indem ich solches Kirchenchristentum verwerfe, schütte ich gleichsam nur das schmutzigtrübe Bad aus, aber mit ihm nicht das Kind, aber mit ihm nicht das Christliche Christi, das als das Geistige und Religiöse von jeher völlig unabhängig von jenem uns erhalten bleibt.

Dieses Geistige und Religiöse von jeher erkennt und anerkennt auch als das Christliche den für den wahren Glauben an Gott grundlegenden Satz: Im Anfang war die Vollendung. Sagt doch das Johannesevangelium: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Und alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist." Uebereinstimmend damit verkündet auch der Taoteking die Rückkehr zum Ursprung als den Weg zur Vollendung. Nun wird vom Christentum als der Kirche die Menschwerdung Gottes und mit ihr ein völlig neues Religiöses für das Jahr 1 angesetzt — also vor ungefähr 1900 Jahren — ein Zeitraum, der kaum in Betracht kommen kann dem Zeitenraum gegenüber, den die Existenz der Schöpfung und des Menschen schon hinter sich haben muß, da deren Vorhandensein zweifellos so weit in die Vorzeit hineinreicht, daß ihr Beginn nicht zu bestimmen ist! Und nun soll erst durch den Glauben an diese Menschwerdung Gottes der Mensch seiner wahren Bestimmung zugeführt werden können, in diesem Leben sowohl wie im Leben nach dem Tode?! Im Anfang aber war die Vollendung! Der Satz ist nicht abzulösen vom wahren Glauben an Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erde wie des Menschen. Und von der Unzahl Menschen, die gelebt haben, müssen auch welche zum Wort, das im Anfang war, und mit ihm zur Vollendung zurückgefunden haben, und damit auch zu ihrer wahren Bestimmung im Leben wie nach

dem Tode. Schon hier verliert das Christentum (im Sinne der Kirche) seine besondere Bedeutung auch für das Jenseits. Nun ist es aber gerade die Menschheit, in der die Menschwerdung Gottes geglaubt wird, in der diese Menschwerdung zum Glaubenssatz erhoben ist, die vom Glauben an die Vollendung, die im Anfang war, abkam und wie kaum eine andere Menschheit der Politik und dem Fortschritt anheim fiel. Triumphierte doch schließlich der Fortschritt nirgends so sehr wie in der Christenheit. Das sieht wahrlich aus, als hätte den verdorbenen Christen und Menschen (und der Kirchenchrist im allgemeinen ist ein solcher) der Glaube, daß Gott für ihn Mensch geworden sei, überdies zum Glauben verführt, er sei auch für den Fortschritt von Gott ausersehen worden. Einem solchen Glauben entspräche auch der Fortschritt zum Weltkrieg. Und das Aufkommen dieses Fortschrittsglaubens hätte demnach wohl auch die Kirche als Weltbildung, als Politikerin, auf dem Gewissen. Aber hat die Kirche als solche überhaupt ein Gewissen? Sie, die von jeher mit dem Glauben zu rechnen pflegte, und der darum auch, wie ich glaube, der Untergang beschieden sein muß. Aus dem Untergange jedoch der christlichen Welt und Kirche — die als solche nie und nirgends rechtgläubig war und ist, weil der rechte Glaube sich existenziell ausweisen muß — bleibt Christus als der letzte R e i n e M e n s c h mehr als je aufragend, und die Worte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen", — von ihm als von einem gesprochen, der nur erfüllend aussagte, was von jeher war — bezeugen, daß Gott und mit ihm auch seine Schöpfung, der Mensch — als der Mensch nach Gottes Wohlgefallen — nicht dem Fortschritte anheimfallen kann, weil Gott unveränderlich ist und mit ihm das Wesentliche alles dessen, was seine Schöpfung ausmacht, also auch das Wesentliche des Menschen, und daß daher die ganze Schöpfung, der Mensch inbegriffen, als Gottes Werk nie herrlicher werden kann als sie war am ersten Tag der Vollendung.

Dennoch gelang es gerade den „Christen", als den Sprößlingen einer „christlichen" Welt, die eine Schöpfung der Kirche ist, die Gottesvorstellung mit der Vorstellung von Fortschritt so in Verbindung zu bringen, daß sie jeden Fortschritt, selbst den

Fortschritt zum Weltkrieg, zum größten Sündenfall der Menschheit, „mit Gott" aufnehmen und betätigen konnten. In wahrlich religiöser Wallung solchem Zeitgeschehen gegenüber sagt Karl Kraus in seinem Gedicht „In perpetuam rei memoriam":

Die auferstanden von dem Sündenfalle
nach tausend Jahren,
sie sollen es erfahren:
Die Beter waren, waren Töter alle!

Herr ihrer Schaaren!
Sie führten dies und das im Schilde
und schufen dich nach ihrem Ebenbilde
mit Haut und Haaren.

Und nun Welt, fahr wohl! Du stehst mir viel zu fern, als daß ich dir gram sein könnte. Was habe ich noch zu schaffen mit deinem menschenmordenden Christentum, das, wo es ganz Kirchentum geworden ist, das Menschendasein eingehen läßt. So sehr hat es den Menschen schon veräußerlicht, daß er die weltliche Aufgeklärtheit sogar auf das Jenseits überträgt, wiewohl für den Menschen auch im Diesseits die Unerforschlichkeit seines Wesens das Lebenselement bedeuten muß. Was auch den Menschen von allem Anfang an religiös sein ließ und ihn heute noch so sein läßt, wo er nicht sein Wesentlichstes dadurch eingebüßt hat, daß er Welt wurde. Wo er nicht, wie dort, wo er sich zur „christlichen" Welt bekennt, auch noch zutiefst betrogen ist, indem er sich für religiös hält.

Doch diese Angelegenheit habe ich eben zu ordnen gesucht, indem ich versucht habe, den Menschen dem Dasein wiederzugeben als den ursprünglichen religiösen Menschen ohne Welt, ohne Kirche, ohne Kirchenchristentum, ohne eine Religion — weil das von jeher Geistige und Religiöse keine Religion ist — und somit ohne Stütze von außen her, auf daß der Mensch gezwungen sei in sich zu gehen, in sich zu gehen bis zu seiner Wurzelung, bis zu dem Grunde, dem er entsprossen ist, auch wenn er ihn nicht zu durchdringen vermag. Denn ist ihm bei solchem Insichgehen die Tiefe seines Wesens auch durchsichtiger geworden, so ist, was sichtbar wurde, noch kein Grund, sondern wiederum nur Tiefe. Und so zeigt sich immer wieder, daß der Mensch seiner selbst

nicht völlig habhaft werden kann, daß er in ein Grenzenloses mündet, das die Unerforschlichkeit seines Wesens dartut, und zugleich, daß diese Unerforschlichkeit umsomehr sein Lebenselement werden muß, je mehr er Mensch wird, je religiöser er ist. Denn erst das Eindringen in diese Unerforschlichkeit läßt den Menschen deren überwältigende Macht ahnen, und bewirkt, daß er sich einem Unbedingten anheimstellt, um in ihm den einzig sicheren Halt zu gewinnen. Und so erst gelangt er dazu, sich der Hand dessen anzuvertrauen, der als das Absolute und Unbedingte auch dieses Unerforschliche geschaffen hat, für den es somit nur Betätigung des eigenen Wesens ist, und der nur auffindbar ist dadurch, daß man sich ihm hingibt, ihm sich unterwirft. Daraus wiederum geht hervor, daß Weisheit in religiösem Sinn sich als Hingebung und Unterwerfung Gott gegenüber ausweisen muß. Und solche Weisheit lehrt der Taoteking als der Anschluß an das Gesetz.

Aber auch Kierkegaard sagt im Schlußwort seiner Stadien auf dem Lebensweg: „Der Religiöse ist nach meiner Anschauung der Weise. Wer sich aber einbildet, der Religiöse zu sein, ohne es zu sein, der ist ein Tor, und wenn einer nur eine Seite des Religiösen sieht, so ist er ein Sophist." Nun bilde ich mir gewiß nicht ein, der Religiöse zu sein; aber mein Verhältnis zum Religiösen ist doch so, um mich auch als Unwissenden wissen zu lassen, daß ich kein Sophist bin. So weiß ich auch, daß Weisheit im religiösen Sinn zur Einfalt führt, und daß Einfalt ein Höchstes bedeutet, dem christlichen wie dem fernöstlichen Vorbild nach. Aber dieses Höchste ist schwer zu erreichen, und leichter ist es, weise zu sein als die reine Einfalt zu erlangen, die sich in einem erst einstellen mag, wenn alle Weisheit zur Ruhe gekommen ist. Die Weisheit kommt aber dort zur Ruhe, wo der Mensch wieder zum Kinde wird.

Daß wir werden wie die Kinder, erweist sich demnach als Forderung des Geistigen und Religiösen von jeher; das Evangelium wiederholt sie nur. Es ist eine Forderung, die allem Zeitgeschehen gegenüber versöhnend wirken und auf solche Weise dem Menschen den Seelenfrieden erhalten soll. Ich kann nur trachten, mich dieser Forderung gefügig zu machen, indem ich sie immer wieder auch an mich stelle; die Forderung, daß wir wie die Kinder werden und in der Unmittelbarkeit unser

Glück, unseren Frieden finden, frei gemacht durch das Wissen um unser Unwissen, klein gemacht durch die Erfahrung, daß auch alles Ermittelbare für das Zuendeerkennen nicht ausreicht, und daß wir in diesem Sinne die Erscheinung nie für das Wesentliche oder Ganze nehmen, sondern immer soviel in uns aufbringen, um der Erscheinung als dem Unwesentlichen begegnen zu können, in dem sicheren Gefühl, daß das Wesentliche, als das Ganze und Unbedingte, leitend dahinter steht, das Wesentliche, dem wir uns bedingungslos anvertrauen und unterwerfen.

Es ist wieder Herbst geworden. Die Tage werden kürzer und kürzer. Ich gewahre, wie ihre Helle in den Fluß des Abends mündet, der alles, was er aufnimmt, dem Dunkel der Nacht zuträgt. Das Lautlose solchen Geschehens läßt mein Herz lauter schlagen. Wie doch die Tage absterben wie die Bäume, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan haben! Ein Mahnen ans Vergehen klopft an jedes Leben. Die Abendzeit des Jahres ist da.

Arbeitsmüde überlasse ich mich ihr, einsam zwischen Fels und falbendem Strauchwerk vom Tagwerk ausruhend. Wenn dieses Tagwerk, das zuletzt wohl noch das Lebenswerk ausmacht, wie die Tage die Lebenszeit ausmachen, nicht ganz mißraten ist, so habe ich es vor allem der Landschaft zu danken, von der ich gleichsam gespeist werde. Durch sie vermochte ich bis zu ihrem Schöpfer vorzudringen, der auch der meine ist und der mich Menschen so gemacht hat, daß ich mein Wesen, als meine Landschaft gleichsam, in die Lebenszeit als in den mir zugewiesenen Raum hineinbreite. So denke ich ihrer wie einer Gefährtin meiner Einsamkeit!

O, diese Einsamkeit! Ist sie nicht eigentlich die unweltlichste Geselligkeit des Menschen, die ihm jederzeit selbst zur überweltlichen Geselligkeit werden kann — zu einer Geselligkeit, die in ihm, Gott als dem Geist und Schöpfer gegenüber, unvergleichlich mehr Unterwürfigkeit aufkommen läßt als die Geselligkeit, der man sich heute preisgibt durch die Bekennerschaft zu einem Christentum, das in der Hut der Kirche ist!

Nago und Varena, Mai bis Oktober 1920.

V O R A N Z E I G E

Ende Mai erscheinen:

LAOTSE
DER ANSCHLUSS AN DAS GESETZ
ODER
DER GROSSE ANSCHLUSS

Versuch einer Wiedergabe des Taoteking von CARL DALLAGO

Die große religiöse Denkschrift der Chinesen in der vielbemerkten Nachgestaltung Carl Dallagos aus dem vergriffenen Brenner-Jahrbuch 1915 erscheint hier, vielfach verbessert und um eine Nachschrift zum Vorwort vermehrt, in neuer Auflage als selbständige Publikation.

CARL DALLAGO:
DER CHRIST KIERKEGAARDS

Diese Studie, geschrieben im Sommer 1914 und hier zum ersten Mal veröffentlicht, sucht auf Grund der beiden religiös bedeutungsvollsten Schriften Kierkegaards „Die Krankheit zum Tode" und „Der Augenblick" den Begriff des Christen im Sinne Kierkegaards unter besonderer Berücksichtigung des christlichen Sündenbegriffs zu erfassen und vom Standpunkt des von jeher Geistigen und Religiösen zu ihm Stellung zu nehmen.

ANTON SANTER: NACHRUF

Das Schicksal einer geistigen Wanderschaft, enthüllt im Nachruf auf einen Verschollenen. Augenweide der Sinne hebt sich aus Landschaft und Leidenschaft der Seele zu Augenblicken höchster Besinnung, die wie Gipfelpunkte alles Fraglichen in der Welt die Unergründlichkeit des Daseins tief auf sich beruhen lassen. „So saß ich König und Kind und spürte, wie ich erschuf, was ich Gebirge nenne."

Vorausbestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt an den
B R E N N E R - V E R L A G / I N N S B R U C K

V O R A N Z E I G E

Ende Mai erscheint:

FERDINAND EBNER

DAS WORT UND DIE GEISTIGEN REALITÄTEN

Pneumatologische Fragmente

INHALTSÜBERSICHT:

Vorwort.

1. Die geistigen Realitäten.

2. Wort und Persönlichkeit. Ursprung des Worts. Einsamkeit. Ich und Du.

3. Wort und Menschwerdung. Gottesbeweise. Atheismus. Wort und Selbstbewußtsein. Abhängigkeit des Ichs.

4. Ich denke und Es denkt. Kierkegaard. Das konkrete Ich. Wortwerdung des Denkens. Ideelles, konkretes, fiktives Du. Wort und Wahrheit.

5. Erkenntnis des geistigen Lebens. Die Philosophen und das Wort. Das Wort und das geistige Leben. Die Wissenschaft und das Wort. Pneumatologie.

6. Sinn und Sinne. Die niederen Sinne. Hören und Sehen. Schönheit. Die musikalische Intuition. Klang und Wort. Wort und Geistesbedürftigkeit.

7. Vernunft und Wort.

8. Das Urwort.

9. Bewußtsein und Bewußt-*Sein*. Pneuma und Psyche. Psychologie. Der Wahnsinn.

10. Die Existenz des Ichs. Idealismus. Das Wort und die Liebe.

11. Der oblique Kasus und die Bedeutung des *m*-Lautes.

12. Das mathematische Denken und das Ich. Harmonie. Descartes. Wort und mathematische Formel. Substanz und Ethos. Der Identitätssatz. Wirklichkeit.

13. Verbum und Satz. Die Bedeutung des *t*-Lautes.

14. Existentialaussage und Personalität. Werden und Sein der geistigen Realitäten. Die Liebe.

15. Das Menschliche und das Göttliche. Gott als Vorstellung und als Realität.

16. Otto Weininger. Geist und Sexualität. Die Juden. Christus.

17. Letzter Sinn des *cogito*. Selbsterkenntnis. Ethos und Gnade. Die Sünde und das Wort.

18. Natur und Geist, generelles Leben und individuelle Existenz. Kultur und Christentum. Schluß.

Vorausbestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt an den

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Vom 1. Jänner 1921 an gelten folgende Preise:

CARL DALLAGO: PHILISTER. Essay. Preis geheftet K 12.50 (Mk. 2.50)

CARL DALLAGO: OTTO WEININGER UND SEIN WERK. Studie. Preis geh. K 17.50 (Mk. 3.50)

CARL DALLAGO: ÜBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis geh. K 20.— (Mk. 4.—)

CARL DALLAGO: DIE BÖSE SIEBEN. Essays. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort)
Preis geh. K 47.50 (Mk. 9.50)

SÖREN KIERKEGAARD: DER PFAHL IM FLEISCH. Übersetzung und Vorwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 22.50 (Mk. 4.50)

SÖREN KIERKEGAARD: KRITIK DER GEGENWART. Übersetzung und Nachwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 27.50 (Mk 5.50)

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS. Mit Beiträgen von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, Karl Borr. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz-Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und dem Herausgeber Ludwig Ficker.
Preis geh. K 12.50 (Mk. 2.50)

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS. *Carl Dallago:* Karl Kraus, der Mensch / *Ludwig Ficker:* Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / *Karl Borr. Heinrich:* Karl Kraus als Erzieher. Mit einer Zeichnung von *Max Esterle. (Vergriffen.)*

BRENNER-JAHRBUCH 1915. Als fünfter Jahrgang des „Brenner" herausgegeben von *Ludwig Ficker. (Vergriffen.)*

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

KARL KRAUS
UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT: Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 40.— (K 72.—). In Pappband M 60.— (K 120.—).
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 100.— (K 200.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 10*

Sören Kierkegaard: Die Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen

Josef Leitgeb: Der Bauer

John Henry Kardinal Newman: Über Gewißheit / Der Folgerungssinn

Theodor Haecker: Über Kardinal Newmans Glaubensphilosophie

Anton Santer: Versuchung des Geistigen

Ferdinand Ebner: Das Wissen um Gott und der Glaube

Mitteilung des Herausgebers

* *JUNI 1921* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

Mit diesem Hefte liegt die sechste Brenner-Folge abgeschlossen vor. Der Preis der ganzen Folge (10 Hefte, 822 S.) erhöht sich mit Rücksicht auf die geringe Restauflage bei direktem Bezug auf K 340.— (Mk. 48.—), der Preis des Einzelheftes (mit Ausnahme von Heft 2, das nur mehr bei Bezug der ganzen Folge abgegeben wird) auf K 38.— (Mk. 5.50).

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 8 (APRIL 1921):

Carl Dallago: Augustinus, Pascal und Kierkegaard

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

NESTROY: DAS NOTWENDIGE // UND DAS ÜBERFLÜSSIGE //

Bearbeitet und eingeleitet von KARL KRAUS

*

Auf holzfreiem Papier gedruckt (mit einer Notenbeilage)

Preis M. 10.— (K 20.—)

Der Ertrag für wohltätige Zwecke

*

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

SÖREN KIERKEGAARD: DIE KRAFT GOTTES IN DER SCHWACHHEIT DES MENSCHEN

EINE REDE

Denke dir einen Kreis von Menschen, vereint zu gesellschaftlicher Unterhaltung; das Gespräch ist in vollem Gange, lebhaft, fast heftig, der eine kann, um das Seine anzubringen, kaum warten, bis der andere ausgeredet hat, und alle sind mehr oder weniger eifrig beteiligt an diesem Wortwechsel; da tritt ein Fremder ein. Aus den Mienen und dem Lärm der Versammelten schließt er, daß der Gegenstand der Unterredung sie stark beschäftige, und schließt höflich, daß dieser also auch ein bedeutender sein müsse — er fragt nun ruhig, was er ja ganz gut sein kann, da er nicht in der Hitze mit dabei war, wovon da eigentlich gesprochen werde. Denke dir, daß es, was doch oft vorkommt, eine reine Geringfügigkeit war. Der Fremde ist also unschuldig an der Wirkung, die er hervorbringt, er hat höflich angenommen, daß es etwas Bedeutendes sei. Aber welche sonderbare Wirkung, so plötzlich darauf aufmerksam zu werden, daß das, was vielleicht mehr als eine Stunde lang eine große Gesellschaft beschäftigt hat, und fast leidenschaftlich, so unbedeutend ist, daß es kaum sich sagen läßt, daß es nichts ist, wenn ein Fremder ruhig fragt, wovon die Rede sei!

Aber eine noch sonderbarere Wirkung bringt oft die fromme Rede hervor, wenn sie in die weltliche hineintönt. So ist in der Welt oft genug die Rede von Streit und Streit und Streit. Es ist davon die Rede, daß der und jener Mann in Streit miteinander leben; daß Mann und Weib, wiewohl vereint durch das heilige Band der Ehe, in Streit miteinander leben; von dem gelehrten Streit, der nun zwischen dem und jenem begonnen hat, davon, daß einer den anderen auf Leben und Tod gefordert hat; daß Aufruhr ausbrach in der Stadt; von den Tausenden der feindlichen Heere, die nun vorrücken gegen das Land; von einem europäischen Krieg, der bevorstehe; vom

Streit der rasenden Elemente. Siehe, davon spricht man in der Welt, Tag aus, Tag ein, Tausende und Abertausende! Hast du davon etwas zu erzählen, so wirst du Zuhörer leicht finden; und wünschest du davon etwas zu hören, so wirst du Redner leicht finden. Aber stelle dir vor, daß einer an dieser Rede von Streit Anlaß nähme, von dem Streite zu reden, den jeder Mensch zu streiten hat — mit Gott: welche sonderbare Wirkung; sollte es nicht den meisten eher vorkommen, daß er es sei, der von nichts redet, während alle die anderen doch von etwas redeten, oder sogar von etwas sehr Wichtigem! Sonderbar! Denn reis' um die Welt, mache Bekanntschaft mit den verschiedenen Völkerschaften, geh' umher zwischen den Menschen, lasse mit ihnen dich ein, besuche sie in ihren Häusern, folge mit zu ihren Zusammenkünften — und höre genau zu, was das ist, von dem sie reden; nimm an den vielen, vielen verschiedenen Gesprächen teil, über die unzählig vielen verschiedenen Weisen, wie ein Mensch hier in dieser Welt zum Streit kommen kann, aber beständig so, daß du selbst nicht der bist, der diesen Gegenstand ins Gespräch führt: und sage dann, ob du jemals von diesem Streit sprechen gehört hast. Und doch geht dieser Streit jeden Menschen an; es gibt keinen anderen, von welchem es in dem Grade gilt, daß er unbedingt jeden Menschen angeht. Denn der Streit zwischen Mann und Mann — nun, da sind doch viele, die ihr Leben ohne Streit friedlich hinleben. Und der Streit zwischen Eheleuten — nun, es gibt doch viele glückliche Ehen, welche dieser Streit also nicht angeht. Und das ist doch wohl eine Seltenheit, daß ein Mensch auf Leben und Tod gefordert wird, so daß dieser Streit nur sehr wenige angeht. Und selbst in einem europäischen Krieg gibt es doch viele, ja wäre er auch am allerentsetzlichsten, da sind doch viele, wenn nicht anderswo, so in Amerika, die in Frieden hinleben. Aber dieser Streit mit Gott geht unbedingt jeden Menschen an.

Doch vielleicht wird dieser Streit für so heilig und ernst gehalten, daß aus diesem Grunde nie von ihm gesprochen wird. Wie Gott nicht geradezu in der Welt wahrzunehmen ist, wo dagegen die ungeheure Menge des Mannigfaltigen die Aufmerksamkeit auf sich zieht, so daß es ist, als wäre Gott überhaupt

nicht da: so ist vielleicht dieser Streit wie ein Geheimnis, das jeder Mensch hat, von dem aber nie geredet wird, während all das andere, von dem geredet wird, die Aufmerksamkeit auf sich zieht, als wäre jener Streit überhaupt nicht da. Vielleicht ist es so, vielleicht.

Aber gewiß ist dieses: jeder Leidende ist auf die eine oder andere Weise veranlaßt, auf diesen Streit aufmerksam zu werden. Und an Leidende wenden ja diese Reden sich. So laß uns reden von diesem Streit, von der Freude im Gedanken: daß Gott, je schwächer du wirst, umso stärker wird in dir.

Indessen gilt es hier, wie in allen diesen Reden: alles beruht darauf, wie das Verhältnis gesehen wird. Will der Leidende, mißmutig, verstimmt, vielleicht verzweifelt, dabei beharren, nur darauf zu stieren, wie schwach er geworden ist: darin liegt keine Freude. Aber will er davon wegsehen, um zu sehen, was es bedeutet, daß er schwach wird, wer es denn ist, der stark wird; daß es Gott ist: so ist ja hier die Freude. Man hört zuweilen einen Ueberwundenen sagen: „ich ward überwunden, war der Schwächere (dieses ist das Schmerzliche), aber was mich tröstet, ja freut, ist, daß doch Er es war, der siegte." Welcher „Er"? Ja, das muß einer sein, von dem der Ueberwundene große Stücke hält, den er hochachtet. Die Freude ist gewiß nicht vollkommen, er wäre lieber Sieger geworden; aber er gewinnt der Niederlage eine frohere Seite ab, er gönnt dem Sieger den Sieg. Aber wenn nun Er, der siegt, Gott ist — und wieder ist es ja nur ein falsches Sehen des Leidenden, wenn er nach außen darauf stieren will, daß es seine Feinde, seine Neider sind, die stärker werden; denn wohl möglich, daß sie stärker werden, aber damit hat der Leidende es gar nicht zu tun. Er wird schwach; nach innen verstanden bedeutet dieses einzig und allein, daß Gott stark wird. Also wenn nun Er, der siegt, Gott ist! Gott den Sieg gönnen, damit sich trösten, daß Er es ist, der gesiegt hat! o, das heißt doch im Grunde den Sieg sich selber gönnen! Denn im Verhältnis zu Gott kann ein Mensch in Wahrheit nur dadurch siegen, daß Gott siegt. Doch lasset uns erst danach streben, es recht einleuchtend zu machen, daß dieses, daß ein Mensch schwach wird, nach

innen bedeutet, daß Gott stark wird in ihm. Und das ists, worum wir zuerst und zuletzt den Leidenden bitten müssen, was wir von ihm fordern müssen, um zu ihm reden zu können, daß er, so rasch wie möglich, das Auge vom Aeußeren wegwende, den Blick nach innen kehre, damit dieser nicht, und er mit ihm, in einer äußeren Betrachtung des Verhältnisses seines Leidens zu einer Umwelt hängen bleibe. Wenn so das erste getan ist, wenn es einleuchtend gemacht worden ist, daß dieses, daß ein Mensch schwach wird, nach innen bedeutet, daß Gott stark wird in ihm: so wird von selbst folgen, daß dieses Freude ist.

Ein Mensch, der nur selten, und dann flüchtig, mit seinem Verhältnis zu Gott sich beschäftigt, denkt kaum daran oder träumt davon, daß er Gott so nahe angeht, oder daß Gott ihm so nahe liegt, daß zwischen ihm und Gott ein Wechselverhältnis statt hat: je stärker ein Mensch ist, umso schwächer ist Gott in ihm; je schwächer ein Mensch ist, umso stärker ist Gott in ihm. Jeder, der annimmt, daß ein Gott ist, denkt Ihn sich natürlich als den Stärksten, was Er ja ewig ist, Er, der Allmächtige, der aus nichts schafft, und für den alle Schöpfung ist wie nichts; aber er denkt wohl kaum die Möglichkeit eines Wechselverhältnisses.

Doch ist da für Gott, den ewig Stärksten, ein Hindernis; Er hat es Sich selbst gesetzt, ja Er hat liebreich, in unbegreiflicher Liebe, es Sich selber gesetzt; denn Er setzte es, und setzt es, jedesmal wenn ein Mensch wird, den Er in Seiner Liebe erschafft, daß er vor Ihm etwas sei. O, wunderreiche Allmacht und Liebe! Ein Mensch, er kann es nicht ertragen, daß seine „Geschöpfe" etwas seien ihm gegenüber; sie sollen nichts sein, deshalb nennt er sie auch, mit Verachtung, „Geschöpfe". Aber Gott, der aus nichts schafft, allmächtig aus dem Nichts nimmt und sagt: Werde! Er fügt liebreich hinzu: Werde etwas sogar vor Mir! Wunderreiche Liebe, selbst Seine Allmacht ist noch in der Macht der Liebe!

Darum das Wechselverhältnis. Wäre Gott nur der Allmächtige, so gäbe es kein Wechselverhältnis; denn für den Allmächtigen ist das Geschöpf nichts. Aber für die Liebe ist es etwas. Unbegreifliche Allmacht der Liebe! Denn es ist, als könnte man doch, im Vergleich mit dieser Allmacht, besser begreifen, was

man doch nicht begreifen kann: die Allmacht, die aus nichts schafft; aber diese Allmacht, die (wunderreicher, als alles Werden der Schöpfung!) sich selber zwingt, und das Erschaffene liebreich zu etwas vor Ihr macht: o, wunderreiche Allmacht der Liebe! Strenge deinen Gedanken bloß ein wenig an; das ist nicht so schwer, und es ist doch so selig. Die Allmacht, die aus nichts schafft, ist nicht so unbegreiflich, wie die allmächtige Liebe, die jenes vor der Allmacht erbärmliche Nichts zum Gegenstand der Liebe machen kann.

Aber just deshalb fordert auch die Liebe etwas vom Menschen. Die Allmacht fordert nicht etwas; der Allmacht fällt niemals etwas anderes ein, als daß der Mensch nichts ist — für die Allmacht ist er nichts. Man meint, daß der allmächtige Gott es sei, der etwas fordert vom Menschen, und dann, vielleicht, daß es der liebende Gott sei, der etwas nachgibt. O trauriges Mißverständnis, das vergißt, wie Gottes unendliche Liebe schon da sein muß, damit ein Mensch so für Gott existiere, daß die Rede davon sein kann, etwas von ihm zu fordern. Wenn der Allmächtige etwas von dir forderte, so wärest du im selben Augenblicke nichts. Aber der liebende Gott, der in unbegreiflicher Liebe dich zu etwas vor Ihm schuf, Er fordert liebreich etwas von dir. In menschlichen Verhältnissen ist es die Macht des Mächtigen, die etwas von dir fordert, seine Liebe aber, die nachgibt. Aber nicht so in deinem Verhältnis zu Gott. Es gibt keinen irdischen Machthaber, für den du nichts bist, deshalb ist es seine Macht, die fordert; aber vor Gott bist du nichts, deshalb ist es Seine Liebe, die, wie sie dich zu etwas erschuf, etwas von dir fordert. Man redet davon, daß die Allmacht Gottes einen Menschen zermalme. Aber das ist nicht so; so viel ist kein Mensch, daß Gott die Allmacht gebrauchen müßte, um ihn zu zermalmen, denn für die Allmacht ist er nichts. Es ist die Liebe Gottes, die noch im letzten Augenblick Seine Liebe erweist, indem Er den Menschen etwas vor Ihm sein läßt. Wehe ihm, wenn die Allmacht gegen ihn sich wendete!

Also die Liebe, die den Menschen zu etwas erschuf (denn die Allmacht ließ ihn werden, aber die Liebe ließ ihn dasein vor Gott) fordert liebend etwas von ihm. Nun ist das Wechsel-

verhältnis da. Will der Mensch dieses Etwas, wozu die Liebe ihn schuf, selbstisch für sich behalten, selbstisch dieses Etwas sein, so ist er, weltlich verstanden, stark — aber Gott schwach. Es ist auch fast, als wäre Gott geprellt: in unbegreiflicher Liebe hat Er den Menschen zu etwas geschaffen — und darnach betrügt Ihn der Mensch, behält dieses, als wäre es sein Eigenes. Der Weltliche bestärkt so sich selbst darin, daß er stark sei, wird vielleicht durch das weltliche Urteil anderer im Selben bestärkt, schafft vielleicht durch seine vermeintliche Stärke die Gestalt der Welt um — aber Gott ist schwach. Gibt dagegen der Mensch selbst dieses Etwas auf, die Selbständigkeit, die Freiheit, über sich selbst zu verfügen, welche die Liebe ihm schenkte; mißbraucht er nicht diese seine Vollkommenheit, vor Gott zu sein, indem er sie eitel nimmt; hilft Gott ihm vielleicht in dieser Hinsicht durch schwere Leiden, indem Er ihm das Liebste nimmt, ihn an seiner zartesten Stelle verwundet, ihm die Erfüllung seines einzigen Wunsches verweigert, ihm seine letzte Hoffnung raubt, so ist er schwach. Ja, das wird ihm jeder sagen, so wird er von allen angesehen werden, keiner will gemeinsame Sache mit ihm machen, denn es sieht ja aus, als wäre er nur eine Bürde, die das Mitleid zu tragen habe. Er ist schwach — aber Gott ist stark. Er, der Schwache, hat ganz dieses Etwas aufgegeben, zu dem die Liebe ihn schuf, er hat aus ganzem Herzen eingewilligt, daß Gott alles von ihm nehme, was da genommen werden kann. Gott wartet bloß darauf, daß er liebend seine demütige, seine freudige Einwilligung gebe und dadurch alles ganz aufgebe, so daß er ganz schwach ist — und so ist Gott am stärksten. Es gibt nur einen, der Gott daran hindern kann, der Stärkste zu werden, Ihn, der doch ewig der Stärkste ist: dieser eine ist der Mensch selber. Daß Gott so der Stärkste ist, wird erkannt an diesem: daß der Mensch ganz schwach ist. Es gibt für Gott nur ein Hindernis: die Selbstsucht des Menschen, die zwischen Gott und den Menschen tritt, wie der Schatten der Erde, wenn sie den Mond verfinstert. Besteht diese Selbstsucht, so ist der Mensch stark, aber seine Kraft ist Gottes Schwachheit; ist diese Selbstsucht weg, so ist der Mensch schwach, Gott stark; je schwächer er wird, desto stärker wird Gott in ihm.

Doch da dieses so ist, so ist das Verhältnis in einem anderen Sinne, im Sinne der Wahrheit umgekehrt, und nun sind wir in der Freude.

Denn der, welcher stark ist ohne Gott, er ist in Wahrheit schwach. Die Kraft, mit der ein Mann allein steht, kann im Vergleich mit der eines Kindes, Kraft sein. Aber die Kraft, mit der ein Mensch allein ohne Gott steht, ist Schwachheit. Gott ist in dem Maße der Starke, daß Er alle Kraft, daß Er die Kraft ist. Ohne Gott sein heißt also ohne Kraft sein, stark sein ohne Gott also: stark sein — ohne Kraft; es ist wie lieben, ohne Gott zu lieben, also lieben — ohne Liebe, denn Gott ist die Liebe.

Aber der, welcher ganz schwach ward, in ihm wurde Gott stark. Der, welcher anbetend und liebend und preisend schwächer und schwächer ward, sich selber vor Gott unbedeutender als ein Sperling, wie ein nichts, in ihm wird Gott stärker und stärker. Und dieses, daß Gott stärker und stärker wird in ihm, bedeutet, daß er selber stärker und stärker wird. — Wenn du ganz schwach werden könntest in vollkommenem Gehorsam, so daß du liebend Gott verständest, daß du gar nichts vermagst, so würden alle Machthaber der Welt, wenn sie gegen dich sich vereinten, dir nicht ein Haar auf deinem Haupte zu krümmen vermögen: welche ungeheure Kraft! Aber das ist ja auch gar nicht wahr; und lasset uns um alles nicht eine Unwahrheit sagen. Ja, gewiß vermöchten sie es, sie vermögen ja sogar dich totzuschlagen, und die Vereinigung aller Machthaber der Welt ist dazu gar nicht nötig, das weit, weit Geringere kann — und leicht genug — das tun. Aber wenn du doch ganz schwach wärest, in vollkommenem Gehorsam, so sollten alle Machthaber der Welt vereint nicht vermögen, dir ein Haar auf deinem Haupte zu krümmen anders, als Gott es will. Und wenn es dir so gekrümmt wird, ja und wenn du so verhöhnt wirst, ja und wenn du so totgeschlagen wirst — so du ganz schwach wärest, in vollkommenem Gehorsam: da würdest du liebend verstehen, daß dir kein Schade zugefügt wird, nicht der geringste, daß es just dein wahres Wohl ist — welche ungeheure Kraft!

Und selbst wenn es nicht so wäre, daß du, in dessen Schwachheit Gott stark ist, der Stärkste bist: da ist ja doch die Freude, die Seligkeit, daß Gott stärker und stärker wird. Lasset uns von einem Verhältnis zwischen Mensch und Mensch reden, das, wenn auch ganz unvollkommen, in etwas dem entspricht, was im Verhältnis zwischen Mensch und Gott die Wahrheit der „Anbetung" ist, lasset uns von der Bewunderung reden. Bewunderung ist in sich ein Doppeltes, kann von zwei Seiten betrachtet werden; das erste ist ein Gefühl von Schwachheit, da ja der Bewundernde in der Bewunderung zur Ueberlegenheit sich verhält. Aber Bewunderung ist ein glückliches Verhältnis zur Ueberlegenheit und ist also ein seliges Gefühl; in wahrer Einstimmigkeit mit sich selbst bewundernd ist vielleicht seliger als der Bewunderte zu sein. Daß das erste der Bewunderung ein Gefühl des Schmerzes ist, ersieht man auch daraus, daß, wenn einer die Ueberlegenheit spürt, aber unwillig sie einräumt, nicht freudig, er weit entfernt ist, glücklich zu sein, er ist im Gegenteil höchst unglücklich, in peinvollem Schmerz. Sobald er dagegen der Ueberlegenheit sich ergibt, die er im Grunde doch, aber unglücklich bewunderte, und in Bewunderung sich ergibt, so liegt die Freude in ihm. Je mehr eins mit sich selbst er ist im Bewundern, umso näher ist er dabei, der Ueberlegenheit fast überlegen zu werden; er ist in seiner Bewunderung unbeschreiblich befreit von allem Druck der Ueberlegenheit, er unterliegt nicht der Ueberlegenheit, sondern er siegt in der Bewunderung. Lasset uns nun vergessen, was hier an Unvollkommenem sein mag, insofern Bewunderung im Verhältnis zwischen Mensch und Mensch der Anbetung im Verhältnis zwischen Mensch und Gott entsprechen soll. Gott ist unendlich der Stärkste; das glaubt im Grunde jeder Mensch, und fühlt insoweit, ob er will oder nicht will, Gottes unendliche Ueberlegenheit über sein eigenes Nichts. Aber solange er nur glaubt, daß Gott der Stärkste ist, und, um das Furchtbare zu nennen, es glaubt, wie ja auch der Teufel es tut — und bebt; solange er es nur so glaubt, daß er nicht froh dabei wird: so lange ist das Verhältnis peinigend, unglücklich, seine Schwachheit ein qualvolles Gefühl. Denn Trotz

ist im Verhältnis zur Anbetung, was Neid im Verhältnis zur Bewunderung ist. Trotz ist Schwachheit und Ohnmacht, der sich selbst unglücklich macht, indem er nicht Schwachheit und Ohnmacht sein will, ist das unglückliche Verhältnis der Schwachheit und Ohnmacht zur Ueberlegenheit, gleichwie der Neid sich selbst martert, weil er nicht sein will, was er im Grunde doch ist: Bewunderung. Es wird vom Menschen gefordert, was schon im Verhältnis der Bewunderung (denn der Bewundernde verliert sich selber in der Bewunderung des so viel Größeren) angedeutet ist, daß er sich selbst verlieren soll an Gott. Tut er das von ganzem Herzen, aus aller Kraft und mit seinem ganzen Sinn, so ist er in einem glücklichen Verhältnis zu Gott als dem Stärksten, so ist er — anbetend; nie, nie ward irgend ein Liebender so glücklich; nie, nie spürte der vertrocknetste und in Dürre schmachtende Erdboden des Regens Erquickung so lebendig, wie der Anbetende in seiner Schwachheit selig die Kraft Gottes spürt. Nun passen diese beiden, Gott und der Anbetende, zu einander, glücklich, selig, wie nie Liebende zu einander gepaßt haben. Das ist nun des Anbetenden einziger Wunsch, schwächer und schwächer zu werden, denn umso größer die Anbetung; das ist der Anbetung einziger Drang, daß Gott stärker und stärker werde. Der Anbetende hat sich selbst verloren, und so, daß dieses das einzige ist, das er los zu sein wünscht, das einzige, das er flieht; er hat Gott gewonnen — und so ist es seine eigene Sache, daß Gott stärker und stärker werde . . . .

Der Anbetende ist der Schwache; so muß es allen anderen vorkommen, und das ist das Demütigende. Er ist ganz schwach; er vermag nicht, wie andere, Beschlüsse zu fassen für ein langes Leben, nein, er ist ganz schwach; er vermag kaum im voraus für den morgigen Tag einen Beschluß zu fassen, ohne hinzuzufügen: „so Gott will". Er vermag nicht auf seine Kraft zu trotzen, auf seine Talente, auf seine Gaben, seinen Einfluß, er vermag nicht, stolze Worte zu reden von dem, was er vermag — denn er vermag gar nichts. Das ist das Demütigende. Aber n a c h i n n e n, welche Seligkeit! Denn diese seine Seligkeit ist das Geheimnis der Liebe mit Gott, ist Anbetung. Je schwächer

er selber wird, umso innerlicher kann er anbeten; und je innerlicher er anbetet, umso schwächer wird er — und umso seliger.

Ist es also nicht Freude, daß Gott, je schwächer du wirst, umso stärker wird in dir, oder, ist es nicht Freude, daß du schwach wirst? Ist da im Grund darüber zu klagen, daß das Schwere dich traf, vor dem dir vielleicht am meisten graute, und das dich ganz ohnmächtig und schwach machte: je schwächer du wirst, umso stärker wird Gott in dir. Und daß dieses Freude ist, o das wirst du ja doch wohl selber zugestehen! Bedenke, wie armselig, wenn ein Mensch sein Leben hinbringen könnte, stolz und selbstzufrieden, ohne jemals etwas bewundert zu haben; aber wie furchtbar, wenn ein Mensch sein Leben hinbringen könnte, ohne jemals über Gott gestaunt zu haben, ohne aus Staunen über Gott in Anbetung sich verloren zu haben! Aber anbeten kann man nur, indem man selber schwach wird; deine Schwachheit ist wesentlich: Anbetung; wehe dem Vermessenen, der, vermeintlich stark, frech genug sein wollte, als Starker Gott anzubeten! Der wahre Gott wird angebetet nur im Geist und in der Wahrheit — aber die Wahrheit ist just, daß du ganz schwach bist.

So ist nichts zu fürchten in der Welt, nichts von dem, das dich all deiner eigenen Kraft berauben und dich ganz schwach machen kann, das all dein Zutrauen zu dir selbst zerbrechen und dich ganz schwach machen kann, das deinen irdischen Mut ganz niederbeugen und dich ganz schwach machen kann — denn je schwächer du wirst, desto stärker wird Gott in dir.

Nein: s o v e r s t a n d e n, ist nichts in der Welt zu fürchten — denn nur die Sünde ist das Verderben des Menschen.

(Uebersetzt von Theodor Haecker)

JOSEF LEITGEB: DER BAUER

Der Bauer steht auf seinem Feld
wie ein Gebirge dieser Welt,
an's ungeheure Morgenrot
hart seine Stirne hingestellt.

In seine Arme grünt der Tod.
Der Erde warme Ewigkeit
blüht tief in seine Täglichkeit
und segnet Wein und Brot.

Was ihn umwuchert, ihm gedeiht,
ist heiter seinem Schnitt bereit;
der Acker wie ein Weibesschoß,
von seiner keuschen Hand berührt,
wie einst vor Gott so braun und bloß
liegt er dem Bauer und gebiert.

Die Töchter sieht er tanzen gehn
und läßt ihr Haar im Winde wehn
geschmückt mit Weizen und mit Mohn;
denn ihnen wuchs die Hand zu flach,
zu säen und zu mähn.

Doch wenn er Kind sagt, meint er Sohn
und träumend Sohn und Sohnessohn,
ihm baut er Hürde, Herd und Dach
und rüstet ihm den Thron.

Denn wenn er sinnt im Abendrot
und erster Stern und letzte Not
in seinen Augen sich versöhnt —
das Land wird weit und dunkelt schon —
dann sieht der Bauer seinen Sohn
hoch aus der Nacht und hell gekrönt.

JOHN HENRY KARDINAL NEWMAN: ÜBER GEWISSHEIT

Ich habe Zustimmung als die geistige Behauptung eines verständlichen Satzes betrachtet; als einen Akt des Intellekts, der eindeutig ist, absolut, vollständig in sich selbst, unbedingt, willkürlich, jedoch ohne einen Appell an Argumente zu verweigern, und, zum mindesten in vielen Fällen unbewußt geübt wird. Bei diesem letzteren Merkmal der Zustimmung bin ich nicht verweilt, da ich es auf meinem Weg nicht traf; auch ist es nicht mehr als ein Zufall bei Akten der Zustimmung, wiewohl ein gewöhnlicher Zufall — daran ist nicht zu zweifeln. Eine große Anzahl unserer Zustimmungen sind bloß Ausdrücke unserer persönlichen Neigungen, Geschmacksrichtungen, Prinzipien, Motive und Meinungen, durch die Natur geboten oder aus Gewohnheit kommend; mit anderen Worten: sie sind Akte und Manifestationen des Selbst; nun aber, was ist seltener als Selbsterkenntnis? Unserer Unkenntnis unseres Selbst also entspricht unsere Unbewußtheit von jenen zahllosen Akten der Zustimmung, die wir unaufhörlich machen. Und so auch ferner, treten bei der, wie man fast sagen kann, mechanischen Tätigkeit unseres Geistes, bei unseren fortwährenden Akten der Erfassung und Folgerung, Spekulation und Entschließung, Sätze vor uns, und empfangen ohne unsere Bewußtheit unsere Zustimmung. Daher kommt es, daß wir so leicht bereit sind, Akte der Zustimmung und Akte der Folgerung zu verwechseln. Ich darf in der Tat wohl sagen, daß die Zustimmungen, die wir mit einer klaren Erkenntnis dessen, was wir tun, geben, wenige sind im Vergleich zu der Menge ähnlicher Akte, die in unserem Geist in langer Reihenfolge vor sich gehen, ohne daß wir sie beachten.

Jene Art der Zustimmung, die diese unbewußte Ausübung einschließt, kann ich einfache Zustimmung nennen; sie habe ich im vorhergehenden Abschnitt behandelt; nun aber werde ich von solchen Zustimmungen reden, die bewußt und überlegt gemacht werden müssen, und die ich komplexe oder

Reflexionszustimmungen nennen werde. Und ich beginne mit der Erinnerung an das über die Beziehung, in welcher Zustimmung und Folgerung zu einander stehen, bereits Festgestellte: Folgerung, die Sätze bedingt hält, und Zustimmung, die sie unbedingt annimmt; die Beziehung aber ist diese:

Akte der Folgerung gehen sowohl der Zustimmung, ehe zugestimmt wird, voran, wie sie sie auch begleiten, nachdem zugestimmt worden ist. Ich halte z. B. absolut, daß das Land, das wir Indien nennen, existiert, und zwar auf glaubwürdiges Zeugnis; und darauf kann ich fortfahren, es zu glauben, auf dasselbe Zeugnis. Ich habe gleicherweise immer geglaubt, daß Großbritannien eine Insel ist, aus gewissen zureichenden Gründen; und aus denselben Gründen kann ich bei diesem Glauben beharren. Aber es kann vorkommen, daß ich meine Gründe für das, was ich so absolut wahr zu sein glaube, vergesse; oder ich kann mich ihretwegen nie ausgeforscht, oder sie in aller Form geordnet haben und kann gewohnt gewesen sein, zuzustimmen, ohne eine Erkennung meiner Zustimmung oder ihrer Gründe, bis dann vielleicht irgend etwas geschieht, das mich veranlaßt, jene Gründe zu revidieren und zu vervollständigen, zu analysieren und zu ordnen, jedoch ohne daß damit notwendig irgendeine Suspension, eine noch so geringe, meiner Zustimmung zu dem Satz, daß Indien ein gewisser Erdteil ist, und daß Großbritannien eine Insel ist, verlangt wäre. Keine Suspension der Zustimmung überhaupt; so wenig, wie der Schüler in meinem früheren Bild, irgendwelche Zweifel an der Lösung seines Rechenbuches hatte, als er sich an die Aufgabe machte; so wenig wie er seinen Augen und seinem gesunden Verstand mißtraute, daß die beiden Seiten eines Dreiecks zusammen größer sind als die dritte, deshalb, weil er nach dem geometrischen Beweis dafür forschte. Er wiederholt nur, nach seiner formellen Demonstration, die Zustimmung, die er vor ihr gegeben hat, oder stimmt seinem vorhergehenden Zustimmen zu. Das ist's, was ich eine komplexe oder Reflexionszustimmung nenne.

Ich sage, es bestehe keine notwendige Unvereinbarkeit zwischen also Zustimmen und dennoch Beweisen — denn die Schlüssigkeit eines Satzes ist nicht synonym mit seiner Wahrheit.

Ein Satz kann wahr sein, und doch ein Erschlossenwerden nicht zulassen: — er kann ein Schluß sein und doch nicht eine Wahrheit. Die Betrachtung derselben unter einem Gesichtspunkt ist nicht die Betrachtung unter dem andern Gesichtspunkt; und die beiden Gesichtspunkte können übereinstimmen infolge eben der Tatsache, daß sie zwei sind. Deshalb ist die Absicht, einen Satz zu erschließen, nicht *ipso facto* ein Zweifel an seiner Wahrheit; wir können danach trachten, einen Satz zu folgern, während wir ihm die ganze Zeit über zustimmen. Es ist das ein ganz gewöhnlicher Vorgang, sobald wir es übernehmen, einen anderen von irgendeinem Punkt, in dem er von uns abweicht, zu überzeugen. Wir verleugnen nicht unsern Glauben, weil wir uns auf eine Kontroverse einlassen; und in gleicher Weise mögen wir uns gebahren, wenn wir beweisen, was wir für wahr halten, einfach in der Absicht die beizubringenden Beweismittel zu dessen Gunsten festzustellen, und um uns selbst und den Ansprüchen und Verantwortlichkeiten unserer Erziehung und sozialen Stellung gerecht zu werden.

Ich habe von Erforschung gesprochen, nicht von Erkundigung; es ist ganz richtig, daß Erkundigung nicht vereinbar ist mit Zustimmung, aber Erkundigung ist auch etwas mehr, als die bloße Ausübung der Folgerung. Wer sich erkundigt, hat nicht gefunden; er ist im Zweifel, wo die Wahrheit liegt, und wünscht seine gegenwärtige Bekennung entweder bewiesen oder widerlegt. Wir können von uns nicht ohne Absurdität sagen, daß wir zu gleicher Zeit glauben und uns auch erkundigen. So spricht man zuweilen von einer Bedrückung, daß es dem Katholiken nicht gestattet sei, nach der Wahrheit seines Bekenntnisses sich zu erkundigen; — selbstverständlich kann er das nicht, wenn er den Namen eines Gläubigen behalten will. Er kann nicht zu gleicher Zeit sowohl innerhalb wie außerhalb der Kirche sein. Es ist einfach gesunder Menschenverstand, ihm zu sagen, daß er, wenn er sucht, nicht gefunden hat. Wenn Suchen Zweifeln einschließt, und Zweifeln Glauben ausschließt, dann erklärt der Katholik, der sich an das Suchen macht, damit, daß er kein Katholik ist. Er hat den Glauben bereits verloren. Und das ist seine beste Verteidigung dafür, daß er sucht, näm-

lich: daß er nicht länger ein Katholik ist und einer zu werden wünscht. Die, welche ihm verbieten wollten, zu suchen, würden in diesem Fall die Stalltüre schließen, nachdem das Roß schon gestohlen ist. Was kann er Besseres tun, als suchen, wenn er in Zweifel ist? wie anders kann er wieder Katholik werden? Nicht suchen heißt in seinem Fall, mit dem Unglauben sich zufrieden geben.

Indessen, wenn ich so spreche, sehe ich mir die Sache abstrakt an und ohne die mannigfaltigen Inkonsequenzen einzelner Individuen, wie sie in der Welt sich finden, zu berücksichtigen, die Unvereinbares zu vereinen suchen, die nicht zweifeln, aber die handeln, als ob sie es täten; die, wiewohl sie glauben, schwach im Glauben sind, und sich der Gefahr aussetzen, ihn zu verlieren dadurch, daß sie unnötig auf Einwände horchen. Ueberdies gibt es zweifellos Geister, für die eine Wahrheit erfragen zu jeder Zeit so viel ist, wie sie in Frage stellen: erforschen so viel wie suchen; und ferner kann es Arten von Glauben geben, so heiliger und delikater Natur, daß sie, wenn ich den Vergleich wagen darf, sich nicht waschen lassen, ohne einzuschrumpfen und die Farbe zu verlieren. All das gebe ich zu; aber hier untersuche ich breite Prinzipien, nicht individuelle Fälle: und diese Prinzipien besagen, daß Erkundigung Zweifel einschließt, und daß Erforschung das nicht tut; und daß die, welche einer Lehre oder Tatsache zustimmen, deren Glaubwürdigkeit ohne Inkonsequenz erforschen können, wiewohl sie nach deren Wahrheit, buchstäblich genommen, sich nicht erkundigen können.

Demnächst halte ich dafür, daß für gebildete Geister Forschungen nach dem argumentativen Beweis für die Dinge, denen sie ihre Zustimmung gegeben haben, eine Verbindlichkeit oder besser noch, eine Notwendigkeit sind. Eine solche Prüfung ihres Intellekts ist ein Gesetz ihrer Natur, gleich dem Wachstum des Kindesalters zum Mannesalter, und analog der sittlichen Feuerprobe, die die Bewegkraft ihres geistigen Lebens ist. Die Lehren über recht und unrecht, die sie in der Schule gelernt haben, sind zu verwirklichen mitten unter dem Guten und Bösen dieser Welt; und die intellektuellen Zustimmungen, in denen sie in gleicher Weise von Anfang an unterrichtet

worden sind, sind ebenso zu erproben, zu realisieren und zu entwickeln, durch die Uebung ihrer gereiften Urteilskraft.

Gewiß: solche Prozesse der Erforschung, sei es in religiösen oder in weltlichen Dingen, können oft mit einer Umstürzung der Zustimmungen enden, zu deren Bestätigung sie ursprünglich unternommen wurden; wie ein Schüler, der eine Rechenaufgabe nach seinem Buch ausarbeitet, damit enden mag, daß er in der Lösung einen Druckfehler entdeckt oder zu entdecken meint. Aber die Frage, die uns hier angeht, ist, ob Akte der Zustimmung und der Folgerung miteinander zu vereinen sind; und mein vages Bewußtsein von der Möglichkeit einer Umstürzung meines Glaubens im Lauf meiner Untersuchungen widerstreitet so wenig der Ehrlichkeit und Festigkeit jenes Glaubens, während die Untersuchungen vor sich gehen, wie die Anerkennung der Möglichkeit, daß mein Zug entgleise, ein Beweis ist für eine Absicht meinerseits, einem so großen Unglück mich auszusetzen. Mein Geist wird nicht berührt von einer wissenschaftlichen Abwägung der Möglichkeiten, noch kann irgendein Gesetz über Durchschnitte auf meinen besonderen Fall einwirken. Eine Gefahr laufen ist nicht dasselbe, wie einen Unfall erwarten; und wenn meine Meinungen wahr sind, so habe ich ein Recht zu denken, daß sie eine Prüfung vertragen werden. Auch schließt andererseits Glaube, in seinem Wesen betrachtet, auf Seiten des Glaubenden nicht einen positiven Entschluß ein, diesen Glauben niemals aufzugeben. Was Glaube, als solcher, einschließt, ist: nicht eine Absicht, niemals zu wechseln, sondern die vollkommene Abwesenheit jedes Gedankens, oder jeder Erwartung oder Furcht, er könnte wechseln. Ein spontaner Entschluß, niemals zu wechseln, ist nicht vereinbar mit dem Wesen des Glaubens; da eben die Kraft und Absolutheit des Aktes der Zustimmung irgendeinen solchen Entschluß ausschließt. Wir beschließen gemeinhin nicht, das nicht zu tun, was jemals zu tun wir uns überhaupt nicht vorstellen können. Freilich würden wir bereitwillig ein solches formelles Versprechen geben, wenn wir dazu aufgefordert würden; denn, da wir die Wahrheit haben, und Wahrheit nicht sich ändern kann, wie bestände die Möglichkeit, unsern Glauben zu wechseln, ausgenommen freilich durch unsere eigene Schwäche und un-

sern Wankelmut? Wir haben aber keine Spur von Absicht, schwach oder wankelmütig zu sein; so ist unser Versprechen nur der natürliche Garant unserer Aufrichtigkeit. Es ist also möglich, ohne unsern Ueberzeugungen untreu zu werden, deren Gründe zu prüfen, selbst wiewohl sie unter der Prüfung vielleicht versagen, da wir dieses Versagen nicht argwöhnen.

Und eine solche Prüfung erfüllt, wie ich gesagt habe, nur ein Gesetz unserer Natur. Unsere ersten Zustimmungen, richtig oder falsch, sind oft wenig mehr als Vorurteile. Das Denken, das ihnen vorhergeht und sie begleitet, erhebt sich, wiewohl es für seinen Zweck genügt, nicht zu der Wichtigkeit und Energie der Zustimmungen selber. Mit fortschreitender Zeit fangen wir an, gradweise und ohne ausdrückliche Absicht, durch Reflexion und Erfahrung die Begriffe und die Bilder, denen jene Zustimmungen gegeben werden, zu befestigen und zu korrigieren. Zuzeiten ist es eine Notwendigkeit, in aller Form eine Uebersicht und Revision dieser oder jener Klasse von ihnen vorzunehmen; derer, die sich auf Religion beziehen, oder auf soziale Pflichten, oder auf Politik, oder auf die Führung des Lebens. Zuweilen beginnt diese Uebersicht mit Zweifeln gegenüber den Dingen, die wir zu betrachten uns vornehmen, d. h., mit einer Suspension der Zustimmungen, die uns bisher vertraut waren; zuweilen sind diese Zustimmungen zu stark, um ihr Verlorengehen beim ersten Sichrühren des wissensdurstigen Intellekts zuzulassen, und wenn sie, mit fortschreitender Zeit, nachgeben, so kommt die Veränderung unseres Geistes, sei es zum Guten oder zum Bösen, von der akkumulativen Kraft der, gesunden oder ungesunden, Argumente, welche die Sätze, die wir bislang angenommen haben, zum Schweigen bringen. Einwände, freilich, als solche haben nicht direkt die Kraft, Zustimmungen zu schwächen; aber wenn sie viele werden, sprechen sie gegen die impliziten Urteile oder formellen Folgerungen, die ihre Bürgschaft sind, suspendieren ihre Akte und unterminieren nach und nach deren Gewohnheit. Dann schwindet die Zustimmung; aber, ob langsam oder plötzlich, ist eine Sache der Umstände und des Zufalls. Indessen: ob die ursprüngliche Zustimmung fortgesetzt wird oder nicht, die neue Zustimmung unterscheidet sich von der alten

dadurch, daß sie die Stärke der Ausdrücklichkeit und der Ueberlegung hat; daß sie nicht ein bloßes Vorurteil ist, und ihre Stärke nicht die Stärke des Vorurteils. Sie ist eine Zustimmung, nicht nur zu einem gegebenen Satz, sondern zu dem Anspruch dieses Saztes auf unsere Zustimmung, weil er wahr ist; sie ist eine Zustimmung zu einer Zustimmung, oder was man gemeinhin eine Ueberzeugung nennt.

Selbstverständlich können diese Reflexionsakte in einer Reihe wiederholt werden. Wie ich aussage: „Großbritannien ist eine Insel" und dann aussage: „Daß ‚Großbritannien eine Insel ist', hat Anspruch auf meine Zustimmung", oder dem ist „zuzustimmen", oder ist „als wahr anzunehmen" oder ist „zu glauben" oder einfach „ist wahr" (diese Prädikate sind äquivalent), so kann ich fortfahren: „der Satz, *‚daß Großbritannien — eine — Insel — ist* ist zu glauben', ist zu glauben", usw., usw.; und so *in infinitum*. Doch das wäre nur eine Spielerei. Der Geist ist gleich einem doppelten Spiegel, in welchem die Reflexionen des Selbst innerhalb des Selbst sich vervielfältigen, bis sie unterscheidbar werden; und die erste Reflexion enthält alle die übrigen. Zu gleicher Zeit ist es wohl der Mühe wert, zwei andere Reflexionssätze zu beachten: — „Daß ‚Großbritannien ist eine Insel' wahrscheinlich ist" ist wahr; — und „Daß ‚Großbritannien ist eine Insel' ungewiß ist" ist wahr: — denn der erste dieser Sätze ist der Ausdruck für ‚Meinung', und der zweite für formalen oder theologischen ‚Zweifel', wie ich bereits dargelegt habe.

Ich muß noch einen Schritt weiter gehen: — lassen wir den Satz, dem die Zustimmung gegeben wird, so absolut wahr sein, wie der Reflexionsakt es ausspricht, d. h.: objektiv sowohl wie subjektiv wahr, dann kann man die Zustimmung eine W a h r n e h m u n g nennen, die Ueberzeugung eine s u b j e k t i v e G e w i ß h e i t, den Satz oder die Wahrheit eine o b j e k t i v e G e w i ß h e i t oder ein erkanntes Ding, oder eine Materie der E r k e n n t n i s; und ihr zustimmen ist so viel wie e r k e n n e n.

Wenn ich so rede, eröffne ich natürlich die allwichtige Frage: was ist Wahrheit, und was scheinbare Wahrheit? Was ist echte Erkenntnis, und was ihr unechtes Gegenstück? Welche

sind die Proben, um Gewißheit von bloßer Meinung und Täuschung zu unterscheiden? Was immer ein Mann als wahr hält, von dem wird er auch sagen, daß er es als gewiß hält; und für den Augenblick muß ich ihm diese seine Annahme hingehen lassen, in der Hoffnung, im weiteren Verlauf in der einen oder andern Form die Schwierigkeiten zu verringern, die hindern, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, warum er so handle. Und ich habe umso weniger Bedenken, so vorzugehen, als ich glaube, daß es unter leidlich verständigen und vorsichtigen Menschen weit weniger Fälle falscher Gewißheit gibt, als auf den ersten Blick vermutet werden möchte. Menschen sind oft im Zweifel über Sätze, die wirklich wahr sind, sie sind nicht gemeinhin gewiß über solche, die einfach falsch sind. Was sie für eine Gewißheit ansehen, ist meistens eine Wahrheit. Nicht daß nicht auch sogar unter den Gebildeten des Volkes vorschnell geredet wird, und manch einer Versicherungen über Gewißheit abgibt, für die er keine Bürgschaft hat — aber ein soches zuversichtliches von-der-Leber-wegreden ist kein Beweis, wie diese Menschen schriftlich sich ausdrücken würden. Niemand wird gerechterweise in irgendeiner Sache sich für gewiß halten, wofern er dafür nicht zureichende Gründe hat; und so ist es selten, daß, was nicht wahr ist, so frei von jedem Zeichen und Beweis der Falschheit wäre, daß es im Geist nicht einen Verdacht zu seinem Nachteil erregte, nicht einen Grund zur Suspension des Urteils gäbe. Indessen: ich werde zu dieser Schwierigkeit später Bemerkungen zu machen haben; hier will ich zwei Bedingungen der Gewißheit erwähnen, die einiges Licht auf sie werfen werden und die in enger Verbindung zu jener notwendigen Vorbereitung der Erforschung und Prüfung stehen. Die eine, die *a priori* ist oder im Wesen der Sache liegt, wird uns sagen, was Gewißheit nicht ist; die andere, die *a posteriori* ist oder aus Erfahrung stammt, wird uns einigermaßen sagen, was Gewißheit ist.

1. Gewißheit ist, wie ich sagte, die Wahrnehmung einer Wahrheit zugleich mit der Wahrnehmung, daß sie eine Wahrheit ist, oder das Bewußtsein der Erkenntnis, wie es ausge-

drückt ist in dem Satz: „ich weiß, was ich weiß" oder „ich weiß, daß ich weiß, daß ich weiß", oder einfach, „ich weiß"; denn eine Reflexionsaussage deis Geistes über sich selbst resumiert die ganze Reihe von Bewußtheiten des Selbst, ohne eine aktuelle Entfaltung ihrer zu erfordern. Gewißheit ist die Erkenntnis einer Wahrheit: — aber was einmal wahr ist, ist immer wahr, und kann nicht ausbleiben, während, was einmal erkannt ist, nicht immer erkannt zu werden braucht, und ausbleiben kann. Daraus folgt, daß, wenn ich einer Sache gewiß bin, ich glaube, daß sie das verbleiben wird, was zu sein ich jetzt halte, selbst wiewohl mein Geist das Mißgeschick hätte, sie zu verlieren. Da bloße Argumente nicht das Maß der Zustimmung sind, kann niemand eines Satzes gewiß heißen, dessen Geist nicht spontan und prompt alle Einwände, die gegen dessen Wahrheit gerichtet sind, schon bei der ersten Andeutung, als nichtig, als impertinent, als sophistisch zurückweist. Niemand ist einer Wahrheit gewiß, der den Gedanken aushalten kann, daß ihr kontradiktorisches Gegenteil tatsächlich existiert oder eintritt; und das nicht aus irgendeinem festen Vorsatz oder einer Anstrengung, ihn zurückzuweisen, sondern, wie ich gesagt habe, durch die spontane Tätigkeit des Intellekts. Was ihr entgegengesetzt ist, mit seinem Apparat von Argumenten, entschwindet dem Geist so rasch, wie es in ihn eingeht; und wiewohl es ihm noch so oft durch die Hartnäckigkeit eines Opponenten oder einen freiwilligen oder unfreiwilligen Akt der Einbildungskraft vorgeführt werden mag, sind dennoch dieser widersprechende Satz und seine Argumente bloße Phantome und Träume im Licht unserer Gewißheit, und eben ihr Eingehen in den Geist ist auch schon der erste Schritt ihres Herausgehens. Solcherart ist die Stellung unseres Geistes gegenüber der heidnischen Phantasie, daß Enceladus unter dem Aetna liege; oder, um nicht einen so extremen Fall zu nehmen, daß Johanna Southcote eine Botin des Himmels war, oder der Kaiser Napoleon wirklich einen Stern hatte. Analog dieser peremptorischen Behauptung negativer Sätze ist die Revolte des Geistes gegen Annahmen, die mit positiven Feststellungen, ob nun abstrakten Wahrheiten oder Tatsachen, deren wir gewiß sind, nicht vereinbar sind; wie, daß eine

gerade Linie die längste mögliche Entfernung zwischen ihren beiden Endpunkten sei; daß Großbritannien an Gestalt ein genaues Viereck oder ein Kreis sei; daß ich dem Tod entgehen werde; oder daß mein bester Freund falsch zu mir sei.

Wir können freilich, wenn wir wollen, sagen, daß ein Mann in einem gegebenen Falle oder in jedem beliebigen Fall, eine solche höchste Ueberzeugung nicht haben sollte; und daß er dshalb unrecht habe, wenn er Meinungen, die er selber nicht teilt, mit dieser sogar unfreiwilligen Verachtung behandelt; — gewiß, wir haben ein Recht, so zu sprechen, wenn wir wollen; aber wenn ein Mann tatsächlich eine solche Ueberzeugung hat; wenn er gewiß ist, daß Irland im Westen Englands liegt, oder daß der Papst der Stellvertreter Christi ist, dann bleibt ihm nichts übrig, wenn er konsequent sein wollte, als seine Ueberzeugung bis zu jener stolzen Intoleranz gegenüber jeder gegenteiligen Behauptung zu verwirklichen; und wenn er in seinem eigenen Geist tolerant wäre, ich sage nicht duldsam (denn Duldsamkeit und Freundlichkeit sind sittliche Pflichten, sondern ich meine im intellektuellen Sinne tolerant), gegenüber Einwänden als Einwänden, so würde er die Ansichten, die sie darstellten, virtuell unterstützen und ermuntern. Ich meine: ich wäre sicherlich ganz intolerant gegenüber einer Idee, wie die, daß ich eines Tages Kaiser der Franzosen sein werde; ich würde sie für zu absurd halten, um auch nur lächerlich zu sein, und denken, daß ich irrsinnig sein müßte, ehe ich sie haben könnte. Und versuchte ein Mann, mich zu überreden, daß Verräterei, Grausamkeit oder Undankbarkeit so preiswürdig seien, wie Ehrenhaftigkeit und Mäßigung, und daß ein Mann, der das Leben eines Schurken lebte und den Tod eines Unmenschen starb, von der künftigen Vergeltung nichts zu fürchten habe, so würde ich dafür halten, daß von mir nicht verlangt werden kann, auf seine Argumente zu hören, ausgenommen in der Hoffnung, ihn zu bekehren — wiewohl er mich wegen meiner Weigerung, seine Anschauungen zu untersuchen, einen bigotten Menschen und einen Feigling nannte. Und wenn er in einer Angelegenheit, die meine zeitlichen Interessen berührte, mich mit betrügerischen Handlungen durch, wie er sich ausdrückte, philosophische Ansichten

zu versöhnen versuchte, so würde ich zu ihm sagen: „*Retro Satana*", und das nicht aus einem Verdacht, daß es ihm gelingen könnte, unveränderliche Prinzipien umzustoßen, sondern aus einem Bewußtsein meiner eigenen moralischen Wandelbarkeit, und einer Furcht aus diesem Grund, daß ich der Wahrheit nicht intellektuell getreu sein möchte. Dies also ist, dem Wesen der Sache nach, ein Hauptcharakteristikum der Gewißheit in allen Dingen, daß wir in der Tat zuversichtlich sind, daß diese Gewißheit dauern wird; daß wir aber auch dieserhalb zuversichtlich sind, daß, wenn sie verloren ginge, nichtsdestoweniger das Ding selbst, was immer es sei, dessen wir gewiß sind, genau so verbleiben wird, wie es ist, wahr und unumstößlich. Ist das so, dann ist es leicht, Fälle eines Festhaltens an Sätzen zu finden, das die Bedingungen der Gewißheit nicht erfüllt; z. B.:

a) Wie positiv und umständlich können bei einer Disputation beide Seiten in einer Tatsachenfrage sein, für die sie ihre Beweise geben, bis sie aufgefordert werden, sie zu beschwören, und wie behutsam und bedingt wird dann ihr Zeugnis! Wiederum: wie zuversichtlich sind sie in ihren wetteifernden Berichten über eine Verhandlung, bei der sie anwesend waren, bis eine dritte Person auftritt, die das entscheidende Wort sprechen wird! Dann mäßigen sie plötzlich ihren Ton und beschneiden ihre Aussagen und halten sich mit Klauseln und Erklärungen Schlupflöcher zum Entkommen frei, für den Fall, daß sein Zeugnis zu ihren Ungunsten ausfiele. Zuerst konnte keine Redensart zu verwegen oder absolut sein, um die Entschiedenheit ihres Wissens über dies und das auszudrücken; aber der zweite Gedanke ist besser, und daß zu ihm Anlaß ist, zeigt, daß ihr Glaube die Gewißheit nicht erreicht.

b) Ferner können wir zweifeln, ob nicht manch ein zuversichtlicher Ausleger der Schrift, der so sicher ist, daß St. Paulus dieses meinte, und daß St. Johannes oder St. Jakobus jenes nicht meinte, ernstlich außer Fassung käme in der Gegenwart jener Apostel, wenn sie möglich wäre, und ob sie nicht jetzt bei der Behandlung ihres Themas eine Kühnheit der Rede deshalb entwickeln, weil niemand da ist, sie autoritativ zurechtzusetzen, wenn sie im Unrecht sind?

c) Nehmen wir ein anderes Beispiel, in welchem die Abwesenheit der Gewißheit von Anfang an zugegeben wird. Wiewohl es für Katholiken eine Glaubenssache ist, daß Wunder in der Kirche niemals aufhören, ist doch, daß dieses oder jenes erklärte Wunder wirklich stattfand, meistens nur eine Sache der Meinung, und wenn es, ob auf Zeugnis oder Tradition, geglaubt wird, wird es nicht mit Ausschluß alles Zweifels geglaubt, sei es über die Tatsache oder über deren Wunderbarkeit. So kann ich an die Flüssigwerdung des Blutes St. Pantaleons glauben, und nach meinem besten Wissen und Gewissen glauben, daß es ein Wunder ist; jedoch angenommen, ein Chemiker böte sich an, genau dasselbe Phänomen unter genau ähnlichen Umständen mit dem Material, das seine Wissenschaft ihm zur Verfügung stellte, hervorzubringen, so daß er, was übernatürlich schien, innerhalb die Naturgesetze zurückführte, so würde ich mit einer Suspension des Geistes und mit Besorgnis auf sein Experiment achtgeben, weil ich kein Wort Gottes habe, an dem ich als einem Grund der Gewißheit, daß die Flüssigwerdung ein Wunder ist, einen Rückhalt hätte.

d) Nehmen wir eine andere wesentliche Offenbarung von Furcht; ich meine Reizbarkeit und Ungeduld im Widersprechen, Heftigkeit im Behaupten, Entschlossenheit, andere zum Schweigen zu bringen — das sind die Zeichen eines Geistes, der noch nicht zur ruhigen Freude der Gewißheit gelangt ist. Niemand, nehme ich an, möchte behaupten, daß er der Pluralität der Welten gewiß sei: diese Ungewißheit über den Gegenstand ist just die Erklärung, und die einzige Erklärung, die meinen Geist befriedigt, für die sonderbare Heftigkeit der Sprache, die vor kurzem die philosophische Polemik darüber entehrt hat. Die, welche einer Sache gewiß sind, sind unempfindliche Gegner; es genügt ihnen, daß sie die Wahrheit haben; und sie haben wenig Neigung, die Halluzinationen anderer zu kritisieren, und noch weniger werden sie zornig über deren Positivität oder Scharfsinn im Argumentieren; aber schmähen, üble Motive unterschieben, der Sophistik beschuldigen, hitzig und hochfahrend sein, ist die Spezialität von Menschen, die für ihre eigene Stellung besorgt sind und fürchten,

daß man ihr zu nahe rücken könnte. Und in ähnlicher Weise wird oft die Maßlosigkeit im Reden und Denken, die zuweilen bei Konvertiten eines religiösen Bekenntnisses sich findet, nicht ohne Plausibilität (selbst wenn im einzelnen Falle irrtümlich), irgendeinem Riß in der Vollständigkeit ihrer Gewißheit zugeschrieben, der die Harmonie und Ruhe ihrer Ueberzeugungen verhindert.

e) Ferner zeigt sich diese intellektuelle Angst, die mit Gewißheit unvereinbar ist, darin, daß wir in unserem Geist zu den Argumenten immer wiederkehren, auf die hin wir zum Glauben kamen; daß wir unsere Schlüsse nicht liegen lassen; daß wir den Beweis überarbeiten und kräftigen und gleichsam auswendig lernen, als ob unsere höchste Zustimmung nur eine Folgerung wäre. Solcherart ist auch unsere unnötige Erklärung, daß wir gewiß seien, wie um uns selbst zu versichern, und unser Appell an andere, um ihre Stimme zu den Wahrheiten zu erlangen, deren wir so sicher sind; was nicht anders ist, als wenn wir einen andern fragten, ob wir müde und hungrig seien, oder zu unserem Genügen gegessen und getrunken haben. Alle Gesetze sind allgemein; keine sind unveränderlich; ich schreibe nicht als Moralist oder Kasuist. Es muß immer im Auge behalten werden, daß diese verschiedenen Phänomene des Geistes, wiewohl Anzeichen, doch nicht unfehlbare Anzeichen der Ungewißheit sind; sie mögen, im einzelnen Fall, aus anderen Umständen kommen: Solche Aengste und Besorgnisse können bloß gefühlsmäßig und aus der Einbildungskraft, nicht intellektuell, sein, gleich dem Herzklopfen, ja sogar, wie mir erzählt worden ist, dem Zittern der Glieder selbst der tapfersten Männer vor der Schlacht, wenn sie still liegend den ersten Angriff des Feindes erwarten. Dieserart ist auch jene bebende Selbsterforschung, jene Besorgnis des Geistes, er könnte nicht stark genug glauben, die, nicht aber Zweifel, wie ich annehme, der Untergrund ist der in den wohlbekannten Versen beschriebenen Sensibilität:

„Mit Augen, allzu fieberbebend wach,
Als daß sie Dunkel über Ihn ertrügen."

Und so wiederum kann eines Mannes Ueberernst im Argumentieren aus Eifer oder Liebe stammen; seine Ungeduld aus

Treue für die Wahrheit; seine Extravaganz aus Mangel an Geschmack, aus Enthusiasmus, oder aus jugendlichem Feuer; und seine rastlose Rückkehr zu Argumenten, nicht aus persönlicher Unruhe, sondern aus der lebendigen Würdigung des polemischen Talents eines Opponenten oder seines eigenen, oder der philosophischen Schwierigkeiten des strittigen Gegenstandes. Das sind Punkte zur Beachtung für jene, die es mit der Registrierung und Erklärung der, wie man sie nennen kann, meteorologischen Phänomene des menschlichen Geistes zu tun haben, und sie stören nicht das breite Prinzip, das ich aufstellen möchte: daß Argumente fürchten so viel ist wie am Schlusse zweifeln, und einer Wahrheit gewiß sein so viel wie sorglos sein gegenüber Einwänden; — noch auch die praktische Regel, daß Zustimmung nicht Gewißheit ist und mit ihr nicht verwechselt werden darf.

2. Nun zur Betrachtung, was „Gewißheit" positiv ist, als eine Sache der Erfahrung. Sie ist, als ein Zustand des Geistes, begleitet von einem spezifischen Gefühl, ihr eigen, das sie, ich sage nicht, als ihr praktischer Prüfstein oder ihre *differentia,* aber als ihr Anzeichen und in einem gewissen Sinn ihre Form von andern, intellektuellen und moralischen, Zuständen unterscheidet. Wenn ein Mann sagt, er sei gewiß, so meint er, daß er sich selbst bewußt sei, dieses spezifische Gefühl zu haben. Es ist ein Gefühl der Befriedigung und Selbstbeglückwünschung, der geistigen Sicherheit, stammend aus einem Bewußtsein des Erfolgs, der Erlangung, des Besitzes, der Endgültigkeit in betreff der Dinge, die in Frage gestanden haben. Wie eine gewissenhafte Tat begleitet ist von einer Selbstbilligung, die nichts außer ihr schaffen kann, so ist Gewißheit verbunden mit einem Gefühl *sui generis,* in welchem sie lebt und sich offenbart. Die beiden parallelen Gefühle haben freilich keine Verwandtschaft miteinander, indem das genußreiche Selbstausruhen der Gewißheit dem Tun einer guten Tat so fremd ist, wie die Wärme der Selbstbilligung des Gewissens der Wahrnehmung einer Wahrheit; indessen: Erkenntnis ebensowohl wie Tugend, ist ein Ziel, und sowohl Erkenntnis wie Tugend führen, wenn man auf sie reflektiert, ihren eigenen Lohn mit sich in dem charakteristischen Gefühl, das, wie ich

gesagt habe, einer jeden eigen ist. Und wie die Ausführung des Rechten ausgezeichnet wird durch diesen religiösen Frieden, so wird die Erlangung des Wahren bezeugt durch diese geistige Sicherheit.

Wie das Gefühl der Selbstbilligung, das guter Führung eigen ist, nicht zu dem Bewußtsein oder Besitz vom Schönen oder Geziemenden, vom Angenehmen oder Nützlichen gehört, so findet man auch nicht, daß die spezielle Entspannung und das Ausruhen des Geistes, die das Anzeichen der Gewißheit sind, jemals auf einfache Zustimmung, auf Prozesse der Folgerung oder auf Zweifel folgen; auch nicht auf Forschung, Mutmaßung, Meinung als solche, noch auf irgendeinen andern Zustand oder eine Tätigkeit des Geistes, außer Gewißheit. Im Gegenteil, jene Akte und Zustände des Geistes haben ihre eigenen Genüsse, andere als der der Gewißheit, wie aus einer Betrachtung ihrer im einzelnen deutlich hervorgehen wird.

a) Philosophen verbreiten sich gern über die Freuden der Erkenntnis; auch brauche ich hier nicht zu beweisen, daß solche Freuden existieren; aber das Ruhen im Selbst und in dessen Gegenstand, als verbunden mit dem Selbst, das ich der Gewißheit beilege, verknüpft sich nicht mit bloßem Erkennen, d. h. der Wahrnehmung von Dingen, sondern mit dem Bewußtsein, diese Erkenntnis zu haben. Die einfache und direkte Wahrnehmung von Dingen hat ihre eigene große Befriedigung; aber sie muß sie anerkennen als Wirklichkeiten, und sie anerkennen als erkannt, ehe sie die Wahrnehmung der Gewißheit wird und die Befriedigung der Gewißheit hat. In der Tat: so viel ich sehe, ist die Lust, die Wahrheit wahrzunehmen, ohne auf sie als Wahrheit zu reflektieren, nicht sehr verschieden, ausgenommen an Intensität, von der Lust, als solcher, der Zustimmung oder des Glaubens für das, was nicht wahr ist, ja sogar von der Lust der bloß passiven Aufnahme von Sätzen oder Erzählungen, welche weder erklären, wahr zu sein, noch Anspruch erheben, geglaubt zu werden. Darstellungen jeder Art sind in ihrem Wesen schon ergötzlich, ob sie wahr sind oder nicht, ob sie zu uns als wahr kommen oder nicht. Wir lesen eine Geschichte, oder eine biographische Notiz, mit Vergnügen; und wir lesen einen Roman mit Vergnügen; und ein Vergnügen,

das ganz unabhängig ist von der Frage der Tatsächlichkeit oder Erfindung. In der Tat: wenn wir junge Leute überreden wollen, Geschichte zu lesen, sagen wir zu ihnen, daß sie so interessant sei, wie ein Roman oder eine Novelle. Die bloße Erwerbung von neuen Bildern, und diese Bilder treffend, großartig, mannigfaltig, unerwartet, schön, mit gegenseitigen Beziehungen und Tendenzen, da sie Teile eines Ganzen sind, mit Zusammenhang, Folge, Entwicklung, mit wiederkehrenden Komplikationen und entsprechenden Lösungen, mit einer Krisis und einer Katastrophe, ist äußerst lustvoll, ganz und gar unabhängig von der Frage, ob irgendeine Wahrheit dabei ist. Ich leugne nicht, daß wir scheu und enttäuscht würden, wenn man uns sagte, daß sie ganz und gar unwahr seien, aber dies scheint der Reflexion zu entstammen, daß wir hereingelegt worden sind; nicht als ob die Tatsache ihrer Wahrheit ein unterschiedenes Element des Vergnügens wäre, wiewohl sie die Freude vermehren würde, indem sie sie mit einem Charakter des Wunderbaren schmücken, und sie mit bekannten oder feststellbaren Orten assoziieren würde. Aber selbst wenn die Freude der Erkenntnis nicht also auf die Einbildungskraft gegründet ist, so besteht sie doch mindestens nicht in jenem triumphierenden Ausruhen des Geistes nach einem Kampfe, das das Charakteristikum der Gewißheit ist.

Und so auch, was solche Darlegungen angeht, die unsere halbe Zustimmung gewinnen, wie Zaubergeschichten, Erzählungen über Aberglauben, über romantische Verbrechen, über Geister, oder solche, denen wir im Augenblick mit einer schwachen und lässigen Zustimmung folgen — zeitgenössische Geschichte, politische Vorkommnisse, Tagesneuigkeiten — ist die Lust, die aus ihnen kommt, die der Neuigkeit oder Neugierde, und ist ähnlich der Lust, die aus der Aufregung des Glücksspiels und der Abwechslung entspringt; sie hat in sich kein Bewußtsein des Besitzens: sie ist einfach uns äußerlich und hat nichts Verwandtes mit dem Gedanken an eine Schlacht und einen Sieg.

b) Ferner hat das Streben nach Erkenntnis seine eigene Lust, unterschieden von den Freuden der Erkenntnis, wie auch von jener, bewußt sie zu besitzen. Dies wird sofort klar, wenn wir

bedenken, welch eine Leere und Depression des Geistes zuweilen nach der Beendigung einer noch so erfolgreich zu Ende geführten Untersuchung über uns kommt, verglichen mit dem Interesse und dem Leben, mit dem wir sie führten. Die Lust des Suchens, gleich der einer Jagd, liegt im Suchen selbst, und endet an dem Punkt, wo die Freude der Gewißheit beginnt. Ihre Elemente sind durchaus andersartig als jene, welche die heitere Befriedigung der Gewißheit ausmachen. Zunächst sind die sukzessiven Schritte der Entdeckung, die eine Erforschung begleiten, kontinuierliche und immer weiter reichende Informationen, und lustvoll, nicht nur als solche, sondern auch als die Beweise vergangener Anstrengungen, und als das Pfand schließlichen Erfolges. Dann ist hier das Interesse, das an ein Geheimnis sich knüpft, das noch nicht gehoben ist, aber Aussicht darauf hat, — die komplexe Lust der Verwunderung, Erwartung, plötzlicher Ueberraschungen, des Aufschubs, und der Hoffnung, der launenhaften, jedoch sicheren, Fortschritte zum Unbekannten. Und hier ist auch die Lust, die sich verbindet, mit den Mühen und Konflikten des Starken; dem Bewußtsein und den aufeinanderfolgenden Beweisen der Macht, der moralischen und intellektuellen: dem Stolz auf Scharfsinn und Geschicklichkeit, auf Fleiß, Geduld, Wachsamkeit und Ausdauer.

Das sind die Freuden der Erforschung und Entdeckung; und diesen müssen wir noch hinzufügen, was ich in meinem letzten Satz angedeutet habe: die logische Befriedigung, wie man sie nennen kann, die jene geistigen Anstrengungen begleitet. Hier ist viel Freude, wie man sieht, wenigstens für gewisse Geister, im Fortschreiten von besonderen Tatsachen zu Prinzipien, im Verallgemeinern, Unterscheiden, im Ordnen und Sinngeben der verwirrenden Phänomene, die sich uns darbieten. Dies ist die Art von Lust, welche die Behandlung von Wahrscheinlichkeiten begleitet, die auf Schlüsse weisen, ohne sie zu erreichen; oder von Einwänden, die abgewogen werden müssen und gemessen, und richtig gestellt für das, was sie über und gegen von früher her evidente Sätze wert sind. Es ist die spezielle Lust, die zur „Folgerung" im Gegensatz zur „Zustimmung" gehört, eine Lust fast wie die des Dichters, da Dämmer mehr Poesie hat als der Mittag. Derart ist die Freude

des Anwalts, der einen guten Fall in der Hand hat und die einzelnen Angriffe von einem halben Dutzend scharfer Intellekte erwartet, von denen jeder von seinem eigenen Standpunkt aus vorgeht. Ich vermute, daß dies die Lust war, die die Akademiker im Auge hatten, als sie aufstellten, daß das Glück nicht im Finden, sondern im Suchen der Wahrheit liege. Suchen freilich mit der objektiven Gewißheit, nicht zu finden, was wir suchen, kann in irgendeiner ernsthaften Angelegenheit nicht lustvoll sein, so wenig wie die Arbeit des Sisyphus oder der Danaiden; aber wenn das Resultat uns nicht sehr stark berührt, haben kluge und miteinander wetteifernde Argumente die Anziehungskraft eines Glücks- oder Kunstspiels, ob sie nun zu einem entscheidenden Schluß führen oder nicht.

c) Gibt es eine Lust des „Zweifels" ebenso wie der „Folgerung" und der „Zustimmung?" In einem Sinne, ja. Nicht freilich, wenn Zweifel einfach Unwissenheit, objektive Ungewißheit oder hoffnungslosen Aufschub bedeutet; aber es gibt eine gewisse feierliche Ergebung in Unwissenheit, eine Anerkennung unserer Ohnmacht, gewichtige und dringende Fragen zu lösen, die eine Befriedigung eigener Art hat. Nach hohem Streben, nach wiederholten Anstrengungen, nach vergeblichen Mühen, nach langem Wandern, nach Hoffnung, Kampf, Müdigkeit, Fehlschlagen, leidvollem Wechsel und Rückfall, ist es eine unermeßliche Erleichterung für den erschöpften Geist, imstande zu sein, zu sagen: „am Ende weiß ich, daß ich nichts wissen kann", — d. h. solange er sich in einer Denkhaltung aufrechterhalten kann, die keine Aussicht auf Dauer hat, weil sie unnatürlich ist. Aber hier liegt die Befriedigung nicht im Nichtwissen, sondern im Wissen, daß es nichts zu wissen gibt. Es ist ein positiver Akt der Zustimmung oder Ueberzeugung, gegen etwas, das im einzelnen Fall eine Unwahrheit ist. Es ist die Zustimmung und die falsche Gewißheit, welche die Ursache der Gemütsruhe sind. Unwissenheit bleibt das Uebel, das es immer war, aber etwas vom Frieden der Gewißheit wird gewonnen dadurch, daß man das Schlimmste weiß und seinen Geist mit dem Ertragen desselben versöhnt hat.

Es mag scheinen, daß ich nutzlos weitschweifig war, als ich so bei den lustvollen Affekten verweilte, die einzeln jene ver-

schiedenen Zustände des Intellekts begleiten, aber ich habe damit einen Zweck verfolgt. Daß Gewißheit ein natürlicher und normaler Zustand des Geistes ist und nicht (wie zuweilen behauptet wird) eine seiner Extravaganzen oder Schwächen, wird in der Tat durch die Bemerkungen bewiesen, die ich oben zu demselben Einwand, gegen die Zustimmung gerichtet, gemacht habe; denn Gewißheit ist nur eine ihrer Formen. Aber ich habe es für richtig gehalten, auch noch, wenn auch auf Unkosten einer Abschweifung, zu verstehen zu geben, daß wie niemand der „Untersuchung", dem „Zweifel" und der „Erkenntnis" einen legitimen Platz unter den Bestandteilen unseres Geistes versagen würde, so auch niemand vernünftigerweise einen Zustand des Geistes ignorieren kann, der nicht nur als ein Wesen habend sich erweist dadurch, daß er ein Gefühl *sui generis* und charakteristisch besitzt, sondern auch darin „Untersuchung", „Zweifel" und „Erkenntnis" analog ist, daß er ein solches Gefühl hat.

DER FOLGERUNGSSINN

Es gibt Leute, die mit Gründen *a priori* behaupten, daß sintemal Erfahrung mittelst Syllogismen immer nur zu Wahrscheinlichkeiten führe, Gewißheit immer ein Irrtum sei. Es gibt andere, die, während sie diesen Schluß bestreiten, doch das im Argument vorausgesetzte Prinzip *a priori* einräumen, und infolgedessen gezwungen sind, um die objektive Gewißheit unserer Erkenntnis in Schutz zu nehmen, ihre Zuflucht zu der Hypothese von Intuitionen, intellektuellen Formen und ähnlichem zu nehmen, die zu unserer Natur gehören und die dafür angesehen werden können, unsere Erfahrung zu etwas Höherem zu erheben, als was sie an sich ist. Ich möchte mit dieser letzteren Philosophenschule die objektive Gewißheit der Erkenntnis in allem Ernst festhalten, aber ich halte es für genug, zum Beweis derselben an die gemeinsame Stimme der Menschheit zu appellieren. Sie ist zu erklären als eine normale Operation unserer Natur, die, im allgemeinen, die Menschen wirklich mit Beispielen belegen. Sie ist ein Gesetz unseres Geistes, das in großem Maßstab in seiner Wirksamkeit exem-

plifiziert wird, ob es *a priori* ein Gesetz sein sollte oder nicht. Unser Hoffen ist ein Beweis, daß Hoffnung, als solche, nicht eine Extravaganz ist; und unser Besitz von Gewißheit ist ein Beweis, daß es nicht eine Schwäche oder absurd ist, gewiß zu sein. Wie es zugeht, daß wir gewiß sein können, das zu entscheiden ist hier nicht mein Geschäft; mir genügt es, daß Gewißheit gefühlt wird. Das ist es, was die Scholastiker, glaub' ich, einen Gegenstand *in facto esse* behandeln nennen, im Gegensatz zu *in fieri*. Hätte ich dieses letztre versucht, würde ich in die Metaphysik geraten sein; aber mein Ziel hat praktischen Charakter, so wie das Butlers in seiner „Analogie", mit diesem Unterschied, daß er von Wahrscheinlichkeit, Zweifel, Zweckmäßigkeit und Pflicht handelt, während ich auf diesen Seiten, ohne die Frage der Pflicht auszuschließen (weit entfernt), auf die Wahrheit von Dingen mich beschränken möchte und auf die Gewißheit des Geistes von dieser Wahrheit.

Subjektive Gewißheit ist ein geistiger Zustand: objektive Gewißheit ist eine Qualität an Sätzen. Jene Sätze nenne ich gewiß, die so beschaffen sind, daß ich ihrer gewiß bin. Gewißheit ist nicht ein passiver Eindruck, der von außen auf den Geist gemacht wird, durch argumentativen Zwang, sondern sie ist in allen konkreten Fragen (ja, sogar in abstrakten, denn wiewohl das Urteilen abstrakt ist, ist doch der Geist, der sie beurteilt, konkret) eine aktive Anerkennung von Sätzen als wahr, so wie es für jedes Individuum, einzeln und es selbst, die Pflicht ist, sie auf das Geheiß der Vernunft auszuüben, und, wenn die Vernunft es verbietet, sie zurückzuerhalten. Und die Vernunft heißt uns niemals, gewiß zu sein, außer auf einen absoluten Beweis hin; und ein derartiger Beweis kann uns niemals durch die Logik der Worte geliefert werden, da, wie Gewißheit zum Geist gehört, so auch der Akt der Folgerung, der zu ihr führt. Jedermann, der urteilt, ist sein eigenes Zentrum; und kein Hilfsmittel, um ein gemeinsames Maß für die Geister zu erlangen, kann diese Wahrheit umstürzen; — aber nun folgt die Frage: gibt es irgendein Kriterium für die Richtigkeit einer Folgerung, solcherart, daß es uns garantieren könnte, daß eine Gewißheit zugunsten des gefolgerten Satzes mit Recht hervorgerufen wird, sintemal unsere Garantie, wie

ich gezeigt habe, nicht wissenschaftlich sein kann? Ich habe bereits gesagt, daß das einzige und endgültige Urteil über die Stichhältigkeit einer Folgerung in konkreten Dingen der persönlichen Tätigkeit der schlußfolgernden Fähigkeit anvertraut ist, deren Vollkommenheit oder besondere Vorzüglichkeit ich den Folgerungssinn genannt habe; und ich bekenne, daß ich keinen Weg sehe, in der Beantwortung dieser Frage weiter zu gehen. Indessen: ich kann wenigstens meine Meinung noch vollständiger erklären; und darum will ich jetzt zuerst von der Sanktion des Folgerungssinnes reden, demnächst von seiner Natur, und dann von seinem Bereich.

Wir befinden uns in einer Welt von Tatsachen und wir gebrauchen diese; denn es gibt nichts anderes zu gebrauchen. Wir hadern nicht mit ihnen, sondern wir nehmen sie, wie sie sind, und machen uns das zunutze, was sie für uns tun können. Es wäre deplaziert, von Feuer, Wasser, Erde und Luft sozusagen ihre Kreditive zu verlangen dafür, daß sie auf uns einwirken und uns dienen. Wir nennen sie Elemente, ziehen Nutzen aus ihnen und machen aus ihnen unser Bestes. Wir spekulieren über sie nach unserem Belieben. Aber was wir noch weniger imstande sind zu bezweifeln oder zu annullieren, nach unserem Belieben oder nicht, ist das, was zugleich ihr Widerpart und ihr Zeuge ist, ich meine: wir selbst. Wir sind der Gegenstände der äußeren Natur bewußt, und wir reflektieren über sie und wirken auf sie, und diese Bewußtheit, Reflexion und Wirksamkeit nennen wir unsere Rationalität. Und wie wir die (sogenannten) Elemente gebrauchen, ohne erst zu kritisieren, worüber wir keine Gewalt haben, so ist es noch viel sinnloser, unsere eigene Natur zu kritisieren und zu tadeln, die nichts ist, als wir selber, anstatt sie zu gebrauchen entsprechend dem Gebrauch, den sie gemeinhin zuläßt. Unser Sein mit seinen Fähigkeiten, Geist und Körper, ist eine Tatsache außer aller Frage, da alle Dinge mit Notwendigkeit auf es bezogen sind, nicht es auf andere Dinge.

Wenn ich nicht voraussetzen kann, daß ich existiere, und in einer besonderen Weise, d. h. mit einer besonderen geistigen Konstiution, dann habe ich nichts, worüber zu spekulieren ist,

und täte besser, die Spekulation ganz zu lassen. So wie ich bin, ist es mein Alles; dies ist mein wesentlicher Standpunkt, und muß eingeräumt werden; anders ist das Denken nur ein eitles Vergnügen, der Mühe nicht wert. Es gibt keine Mitte zwischen dem Gebrauch meiner Fähigkeiten, wie ich sie habe, und meiner Selbstpreisgabe an die äußere Welt, je nach dem zufälligen Impuls des Augenblicks, wie Schaum auf den Spitzen der Wellen, mit einem einfachen Vergessen, daß ich bin.

Ich bin, was ich bin, oder ich bin nichts. Ich kann über mein Sein nicht denken, reflektieren oder urteilen, ohne eben von dem Punkt auszugehen, den zu erschließen mein Ziel ist. Meine Ideen sind alle Voraussetzungen, und ich bewege mich immer in einem Kreis. Ich kann nicht umhin, mir selbst zureichend zu sein, denn ich kann mich nicht zu etwas anderem machen; und mich ändern heißt mich vernichten. Wenn ich von mir selbst nicht Gebrauch mache, habe ich kein anderes Selbst zu gebrauchen. Meine einzige Aufgabe ist, zu ermitteln, was ich bin, um es in Gebrauch zu setzen. Es ist genug für den Beweis des Wertes und der Autorität irgendeiner Funktion, die ich besitze, imstande zu sein, auszusagen, daß sie natürlich ist. Was ich zu ermitteln habe, sind die Gesetze, unter denen ich lebe. Die erste elementare Lektion meiner Pflicht ist die der Resignation gegenüber den Gesetzen meiner Natur, welche immer sie sind; mein erster Ungehorsam ist, unwillig zu sein über das, was ich bin, und einem ehrgeizigen Streben zu fröhnen nach dem, was ich nicht sein kann; ein Mißtrauen gegen meine Kräfte zu hegen, und den Wunsch zu haben, Gesetze zu wechseln, die mit mir selbst identisch sind.

Wahrheiten, wie diese, die zu einleuchtend sind, um unwiderstehlich genannt zu werden, werden illustriert durch alles, was wir sonst in der Natur beobachten. Jedes Wesen genügt in einem wahren Sinn sich selber, so daß es imstand ist, seine besonderen Bedürfnisse zu befriedigen. Es ist ein allgemeines Gesetz, daß, was immer als eine Funktion oder ein Attribut irgendeiner Klasse von Wesen gefunden wird oder ihr natürlich ist, in seiner Substanz ihr angemessen ist, ihre Existenz fördert und nicht mit Fug als ein Mangel oder eine Enormität betrachtet werden kann. Kein Wesen könnte Dauer haben,

dessen konstituierende Teile im Krieg miteinander ständen. Und mehr als dies; es ist ein Vitalitätsprinzip heilenden und regenerierenden Charakters in jedem Wesen, das all dessen Teile und Funktionen in ein Ganzes zusammenschließt und die Uebelstände, die es, ob von außer her oder von innen, befallen, immer niederschlägt und wieder in Ordnung bringt, während es gar keine Tendenz zeigt, die zu jenem Wesen gehörigen Teile, als ob sie ihm fremd wären, abzustoßen. Es zeigt sich, daß die Tiere, im einzelnen, Glieder und Organe, Gewohnheiten, Instinkte, Begierden und Umgebungen haben, die alle zusammen für ihre Sicherheit und Wohlfahrt im ganzen sorgen; und, nachdem alle Ausnahmen berücksichtigt sind, von jedem von ihnen gesagt werden kann, daß es in seiner eigenen Art eine natürliche Vollkommenheit habe. Der Mensch ist das höchste der Lebewesen, und mehr noch freilich ein Lebewesen, da es einen Geist hat; d. h. er hat eine komplexe Natur, verschieden von jener, mit einem höheren Ziel und einer spezifischen Vollkommenheit; aber trotzdem ist die Tatsache, daß andere Wesen ihren Vorteil im Gebrauch ihrer besonderen Natur finden, ein Grund, vorwegzunehmen, daß der richtige Gebrauch unserer eigenen sowohl in unserem Interesse liegt, wie eine Notwendigkeit für uns ist.

Was ist die Eigentümlichkeit unserer Natur, im Gegensatz zu den niederen Lebewesen unserer Umgebung? Es ist dies, daß, wiewohl der Mensch das, womit er geboren ist, nicht ändern kann, er ein fortschrittliches Wesen ist mit Bezug auf seine Vollkommenheit und sein charakteristisches Gut. Andere Wesen sind vom ersten Augenblick ihrer Existenz an vollständig in jener Linie der Vollkommenheit, die ihnen zugemessen ist; der Mensch aber beginnt mit nichts (um das Wort zu gebrauchen) Verwirktlichtem, und hat selber Kapital zu schlagen aus der Uebung jener Fähigkeiten, die sein natürliches Erbteil sind. So schreitet er stufenweise vor zu der Fülle seiner ursprünglichen Bestimmung. Auch ist dieser Fortschritt kein mechanischer, noch auch ein notwendiger; er ist den persönlichen Anstrengungen eines jeden Individuums der Gattung überlassen; jeder von uns hat das Prärogativ, seine fragmentarische und rudimentäre Natur zu vervollständigen und seine eigene

Vollkommenheit zu entwickeln aus den lebendigen Elementen heraus, mit denen sein Geist sein Dasein begann. Es ist seine Gabe, der Schöpfer seiner eigenen Zulänglichkeit zu werden. Dies ist das Gesetz seines Wesens, dem er nicht entrinnen kann; und was immer in diesem Gesetz einbeschlossen liegt, das zu erfüllen ist er gebunden, oder vielmehr er wird dazu geführt.

Und hier komme ich nun auf die Beziehung, die diese Bemerkungen zu meinem Thema haben. Denn dieses Gesetz des Fortschritts wird ausgewirkt durch die Erwerbung des Wissens, dessen unmittelbare Instrumente Folgerung und Zustimmung sind. Angenommen also, die Entwicklung unserer Natur, sowohl individuell in uns selbst wie was das Menschengeschlecht anlangt, sei für jeden von uns an seinem Ort eine heilige Pflicht, so folgt daraus, daß diese Pflicht in inniger Weise mit dem richtigen Gebrauch jener zwei Hauptinstrumente zu ihrer Erfüllung verknüpft ist. Und wie wir die Kenntnis des Fortschrittgesetzes nicht durch irgendeine Ansicht *a priori* vom Menschen gewinnen, sondern dadurch, daß wir es als die Interpretation ansehen, die von ihm selber in großem Maßstab für die gewöhnliche Tätigkeit seiner intellektuellen Natur bereit gehalten wird, so auch müssen wir an ihn selbst, als eine Tatsache, appellieren und nicht an irgendeine apriorische Theorie, um herauszufinden, was in Hinsicht auf die beiden fraglichen Fähigkeiten das Gesetz seines Geistes ist. Wenn dann ein solcher Appell meine getroffene Entscheidung bestätigt, daß der Gang der Folgerung immer mehr oder weniger im Dunkeln liegt, während die Zustimmung immer deutlich und bestimmt ist, und trotzdem, was seinem Wesen nach so absolut ist, tatsächlich folgt auf etwas, das in seiner äußeren Manifestation so komplex, indirekt und verborgen ist — was bleibt uns dann übrig als die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und uns zu ergeben in das, was wir finden? d. h.: anstatt, was es doch nicht geben kann, irgendeine hinreichende Urteilswissenschaft zu ersinnen, die in konkreten Schlüssen Gewißheit erzwingen kann, zu gestehen, daß es keinen letzten Prüfstein der Wahrheit gibt, außer dem Zeugnis, das der Geist selber der Wahrheit gibt, und daß dieses Phänomen, verblüffend wie es uns vorkommen mag, ein normales und unvermeidliches Charakte-

ristikum ist der geistigen Konstitution eines Wesens, wie der Mensch eines ist, und auf einer Bühne, wie der Welt. Sein Fortschritt ist ein lebendiges Wachsen, nicht ein Mechanismus; und seine Instrumente sind geistige Akte, nicht die Formeln und Kunstgriffe der logischen Sprache.

Wir sind heute gewohnt, großes Gewicht auf die Harmonie des Universums zu legen; und wir haben die durch unsern eigenen englischen Philosophen so nachdrücklich eingeschärfte Maxime gut gelernt, daß wir in den Erforschungen seiner Gesetze alle Idole des Intellekts unnachgiebig vernichten und die Natur unterwerfen müssen, dadurch daß wir gemeinsam mit ihr arbeiten. Wissen ist Macht, denn es setzt uns instand, ewige Prinzipien, an denen wir nichts ändern können, zu verwenden. So auch ist es mit jenem Mikrokosmos, dem menschlichen Geist. Wir wollen Bacon noch genauer folgen und nicht die Fähigkeiten des Geistes gemäß den Forderungen eines idealen Optimismus verzerren, anstatt nach Denkweisen Ausschau zu halten, die unserer Natur eigen sind, und diese in unsern intellektuellen Betätigungen gewissenhaft zu beobachten.

Selbstverständlich mache ich hier nicht Halt. Wie die Struktur des Universums zu uns spricht von Ihm, der es schuf, so sind die Gesetze des Geistes der Ausdruck nicht bloßer festgesetzter Ordnung, sondern Seines Willens. Ich würde durch sie gebunden sein, selbst wenn sie nicht Seine Gesetze wären; aber da es nun gerade eine ihrer Funktionen ist, mir von Ihm zu erzählen, so werfen sie dadurch einen Reflex auf sich selbst, und ich setze an die Stelle der Resignation in mein Schicksal eine freudige Mitwirkung an einer allwaltenden Vorsehung. Wir können solche Schwierigkeiten, wie sie in unserer geistigen Konstitution gefunden werden und in der gegenseitigen Wirkung unserer Fähigkeiten, gern willkommen heißen, wenn wir des Gefühles fähig sind, daß Er sie uns gab, und Er für uns sie lenken und wenden kann. Wir können ruhig sie nehmen, wie sie sind, und sie gebrauchen, wie wir sie finden. Er ist es, der uns alles Wissen lehrt; und der Weg, auf dem wir es erwerben, ist Sein Weg. Er ändert diesen Weg je nach der Materie; aber ob Er uns bei unsern einzelnen Bestrebungen den Weg der Beobachtung vorgesetzt hat oder des Experiments,

der Spekulation oder der Untersuchung, der Demonstration oder der Wahrscheinlichkeit; ob wir das System des Universums erforschen oder die Elemente der Materie und des Lebens, oder die Geschichte der menschlichen Gesellschaft und vergangener Zeiten — wenn wir den Weg, der unserem Gegenstand natürlich ist, einschlagen, haben wir Seinen Segen auf uns, und werden außer Materie im Ueberfluß für bloße Meinung auch in gehörigem Maß Material für Beweis und Zustimmung finden.

Und besonders werden wir durch diese Lage der Dinge, was religiöse und ethische Untersuchungen anlangt, lernen, wie wenig wir doch, so sehr wir uns auch bemühen, fertig bringen können ohne jenen Segen; denn wie mit Vorbedacht hat Er diesen Gedankenpfad felsig und gewunden gemacht über alle anderen Forschungen hinaus, damit eben die unserem Geist auferlegte Vorschrift, wie Ihn zu finden, den Geist in die Form der ihm gebührenden Verehrung, wenn Er gefunden ist, gießen kann. „Wahrlich, Du bist ein verborgener Gott, der Gott Israels, der Erlöser." Dies ist das Gesetz für Sein Verfahren mit uns. Gewiß brauchen wir einen Schlüssel zu dem Labyrinth, das uns zu Ihm hinführen soll; und wer unter uns kann hoffen, für dieses Unterfangen der wahren Ausgangspunkte des Denkens sich zu bemächtigen und ihrer aller; wer soll ihre richtige Richtung verstehen, sie verfolgen bis zu ihren wahren Grenzen und die verschiedenen Urteile ‚in die sie auslaufen, angemessen einschätzen, anpassen und kombinieren, so daß er wohlbehalten bei dem anlangt, was sich zu sichern der Mühe wert ist — ohne eine besondere Erleuchtung durch Ihn? Das ist das Verfahren der Weisheit mit der erwähnten Seele. „Sie wird Furcht über ihn bringen und Angst und Prüfung; und Sie wird ihn plagen mit den Trübsalen Ihrer Zucht, bis Sie ihn erprobt hat durch Ihr Gesetz und seiner Seele vertraut. Dann wird Sie ihn stärken, und ihren Weg eben machen für ihn, und ihm Freude geben."

THEODOR HAECKER:
ÜBER KARDINAL NEWMANS GLAUBENS-PHILOSOPHIE

Der *„Essay in aid of a Grammar of Assent"*, der hier übersetzt ist, erschien zuerst im März 1870, im 69. Lebensjahr Newmans, und ist seitdem viele Male wiedergedruckt worden. Dieses schöne, reiche Buch ist entstanden wie alle großen originalen Geisteswerke der Menschen: durch harte mühselige Arbeit und durch die Gnade plötzlicher Einfälle, die Schwierigkeiten überwinden und Fragen klären, welche für Willen und Fleiß allein immer in Dunkel und Wirrnis liegen bleiben würden. Die Probleme des Werkes: das Verhältnis von Glauben und Verstand und die Glaubensgewißheit haben Newman sein ganzes Leben lang beschäftigt. Um seine Meinungen kennen zu lernen ist außer dem Studium des vorliegenden Werkes noch das der *„University Sermons"* mit der wichtigen Vorrede von 1871 sehr zu empfehlen. Sechs Monate nach Erscheinen des Buches schrieb Newman in sein Tagebuch:

„30. Okt. 1870: Wie unerquicklich ist es, frühere Aufzeichnungen zu lesen — ich kann nicht recht sagen, warum. Sie lesen sich affektiert, unwirklich, egoistisch, kleinlich, umständlich. Es ist viel im Vorhergehenden, was ich zerreißen und verbrennen würde, wenn ich nach meinen Wünschen handelte. Man schreibt in besonderen Stimmungen. — Vielleicht wenn ich in einem halben Jahr darüber käme, würde mir gefallen, was mir jetzt nicht gefällt. . . . . Seit ich meinen Essay über Zustimmung im vergangenen März veröffentlichte, hatte ich im Sinn, eine Aufzeichnung darüber zu machen. Es ist der Beschluß einer langen Sehnsucht und Anstrengung — ich weiß nicht, was er wert ist, aber ich fühle mich glücklicher, ihn schließlich fertig gemacht und aus den Händen bekommen zu haben. Autoren (oder wenigstens ich) können so wenig vorhersagen, was ihre Bücher sein werden, wie Väter vorhersagen können, ob ihre Kinder Knaben oder Mädchen sein werden, dunkel

oder blond, sanft oder feurig, gescheit oder dumm. Das Buch zu schreiben, war mein Streben in diesen letzten 20 Jahren; — und nun, da es geschrieben ist, erkenne ich es nicht ganz wieder als das, was es hat werden sollen, wenngleich ich annehme, daß es das ist. Ich habe mehr Versuche gemacht, es zu schreiben, als ich aufzählen kann . . .

Diese Versuche waren, wiewohl manche direkt aufeinander folgten, glaube ich, alle verschieden. Sie waren wie Versuche, in ein Labyrinth einzudringen, oder den schwachen Punkt in der Verteidigung eines festen Platzes zu finden. Ich konnte nicht vordringen und fand mich zurückgeworfen, völlig zu Schanden gemacht. Doch hatte ich das Gefühl, ich müßte herausbringen, was mein Geist sah, aber konnte es nicht greifen, was immer es wert war. Ich sage nicht, daß es viel wert sei, nun da es herausgekommen ist, aber ich hatte das Gefühl, daß ich nicht sterben möchte, ehe ich es gesagt hätte. Es mag, wiewohl an sich wenig wert, einen anderen zu etwas Wahrerem und Besserem hinleiten. So ging ich vor Jahr für Jahr. Schließlich als ich in Glion am Genfer See war, überfiel es mich: Du bist falsch daran, mit der Gewißheit zu beginnen — Gewißheit ist nur eine Form der Zustimmung — du solltest mit der Kontrastierung von Zustimmung und Folgerung beginnen. Diesem Fingerzeig folgte ich und fand darin einen Schlüssel zu meinen eigenen Ideen.*)

Es ist nicht meine Absicht, noch könnte es mir gelingen, in den nachfolgenden kurzen Bemerkungen eine vollständige Analyse oder Kritik der Glaubensphilosophie Newmans zu geben. Das Werk soll zunächst für sich reden; eine Diskussion der Philosophen wie auch der Theologen wird ja zweifellos eröffnet werden. Aber eben darum und um diese wenn möglich davor zu bewahren, von vornherein in falscher Richtung und in falschen Bahnen sich zu bewegen, will ich mit einigen Worten sagen, was ich für die philosophischen Hauptergebnisse dieses Werkes halte und was wegen absichtlicher oder

*) *S. Wilfrid Ward: The Life of John Henry Cardinal Newman* Bd. 2. p. 278. Im Deutschen können sich Leser über Newmans Leben orientieren aus „*Charlotte Lady Blennerhassett: John Henry Newman, Berlin 1904*“ und „*Dr. M. Laros: Kardinal Newman*“, in der Sammlung „Religiöse Geister“. Mainz 1920.

unabsichtlicher wissenschaftlicher Ungeklärtheit oder Vieldeutigkeit außer Diskussion gelassen werden sollte. Um sofort mit diesem zweiten negativen Punkt zu beginnen, so würde ich es zum Beispiel für verfehlt halten, die Unterscheidung Newmans zwischen realer und begrifflicher Erfassung in Beziehung zum Nominalismus und den mit ihm zusammenhängenden Streitfragen zu bringen; denn diese sind n i c h t der Gegenstand dieses Werkes. Zweifellos hat Newman gar nicht seine Aufgabe darin gesehen, sich selbst und anderen volle logische Klarheit über das Wesen und die Seinsart der allgemeinen Begriffe und allgemeinen Gegenstände zu verschaffen, so daß seine Ansichten schwanken, wenngleich wohl mit Fug gesagt werden mag, daß mehr Stellen in diesem Buch für die (wesentlich unhaltbare) nominalistische These zu reden scheinen als für die volle Einsicht in das wahre Wesen und die Seinsart der allgemeinen Begriffe und Gegenstände. Aber in Sätzen wie: „Es fällt mir natürlich nicht im Traume ein, die objektive Existenz des Sittengesetzes zu leugnen, noch unsere instinktive Anerkennung des unveränderlichen Unterschiedes in der sittlichen Qualität von Akten, usw." ist die volle Einsicht in das Wesen und die Weise der Gewinnung des „Allgemeinen" durchgebrochen. Wenn ich Grausamkeit, Undankbarkeit, Großmut, Gerechtigkeit, wie das zweifellos der Wahrheit entspricht, in einem e i n z i g e n Akt von ihnen voll und ganz erkenne, dann ist notwendig die übliche Abstraktionstheorie verlassen, die eine Nebeneinanderstellung vieler oder doch mehrerer einzelner Akte auf derselben Ebene erfordert, um von ihnen erst das Aehnliche abstrahieren und ihm einen „Namen" geben zu können, und es handelt sich in Wahrheit um eine Ablösung oder Durchschauung von Schichten bis zu dem Allgemeinen hindurch, das nun nicht mehr etwas Künstliches und vom Intellekt Fabriziertes ist, zu dem die Abstraktionstheorien von Locke, Berkeley und Hume es notwendig machen. Freilich leuchtet hier auch eine Wahrheit ein, die nicht außeracht gelassen werden darf, daß nämlich für den Menschen, wie er ist, und den menschlichen Geist das Allgemeine niemals anders als auf Grund der Wahrnehmung (oder Erinnerung) eines individuellen konkreten Gegenstandes oder Tatbestandes ur-

sprünglich angeschaut und zur Erkenntnis gebracht werden kann. Jede Abstraktionstheorie hat überdies Newman mit wahrhafter Genialität und Unbefangenheit in seiner Theorie vom Gedächtnis beiseite gelassen, indem er auf die volle Konkretheit und Individualität jeder „Erinnerung" und deren Verwandtschaft mit unmittelbarer äußerer oder innerer Wahrnehmung, nicht aber mit Begriffen oder Zeichen hinweist, so daß das Gedächtnis unmittelbar nächst der Wahrnehmung die zweite ursprüngliche Quelle aller unserer Erkenntnis ist. Das war eine Tat, denn meines Wissens gab es bis dahin keine Philosophie, die diese Einsicht gehabt und gelehrt hätte. Der Weg zur wahren Erkenntnis des Wesens des Gedächtnisses war blockiert von zahllosen höchst willkürlichen Konstruktionen, deren Boden eben vor allem die englische Assoziationspsychologie, war, da die kontinentale Metaphysik von Descartes bis Kant (was recht merkwürdig ist), für die Erinnerung und deren Bedeutung fast philosophisch blind gewesen ist. Nur Kierkegaard hat sie als Outsider und philosophischer Dichter in ihrer tiefen Bedeutung gesehen. Heute ist uns all das hauptsächlich durch Bergsons Werk *„Matière et Mémoire"*, das man sich wie so manches bei Bergson ohne den Einfluß der Gedanken Newmans kaum denken kann, und der daran anschließenden Forschungen anderer viel vertrauter geworden und an andere Namen fest geknüpft, so daß es hier wie mit dem Begriff der „Entwicklung" geht, der auch lange vor Darwin und seiner Schule, freilich in seiner allein zulässigen bedingten Form in seinem Essay über die Entwicklung der Christlichen Lehre philosophisch klar, tief und exakt von Newman entworfen worden ist. Aber aller Streit um die Priorität in Sachen wissenschaftlicher und philosophischer Entdeckungen lag der heiligen Seele des großen Kardinals so durchaus fern, daß es für andere, sofern sie nicht nur an Wissen, sondern auch an Weisheit von ihm lernen wollen, deplaziert wäre, jenseits der historischen Gerechtigkeit, der hiemit genügt ist, auf die Vindizierung eitler Ehrentitel dieser Welt großes Gewicht zu legen. Man lasse nun also liegen alle die Ungeklärtheiten und phänomenologischen Grenzverwischungen, die sich ergeben, wenn man Newman auf seine Ansichten über das Wesen der

allgemeinen Begriffe und Gegenstände prüfen und festlegen wollte, denn das ist, noch einmal, nicht sein Gegenstand. Dann bleibt, davon völlig unangefochten, ein großes, klares Prinzip übrig, auf das erkenntnistheoretisch die Philosophie Newmans zunächst aufgebaut ist: die Unterscheidung zwischen r e a l e r und b e g r i f f l i c h e r Erfassung; und sie ist ja keine Konstruktion, sondern eine sachlich begründete Theorie. Noch einmal möchte ich Irrwege der Kritik versperren. Es wäre also meiner Ansicht nach unrichtig, reale Erfassung, wie Newman sie versteht, mit anschaulicher schlechtweg zu identifizieren; diese nämlich ist der weitere Begriff, der jene mit umfaßt, nicht aber mit ihr sich deckt, indem wohl alles, das Newman unter realer Erfassung versteht, gewiß auch in größerer oder geringerer Fülle anschauliche Erfassung ist, nicht aber alle anschauliche Erfassung durch den Geist auch reale Erfassung, d. h. Erfassung eines Realen ist. Diese letzte objektive Bedeutung nämlich ist doch wohl die wichtigere für Newmans Unterscheidung, d. h. die reale Erfassung von einer äußeren oder inneren Realität, von einem Ding und seinen Attributen, nicht nur von dem Wesen dieses Dinges und seiner Attribute aber, sondern notwendig mit einbeschlossen auch von der Existenz dieses Dinges, nicht nur von einem Sein irgendwelcher Art oder Stufe, sondern von einem Dasein, von existierenden, in emphatischem Sinn: existierenden Dingen, von konkreten Dingen; dem analog ist begriffliche Erfassung die (diesmal natürlich nur intellektuelle Erfassung) von Begriffen. Selbstverständlich haben jedoch diese beiden Begriffspaare notwendig auch einen subjektiven Sinn, und die hier unterscheidenden Merkmale kurz anzugeben ist nicht schwer: sie sind das B i l d und das Z e i c h e n. Um dies auch sprachlich in jedem vorkommenden Fall fest zu halten und auszudrücken, habe ich durchweg *imagination* mit Einbildungskraft übersetzt, wiewohl dieses Wort im vulgären Sprachgebrauch die hier fatale Nebenbedeutung, ja oft Hauptbedeutung des bloß Erdichteten, Phantasierten und Fiktiven hat. Diese Doppeldeutigkeit ist selbstverständlich für dieses Werk zu unterdrücken; zwar werden das aufmerksame Leser von selber aus dem Kontext, in dem er steht, ohne weiteres entnehmen, dennoch will ich es

ausdrücklich betonen. Ich möchte das schöne kraftvolle Wort nicht missen, und vielleicht ist es gerade noch Zeit, es als einen wichtigen philosophischen Terminus zu retten. Die Einbildungskraft ist also hier zu verstehen als das wesentliche Medium realer Erfassung und, da diese für den menschlichen Geist die ursprüngliche nicht nur, sondern auch das letzte zu erstrebende Ziel ist, auch als wesentliches Bestandstück der menschlichen Erkenntnis überhaupt. In ihrer Vollkommenheit ist die reale Erfassung nach der Ansicht Newmans die Wahrnehmung *(perzeption)*, die äußere oder innere, die uns das Ding selbst oder doch eine Seite, einen echten Teil, ein echtes Bestandstück des Dinges selbst in vollkommener und palpabler Form gibt. Eine unermeßliche Reihe von Bildern ist denkbar auf dem Wege, den der menschliche Geist zur Wahrnehmung des Dinges selbst zurücklegt, und alle diese Bilder haben Anteil an einem bestimmten Wesen des Dinges, dessen Bilder sie sind, durch Analogie nämlich und durch Aehnlichkeit, so sehr, daß selbst mit dem „unähnlichsten" Bild trotzdem noch das Ding mitgegeben und mitangeschaut wird; es gibt auf dem Wege des Bildes — der Einbildungskraft — keine absolute und vollständige Loslösung von der Realität und Wirklichkeit, wenngleich es eine bewußte und unbewußte dichterische oder auch schwachsinnige Entfernung von ihnen gibt, aber immer noch ist sozusagen die einladende oder fordernde Stimme der Dinge selbst, gehört und gesehen zu werden, lauter oder leiser hörbar. Ganz anders ist es mit der begrifflichen Erfassung und deren Medium, dem Zeichen. Dieses hat mit dem Ding, das es bezeichnet, keine auch noch so entfernte Verwandtschaft nach Analogie oder Aehnlichkeit, selbst wenn es zufällig ähnlich wäre, ja gewinnt noch an Vollkommenheit, je losgelöster es in dieser Hinsicht von den Dingen selber ist, wie z. B. die mathematischen Buchstabensymbole. Das Zeichen ist nicht nur das unentbehrliche Hilfsmittel aller Wissenschaft, und als solches ohne Einwand, sondern auch das wichtigste Charakteristikum eines intellektuellen Zeitalters. Kann man mit einer gewissen allgemeinen Gültigkeit sagen, daß im Bilde die Tendenz ist, uns zu seinen Originalen, den Dingen, zurückzuführen, so liegt es im Wesen des Zei-

chens, oder um mich ganz vorsichtig auszudrücken, so wehren sich die Zeichen und ihr Herrscher, der Intellekt, nicht, selbstzufrieden in ihrer eigenen Welt sich zu bewegen, und sich an die Stelle der realen Welt mit ihren Dingen zu setzen. Ich bin mir wohl bewußt, welche Schwierigkeiten hier aus dem Wahrheitsbegriff entspringen, wenn man sich sagt, daß ein Mensch ja in einem System in Wahrheit wahrer Begriffe und also richtiger und die Wahrheit bezeichnender Zeichen sich bewegen kann, während ein anderer in einer Welt von falschen Bildern (religiös gesprochen z. B. von Superstitionen) lebt — jener aber trotzdem von den wirklichen konkreten Dingen, die er doch schließlich meinen muß, weiter und oft rettungslos und fast in einem verzweifelten Sinne weiter entfernt ist als dieser. Aus dieser Parodoxie weiß ich nur einen Ausweg, der mir aber einer zu sein scheint. Der Wahrheitsbegriff, wie er sich für uns aus der Entwicklung der griechisch-europäischen Philosophie ergeben hat — und es gibt ja in der Geschichte der Menschheit aller Zeiten und Orte bis auf diesen Tag nur ein großes Stromsystem der Philosophie mit der Quelle im griechischen Genius — dieser Wahrheitsbegriff, sage ich, ist ein rein intellektueller und mit Notwendgkeit sogar einer der Reflexion, ganz im Gegensatz zum Guten und auch zum Schönen, mit denen doch immer Reales und Konkretes und Dinge gemeint werden. Daß wir aber doch nicht aufhören, von dem Wahren, Schönen und Guten, als ob sie in einer Ebene lägen, zu reden, mag ein Anzeichen dafür sein, daß hier vielleicht doch nicht alles in Ordnung ist. Und wenn Christus sagt: „Ich bin die Wahrheit", so liegt auch darin, daß zum vollen Begriff der Wahrheit auch die objektive Wirklichkeit und die subjektive Verwirklichung gehört (was die Christliche Religion ja deutlich und eindringlich durch die Institution der sichtbaren katholischen Kirche und der Sakramente zum Ausdruck bringt, und vor allem durch die Lehre von der Realen Gegenwart), und daß von diesem vollen Wahrheitsbegriff der philosophische nur ein Teil und die intellektuelle Schicht ist. Und das scheint die Erklärung zu sein, warum der begriffliche Mensch, wiewohl seine Begriffe und sein Begriffsystem im Abstrakten wahr sein können, der göttlich-lebendigen Wahrheit

ferner sein kann, als der Mensch, der sogar unähnliche und verkehrte Bilder hat: — Gott ist in eminentem Sinn Wirklichkeit und hat den Menschen als wirklichen Geist erschaffen, daß er lebe und schaffe und anschaue im Wirklichen und dort Wahrheit finde und sei und werde; das Erkenntnismedium aber der Wirklichkeit, der vollen Wahrheit, ist nächst und neben der Wahrnehmung und immer verbunden mit ihr die Einbildungskraft: — das Bild *„Ex umbris et imaginibus in veritatem"* ist die von ihm selbst gewählte Grabinschrift des Kardinals. Es ist kein Zweifel, daß die Unterscheidung Newmans zwischen Konkretem und Begrifflichem und seine offensichtliche Bevorzugung des ersteren in der modernen Philosophie längst weiten und energischen Nachhall gefunden hat: man braucht nur auf die Arbeiten von James, Bergson und deren Schülern hinzuweisen, wobei aber freilich nicht verschwiegen werden darf, daß sie alle die Tiefe der Gedanken Newmans nicht ergründet, im Gegenteil diese Gedanken meist pragmatisch verflacht und leider oft diskreditiert haben. Newman selbst aber lag vor allem am Herzen, seine Entdeckungen sofort auf die theologischen und religiösen Wahrheiten anzuwenden, und zweifellos gehören die Kapitel, wo er das tut, „Glaube an Einen Gott" und „Glaube an die Heilige Trinität" zu den schönsten dieses Werkes, das ja schließlich durchaus praktischer Natur ist, praktisch im religiösen Sinn, im Sinn des Katechismus, wenngleich beileibe nicht pragmatistisch, weit entfernt, da Newman nicht nur die Einsicht in die objektive Existenz der Wahrheit, sondern auch die Möglichkeit für den Menschen, Wahrheit zu erlangen, ausdrücklich für den menschlichen Geist vindiziert.

In den beiden genannten Kapiteln wird die zweite Grundlehre Newmans entwickelt, und sie ist eine, die an Bedeutung die erste unermeßlich überragt, da sie direkt und unmittelbar den wertvollsten, den ewigen Teil des Menschen angeht, sein Verhältnis zu seinem Schöpfer und das Heil seiner Seele und das Finden der Engen Pforte: die Lehre vom Gewissen. „Im Gewissen hat Gott einen Blick auf mich geworfen, und von nun an ist es mir unmöglich gemacht, zu vergessen, daß dieses Auge mich sieht. Daß Gott auf mich sah, wirkte, daß ich auf

Gott sehen mußte und sehen muß", ist eine Tagebuchnotiz Kierkegaards und sie illustriert die Lehre Newmans, für den auch das Gewissen der erste Lehrmeister der Religion im natürlichen Menschen ist und es bleibt, trotz seiner Erweiterung und Belehrung durch den unmittelbaren Einbruch von außen einer göttlichen Offenbarung in die Geschichte der Menschheit und der Welt und trotz der rechtmäßigen Lehrgewalt der autoritativen Kirche, auch im Christen durch sein ganzes Leben.

Das ist nun freilich heute und ist immer gewesen und wird immer sein das mehr oder weniger ausdrückbare Erlebnis eines jeden religiösen Menschen. Das Neue bei Newman ist der Versuch, die Tatsache philosophisch zu fassen, zu anderen Akten des Geistes in Beziehung und Parallele zu setzen und auch theoretisch und rational einzuorden. Und wie die Stimme des Gewissens im praktischen und persönlichen religiösen Leben wie keine andere gebieterisch und eindringlich ist, so leuchtet ja ohne weiteres ein, daß für Newman auch seine Funktion als Organ und Vermittler von E r k e n n t n i s im Theoretischen in gar keiner Weise problematisch oder vag oder fiktiv ist. Wenn die Erkenntnis, die es gewährt, schwer allgemein faßbar und, da es den intensiven Charakter eines Instinktes *ad hoc* und nicht den extensiven des Intellekts hat, in gewissem Sinn eng umzirkt ist, so kommt das außer dem eben genannten Grund auch von seinem Gegenstand und unserem Verhältnis zu ihm; daß es sich nämlich um den transzendenten verborgenen Gott handelt — es kommt aber nicht von einem defektiven Charakter dieses Organs selber. Den erkenntnismäßigen Daten, die in den zunächst rein praktischen Winken des Gewissens doch auch liegen (und Newman ist hier vorsichtig genug, da es sich um die Transzendenz des Allmächtigen Gottes handelt, vom E c h o der Stimme Gottes zu sprechen) die Bedeutung des bloß Gefühlsmäßigen oder gar bloßer Stimmungen zu geben, wäre als Interpretation der Lehre Newmans gewiß so falsch, wie wenn einer den streng erkenntnismäßigen Sinn der *raisons du coeur* bei Pascal, nämlich als Prinzipien, so wahr wie, oder in einem höheren Sinn noch wahrer, als die Prinzipien der Mathematik, in eins setzen

wollte mit der Sentimentalität, die solche oder ähnliche Worte etwa bei Rousseau bedeuten können.

Newman ist auch als Philosoph durchaus Engländer. Er gibt selber in diesem Werke zu, daß er in vielem, was die Lehre von Urteil und Beweis anlangt, mit Locke ganz und gar einig ist, und daß das wirklich so ist, ist nicht schwer zu sehen. Auch habe ich bereits angedeutet, daß er hinsichtlich des Wesens der allgemeinen Begriffe manchmal bedenklich zu nominalistischen Thesen neigt, und zwar ganz im Sinne Berkeleys. Den kontinentalen metaphysischen Systemen steht er wesensfremd gegenüber und hat sie wahrscheinlich überhaupt nicht gekannt*); auch hat er kein eigenes System der Metaphysik je entwickelt, wenngleich er metaphysische Anschauungen und Gedanken in seinen Predigten und anderswo in reichster Fülle, wie nur die griechischen Kirchenväter, gibt und im „Traum des Gerontius" mit dichterischer Großartigkeit dargestellt hat. Macht nun also auch Newman gleich zu Beginn des zweiten Teiles dieses Werkes in „Zustimmung und Folgerung" die Lehren Lockes über Wahrscheinlichkeit als im großen und ganzen richtig sich selber zu eigen und schaltet er auch, ganz englisch, die in der Geschichte der Philosophie mehr dem Kontinent vorbehalten gebliebenen Probleme der formativen Ideen und namentlich der Kategorienlehre aus, wiewohl er deren Existenz und Erforschungsmöglichkeit ausdrücklich zugibt, so stellt er doch daneben etwas vollkommen Neues: die Lehre von der Zustimmung und der Gewißheit als eigenen von Folgerung sich unterscheidenden Bestandstücken des menschlichen Geistes, und er führt diese Lehre ein, indem er eine meisterhaft klare Deskription des Wesens *(substantiveness)* dieser Akte gibt. Das ist ein philosophischer Fund von großer Wichtigkeit. Und wenn auch vor kaum 20 Jahren diese Entdeckung infolge psychologistischer Befangenheiten in Deutschland als nicht ernst zu nehmende willkürliche Konstruktion betrachtet worden wäre, so hege ich andererseits keinen

*) Wenn Newmans Philosophie einmal, wie es in Deutschland unumgänglich sein wird, mit der Kants kontrastiert werden wird, so muß natürlich nicht so sehr die „Kritik der reinen Vernunft" wie die „Kritik der Urteilskraft" herangezogen werden.

Zweifel, daß heute nach den „Logischen Untersuchungen" Husserls Newmans Lehre von der Zustimmung in ihrer Klassizität erkannt und gewürdigt werden wird. Die Lehre von der Gewißheit als eines Reflexionsaktes, nämlich der subjektiv wahren Ueberzeugung von einer objektiven Wahrheit wird Rationalisten und Skeptikern Schwierigkeiten machen; an ihr werden sich die Geister scheiden, denn viele werden hier einfach von Tautologien reden, weil wenige das letzte Geheimnis des nach mühseligen Forschungen erlangten Wahren kennen und zugeben, daß dieses nämlich *index sui et falsi* ist. Nur das Falsche kann von etwas außer ihm erkannt und als falsch erwiesen werden, nämlich eben vom Wahren, das Wahre aber nur durch sich selber, nicht in einem sentimentalen, sondern in einem ewigen Wesenssinn.

Die Logik, von der Newman in diesem Werke redet und der er die Fähigkeit, Gewißheit im Konkreten zu erreichen abstreitet, ist ausdrücklich im großen und ganzen die Aristotelische. Daß nun aber die Wissenschaft der Logik heute eine vor 50 Jahren nicht geahnte Blüte erreicht hat, daß sie nach ihren beiden möglichen Richtungen, des Allgemeinen in der mathematischen Syllogistik und des Konkreten in den Logiken an Fülle der Materie stufenweise wachsender Wissenschaften, reiche und schöne Fortschritte und Entdeckungen gemacht hat, sollte doch niemand veranlassen, deshalb Newman sein eigentliches Problem zu entziehen. Es ist hier wie mit dem Nominalismus, von dem ich zu Beginn sprach: will man auf diesen möglichen Irrtum Newmans und nun auf die Entdeckungen der Logik die Diskussion lenken, so besteht die Gefahr, die davon unberührten wesentlichen Punkte des Werkes zu verdunkeln und zu übersehen. Der Unterschied, um den es Newman zu tun ist, ist doch der große Wertunterschied zwischen Person und System, zwischen der brennenden Aktualität des lebendigen Geistes und den durch ihn wie aus ihm abstrahierten Gesetzen, zwischen schöpferischem Willen und starrer Ordnung, zwischen Schöpfer und Werk, lebendiger Hand und totem, wenn auch noch so nützlichem Werkzeug. Es gibt für die Kontroverse und die Polemik eine sehr fruchtbare Methode, sich die Ansichten eines Menschen über irgendwelche

Fragen praktischer oder theoretischer Natur durchsichtig und verständlich zu machen, es ist die Methode, auf die impliziten Voraussetzungen und ersten Prinzipien zurückzugehen, von denen der betreffende Mensch, ihm selbst oft, da es sich um eine Sache der so seltenen Selbsterkenntnis handelt, völlig unbewußt, ausgeht, und von denen seine Behauptungen, vorausgesetzt, daß es ihm mit der Sache ernst ist und er nicht faselt, logisch von selbst folgende Ableitungen und Entwicklungen sind. Auch diese Methode hat eigentlich Newman zuerst aus der Praxis des menschlichen Lebens, wo sie natürlich schon immer geübt wurde, zu dem ihr philosophisch und wissenschaftlich gebührenden Rang erhoben, indem er sie klar herausstellte, und hat selber sie mit außerordentlicher Meisterschaft angewendet vor allem in seinen Vorträgen *„The present position of Catholics in England"*. Seitdem ist diese Methode in Philosophie und Wissenschaft nahezu zu einer *ars inventiva* geworden, die jeder mit mehr oder weniger Glück anwendet. Sie hat zweifellos wertvolle und interessante Einsichten eröffnet: — mit ihrer Hilfe hat man sich das Wesen der Sophismen des Zeno klar gemacht; durch sie wurde gezeigt, wie der Block der Philosophie Kants, der eine Zeit lang im Transzendentalen selbst und außer aller Geschichtlichkeit zu liegen schien, in Wahrheit auf der historisch nicht unbedingten mathematischen Naturformulierung Newtons ruht; sie ferner hat gezeigt, daß die englische Assoziationspsychologie nicht eigentlich psychische Realitäten, sondern politische und gesellschaftliche Verhältnisse, die auf jene übertragen wurden, zur Voraussetzung hat; mit ihr hat Husserl im klassischen ersten Band seiner „Logischen Untersuchungen" den Trug des Psychologismus enthüllt und der wirklichen Logik Eingang in die Geister verschafft; und mittelst ihrer hat, um zu schließen, wiewohl die Beispiele namentlich aus Newman und dem vorliegenden Werke selbst noch lange fortgesetzt werden könnten, Scheler in seiner Ethik die verschiedenen Moralsysteme auf ein gewisses wesentlich verschiedenes ursprüngliches Verhalten der in Betracht kommenden Personen zu Gott und Welt oft mit Glück zurückgeführt. Sollte ich hier nun diese Methode zur Erklärung der Stellung Newmans zur Logik und

zur Wissenschaft und zu beider Wert heranziehen, so würde ich sagen, diese Stellung habe ihren Grund in dem machtvollen überwältigenden Eindruck, den das Geheimnis des Wesens der einzelnen Seele auf Newman gemacht hat. Das *Individuum ineffabile,* die schließliche Unsagbarkeit und Unverstehbarkeit alles Persönlichen, außer für Gott, „jeder Mensch muß für sich selbst leben für ewig; niemand außer ihm kann ihn eigentlich berühren, kann seine Seele berühren, seine Unsterblichkeit. Er hat eine unergründliche Tiefe in sich, einen unendlichen Abgrund des Seins", wie es in seiner Predigt über die „Individualität der Seele" heißt — das ist es, was hinter seinem Mißtrauen gegen Syllogismen und logische Regeln als „gemeinsames Maß" für jeden Geist steht: — eine persönliche Erfahrung, die vielleicht nicht jeder hat, wenigstens noch nicht in diesem Leben. Wer sie aber hat, wird kaum ein anderes Verhältnis zur wissenschaftlichen Logik in Bezug auf Lebensfragen haben können als Newman.

Es ist die ausdrückliche und zugegebene Aufgabe dieses Werkes, philosophische Erkenntniskritik zu treiben zu dem praktischen Zweck, die Wahrheit des Christentums und des Katholizismus als vernunftgemäß zu begründen. Es wird also mit Vorbedacht nur humane, natürliche Philosophie gegeben mit Ausschluß der Betrachtung der für jeden Christen bestehenden persönlichen Erfahrungstatsachen göttlicher Gnade und Hilfe und Führung und der speziellen Gnadenmittel der Kirche. Das kann aber natürlich nicht vollkommen geschehen, sonst käme es einer für einen Christen ganz unmöglichen Zerreißung lebendiger Dinge gleich, aber es kann auf die Weise geschehen, daß jene göttlichen Einwirkungen nicht nach dem nur dem religiösen Menschen verständlichen inneren Wesen und an sich betrachtet werden, sondern als erste Prinzipien und Voraussetzungen des Denkens, die wie andere erste Prinzipien für einige Geltung haben und für andere nicht. Diese philosophisch einwandfreie Methode ermöglicht auch die Parallele zwischen Erkenntnis der natürlichen und der göttlichen Dinge. Hier befinden sich nun zwei große Denker des 19. Jahrhunderts, Newman und Kierkegaard, in einer Hinsicht in schroffstem Antagonismus zueinander, während sie in einer anderen we-

sentlich einig sind. Sie sind sich beide wohl bewußt, daß schließlich eben doch für den reinen Intellekt allein — wie weit dieser freilich ein Recht hat, sich von den anderen Fähgkeiten des menschlichen Geistes zu lösen und sich zum Herrn über alles aufzuwerfen, ist eine andere Frage — eine ärgernis-erregende Paradoxie in der irrationalen Tatsache liegt, daß was logisch nur wahrscheinlich ist, zu unbedingter Gewißheit führen soll, vor allem auch in religiösen Fragen. Aber während der eine, Kierkegaard, den Weg des feurigen Jünglings und absoluter Leidenschaft geht und sozusagen alle menschlichen Wahrscheinlichkeiten wegschafft und wenn möglich den Raum noch luftleer macht, um den „Sprung" als äußerstes Glaubenswagnis zu machen (aber auch Newman hat eine schöne Predigt über „Wagnisse des Glaubens" geschrieben), geht Newman den Weg des reifen Mannes und der Besonnenheit und füllt wo immer und wie immer er kann, die Lücken und häuft die Wahrscheinlichkeiten immer mehr bis zu dem Punkt, wo der Qualitätsübergang zur Gewißheit statthat. Ich gestehe für meinen Teil, daß ich den letzten Weg für den menschlich und göttlich natürlichen, gewollten und normalen halte, während der erste nur ausnahmsweise von Gott einzelnen Seelen und zu bestimmten Zwecken gestattet wird, im übrigen aber von äußerster Gefahr ist. Freilich, die gläubige Seele ist an diesem Punkt unteilbar; ob der Sprung groß oder klein, sie macht ihn eben. Aber hier auch ist der Punkt, an dem die gläubige und die ungläubige Seele sich scheiden. Es ist ja nicht nur vorstellbar, sondern auch Tatsache, daß zwei in diesem letzten und tiefsten Betracht sich unterscheidende Geister eine gute Strecke Wegs weltlicher, wissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnis zusammen gehen können. Wäre das nicht so, wie anders wollte man sich den zunächst verblüffenden Tatbestand erklären, daß Hauptlehren und Methoden Newmans von Agnostikern für sich und ihre eigenen Resultate in Anspruch genommen werden, oder, daß Gedanken Kierkegaards die gierig geliebte Speise von Atheisten und Götzenanbetern der Kunst sein können, während ein Zeitgenosse und Schüler von ihm, der Propst Kofoed-Hansen, sie so verstand, daß ihre Konsequenz direkt zur Wahrheit der katholischen Kirche führe

und dann auch als 74jähriger Mann den Uebertritt noch vollzog. Andererseits liegt doch eine Art von grausamer, und zwar intellektueller, Unnatürlichkeit, ja fast von Absurdität in dem Unterfangen, Denkercharaktere wie Pascal, Kierkegaard, Newman, die so persönlich und organisch mit ihren Gedanken verwachsen sind, plötzlich und willkürlich, man weiß nicht, warum und wie, an irgendeinem Punkt entzwei zu spalten, und aus dem Nichts heraus zu dekretieren: bis hierher ist er vernünftig und gesund und man kann mit ihm gehen, von dort an aber ist er schwärmerisch oder abergläubisch oder verrückt; und es mag für den gläubigen Menschen der Umstand, daß er das nicht zu tun braucht, sondern jeweils den ganzen Denker als eine Einheit verstehen kann, wenn er selbst auch für seinen besonderen Teil nicht ganz denselben Weg gehen darf oder will, ein recht artiges Argument für die Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit seiner Auffassung sein.

Die Sache des Christentums wird in noch höherem Grade durch die Personen entschieden, als durch die Systeme. Die katholische Kirche lehrt durch göttliche Gnade und Verheißung das wahre Glaubenssystem, das ist unerschütterlich wahr; aber das allein und ohne die Person wäre doch nur tönend Erz und eine klingende Schelle, hätte sie nicht so heilige Seelen wie Newman. Der menschliche Geist ist so beschaffen, daß sein Glaube und sein Vertrauen erst in der Liebe zu einer Person — und absolut nur in der Liebe zu Gott — zur Ruhe kommt, und nicht ganz in einem System nur und in einer Lehre, so wahr und logisch zusammenhängend wie immer; und das ist ja mit auch ein Grund, gewiß freilich nicht der einzige, warum das Wort Fleisch geworden ist. Wenn ich erst weiß und gewiß bin, w e m ich glaube, macht das W a s des Glaubens nicht mehr die großen Schwierigkeiten: *cor ad cor loquitur*. Newman hat sich oft und ausdrücklich, auch in diesem Werk dagegen gewehrt, als ob er an dem Bestehen eines geschlossenen Systems der Religionswahrheiten zweifle (wie, nebenbei gesagt, Kierkegaard niemals behauptete, daß es für den göttlichen Geist nicht ein durchsichtiges System der Weltgeschichte gebe, wohl aber hartnäckig leugnete, daß Professor Hegel in dasselbe eingeweiht worden sei), aber er hat, wie es der heutige

Stand der historischen intellektuellen Entwicklung der europäischen Menschheit notwendig macht, auf den gewaltigen Unterschied hinweisen wollen, zwischen dem, was das System göttlicher Glaubenswahrheiten a n s i c h ist, und was es f ü r u n s ist und wie es i n u n s zur Wahrheit wird und zur Gewißheit, aber nicht das allein, sondern auch, wie ganz anders Wahrheiten aussehen und wirken und Frucht schaffen, wenn der Zuhörer und der Lernende fühlt, daß sie in eines Menschen Herzen „wie Tau hervorträufeln", wiewohl sie logisch dieselben Wahrheiten sind, die in einer systematischen Dogmatik in Paragraphen auf dem Papier stehen. Daß Newman mit seiner Glaubensphilosophie der Partikularität des englischen, des angelsächsischen und in weiterem Sinne des germanischen Geistes, dessen, was in ihm gottgewollt original und eine neue Musik ist, wiewohl gehorsam und untertan dem ewigen Kanon der himmlischen Harmonie, wiederum Eingang und Stimme verschafft hat — wer möchte das leugnen? In einem Brief schrieb Newman im Jahre 1870 anläßlich der Definition des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes, an dessen Wahrheit im Sinne der offiziellen Auslegung er selber niemals zweifelte: „Ein Deutscher, der in Unruhe ist, hat mehr vom Glaubensgeist, als ein Italiener, der einfach alles schluckt." Und wer möchte bestreiten wollen, daß es ein Akt der Vorsehung ist, daß der größte, edelste und erfolgreichste Apologet des Katholizismus der neueren Zeiten gerade ein Engländer gewesen ist? Politisch und wirtschaftlich haben heute die beiden angelsächsischen Reiche, England und Amerika, als die Hauptprätendenten auf das Imperium der Welt auch die Hauptverantwortung gegenüber den göttlichen Ansprüchen des Christentums und der katholischen Kirche. Es ist ein Akt der Vorsehung meine ich, und eine Gabe der göttlichen Liebe, mächtigen Völkern aus ihrer Mitte heraus Führer und Lehrer wie Newman zu berufen, es ist aber, wie ich auch angedeutet habe, auf der anderen Seite ebensosehr eine gewaltige Verantwortung, die damit einem solchen Volke aufgebürdet wird. Und da ist es freilich ein herzbeklemmendes Omen, daß die neue Epoche der angelsächsischen Weltherrschaft inauguriert wird mit unchristlichen Akten selbstmörderischer Ungerechtigkeit,

indem wir alle unter den immer heilloser werdenden Folgen der gezeichneten Stunde leben, da Amerika ein feierliches, so gut wie vor Gott gegebenes Versprechen nicht gehalten und so eines Wortbruches sich schuldig gemacht hat, der nur Schmach und Verderben bringen kann — der Mensch, der mit unerhörter Anmaßung den Herrn der Welt spielte und eine Hauptschuld daran trägt, ist freilich auf der Stelle von dem Allmächtigen auf den frevelnden Mund geschlagen worden — und indem wir erleben, daß die Engländer, wenigstens so weit sie mitverantwortlich sind für eine von dem erstaunlichsten Pharisäismus besessene Regierung und einen Mann, der, wiewohl er schon weiße Haare hat, dennoch, noch einmal, nach zwei Jahren, nicht in der Leidenschaft, sondern überlegt die Lüge von der A l l e i n schuld Deutschlands an dem furchtbaren Kriege, ohne zu erröten oder zu erbleichen, öffentlich zu sagen wagt, eine Lüge, so albern, daß ein Kind sich genieren müßte, sie nachzusagen, und so schamlos, daß kein Dämon mehr zu ihr die eherne Stirn aufbringen könnte — daß die Engländer, als Sklaven einer unchristlichen Idee, seit der Gotteslästerung von Versailles ihre politische Ehre schleifen lassen und anrüchig machen in dem Seelenunrat der Hysteriker und Psychopathen Frankreichs, seiner Apostaten des Glaubens und Advokaten der Pest, seiner machtgierigen imbezillen weißen Negermarschälle und ehrlosen Generalbanditen. Die letzte „Voraussetzung", das tiefste „Prinzip", die letzte „Verschlossenheit" der Politik Englands ist die tief versteckte aber unheimlich wirksame Superstition, d a s auserwählte Volk zu sein, ohne doch irgendeine Offenbarung Gottes dafür zu haben. Dieser finstere Gedanke könnte sich auflösen in sein Nichts, nur wenn er sich dem vollen, klaren Licht der Einen übernationalen Kirche Christi aussetzte, zu der Newman seinem Volk den Weg gewiesen hat; aber vor diesem Licht hat der Gedanke Angst, wie vor der — Vernichtung. Ich will nicht sagen, daß die katholische Kirche ein Volk gegen diese Sünde ein- für allemal feie, das wäre gesprochen gegen die Freiheit des menschlichen Willens, und auch die Tatsachen selber straften mich ja Lügen, da heute zweifellos ein großer Teil der französischen Katholiken Christus der Nation bedingungslos unterord-

net — ein Abfall, der furchtbarer ist, als es der der preußischen Protestanten je war, und zwar um so viel mehr, als die reinere und höhere Lehre verletzt wird — nicht das also kann man sagen, wohl aber dieses, daß diese große Sünde sich innerhalb der katholischen Kirche niemals so verstecken und so „verschließen" kann, wie bei protestantischen Völkern und Einzelnen.

Newman hat vor allem auch deshalb die Sache des Christentums und des Katholizismus in England mit so großem Erfolg vertreten, weil er dabei drei wesentliche Tugenden praktisch und persönlich betätigte: Liebe zu seinem Land und Volk, Wahrheit und Gerechtigkeit. Er hat zum Beispiel mit großartiger Unbefangenheit einfache Tatbestände, die für die weltlichen Augen und Seelen der heutigen Menschen eine so gewaltige und in Wahrheit weit über ihr eigenes Maß hinausgehende Bedeutung haben, nicht zu verdunkeln oder zu verwirren gesucht, wie, daß an der Schöpfung der hohen Kulturwerte der neueren englischen Nationalliteratur der Katholizismus nicht beteiligt war — eine Sachlage, die durchaus ähnlich in Deutschland ist, das allein neben England im westlichen Europa eine zweite große Nationalliteratur in den letzten Jahrhunderten hatte. Newman konnte das umso leichter tun, je unerschütterlicher er die Gewißheit von der Wahrheit der katholischen Kirche besaß. Wer die köstlichste, die unvergängliche Perle in seinem Besitz hat, braucht ja andere nicht um ihre Kleinodien zu beneiden oder deren Wert herabzusetzen, oder ihren Ursprungsort zu verleugnen. Das ist in Wahrheit die rechte Stellung des Christen und Katholiken zu vergänglichen Kulturwerten. Er hat weiter mit Liebe und Gerechtigkeit und ohne alle fanatische Kleinlichkeit Gedanken und Argumente und Worte wahrhaft frommer und gläubiger Protestanten seines Landes sich angeeignet und verwendet, wie ja auch in diesem Werk vor allem die Argumente des Bischofs Butler; liegen aber auch, was das anlangt, nicht in Deutschland die Verhältnisse ähnlich? So hat er dazu geholfen, daß Werke und Werte und Gedanken von der Katholischen Kirche eingeheimst werden, in Kraft eines ihrer gewaltigsten und erstaunlichsten göttlichen Prärogative, dieses nämlich: die große Eroberin zu sein, der alles echte

Gold der Wahrheit, auch wenn es scheinbar außerhalb ihrer Pfähle gegraben worden ist, schließlich als Beute zufallen muß, ihr, als der rechtmäßigen Hüterin und Eigentümerin, die es nicht verloren gehen lassen wird. Man kann dem göttlichen Segen der Wahrheit im Wege stehen dadurch, daß man falsche Mittel anwendet, sie auszubreiten; und das tun Menschen gern. Das Geheimnis der Ueberzeugungskraft Newmans liegt darin, daß er einmal die für unsere Zeit bestehenden intellektuellen Schwierigkeiten des Glaubens klar erkannt und gewürdigt hat und, ohne die strengste Verantwortung jedes Einzelnen, ob er glauben will oder nicht, auch nur einen Augenblick zu leugnen, nie der naiven und oft nur den Bedürfnissen der Bequemlichkeit und der *ignava ratio* dienenden Meinung war, daß ihnen mit einem nackten Syllogismus begegnet werden könne, und also wußte, daß Geister durch so rohe intellektuelle Mittel ebenso wenig zum Glauben geführt werden, wie durch physische Gewalt; zum zweiten aber in einer edlen Humanität und in seinen geheiligten Tugenden der Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit. So hat er, soweit das eben ein Mensch kann, dem Arme Gottes geholfen. Und mit solchen Lehrern kann es, wenn Gott es also gefällt, geschehen, daß Nebelwolken, die über die Sonne gezogen sind, zerreißen, und sie da steht im Morgenglanz des ewigen Lichtes: die Stadt auf dem Berg, die alle sehen müssen.

Diese Abschnitte sind mit gütiger Erlaubnis des Verlages entnommen dem Werk „Philosophie des Glaubens (Grammar of Assent) von John Henry Kardinal Newman, ins Deutsche übertragen und mit einem Nachwort von Theodor Haecker", Verlag Hermann A. Wiechmann, München.

ANTON SANTER: VERSUCHUNG DES GEISTIGEN

ZWEIFEL

Ich kehrte doch zurück, vielleicht zu fragen,
was ich im Treiben lauter Gassen sollte,
vielleicht wie andere, ein Kreuz zu tragen,
das andere trugen, weil ich meins nicht wollte.

Genug der Grübelei, ich suche, suche
und weiß, daß ich es denkend nicht erfinde.
Ich weiß, daß ich nur eitle Worte buche
und bin der Tor dabei, der Taube und der Blinde.

Und alles dies vielleicht nur, weil ich zweifle.
Ich aber zweifle noch, ob Gottes Gnade
wirkliche Willkür sei jenseit der Erde
und der Gesetze und der Träumerpfade.

Ins Unbedingte, das die Dichter denken,
bedingt von ihrer eitlen Leiber Wesen,
mag sich der Sinn des Zweiflers nicht versenken;
sein ist die Qual, die krausere Schrift zu lesen.

Bis er es glaubt, daß alles was wir kennen —
unfrei in allem, was uns je begegnet —
ja daß wir Menschen alles eitelnennen.
Bis ihn die letzte Demut übersegnet.

Da steht ihm auf zum letztenmal der Zweifel.
„Du selbst vielleicht bist Gott", so sagt sein Mund.
„Glaub es und du bist Gott", so sagt der Teufel
und macht dem Zweifler Adams Sünde kund.

Er aber lächelt dieses Sündenfalles,
fällt nicht anheim des Hochmuts böser Trift
und nimmt den Teufel nicht mehr ernst als alles
Getier im Meere Zeit, das er durchschifft.

Die Vögel, die an schönen Ufern pfeifen,
Die Winde, die im Takelwerke drohn,
vermögen nicht, des Zweiflers Herz zu greifen.
Er fährt. Vielleicht ist dies sein einziger Lohn.

LEIDENSCHAFT

In dieser Stadt, in der viel Ungeliebte
an ihn verfallen, der die Seelen haßt,
der in sich gattet Eitle und Betrübte
und alle Einzlen am Gemeinen faßt —

In dieser Stadt sah ich an jedem Tage
tief in Erinnrung ein geliebtes Bild,
und einmal widerfuhr mir, was ich trage
in mir, bis es mich einst für immer stillt.

Ich träumte mich verlassen und belogen
von dir und vor die Frage hingestellt,
ob ich dich hasse, und von Nacht umflogen
war Aug und Herz und ich erstarb der Welt.

Da tat die Macht, die ich seitdem erkenne,
in mich die Kraft zum liebenden Gebet,
daß dir erlassen bleibe, was mich brenne,
und einst dein Wesen selig aufersteht.

Und über den Dämonen, die verneinen,
was nur die einzle Seele sagt zu Gott,
begannen Lichter auf den Pfad zu scheinen,
auf einen Pfad seitab von Haß und Spott.

Da ward es mir, ich sei dem Ende näher,
daß endlich du mit mir die Wege gehst,
als hätt ich also dich verdient, nicht eher
als Liebe mich von Leidenschaft erlöst.

Vorbei sind jene gnädigen Minuten.
Ich sehne mich im Kot der Welt nach dir.
Ich weiß, daß deine Tage sich verbluten,
und sage dennoch: Lasse nicht von mir!

TRAURIGKEIT

Ich bin nicht reif, den Zeiten zu gehören,
bin überlebt von vielen, die da leben,
will meine Hände nicht den Kindern geben,
nicht mehr den Frauen, mich noch zu betören.

Was hab ich mich dem ganzen Tod entzogen!
Dem leidigen Gemisch aus Tod und Leben
bin ich aufs neue nun anheim gegeben.
Ich hab mit Tod und Leben mich betrogen.

Was lebt, lebt sterbend, sagen finstre Toren.
Was stirbt, lebt weiter, meinen andre gerne.
Sie beide haben recht für meine Ferne.
Wer weder lebt noch stirbt, der geht verloren.

Verloren an das Warten vor der Tiefe,
die mir nicht mehr Lebendiges gebiert,
nicht Farben, nicht Musik, die niemals irrt,
nicht mehr das reine Herz, an dem ich schliefe.

Bei kalten Formen, jedermann zu Willen,
erblühn noch später Dichter Phantasien,
und schweigt die Stoa und: „wo willst du hin?
arbeite!" sagen die sich damit stillen.

Ihr Toten seid entzogen diesen Leiden,
vielleicht weil ihr das Blutige weniger miedet
als ich und euch nicht selbst vom Ganzen schiedet.
Wie macht mich diese Fügung oft bescheiden!

Ich warte dann und trage beide Lasten
in dem zu leben, was für uns erkaltet,
und dennoch zu vernichten, was veraltet.
Und endlich lehrt auch mich ein Glaube rasten.

WILLIGE ARMUT

Der rüstigen Säge Ton, gemähte Wiesen,
der kleinen Bauerngärtlein bunte Farben
erfüllen Wünsche, die wir anders hießen
als: bunte Blumen, Sägeton und Wiesen.

Was anders war, wir haben es vergessen.
Es ist als ob wir nur davon erwarben
des Lebens letzte Gabe: zu vergessen.
Wald, Acker, Haus sind nur noch Zeichen dessen.

Nicht anders wollen wir all dies besitzen.
Leiht uns zum Glücke einer guten Stunde
die Rast des Hauses ohne böse Hunde!
Es glänzen eurer Kirchentürme Spitzen
und strahlen goldene Strahlen in die Augen
der Brüder, die zu keinen Kämpfen taugen.

WELTFLUCHT

Was du auch tust, du nahst dich deinem Ende.
So frage dich, ob du dein Ende liebst.
Wo nicht, so meide noch die große Wende,
die ich besinge! — Gib mir deine Hände
zum Abschied, bleibe wo du immer bliebst!
Was liegt daran! Auch so nahst du dem Ende.

Liebst du das Ende aber, höre zu
und lerne mit an unserer letzten Lehre!
Dann sind wir heut wie nie auf du und du.
Was ist der Tod genüber unserer Ruh,
so ganz geteilt, als ob sie Eine wäre,
als ob wir Einer wären, ich und du.

Wir wußten nicht, was alles sterblich ist,
ja schon im Wandel irdischer Gezeiten
auch dieses Lied und Mohamed und Christ
und ich und du und was Gewalt und List
verbrach — was hat es jenseits zu bedeuten!
Auch jede Liebe hat nur ihre Frist.

Mehr jenseits als die Lehrer bisher lehrten
ist alles einerlei und nicht einmal mehr Traum.
Kurzsichtig sind die von der Welt Bekehrten
zum Jenseits ihrer Welt, sie ahnen kaum,
wie irdisch jeglicher Erkenntnis Baum,
dess Frucht den Menschen irdische Engel wehrten.

Noch über alles, alles in das Nichts,
mit manchen irdischen Lüsten noch beladen,
mit Lust am Schwunge stürmischen Gedichts,
nach Erdenleid mit irdischer Lust am Nichts,
aus Lust, die heißen Seelen kaltzubaden,
entfliegen wir dem Tage des Gerichts und sagen:

Gut ist, wer uns zu diesem Flug beflügelt.
Sei es ein Gott, den wir als Mensch verkannt,
wir überflügeln weit, was wir ihm angeklügelt,
von keinem Menschentume mehr gezügelt,
im wahren Jenseits endlich uns verwandt.
Freund, höre meinen Mund, den du entsiegelt!

Treibt es dich an, dein Böses noch zu tun,
tu es an mir, an deiner Trägheit Schlange,
die dich versucht, solange wir nicht ruhn
im irdischen Herzen gut und bös zu tun.
Und biet ich deinem Schlage meine Wange,
heiß ich auch dieses Menschenspiele nun.

Jenseits von all dem ist, was ich verlange.

DICHTUNG

Und endlich höre du dich selbst versucht
mit allen, die da Weltliches betreiben.
Es sei die gütige Ahnung hier gebucht,
wie wir im Werk der Welt noch selig bleiben.

Der Frühling, der in diesen Weihnachtstagen
Regen statt Schnee auf braunen Boden streut,
er ist mein Zeichen endlich auszusagen,
was mir heut jedes Werk und Wort erneut.

Mein ganzes Leben tu ich in die Worte:
Ich habe alles allzu ernst getan
und stehe endlich doch am besseren Orte
und fange alles anders an.

Ja, weniger und mehr ist mir mein Leben
und Kunst und Wissen, als es vordem war.
Es will sich endlich aus dem Leide heben
In einen Geist, der stets der freiere war.

Daß jeder zweimal auf der Erde wandelt
und nicht an ihm liegt, was er anderen sei,
erlöset selbst den Bösen, wenn er handelt
und sich erkennt in banger Grübelei.

Und wenn ich sprach, statt Läuterung zu verschweigen,
bis jetzt, und wenn ich Weltliches betrieb
und Schönes preise, ist es nicht mein eigen.
Es geht den Weg, den fremde Fügung schrieb.

So will ich blindlings meiner Kräfte walten,
wenn sie mich treiben tief in Phantasien.
Was die Begegnung fügt, wird mehr als die Gestalten
bestimmen, wem sie bis ins Innere ziehn.

FERDINAND EBNER:
DAS WISSEN UM GOTT UND DER GLAUBE

Wenn es sich nicht in der richtig verstandenen Forderung des Christentums an den Menschen von selbst verböte, diese in jener Distanz, die eine objektive Betrachtung mit historischen Rück- und Ausblicken ermöglichte, sich vom Leib und von der Seele zu halten, so läge der Gedanke nicht so ferne, in der Frage, wie es denn möglich sei, daß ein „historisches Faktum" zur dauernden geistigen Irritation der Menschheit werden könne, an das „Problem" des Christentums gerührt zu sehen, insofern dieses eben Problem der Geschichte ist (und doch auch wieder zugleich mehr als dies: nämlich, als die der Geschichte der gesamten Menschheit den letzten Sinn verleihende Macht des Geistes, das eigentliche Problem aller Geschichte überhaupt). Doch hält man nicht den Geist des Christentums so „objektiv" von sich weg — es wäre denn nicht anders als im Zustande einer den Menschen gewiß nicht auszeichnenden Geistlosigkeit —, und der diese Frage aufwürfe, wäre natürlich selbst ein Irritierter; einer, der über die in seiner persönlichen Existenz erlittene Irritation — nicht aufmerksam auf sie, was er mit ihr in sich selbst beginnt und wozu sie ihn geistig bringt — eben dadurch hinwegzukommen versuchte, daß er sie im Medium der kulturphilosophischen und kulturhistorischen Betrachtung objektiviert (einer, dem angesichts des geistigen Bankrotts der sich „christlich" nennenden Völker des Abendlandes gewiß auch der Gedanke zuzutrauen wäre, daß nur eine geistig irritierte Menschheit, wie es die europäische seit zwei Jahrtausenden sei, so entarten könne, geistig so orientierungslos werden, wie die europäische Menschheit eben gegenwärtig entartet und orientierungslos ist). Man muß zugeben, daß ein solcher Irritierter etwas dem Geist des Christentums wesentlich Innewohnendes wahrgenommen hat. Denn dieser Geist, nach Christi eigenen Worten bestimmt, ein Feuer anzuzünden in dieser Welt, ist etwas Gefährliches, heute genau so wie am ersten Tag, da er in die Welt trat, und wie er

es die zwei Jahrtausende christlicher Zeitrechnung hindurch war. Trotzdem in ihm dem Menschen die Erlösung und der Friede mit Gott verheißen ist — und eben d e s w e g e n. Man muß zugeben, daß ein solcher Irritierter vom so durchaus „Verfänglichen" und in seiner „Verfänglichkeit" dem Menschen nur einen einzigen, und überdies so „paradoxen" Ausweg offen lassenden Geist des Christentums tiefer getroffen ist als einer etwa, der es fertig brächte, sich, sei es in welchem Sinne immer, zum Christentum zu bekennen und dabei das Neue Testament zu lesen, ohne das Geistig-Irritierende im Wort und Leben Christi überhaupt zu bemerken. Und er muß umso tiefer getroffen, umso mehr irritiert sein, als er jenen einzigen ihm dargebotenen Ausweg aus der Verwirrung seines Gemüts zu gehen nicht gewillt ist, nicht gewillt etwa, weil ihm sein „Verstand" verbietet, ihn zu gehen. (Und doch ist es, wie Theodor Haecker sagt, gut, daß der Westen den Weg zum Geist über den Verstand genommen hat.) Nur eine in kindlicher Naivetät nicht auf sich selbst sich besinnende Gläubigkeit — die eigentlich immer nur eine menschlich zu billigende und gewiß auch von Gott nicht verworfene Vorstufe zur „Rechtgläubigkeit" ist — kann den Gedanken, daß das Christentum eine geistige Irritation der Menschheit bedeute, anstößig finden. Das Christentum will gar nichts anderes sein als eine solche Irritation — der M e n s c h h e i t, wohlgemerkt, nicht d e s M e n s c h e n. Vielleicht wird der Antichrist, auf den im Neuen Testament so oft bedeutungsvoll hingewiesen wird, ihr stärkster „existentieller" Ausdruck sein. Schon Simeon im Tempel, erfüllt vom Heiligen Geiste, weiß beim Anblick des Knaben Jesus, daß dieser zum Fall und zur Auferstehung vieler in Israel gesetzt ist. Und nicht nur in Israel. In der Irritation, die Christi Leben und Wort hervorgerufen hat und immer wieder im Menschen hervorruft, je tiefer er von der Tatsache dieses Lebens und Wortes persönlich getroffen wird, liegt die Möglichkeit des Falles. Und die der Auferstehung? Das ist das Geheimnis, das sich nur im Glauben offenbart. Gewiß kommt der Christ (der „Entwurzelte"), durch den Glauben, über die Irritation hinaus — f ü r s e i n e P e r s o n; das „Leben der Generation" jedoch bleibt weiter geistig irritiert, irritiert in allem, was zu ihm gehört: in seinem Willen

zur Macht, im Willen zur Kultur, in der Sexualität. (Hier besonders, wenn nicht schon früher, wird es ein aufmerksamer Leser, der auch Kierkegaard kennt, verstehen, daß die Irritation, von der hier die Rede ist, sich keineswegs genau mit dem „Aergernis" deckt, dessen spezifisch christliche Bedeutung in der „Einübung zum Christentum" klar genug auseinandergesetzt ist. Sie muß jedoch im „einzelnen" Menschen, je mehr dieser in ihr sich selbst versteht — d. h. je mehr er sich von der „Glaubensforderung" persönlich betroffen fühlt und also dem Glauben nahekommt, im Bewußtwerden der inneren und existentiellen Distanz zu ihm —, zuletzt zum „Aergernis", wie es Kierkegaard im Sinne des Neuen Testaments meint, sich zuspitzen.)

Christi Leben und Wort trifft, wo es überhaupt an die geistige Existenz des Menschen herankommt, diesen im Kern seines Bewußtseins. Dieser Kern aber ist von zwei Seiten her zum Selbstbewußtsein bestimmt: durch das Wissen um Gott und durch das Wissen um den Tod. Dieses ist das in der menschlichen Bewußtheit reflektierte Leiden der Kreatur. Im Berührungspunkt dieser zwei Gewißheiten, die als „Potentialitäten" menschliches Bewußtsein als solches konstituieren, liegt das „Ich". Alles Lebendige lebt vom Tod umfangen; aber nur ins Bewußtsein des Menschen wirft dieser seine Schatten und die wieder werden dem Menschen nur sichtbar im Lichte seines heimlichen Wissens um Gott. Worin liegt der „ungeheure Widerspruch" der individuellen Existenz? Darin, daß in ihr — und ihrer Ichhaftigkeit — der Gegensatz von Natur und Geist gesetzt ist. Darin, daß der Mensch — und nur in ihm ist die individuelle Existenz realisiert — in der Erdgebundenheit seines Lebens ein zum Himmel, zu einer geistigen Ordnung des Seins und Geschehens aufschauendes Wesen ist. Darin, daß im menschlichen Bewußtsein dem Wissen um Gott das um den Tod gegenübersteht: jenes als der kategorische Imperativ zu leben im Schatten des Todes; dieses als die Verführung zur Idee des Nichtseins und Nichtsseins, als die Verlockung, den vom Bewußtsein im Interesse seiner Erhaltung geforderten Ausgleich im „Widerspruch der Existenz", der nur im lebendig gewordenen Wissen des Menschen um Gott gefunden werden

kann, verzweifelt im Wissen um den Tod zu suchen. Daß der Mensch um das Sterben weiß — ein Indizium des Geistes in ihm: in diesem Wissen wurde der „Sinn des Lebens" fragwürdig —, das hat seinen Grund in seinem Wissen um Gott. Als er von Gott abfiel, als er, die Freiheit seines geistigen Seins mißbrauchend, es versuchte, in Gottlosigkeit geistig zu existieren, ward er den Tod gewahr. Es ist älteste christliche Meinung, daß durch die Sünde der Tod in die Welt kam. Vielleicht jedoch gäbe es ihn auch ohne den Abfall von Gott, aber nur als Moment des natürlichen Lebens, von dem sich der Mensch in der Geistigkeit seines Seins nicht berührt fühlte. Er wäre nicht g e i s t i g e s E r e i g n i s. Vertrüge der Mensch das Wissen um ihn ohne sein heimliches Wissen um Gott? Hielte er es geistig aus, wenn nicht dieses Wissen um Gott im Glauben an die Gnade — und es gehört ja zum Sinn des Glaubens, daß er Glaube an die Gnade ist — lebendig wäre? Auch jene stolze Selbstherrlichkeit eines sich stark dünkenden Ichs, die, von Gott nichts wissen wollend, vermeint, das Wissen um den Tod ertragen zu können, wird insgeheim von der Gnade und Kraft des Wissens um Gott getragen. Und wenn der Mensch im Wissen um den Tod verzweifelt, so setzt auch diese Verzweiflung — als geistiges „Lebenszeichen", das sie noch immer ist — das Wissen um Gott in ihm voraus.

Es ist das tiefe, ehrfurchtheischende Geheimnis des Geistes in der Sprache — von dem man religiös oder aber auch bloß ästhetisch ergriffen sein kann —, daß der Mensch sein Wissen um Gott, in dessen Vollkommenheit in der Realisierung des geistigen Lebens die Macht des Todes überwunden ist, im Wort und in der Aktualität des Wortes hat, das nicht nur über das „Ich", sondern über den Menschen überhaupt und über die natürliche Ordnung alles Seins, aus der heraus die Existenz des Menschen nicht restlos zu begreifen ist, hinausweist. Er hat es im Wort, das als das geistige Urfaktum die „Setzung geistigen Seins" und der Grund des Selbstbewußtseins ist und durch das in seiner Göttlichkeit Gott den Menschen schuf und sich ihm, indem er ihn durch das Wort schuf, offenbarte. Im Wort: d. h. in der „Duhaftigkeit" seines Bewußtseins, die dessen „Ichhaftigkeit" ermöglicht — denn „das Ich existiert nur im Verhält-

nis zum Du" — und die kein natürliches Ergebnis aus dem Verhältnis von Mensch zu Mensch ist und am allerwenigsten ein sozial bedingtes Entwicklungsmoment; vielmehr allem menschlichen Verhalten zum Menschen, und so aller wahren Sozialität, zugrundeliegt! und vor allem aber auch — weil ihr Bezogensein auf Gott etwas ihr Ursprüngliches und Wesentliches ist — zugleich den Menschen „persönlich" mit Gott verbindet. Nicht anders als im ersten und letzten Sinn des Satzes „Du bist", in der „Innigkeit" dieses Sinnes, die der Grund aller „Innigkeit" und „Innerlichkeit" menschlichen Existierens ist — alle Innerlichkeit ist die des Wortes —, nicht anders erfaßt der Mensch lebendig sein Wissen um Gott (in dem sich das Bewußtsein, daß „ich bin", abhebt; wie sich das Bewußtsein, „daß etwas ist", vom Bewußtsein der Möglichkeit des Nichtseins, d. h. im Wissen um den Tod abhebt). Die Philosophie z. B. versteht dieses immer nur in seiner Abstraktheit, in seiner Verflüchtigung im bloßen Gedanken Gott, der nicht mehr die „Innigkeit" des An-Gott-Denkens hat und bei dem es, darum eben, schließlich zweifelhaft wird, ob ihm eine reale Existenz überhaupt entspreche oder nicht, in seiner Verflüchtigung in der Idee des Göttlichen. Zu dieser verflüchtigte es sich aber, als die Ichhaftigkeit der menschlichen Existenz durch den „Abfall von Gott" zur „Icheinsamkeit" wurde. Die Philosophie kann nicht anders als die Existenz Gottes in der toten,logisch leeren Abstraktion des Satzes „Gott ist" begreifen wollen, weil sie, was wesentlich in der ihr eigentümlichen geistigen Haltung seinen Grund hat, nicht imstande ist, das lebendige Wissen um Gott in der Duhaftigkeit seines Gegebenseins im Bewußtsein zu erfassen; den konkreten Sinn des Satzes „Du bist" (der in seinem Bezogensein auf Gott das persönliche Verhältnis des Menschen zum geistigen Grund alles Seins in sich begreift), ebensowenig wie den des „Ich bin", darin zu begreifen, daß die gedankliche Aktualität des einen wie des anderen im Medium des Wortes liegt, als Aktualität des Wortes demnach. Wenn sie aber auf dieses Moment aufmerksam wird, dann wieder nimmt sie notgedrungen das im Medium des Wortes Behauptete oder Sichbehauptende als bloße sprachliche Fiktion. Schließlich sind Philosophieprofessoren sogar imstande, vom „Du-Problem" zu

reden — woher nur haben sie das auf einmal? — merken es aber bezeichnender Weise nicht, daß man es da bereits mit dem tiefer verstandenen, freilich von ihnen nicht verstandenen Problem der Sprache zu tun habe.

In dem Augenblick, wo im Menschen das Wissen um Gott aus dem Sinn des „Du bist" heraus in den eines Satzes in der „dritten Person" tritt — um Gott gleichsam außerhalb des menschlich-persönlichen Verhältnisses im „Du bist" in der „objektiven" Sphäre der „dritten Person" der Existentialaussage zu begreifen —, verliert der Mensch Gott in seiner Realität aus dem geistigen Gesichtskreis und zwischen das Bewußtsein und seinen Gegenstand (d. i. daß „Gott ist") schiebt sich die Forderung des Glaubens als des die Existenz Gottes dem Bewußtsein vermittelnden Momentes. Jedenfalls kann in dieser geistigen Situation die Frage, ob es einen Gott gebe — man höre sich nur einmal hinein in dieses „einen Gott" —, aufgeworfen werden. Nicht aber wird gefragt, ob Gott sei — und wieder höre man sich hinein in dieses „Gott". Jene Frage, die Idee des Göttlichen voraussetzend, ist die des wissenschaftlich-philosophischen Denkens, auf die es, genau genommen, keine rechte Antwort gibt — und geben kann. Denn bewiese man es auch in der scharfsinnigsten Weise, daß es einen Gott gibt, so träfe dieser Beweis doch niemals die Realität Gottes (und nicht nur, weil sich eine Existenz überhaupt nicht beweisen läßt). Die zweite Frage aber könnte nur in der „Leidenschaft des Existierens", in persönlich hadernder Auseinandersetzung des Menschen mit der Idee Gott, aufgeworfen werden und wäre Empörung gegen Gott, Blasphemie und in sich unsinnig (unsinnig auch deshalb, weil hier im Wort Gott gleichsam jener ihm ursprüngliche Sinn eines Vokativs hörbar wird, den auch seine Etymologie, wie die des Wortes *deus*, andeutet). Es gibt keinen logisch verfolgbaren Weg (sodaß es hier also gilt, „den Sprung zu wagen, den niemand sieht") vom Sinn des Satzes „Gott ist" — über dessen Anfechtbarkeit und Unanfechtbarkeit Philosophen und Theologen sich herumstreiten mögen, wenn es ihnen Spaß macht: am Ende ist ja wirklich kaum mehr als ein Spaß des Denkens daraus geworden — zum Sinn des „Du bist", das, auf Gott bezogen, eo ipso die abso-

lute Gewißheit der Existenz Gottes, die uns keine Philosophie und keine Theologie gibt, in sich begreift. Die Möglichkeit aber des Satzes „Gott ist", in dem das Bewußtsein gleichsam keinen Gebrauch von der ihm wesentlichen Duhaftigkeit macht, beruht sozusagen auf einer geistigen Entspannung des persönlichen Verhältnisses zu Gott in der „Icheinsamkeit" der menschlichen Existenz, die den Menschen nicht mehr die Kraft aufbringen läßt — es wäre denn, er schöpfte sie aus der Gnade des Glaubens —, die in der Duhaftigkeit des Bewußtseins gegebene Möglichkeit der persönlichen „Vergegenwärtigung" des Allgegenwärtigen zu aktualisieren.

Glauben ist eine besondere geistige Haltung des Menschen zu einem ihm nicht unmittelbar, sondern durch ein vermittelndes Moment gegebenen Sein, einem Sein oder Geschehen, das über seine Sinnfälligkeit hinaus etwas „bedeutet", als „Zeichen" gegeben ist und vom Menschen als solches, im Glauben eben, genommen wird. Der Glaube an Gott bezieht sich nicht eigentlich auf Gott und seine Existenz, sondern auf das „Zeichen Gottes", und setzt das Wissen um Gott im Bewußtsein des Menschen voraus. Zeichen Gottes ist schon der Name Gottes (der als sprachliches Faktum die Nominalisierung eines ursprünglichen Vokativs ist zum Zweck der Verständigung über Gott mit dem „Dritten") und als solcher Gegenstand des Glaubens (die an seinen Namen glauben, heißt es im Johannesevangelium), um dessen Heiligung wir im Vaterunser beten. Für die Juden mußte der Name Gottes *(Jahweh)* umsomehr Gegenstand des Glaubens und der Heiligung sein, als er nicht, wie Gott oder *deus*, einen Vokativ, sondern die Offenbarung Gottes selbst bedeutete, weshalb er nicht ausgesprochen, nur geschrieben werden durfte. Zeichen Gottes ist weiter das „Wunder". Bei diesem Wort wird man wohl zunächst an etwas denken, dessen Erklärung aus dem menschlich irgendwie faßbaren Zusammenhang des Geschehensablaufes prinzipiell unmöglich wäre (Auferweckung Toter z. B.). In der Erkenntnis schlechthin jedoch dieser Unmöglichkeit, die überdies nur das Eingeständnis der Beschränktheit menschlicher Einsicht ist, stünde der Mensch noch immer nicht geistig vor dem Wunder, das den Glauben und die „Entscheidung im Glauben" von ihm

forderte; und gar darin, daß einer für seine Person, mit seiner geringen Einsicht in den Zusammenhang des Seins und Geschehens, etwas sich nicht erklären kann, liegt noch lange nicht diese Entscheidung, die Entscheidung f ü r den Glauben. Wer tiefer hineinsieht in die geistige Bedeutung des Glaubensaktes, muß bemerken, daß auch eine prinzipiell wenigstens mögliche „natürliche" Erklärung keineswegs das Wunder und den Glauben an es ausschließt, d. h. nicht ausschließt, in einem bestimmten Geschehensmoment, so natürlich es sich auch erklären ließe, ein Zeichen Gottes zu sehen; oder des „Teufels": denn darauf kommt es an, daß ein Geschehen im Bereich äußerer oder innerer Erfahrung, äußeren oder inneren Erlebens auf eine geistige und zwar geistig persönliche Macht bezogen wird. Hätte der Mensch kein Wissen um Gott, so könnte er in keiner Weise darauf verfallen, an Wunder zu glauben. Das wahre Zeichen Gottes nun und darum eigentlicher Gegenstand und zugleich wesentlich Forderung des Glaubens ist Christus: er, in dem die „Setzung des geistigen Seins", die im Anfang war und bei Gott war und die Gott war, Fleisch geworden ist. Die Glaubensforderung legt den Akzent auf das „Gott" im „Gottmenschen". Für die Rechtgläubigkeit — deren Rechtlichkeit und Rechtheit vor allem darin liegt, daß sie als Pflicht des Menschen vor Gott verstanden wird; die immer auch die Möglichkeit des „Aergernisses" sieht und für die, nach einem der Denker Kierkegaards, den Gottmenschen abschaffen heißt, das Christentum abschaffen —, für sie ist es etwas Selbstverständliches, was Dostojewsky einmal zu seinem Roman „Dämonen" notierte: daß Christus-Mensch im Gegensatz zu Christus-Gottessohn weder Erlöser noch Quelle des Lebens sein kann. Christus appelliert an des Menschen Wissen um Gott und wahrlich, er „provoziert" es. Und wie sein Leben und Wort die Provokation d i e s e s Wissens ist, so ist es auch die des Wissens um den Tod. Und so mußte es auch dem Juden zum Aergernis werden, dem Heiden aber eine Torheit sein. Denn wie jener meinte, sein Wissen um Gott dem Leben und Wort Christi entgegenhalten zu dürfen, und darum eben an Christus sich ärgerte; so mag sich dieser angesichts dieses Lebens und Wortes, das am Kreuze auslosch und verstummte, auf sein

Wissen um den Tod stützen, und so erscheint es ihm als Torheit.

Gerade dadurch, daß Christus das Wissen um Gott und das um den Tod im Menschen — bleiben wir bei dem Ausdruck — provozierte, hat er beides zu jener Berührung und existentiell den Menschen bestimmenden Konkretion gebracht, in der die geistige Realität des Ichs wahrnehmbar wird. Und damit auch die des Du. In der Berührung dieser zwei Gewißheiten im Selbstbewußtsein aber — und um Gewißheiten handelt es sich nun und um deren Aktualität im geistigen Leben — liegt die Erkenntnis der Sünde und damit die Möglichkeit jener *metanoia*, deren Forderung am Anfang der Verkündigung des Evangeliums steht. Das Sündenbewußtsein ist die „Konkretion" des Selbstbewußtseins und wäre weder ohne das Wissen um Gott, noch das um den Tod möglich. Es ist nichts anderes als das in jenem Wissen reflektierte, in dessen Lichte sich selbst verstehende Wissen um den Tod. Und dieses wieder erscheint als das Inzitament der Sünde: in ihm „verzweifeln" am Wissen um Gott. (Durch sein Wissen um den Tod, in der Unseligkeit seines Wissens um Gott wird der Mensch „Objekt der Psychologie".) Solange der Mensch in seinem „Traum vom Geist" befangen ist — aus dem ihn jedoch Christus aufgerüttelt hat —, erfaßt er den Tod nicht als jenes „geistige Ereignis" von entscheidender Bedeutung, als das er im Christentum sichtbar wird. Der Tod löscht einmal aus, was als Moment des Erlebens ins Bewußtsein trat und darum nur „zeitliche" Bedeutung hat. Er kann aber nicht auslöschen, was eben nicht als Erlebnismoment ins Bewußtsein kam: das Wissen um Gott, in dessen Aktualität der Mensch sein ewiges Leben hat (und ohne das, als etwas im menschlichen Bewußtsein und Bewußtwerden seiner selbst und seines Tuns bereits Gegebenes, jede religiöse Belehrung des Kindes auf den unfruchtbaren Boden totalster Verständnislosigkeit fallen müßte.) Es bleibt, wie es sich „in der Zeit" und wie es sich im Erleben bewährt hat: als die Ueberwindung des Wissens um den Tod oder als dessen Verewigung. Die Seligen wissen in der Vollkommenheit ihres Wissens um Gott nichts mehr vom Tod. Vollkommenes Wissen um diesen aber, gnadenlos vom Licht des in der Ewigkeit sich

erfüllenden Wissens um Gott beleuchtet, das eben ist Unseligkeit. Die Erkenntnis der Sünde — gewiß eine der stärksten Irritationen, die der menschliche Geist erleiden mag, weshalb er sich auch gegen sie, solange es nur geht, mit allen seinen natürlichen Kräften wehrt — ist immer bloßes, aber doch niemals zu umgehendes Durchgangsmoment des geistigen Lebens im Menschen. In ihr stößt dieses auf seinen „toten Punkt", über den nur die „Schwungkraft" des Glaubens hinweghilft. Alle Erkenntnis, wenn sie nur nicht phantastisch sich selbst mißversteht, und so auch die Erkenntnis der Sünde, in der ein solches phantastisches Mißverständnis eo ipso ausgeschlossen ist, sieht das Leben an einem „toten Punkt", sieht es in die Sackgasse der Endlichkeit hinein verrannt. Und der Glaube ist es, der die Tore der Unendlichkeit auftut.

Angesichts des eigentlichen „Zeichen Gottes" wird das Bezughaben des Glaubens auf eine „Aussage" über ein Sein, wird der Glaube als Glaube ans Wort in seiner tieferen Bedeutung sichtbar. Nicht um die Glaubwürdigkeit eines Faktums, sondern einer Persönlichkeit handelt es sich da und jenes wird durch diese, die für es zeugt, glaubwürdig. Das Wort an und für sich ist ein „Zeichen": in seiner sinnlichen Faßbarkeit etwas, „das für etwas anderes steht", worin es seinen „Sinn" hat; indem wir diesen erfassen, das Wort also „verstehen", nehmen wir es nicht nur sinnlich (als Schall z. B.) auf, sondern geistig. In seiner Menschlichkeit verbindet es geistig Mensch und Mensch. In seiner Göttlichkeit — zwischen Gott und Mensch — setzt es im „Angesprochenen" das geistige Sein. Jenes hat nur maieutische,*) dieses aber generative Bedeutung. Wie nun will der Mensch das Wort Christi hinnehmen? In maieutischer Bedeutung, als bloßen Anlaß demnach, zum geistigen Sein zu kommen, oder als die Setzung dieses Seins selbst im Menschen. Mit anderen Worten: hat die historische Faktizität des Lebens und Wortes Christi — s i e kommt in Betracht und nicht die etwaige ideelle — zufällige oder absolute Bedeutung? Die Stellungnahme im Geiste zu Christus und seinem Wort dreht sich übrigens niemals um ihn und dieses an und für sich und davon abgesehen, daß sich ein bestimmter

*) Siehe bei Kierkegaard, Philosophische Brocken, I. Kapitel.

Mensch zu Christus verhält wie er sich verhält, sondern um dieses Verhältnis eben. Ist also Christus als „Typus" oder als „absoluter Einzelfall" zu nehmen? Freilich, dieser ist nicht nur dem Denken, das mit ihm nichts anzufangen weiß, der ewige Stein des Anstoßes. Wohl mag man in einem ganz bestimmten Sinne diese Frage durch den Gang der menschlichen Geschichte, objektiv also, einmal zur endgültigen Entscheidung gebracht sehen — nicht früher als am Ende dieser Geschichte, am jüngsten Tag. Aber es wird die Frage auch vom einzelnen Menschen selbst, „für seine Person" und „ungeschichtlich", entschieden: in der Entscheidung f ü r oder w i d e r den Glauben. Für den Unglauben ist Christus Typus und kann gar nichts anderes sein, für den Glauben aber der absolute Einzelfall. Und daß diese Frage einmal auch ihre „geschichtliche" Lösung finden werde, das ist selber schon Sache des Glaubens. In diesem versteht der Mensch aber auch sich selbst und seine Existenz als absoluten Einzelfall, als den menschlichen Sinn des „Ich bin": d. h. er erkennt in der Isolation vor Gott die Sünde. Der Glaube an Christus ist die Realisierung der individuellen Existenz im Geiste. Die Frage, was Christus — vom Glauben des Menschen an ihn abgesehen — sei, ist falsch gestellt. Denn die Frage ist, was, geistig verstanden, der Mensch sei ohne den Glauben an Christus.

Man achte auf die verschiedene Bedeutung, die das Glauben haben kann. Wenn ich sage „ich glaube dieses oder jenes" oder „ich glaube an dieses oder jenes", so erscheint glauben zunächst rein gegenständlich bestimmt — im Verhältnis zwischen Mensch und Mensch immer auf ein „Werden" sich beziehend und dessen Ergebnis antizipierend; bezogen auf ein Sein jedoch, über den Menschen hinausweisend —, nicht wie im Satze „Ich glaube Dir", der bereits die Beziehung auf eine „Aussage" in sich begreift, das Glauben auf das Wort bezieht und hierin das persönliche Moment im Verhältnis von Mensch zu Mensch betont. Aber auch in seiner gegenständlichen Bestimmtheit kann der Glaubensakt auf das persönliche Moment, dem er ja entspringt, zurückgewendet werden; nämlich in der nachdrücklichen Unterstreichung des Glaubensgrundes (der immer außerhalb des Glaubenden liegt): ich glaube dies und jenes,

weil Du es sagst. D. h., weil ich D i r glaube (Deinem Wort: das Wort wird als etwas unmittelbar für die Persönlichkeit Stehendes genommen, als etwas, wofür der Sprecher persönlich einsteht; und die Personalität menschlichen Existierens liegt darin, daß der Mensch „das Wort hat"). Ist das hier angedeutete Zurückwenden ins Persönliche nicht möglich, oder vielleicht auch in einer bestimmten Situation deplaciert — so daß also nicht die objektiv gerichtete Beziehung auf das Moment des „Einsatzes der Persönlichkeit" der Glaubensgrund ist —, dann handelt es sich gar nicht um ein Glauben im eigentlichen Sinne, sondern bloß darum, daß man etwas für wahrscheinlich, möglich hält. Ueberall, wo vom eigentlichen Glauben die Rede ist, spielt auch jener „Einsatz der Persönlichkeit" eine Rolle; „vom Subjekt aus" im gegenständlich bestimmten „an etwas glauben": an Gott, die Unsterblichkeit, die Menschwerdung Gottes. Umsomehr und bedeutsamer „vom Subjekt aus", als die gegenständliche Bestimmtheit des Glaubens, in dessen Bezug auf eine Aussage, mit ihrer persönlichen eins ist, d. h. angesichts der Glaubensforderung: Glaube an mich. Kein Mensch kann das vom andern fordern, denn darin wäre sofort auch das Verhältnis von Mensch zu Mensch gesprengt; und keiner kann a n einen andern glauben, es wäre denn in einer phantastischen Uebertreibung des Gefühls oder auch bloß des Ausdrucks. Es kann einer — ob menschlich berechtigt oder nicht, braucht gar nicht entschieden zu werden — nur fordern: Glaube mir, meinem Wort (wodurch er sich in seiner Persönlichkeit zwar zum Glaubensgrund, keineswegs jedoch zum Gegenstand des Glaubens macht). An etwas glauben — nicht nur gegenständlich bestimmt, sondern hierin zugleich auch persönlich im Bezug auf den, a n den, nicht d e m, geglaubt werden soll —, das ist nur möglich im Verhältnis zu Gott. In dessen Offenbarung — und die ist im Wort, das im Anfang war, und das Fleisch geworden ist. (Auf welche Formel „vom Subjekt aus" wäre der Glaube an sich selbst zu bringen? „Ich glaube mir", das geht doch nicht an. Also — „ich glaube an mich". Wie aber nimmt sich das aus? Der Glaube an sich selbst ist wahrlich die Pervertierung des Glaubensaktes.) Wenn die Glaubensforderung Christi — die weder eine naiv mythologisierende,

Christus schwärmerisch vergöttlichende Erfindung der ersten Christen ist, noch eine auf die Macht über die Seelen spekulierende einer „herrschlüsternen" Kirche — nur den Sinn des Satzes „Glaube mir" (bezogen etwa auf die Wahrheit der „Lehre" Christi vom Reich Gottes „inwendig im Menschen"), nicht aber den des herausfordernden „Glaubt an mich" gehabt hätte, ja, dann hätte sie auch nur zufällige, zeitliche, nicht jedoch absolute, und das ist hier „generative" Bedeutung für das ewige Leben des Menschen. Sie ist eine Forderung, die nur ein Verrückter stellen kann — oder Gott. Sie begreift in sich das Erbarmen Gottes mit dem Menschen im Zustande seiner geistigen Verlorenheit: *ce fondement de la foi, qui est, que la nature des hommes est dans la corruption . . . cet autre fondement de cette même foi, qui est, que Jésus Christ est le véritable Messie,* wie es bei Pascal heißt. Der Sinn der menschlich ja durchaus begreiflichen Glaubensforderung im Satze „Glaube mir", vermöchte doch niemals die Verheißung des ewigen Lebens, das den Tod nicht schmecken wird, in sich zu umfassen; er fordert nicht wie die Christi in entscheidendem Sinne den „Einsatz der Persönlichkeit" vom Menschen und brauchte am Ende auch gar nicht einen gewissen Zug egoistischer Interessiertheit des Fordernden wie einen Wesenswiderspruch auszuschließen. Die Glaubensforderung des fleischgewordenen Wortes Gottes aber ist die Interessiertheit des Fordernden am Heil dessen, von dem der Glaube gefordert wird. Sie entspricht der göttlichen Liebe. Und das Wort und die Liebe sind ja in ihrem geistigen Grunde eins.

Das Christentum besteht als geistige Macht in der Welt kraft des Wortes, das in seiner persönlichen Aktualität den Glauben fordert, und kraft des Kreuzes, d. h. des „Aergernisses". Die Frage eines insgeheim Irritierten, ob denn nicht doch einmal diese geistige Irritation ein Ende haben werde, so daß dann die Menschheit frei von ihr, ihren erhabenen Zielen entgegenschreiten könne — so einer wird ja immer leicht phantastisch-pathetisch —, die Frage ist von einem geistig verfehlten Standpunkte aus aufgeworfen. Christus, in dem sich uns, vorausgesetzt wir glauben, die Realität des geistigen Lebens im Verhältnis zu Gott, und damit d e s s e n Realität, offenbart, hat

— den eigentlichen Atheismus provozierend, angesichts dessen die Gottesleugnung innerhalb des Heidentums zum Kinderspiel wird — des Menschen Wissen um Gott bis in seinen Grund im Wort hinein irritiert und seine innere Leerheit im „Traum vom Geiste" endgültig bloßgelegt, so daß es nun bis ans Ende der Tage nicht anders seine Erfüllung zu lebendiger Gewißheit finden kann, als im Glauben an i h n. Worin aber, mag vielleicht einer fragen, ist die die „Innerlichkeit" aufwühlende, dem Menschen Erlösung verheißende Aktualität seines Wortes in ihrer Persönlichkeit und Geistigkeit — auf die es doch ankommt, weil in ihr, als der absoluten Forderung und dem Grund alles Glaubens, jedes „Dogma" seinen letzten Grund haben muß — dem Menschen wahrnehmbar, der ihr, diese so konkret als möglich, also in der Realität des Erdenwandels Christi verstanden, entrückt ist? Gewiß in jener Kraft des Wortes (von der z B. Otto Weininger, der Christus so genial mißverstand, nichts wußte), die „worterhaltend" schlichte, ungelehrte Leute befähigte, das göttliche Wort den kommenden Geschlechtern zu bewahren, und die in den „übersetzten Uebersetzungen", die geistigen Schranken zwischen den einzelnen Sprachen der Menschen sprengend, geisterzeugend weiterwirkt, anders als etwa das Wort des genialen Dichters oder eines, in dessen Worte die Fülle menschlicher Weisheit ist (die aber, wie der Apostel sagt, Torheit ist vor Gott). Aber weist sie, obgleich sie den Menschen auf Christus zurückweist und aus dem Wort selbst ist, wie sie aus Gott ist, bei dem das Wort im Anfang war, nicht über ihn hinaus? Christus verhieß sie seinen Jüngern beim letzten Abendmahl als den Tröster, den der Vater in seinem Namen senden wird, daß er Zeugnis gebe von ihm. Und er sagt auch zu seinen Jüngern: Es ist gut für euch, daß ich hingehe; denn gehe ich nicht hin, so kommt der Beistand nicht zu euch. Der Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt, der aus Christus nimmt und es den Menschen verkündigt und der der Geist der Verständigung der Menschen untereinander über Gott ist, dessen Lästerung nicht vergeben wird — er erfüllt auch die leere Abstraktion des Satzes „Gott ist" wieder mit lebendigem Sinn. Aus ihm kommt die Gnade, die den

Menschen sein Leben als Gnade Gottes verstehen und es ihn erfassen lehrt, was im ersten Johannesbrief gesagt ist: Gott ist die Liebe. In ihm kommt dem Menschen jene Freude des Lebens, die Freude, daß Gott ist, die das Leben selbst ist in seiner reinen Geistigkeit, jenes Leben, über das der Tod keine Macht hat — eine Freude, die in so vielen ganz verschüttet und vergraben ist. Alles Leben und Sein ist Gnade Gottes, des Schöpfers des Himmels und der Erde. Und sie ist in ihrer Fülle im Wort, durch das alles geworden ist, und das Fleisch geworden ist. Und sie ist im Heiligen Geiste, der aus dem Wort ist und aus Gott und der für Christus zeugt. Sie ist aus Gott in den Drei. Im lebendigen Glauben an die Heilige Dreieinigkeit Gottes — und auch er ist Glaube ans Wort, Glaube an Christus und sein Wort — erfüllt sich erst ganz des Menschen Wissen um Gott zur seligen Gewißheit des Seins So lebt denn der Christ sein geistiges Leben im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Geistes. Alles andere aber ist „Traum vom Geiste" — wie jedoch will man träumen angesichts der Realität? — oder Blindheit und Verblendung der Geistlosigkeit — oder Ausflucht.

MITTEILUNG DES HERAUSGEBERS

Theodor Haecker sieht sich, um Mißdeutungen seiner Position im Rahmen dieser Zeitschrift zu begegnen, zu der Erklärung genötigt, daß er nur für seine Aufsätze und Uebersetzungen die Verantwortung übernimmt, dagegen für den Inhalt der Aufsätze Carl Dallagos jede Mitverantwortung in irgend einer Form ablehnt.

*

Hiezu sei mir gestattet, das Folgende zu sagen:

Durch nichts könnte die kritische Situation, in der sich der Brenner und mit ihm sein verantwortlicher Leiter befindet, schärfer beleuchtet werden wie durch die vorstehende Verwahrung eines führenden Mitarbeiters, dessen geistiger Autorität der Brenner ohne Zweifel seine eigene gesteigerte Bedeutung verdankt. Wenn ich daher zu dieser Kundgebung Stellung nehme — und zwar mit jener Ehrerbietung, die ich einer Persönlichkeit vom Range Theodor Haeckers in jedem Augenblicke schulde — geschieht es selbstverständlich nicht, um Kritik an ihr zu üben, sondern weil ich mich durch sie einem Gewissensdrucke unterstellt fühle, zwanglos zwar, doch so verpflichtend, daß er eine Gegenäußerung und überdies eine Entscheidung von mir verlangt, die zu umgehen oder auch nur aufzuschieben ich weder vor dem Forum dieser Zeitschrift noch vor mir selbst zu rechtfertigen vermöchte. Und so erkläre ich zunächst, indem ich Haeckers notgedrungene Feststellung für meinen Teil aus eigenem Antrieb unterstreiche: daß für Konzeption und Durchführung der sechsten Brenner-Folge, wie sie hier abgeschlossen, und dennoch eine offene Frage, vorliegt, niemand verantwortlich ist als ich allein. Der Leser, der sich meines Vorworts entsinnt, in dem der Anlageplan, so gut ich es ins Ungewisse eigener Voraussicht hinein vermochte, entworfen ist, dürfte sich von Anfang klar gewesen sein, daß diese Folge nicht auf einem vorgefaßten Programm, sondern auf einem prinzipiellen Wagnis beruht, das für die geistige Orientierung in der Zeit zwar, wie ich glaube, von Bedeutung, dessen Tragfähigkeit und Tragweite jedoch in Anbetracht gewisser Gefahrsmomente, die es barg, zunächst nicht abzusehen und somit erst zu erproben war. Daß dieses Wagnis schließlich eine innere Krise zeitigte, die den gegebenen Rahmen der Zeitschrift — darüber gebe ich mich ja keiner Täuschung hin — sprengt und ihr Schicksal, in dieser Form zumindest, besiegelt, ist ein Verhängnis, das also im Bereich der Möglichkeit, das aber abzuwenden nicht in meiner Macht lag. Oder was meint hiezu der Leser? Er, der mir wichtig ist, und vor dem ich nichts voraushaben will als die Last der Verantwortung, ihn wie mich vor eine Aufgabe gestellt zu haben, deren Schwierigkeit — sofern sie nicht in einem

vorentschiedenen geistigen wie religiösen Standpunkt von vornherein gelöst ist — uns beiden Kopfzerbrechen, und ist er leichteren Gewissens, ihm immerhin ein Kopfschütteln verursachen mag. Glaubt er, daß ich berechtigt, wenn schon im Herzen nicht imstande gewesen wäre, meiner Konzeption auf halbem Weg der Ausführung untreu zu werden, nur weil das Problem des Brenner (dessen innere Aktualität noch keineswegs erschöpft, ja heute brennender als je ist) inzwischen zu einer Gefährlichkeit erwachsen war, zwittermächtig genug, um den letzten Ernst meiner Verantwortungsbereitschaft herauszufordern und ihr gleichwohl den Anschein einer Fahrlässigkeit zu geben? Er entscheide; denn was hier in Frage steht, spielt zwischen ihm, dem Leser, und mir, dem Herausgeber, der diese Frage stellt und lieber zweideutig s c h e i n e n will als zweideutig s e i n. Eine andere Frage natürlich, die aber schon mehr mein Verhältnis zu den Mitarbeitern angeht, ist: ob ich meine Aufgabe als Herausgeber nicht von vornherein verkannt, ob ich sie nicht in dem Sinne mißverstanden habe, daß mir als dunkle, vielleicht sogar — ja sicherlich! — als eine helle Möglichkeit vor Augen stand, was einem voreingenommenen Blick von vornherein unmöglich scheinen mußte. Und hier bin ich an den springenden Punkt gelangt, wo ich eine Aufklärung oder vielmehr eine Nachprüfung meines Standpunkts — besser: meines Augenmerks — mehr mir selbst als anderen, die mit schärferem Gesicht begabt sein mögen, schuldig zu sein glaube.

*

Ueberblicke ich den Inhalt dieser Brenner-Folge, die wesentlich der Aufrollung des religiösen Problems im Hinblick auf das Christentum gedient hat, so muß ich bei aller Bereitwilligkeit, mich eines Besseren belehren zu lassen, sagen, daß das Prinzip, auf dem sie aufgebaut ist, mir im Grunde nicht nur richtig, sondern — blickt man in die Zeit, nicht bloß als in das vergängliche Gleichnis, sondern als in den schicksalsschweren Augenblick der Ewigkeit — auch wichtig erscheint. Denn was und wer hier stand — es waren wohlbedacht nur Wenige —, stand wohl zunächst im Umkreis seiner eigenen Bedeutung und Verantwortung, darüber hinaus jedoch im Wirkungskreis eines besonderen, ausschließlich m i c h verpflichtenden Moments, das die Situation des religiösen Augenblicks nicht nur im Geistesblick des Einzelnen, sondern in seiner Gesamtzuspitzung im geistigen Gewissensbild der Zeit, typisch ausgeprägt, aufzeichnen sollte. Ich glaube, daß gegen die Berechtigung dieses Prinzips nichts einzuwenden war, und gegen die Art seiner Durchführung auch seitens der Mitarbeiter nichts, insolange diese die Gewißheit haben durften, durch das gelegentliche, wenn auch immer intensivere Aufblitzen geistiger Kontrastreflexe im Spiegel der Gesamterscheinung des Brenner in ihrem Eigenlichte nicht verdunkelt, sondern im Gegenteil tiefer erhellt zu sein, als dies in einem ausgeglicheneren und

geistig weniger geladenen Prospekt der Fall gewesen wäre. So standen hier neben und doch oft gegeneinander: der Gottesstreiter in der düsteren Glut seiner theologischen Erleuchtung, und der religiös bewegte Laie in der Geisteseinfalt seiner großen Unwissenheit; der Dichter in der wortbeschwingten Vollkraft seines Zweifels, und der Visionär der Glaubensforderung in der Erlöstheit durch das Wort. Man wird zugeben müssen, daß durch die Fügung oder — wenn man heute will — durch das Verhängnis eines solchen Kräftewiderspiels im Aufriß seiner Gesamtvision der Brenner eine gleichsam kontra-rhythmisierte Stetigkeit und Festigkeit gewann, die ihm gestattete, sein Korrektiv unausgetragen jederzeit in sich zu tragen und seiner Spannungszustände immer wieder in sich selber Herr zu werden. Damit könnte ich mein Gewissen ja zur Not beruhigen; freilich ohne daß ich irgend jemandem bewiesen hätte, daß es ein g u t e s Gewissen sei, das sich auf diese Art beruhigt. Darauf aber muß es mir vor allem ankommen, soll ich mich der Leitung dieser Zeitschrift nicht am Ende selbst für unwürdig erachten. Denn da es eine r e l i g i ö s e Bewegung ist, die hier im Brenner die Entscheidung anstrebt — und zwar in einem Zusammenhang, der dem Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen die schwerste Verpflichtung auferlegt, ja sein Gewissen mitunter peinlich berühren muß —, geht es nicht an, daß der Herausgeber sozusagen unverantwortlich hinter dem Deckmantel einer nominellen Verantwortungsbereitschaft verschwindet, von der nicht feststeht, ob sie sich am Ende nicht selbst eine Entscheidung ersparen möchte, die sie den Lesern zumuten zu dürfen wähnt. So ist es seine Pflicht, hervorzutreten und vollverantwortlich zur Stelle zu sein, in dem Moment, da das Prinzip, auf dem er die Entscheidung aufbauen zu können glaubte, von innen her ins Wanken gerät. Und abzutreten, wenn es sich als haltlos erweist. Dieser Moment, kein Zweifel, ist da; hervorgerufen durch das Wagnis eines Mitarbeiters, der anderen eine persönlich kaum beträchtliche, im Rahmen dieser Zeitschrift aber immerhin beträchtliche Verlegenheit bedeuten muß, sich diesen in einer kritischen Beziehung zu konfrontieren, insbesondere aber durch seinen affektbetonten Vorstoß in das Herz eines Problems, das ihm zum wunden Punkt im Seelenleib der Christenheit, einem anderen jedoch zu einer tiefverwunderlichen Herzenssache rechtgläubiger Erkenntlichkeit geworden ist: in das Problem der K i r c h e. Nun kann man ja im Zweifel sein, ob für den rechtgläubigen, den „dezidierten" Christen ein religiöses Problem, das nicht schon ein- für allemal entschieden wäre, überhaupt besteht; ich glaube: nein. Aber daß das Problem der Kirche — und das heißt natürlich: der katholischen — in seiner furchtbaren Fragwürdigkeit (und heute, im Zeichen des christlichen Weltkriegs, furchtbarer als je) besteht, das wird auch er nicht leugnen wollen. Und ist es das Verdienst eines Geistes wie Haecker (der bezeichnenderweise, wie seinerzeit auch Kar-

dinal Newman, vom Protestantismus herkommt), uns die Wahrheit der katholischen Kirche — jener übernationalen, die existieren sollte und heute nirgends existiert — in einer Eisregion geistiger Erhabenheit ahnen zu lassen, die immer nur durch eine auftauende Erleuchtung von Menschen wie er — also von einem heiligen Geist Ergriffenen — sich dem Blick des Sterblichen enthüllt: was, frage ich, hilft es diesem Sterblichen zu wissen, daß die katholische Kirche im Besitz des wahren Glaubenssystems ist, wenn er dabei auf Schritt und Tritt dem Teufelsspuk einer katholischen Kirche begegnet, die die Waffen des Weltkriegs in allen christlichen Feindesländern gesegnet hat, im übrigen jedoch mit der vollendeten Umsicht einer geistigen Devisenzentrale in der Welt regiert, indem sie alles Gold der Wahrheit — auch jenes höherwertige natürlich, das heute außerhalb ihres Valutenbereichs gewonnen wird — zu ihrem weltlichen Vorteil einzieht und für den geistigen Notbedarf der Gläubigen ihre zwar noch immer hochverzinslichen, im ewigen Leben aber kaum mehr präsentierfähigen Weltkriegsschatzscheine mit dem Bilde des Gekreuzigten ausgibt. Es ist nicht Haß, der autochthone Katholiken zur Wahrnehmung einer solchen Sprache führt, sondern Trauer: Erfahrung an Seele und Leib — Wahrnehmung, wie gesagt, auf Schritt und Tritt. Und damit bin ich an den Punkt gelangt, der mich bestimmt, mein Verhältnis zu einem Mitarbeiter aufzuklären, der dieser Wahrnehmung den stärksten, aber gleichsam verblendetsten Ausdruck verliehen hat, obgleich schon hier nicht zu übersehen ist, daß die Wahrnehmung seines Augenblicks, die sich im Ausdruck seiner Geistesgegenwart spiegelt, in jedem Falle klarer und eindringlicher ist als die seines Wortgesichts. Doch ehe ich mich anschicke, von Carl Dallago — von ihm, dem Allerfragwürdigsten — zu sprechen, ohne dessen Existenz der Brenner nie ins Leben getreten wäre, der also sozusagen die geistige Keimzelle war und ist, aus der heraus der Brenner zur Selbstbesinnung seiner eigentlichen Aufgabe erwuchs, sei mir gestattet zu bemerken, daß im Folgenden ein Blick der Liebe auf ihm ruht, der einem Blick des Aergernisses standzuhalten sucht, nicht ohne diesem voll erkenntlich zu sein; denn beide sind berechtigt und von einiger Bedeutung — der Blick des Aergernisses wie der Blick der Liebe — vorausgesetzt, daß sie nicht blind sind, sondern sehend.

*

Gewiß: Unwissenheit mag das Uebel bleiben, das es immer war. Aber ich sage: irgendwo — da offenkundig nicht in ihm — irgendwo in der natürlichen Existenz des Menschen in der Welt muß die gravide Last des Wissens, die schicksalsschwere Frucht der Erbsünde, geistig ausgetragen sein, ehevor sie die beträchtliche Geisteseinfalt dieses Unwissenden als einen überflüssigen Ballast, als die ausgestoßene Nachgeburt christlicher Weisheit in die Welt setzen konnte. Wie wollte man sich sonst auch diesen Fall

erklären: daß nämlich ein Laie, der sozusagen eine einzige geistige Blöße und als solche eine wunderliche Anomalie christlicher Geistesgegenwart darstellt, sich in der Vorstellung einer geistigen Existenzberechtigung wiegen kann, die rein aus der Luft gegriffen noch soviel religiösen Niederschlag enthält, daß er Christen, die sich der Verantwortung ihrer Rechtgläubigkeit bewußt sind, aber auch Geistern, deren Antlitz offene Intelligenz ist, als ein Aergernis und eine Torheit senkrecht auf die Nerven fallen kann. Uebersieht man also nicht, daß diese seltsame Geistesfrucht, dieses triebhaft in seine Geistesursprünglichkeit verschlungene Naturgewächs — halb Blüte, halb Geschwür — dem mütterlichen Geistesleib der Christenheit entsprungen ist, und zwar dort, wo er sein Fleisch und Blut stiefmütterlich kasteit: dem strengen Schoß der Kirchengläubigkeit, so möchte man zunächst behaupten: Hier steht ein geistig unüberlebter Mensch im Vollgewichte seiner Fragwürdigkeit auf einem christlich überlebten Standpunkt. Aber da springt auch schon der Wortspieldämon in einer Anwandlung satirischer Beherztheit meine Wahrnehmung an und meint: Hier steht ein geistig unüberlegter Mensch im Scheingewichte seiner Fragwürdigkeit auf einem christlich überlegten Standpunkt. Sagt's und zieht sich verdutzt zurück. Wovor? Vor der sonderbaren Witzgefeitheit dieses geistig ach so gründlich bloßgestellten Menschenlebens, das nichts als eine Daseinsmacht verkörpert, vor dem ich mit meinem und voraussichtlich mit jedermanns Witz und Latein glücklich zu Ende bin. Füge ich noch bei, daß Dallago offenbar vor seinem Gewissen keine andere Wahl hat, als seine Gedanken aufzuzeichnen, und ich vor dem meinen — das *ist* ja das Verhängnis — keine andere, als sie zu drucken, so überlege ich immerhin: wie will man der Erscheinung dieses reinen Toren sonst begegnen, der — ein großes Kind in Mannsgestalt, das heute, da es Frühling ist, ein Jüngling und morgen schon, im Spätherbst, als ein Greis erscheint — mit aller Macht einer ungebrochenen Witterung, mit allem rätselhaften Eigensinn der Selbstpreisgabe in die große geistige Blöße aufgeht, die sich die Natur in ihm gegeben hat. Näher: die Natur des Abendlandes, näher noch: des heimatlichen Himmelstrichs, zu allernächst: der Scholle, die ihn trägt. Ja, ist es nicht verwunderlich, zu welch einem Schemen von Verschollenheit ein sonst an nichts als lebhaft an sich selbst erinnernder Mensch (dem wie von oben her — das ist einfach zu *sehen* — ein Lächeln der Nachsicht folgt) so auf den ersten Blick der Liebe — und alle Liebe, die zum Schicksal werden will, ist Liebe *wider* Willen! — zusammenschrumpfen kann. Ja, wenn nicht alles trügt, so liegt hier eine abendländische Angelegenheit von so grotesk unmöglicher Art vor, daß sie sich fast notgedrungen in einem Gotteswinkel des verlorensten Tirol abspielen und sich voraussichtlich damit bescheiden muß, ein weitausschauendes alpenländisches Kuriosum im engen Herzen von Europa zu bilden. Ist es doch

der Mensch in der Ursprünglichkeit seiner religiösen Existenz, aber in einem hin ein Mensch, dem zweitausend Jahre Christentum schwerer und eingefleischter, als er wahrhaben will, so in den Gliedern und im Blute liegen, daß seine Gangart schleppend und doch weitausgreifend, sein Ausdruck wechselnd und doch beharrlich, seine Gedanken ihrer selbst kaum mächtig und doch voll Mitteilungsbedürfnis sind — ein Mensch, der aus dem Dunkel seiner Selbstbehauptung in Gottes schöne Schöpfung tritt mit keiner tieferen Erkenntlichkeit als der von Gottes dankbarem Geschöpf —, der mit Dallago fragwürdig wie alles, was ohne Ausweis einfach da ist, ein unverkennbarer Herabkömmling, ein einfältig beredtes Mißverständnis seiner selbst im Licht des Christentums, auf den Plan tritt. Aus dieser armseligbeschränkten, geistig-verwirrten Position im Augenblick des Abendlands erklärt sich auch die Müh- und Müdseligkeit, mit der hier ein Mensch, folgsam seiner Urnatur und noch ganz überschattet vom Geiste seines Ursprungs, scheinbar ein Illusionist der Wirklichkeit, in Wirklichkeit ein Büßer (so daß er Dir vielleicht, o Leser, der Du altklug bist, bisweilen nur als Narr erkenntlich werden mag), seinen — für immer? — aus der Welt verlorenen Weg zurücklegt. Wohin zurück? Wer könnte dies voraussehen! Denn darf man annehmen, daß für uns, die wir zur Nachsicht und zur Nachfolge bestimmt sind, das Kreuz nun ein- für allemal im G e i s t e aufgerichtet ist, und soll das glaublich heißen: im Geist des Gegensatzes von Natur und Geist, so ist es scheinbar am entrücktesten und doch in Wirklichkeit am nächsten dem errichtet, der aus einem urreligiösen Beweggrund seiner Natur sich dieses Gegensatzes nicht nur nicht bewußt wird, sondern r e i n e n H e r z e n s ihn von sich aus leugnet, ohne daß es ihm n a t ü r l i c h gegeben wäre, ihn in sich auch wirklich zu verleugnen. Das sollte man, um diesem Fall gerecht zu werden, nicht außeracht lassen. Spiegelt sich doch schon ein Sinnbild dieser Möglichkeit in der fatalen Tatsache, daß bei Dallago seine außerordentliche Naturverwachsenheit und seine außerordentliche Geistesweitschweifigkeit sich in Gedanken so unversöhnlich heidnisch-christlich (ein echtester Sohn der Berge!) durchkreuzen, daß er im Zentrum seiner Leidenschaft: im Ausdruck seiner Unwissenheit — also dort, wo der Geist der Natur und jener des Wortes, statt sich in gegenseitiger Verkennung aufzureiben, sich wie in einem Liebesschoß erlöster Zwietracht einen müßten — wahrhaftig wie ans Kreuz geschlagen scheint. Das gibt vielleicht für den, der ihn, wie ich, nicht eben deshalb l i e b e n muß, einen tragikomischen Aspekt von solcher Ungereimtheit, daß das Wagnis, ein im Grunde so befremdendes Schauspiel schriftstellerischer Selbstverkenntnis unbefangen zur Schau zu stellen, Zweifel an meinem Verantwortlichkeitsgefühl oder an meiner Zurechnungsfähigkeit erwecken könnte. Und so greife ich die Frage in mir auf: ja, warum drucke ich Dallago? Und warum drucke ich ihn in einer

Umgebung, in der er noch beträchtlich tiefer ausgesetzt erscheinen muß als in der Welt, die ihn in Wirklichkeit umgibt? Nun, eben d e shalb! Um ihm zu einer letzten Bloßstellung vor den Augen des christlichen Gewissens dieser Zeit zu verhelfen. Wird es doch offenbar, daß aus dem heidnisch grundierten Lebensspiegel der immer reinen geistigen Anstrengung dieses Erdenwandlers — selbst wenn es ihr verhängt sein sollte, ins geistig Bodenlose aufzugehen — manche christliche Wahrheit von entscheidender Bedeutung, die schon im Heidentum und (nach Dallago) wer weiß wo vorhergesehen war, sichtbarer, lebendiger, einleuchtender — ja bis zur hellen Fragwürdigkeit, weil bis zur unreligiösen Selbstverständlichkeit verkörpert, also in seinem Geist, d. h. in ihrem Ursprung, doch wieder seltsam verdunkelt — in Erscheinung tritt, als sie selbst in der lichtesten Geistesglut des gottbegnadeten Apologeten, dem kraft seines lebendig entschiedenen Glaubens keine Fallstricke mehr im Geist gelegt sind, zuzeiten und auf Augenblicke und für Menschen, die entsprechend bildungs- und gewissenstüchtig sind, deutlich zu werden vermag. Und nun, entrückt sich mir Dallagos irrlichte, aber fraglos geistumwitterte Erscheinung wie von selbst in eine Region der Selbsterhellung, die mir Anlaß zu immer dunklerer Betrachtung geben muß, so kann ich das eigene Befremden darüber nur beschwichtigen, indem ich mir nochmals vergegenwärtige: daß es die N a t u r ist, die Natur als Schöpfung, die sich diese Blöße — diese c h r i s t l i c h e Blöße — wahrnehmbar für alle, die nicht blind sind, in ihm gibt. Denn, bei Gott, ich fühle mich nicht berufen, den grausam unerlösten Gegensatz von Natur und Geist, in dem das orthodoxe Christentum — und zwar in jenen Einzelnen, die noch nach Christi Wort, d. h. in der vollendeten Weisheit der Liebe leben, gewiß zur höheren Ehre Gottes —, in seiner konfessionellen Dämonie jedoch, sofern der geistige Blick in das verheerte Antlitz der christlichen Menschheit nicht trügt, sehr zum Verfalle dieser lebt und webt, so ohne weiteres, ohne die äußerste Not, an eine unbeschwerlichere Einsicht zu verraten. Nein, ich fühle mich n i c h t berufen; denn ich bin zwar — und gerade in Ansehung d i e s e s Falles — vom Gewicht dieser Versuchung bisweilen schwer bedrückt, aber im Innersten, so sehr ich die Entscheidung anstrebe, keiner Entscheidung mächtig, die mich nicht in die Qual eines vertieften Zweifels zurückstieße. Das heißt: ich bin auch der Entscheidung nicht mächtig, die die christliche Glaubensforderung an den Einzelnen stellt, insolange nämlich diese nicht über ihre apologetische Bedeutung hinweg in eine geistige Wirklichkeit hinausweist, durch deren Wahrnehmung in einem bestimmten Fall sie erst die unbegrenzte Wahrheit ihres eigenen Gesichts enthüllt. Oder — vielleicht ist es vermessen, so zu fragen, gleichwohl kann ich die Frage in diesem Zusammenhang nicht unterdrücken —: ist denn da einer unter uns, und sei er seiner Rechtgläubigkeit noch so sicher, der sich in bangen

Augenblicken der Verantwortung nicht dem erschütternden Bedenken hingeben müßte, ob denn das christliche Paradox — gewinnt es erst einmal im Daseinsausdruck eines Laien eine so verzweifelt fragwürdige Gestalt, daß sie aller christlichen Gewitztheit des Geistes im Geiste ihres ungewitzten Wesens christlich widersteht — nicht am Ende einer christlichen Selbstverleugnung fähig sei, die dem Verstande, aber auch dem Glauben, der sich auf sich selbst etwas zugute tut, das schwerste Opfer zumutet. Allerdings, das könnte heißen: die christliche Gottesvorstellung auf den Kopf stellen. Und zwar auf den Kopf eines Menschen, der zwischen weltlicher und geistlicher Gewitztheit selbst so hartnäckig auf den Kopf gefallen scheint, daß seine Geistesgegenwartsgeberde: Ich verstehe die Welt und mich in ihr nicht mehr! sehr wohl das Zwerchfell und die Galle, aber auch das Herz des christlichen Verstands erschüttern kann. Eben je nachdem, ob es ein Blick des Unmuts ist oder der Liebe, der sich an diesem Falle stößt, beziehungsweise stählt. Ja, wenn ich es verraten darf: er scheint mir wie zur Probe auf dieses christliche Exempel von einer reinen Absicht der Natur der christlichen Welt vor Augen gestellt. Denn es ist zwar leicht, sich an Dallago zu ärgern, aber schwer, ihn zu lieben, und doch schwerer noch, ihn nicht zu lieben. (Ich wenigstens bekenne dies als mein Erlebnis, das sich sohin keiner Kritik von außen, sondern lediglich der Selbstkritik aufdrängt.) Oder läßt sich etwa leugnen, daß in die blühende Einöde seiner Gedankenwelt, in den Tag- und Nachtwechsel seiner Bewußtseinsdämmerungen, ja in die äußere wie innere Mühsal seines Aufzeichnungsvermögens (dem mein Sprachgewissen sogar gelegentlich nachhelfen muß), kurzum in alle Blößen, die dieser Mensch sich gibt, ihm doch immer wieder wie von weither ein gleichsam feststehender Augenblick ursprünglicher Klarheit folgt, der nicht von dieser Welt und einfach unübersehbar ist? Die Wahrheit ist, daß die Erscheinung dieses Nirgendwoher-Irgendwohin, der einen Weg der Selbstrevision beschreibt, von dem man heute noch nicht wissen kann, wohin er ihn in seiner Irrseligkeit zurückführt — denn vergessen wir nicht, daß ihm wie uns das Kreuz im Geiste, d. h. im Kreuz des Glaubens, aufgerichtet ist! —: die Wahrheit ist, daß allerdings im Feuereifer der Paulinischen Nachfolge eine Erscheinung wie die seine sich in ein lächerliches Nichts verzehrt, im Licht des Wortes Christi aber, das die Liebe ist, wie unter die Last einer letzten Fragwürdigkeit in dieser Welt gebeugt ihrem unbekannten Ziel entgegenstrebt. Will man nun nicht lächerlicherweise annehmen, daß in ihm (der morgen vielleicht schon keine Möglichkeit mehr hat, sich dieser Welt verständlich zu machen, so sehr versiegt sie ihm mit dem Erscheinen dieser Zeitschrift), die Erscheinung des Antichrist sich ihre erste, christliche Blöße gebe, dann bleibt nur die Erklärung einer schier unglaublichen, fast bis zur geistigen Selbstvernichtung gesteigerten Selbst-

überhebung des christlichen Paradoxes in der Verkörperung dieser lauteren, irrgläubig an sich selbst erinnernden, wirrselig in sich selbst wie in die Herrlichkeit der Gottesnatur verschauten Menschennatur — einer Natur, die lebt und dennoch weltverloren ist, während im dunklen Schoße ihrer Unerlöstheit, im umflorten Lichtblick ihrer Unwissenheit vor Gott die Schuld der Christenheit sich geistig erlöst und gleichwohl so vertieft, daß — gehen ihr nicht jetzt die Augen auf — sie ungebüßt bis an das Ende der Welt bestehen bleiben wird. Und kann man die erschütterndste Glaubensvision im Eigenlicht der christlichen Paradoxie und durch das Medium eines Menschen wie Dallago nicht ohne Furcht und Zittern ins Auge fassen, so mag man in ihrer Andeutung getrost — und, will man es vor Gott verantworten, in Gottes Namen denn! — die Ausgeburt eines verhängnisvoll vollendeten Schwachsinns erblicken (denn seiner bin ich mir vor Gott bewußt), nicht aber den vermessenen Versuch, ein glaublich ein- für allemal göttlich entschiedenes Schicksal in die trostlose Perspektive menschlichen Aberwitzes zu stellen. So sei und bleibe es ein persönliches Bekenntnis, das niemandem zu schaffen machen braucht als mir. Zu welchen Mißverständnissen es Anlaß geben kann, hat mich — da ich es nicht leichthin, nicht aus eigenem Antrieb, sondern unter überlegenem Gewissensdruck und so ablege, daß es sein Korrektiv auf jeden Fall (und insbesondere für den ständigen Brenner-Leser, dem die Möglichkeit der Nachprüfung gegeben ist) in sich trägt — vorerst nicht weiter zu bekümmern. Sollte es ja zunächst nur dazu dienen, meine Haltung als Herausgeber einem Mitarbeiter aufzuklären, dem sie fragwürdig geworden; der im Bewußtsein einer strengeren Verantwortung leben mag als ich, und der daher ein Recht hatte, zu fragen, und auch darauf, daß ich ihm die Antwort — die allein mir möglich! — nicht schuldig bleibe. Ich weiß nicht, ob ich sie vor ihm, aber ich möchte hoffen, in zuversichtlicher Besorgnis hoffen, daß ich sie vor Gott verantworten kann. Denn ich mußte sie wohl einem beschränkten Verstand, aber zu allererst — auch das weiß Gott! — durch zwanzig Tage und Nächte einer entschiedenen und vorerst so entschiedenen Bedrängnis einem mächtig bewegten Herzen abringen.

*

Ich weiß nun nicht, ob nach dieser Erklärung (von der übrigens dahingestellt bleiben muß, ob sie nicht am Ende eine reine Privatangelegenheit betrifft, welche eine christliche Menschheit, die mit der Beilegung ihres Weltkrieges und der endlichen Herbeiführung ihres Weltfriedens alle Hände und Köpfe voll zu tun hat, nichts angeht) ein Fortbestand der Zeitschrift in irgend einer Form noch möglich ist, ob sie überhaupt noch einen Sinn hat. So peinigend mir der Gedanke ist, daß sie als eine offene Wunde im Geistesleben der Zeit zurückbleiben soll — denn gibt es ein re-

ligiöses Problem, so ist es in seiner Aktualität im Brenner aufgeschlossen —: es steht nicht in meiner Macht, eine Entscheidung zu treffen, die nur die Vorsehung im Weg der Nachsicht jener Mitarbeiter treffen kann, die an meiner Haltung etwa Anstoß nehmen. Denn ich, der ich mich stets als den Geführten wußte (oder wer möchte bezweifeln, daß ich das Amt, das ich versah, nicht so sehr ergriffen habe, als daß es m i c h ergriffen hat!), kann mich der Einsicht nicht verschließen, daß wohl die Leitung der Zeitschrift unter meiner Verantwortung, nicht aber ihr Schicksal in meine Hand gegeben ist. So trete, bis die innere Situation geklärt und auch die äußere Möglichkeit des Weiterbestehens, sei es in immer welcher Form, gewährleistet ist, eine Pause im Erscheinen des Brenner ein. Ob kurz oder lang — sie ist im gegebenen Augenblicke der Entschluß, der, wie ich hoffe, weder einer Willkür noch einer Ausflucht gleichsieht; ein Entschluß, der übrigens auch dem Nachhall dieser Folge im Herzen des empfänglichen Lesers zugute kommen mag. Und war es — fern von jedem Ehrgeiz — mein Glück und meine Qual und ein Beruf, der sich von selbst belohnt, von selbst bestraft, nach bestem Gewissen und Vermögen Lesern wie Mitarbeitern so zu dienen, als sei damit der Vorsehung gedient, so mögen sie gestatten, daß ich ihnen danke — denn ich war im Zentrum dieser Spannungen, im Brennpunkt der Verantwortung des Brenner, an innerer Zuversicht doch stets der Reichstbeschenkte —; und wenn ich ihnen a l l e n danke — dem Freunde, der mir zu Beginn zur Seite gestanden, und jenen Lesern auch, die durch Berücksichtigung des jüngst erlassenen Aufrufs ihre Erkenntlichkeit oft rührend bekundet haben —, so mögen sie noch überdies gestatten, daß ich in tiefstempfundener Verbundenheit der hochherzigen Gesinnung jenes Mannes gedenke, der aus Liebe zur Sache des Brenner — aus reiner Begeisterung für die Flamme, die ihn nährt — Sorge dafür getragen hat, daß ich ohne allzu drückende Rücksicht auf die Schwierigkeit der Zeitverhältnisse meine Aufgabe bis zu diesem Wendepunkt im Schicksal der Zeitschrift durchführen konnte.

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Mit diesem Heft endet die sechste Brenner-Folge. Wir verweisen auf die vorstehende Erklärung des Herausgebers, derzufolge aus Gründen innerer Natur, aber auch mit Rücksicht auf gewisse äußere Schwierigkeiten, die dem Bestehen einer Zeitschrift vom Charakter und Aussehen des Brenner in Oesterreich momentan entgegenstehen, eine Pause im Erscheinen des Brenner eintritt. Wie lange diese Pause dauern wird, hängt von den Umständen ab und läßt sich derzeit ebenso wenig entscheiden wie die Frage, in welcher Form der Brenner im gegebenen Moment wieder aufleben kann. Wir ersuchen einstweilen jene Abnehmer, die auf den Bezug der Zeitschrift künftig nicht mehr reflektieren, um Abbestellung des Abonnements bis längstens September.

*

Von den angekündigten Verlagswerken gelangen gleichzeitig zur Ausgabe: *„Nachruf"* von *Anton Santer*, und die Laotse-Uebertragung *„Der Anschluß an das Gesetz"* von *Carl Dallago*. Das Werk *„Das Wort und die geistigen Realitäten"* von *Ferdinand Ebner*, und die Studie *„Der Christ Kierkegaards"* von *Carl Dallago* können infolge unvorhergesehener Verzögerungen während der Drucklegung erst zum Herbsttermin ausgegeben werden.

*

Vorlesungen aus Werken der Brenner-Autoren, die der Herausgeber am 22. und 23. März in Bozen halten sollte, wurden vom dortigen Zivilkommissariat verboten und der eingebrachte Rekurs vom Generalkommissariat Trient verworfen.

*

Als Teilerträgnis einer Vorlesung, die *Karl Kraus* am 21. Oktober 1920 in Wien aus eigenen Schriften hielt, und in Beherzigung einer Weisung auf dem Programm dieser Veranstaltung wurden uns zugunsten einer schwer heimgesuchten Familie in Innsbruck an Spenden überwiesen und ihrer Bestimmung zugeführt: Verlag „Die Fackel" *K* 1500.—; Fürstin M. L. *K* 3300.—; Ungenannt *K* 20.—; G. K. *K* 30.—; Ungenannt *K* 800.—; Buchhändler R. L. *K* 650.—; C. St. *K* 250.—; Sammlung durch B. L. *K* 1970.—; E. B. *K* 50.—; H. H. *K* 30.—; K. Sp. *K* 20.—; M. u. J. K. *K* 50.—; J. M. *K* 2000.—; in Summa: *K* 10.670.—.

SOEBEN SIND ERSCHIENEN

LAOTSE
DER ANSCHLUSS AN DAS GESETZ
ODER
DER GROSSE ANSCHLUSS

Versuch einer Wiedergabe des Taoteking von CARL DALLAGO

Die große religiöse Denkschrift der Chinesen in der vielbemerkten Nachgestaltung Carl Dallagos aus dem vergriffenen Brenner-Jahrbuch 1915 erscheint hier, vielfach verbessert und um eine Nachschrift zum Vorwort vermehrt, in neuer Auflage als selbständige Publikation.

Preis brosch. K 75.— (Mk. 9.50)

ANTON SANTER: NACHRUF

Das Schicksal einer geistigen Wanderschaft, enthüllt im Nachruf auf einen Verschollenen. Augenweide der Sinne hebt sich aus Landschaft und Leidenschaft der Seele zu Augenblicken höchster Besinnung, die wie Gipfelpunkte alles Fraglichen in der Welt die Unergründlichkeit des Daseins tief auf sich beruhen lassen. „So saß ich König und Kind und spürte, wie ich erschuf, was ich Gebirge nenne."

Preis brosch. K 60.— (Mk. 7.50), in Pappband K 80.— (Mk. 10.—)

ENDE SEPTEMBER ERSCHEINT

CARL DALLAGO:
DER CHRIST KIERKEGAARDS

Diese Studie, geschrieben im Sommer 1914 und hier zum ersten Mal veröffentlicht, sucht auf Grund der beiden religiös bedeutungsvollsten Schriften Kierkegaards „Die Krankheit zum Tode" und „Der Augenblick" den Begriff des Christen im Sinne Kierkegaards unter besonderer Berücksichtigung des christlichen Sündenbegriffs zu erfassen und vom Standpunkt des von jeher Geistigen und Religiösen zu ihm Stellung zu nehmen.

Bestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt an den
BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

ENDE SEPTEMBER ERSCHEINT

FERDINAND EBNER

DAS WORT UND DIE GEISTIGEN REALITÄTEN

Pneumatologische Fragmente

INHALTSÜBERSICHT:

Vorwort.

1. Die geistigen Realitäten.

2. Wort und Persönlichkeit. Ursprung des Worts. Einsamkeit. Ich und Du.

3. Wort und Menschwerdung. Gottesbeweise. Atheismus. Wort und Selbstbewußtsein. Abhängigkeit des Ichs.

4. Ich denke und Es denkt. Kierkegaard. Das konkrete Ich. Wortwerdung des Denkens. Ideelles, konkretes, fiktives Du. Wort und Wahrheit.

5. Erkenntnis des geistigen Lebens. Die Philosophen und das Wort. Das Wort und das geistige Leben. Die Wissenschaft und das Wort. Pneumatologie.

6. Sinn und Sinne. Die niederen Sinne. Hören und Sehen. Schönheit. Die musikalische Intuition. Klang und Wort. Wort und Geistesbedürftigkeit.

7. Vernunft und Wort.

8. Das Urwort.

9. Bewußtsein und Bewußt-*Sein*. Pneuma und Psyche. Psychologie. Der Wahnsinn.

10. Die Existenz des Ichs. Idealismus. Das Wort und die Liebe.

11. Der oblique Kasus und die Bedeutung des *m*-Lautes.

12. Das mathematische Denken und das Ich. Harmonie. Descartes. Wort und mathematische Formel. Substanz und Ethos. Der Identitätssatz. Wirklichkeit.

13. Verbum und Satz. Die Bedeutung des *t*-Lautes.

14. Existentialaussage und Personalität. Werden und Sein der geistigen Realitäten. Die Liebe.

15. Das Menschliche und das Göttliche. Gott als Vorstellung und als Realität.

16. Otto Weininger. Geist und Sexualität. Die Juden. Christus.

17. Letzter Sinn des *cogito*. Selbsterkenntnis. Ethos und Gnade. Die Sünde und das Wort.

18. Natur und Geist, generelles Leben und individuelle Existenz. Kultur und Christentum. Schluß.

Vorausbestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt an den

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOUR** stamped below.

30m-1,'69(J5643s8)2374—3A,1